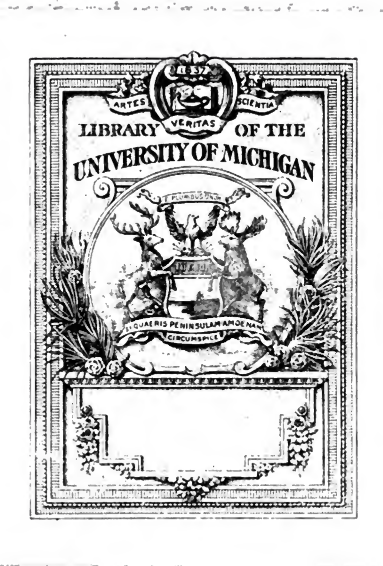
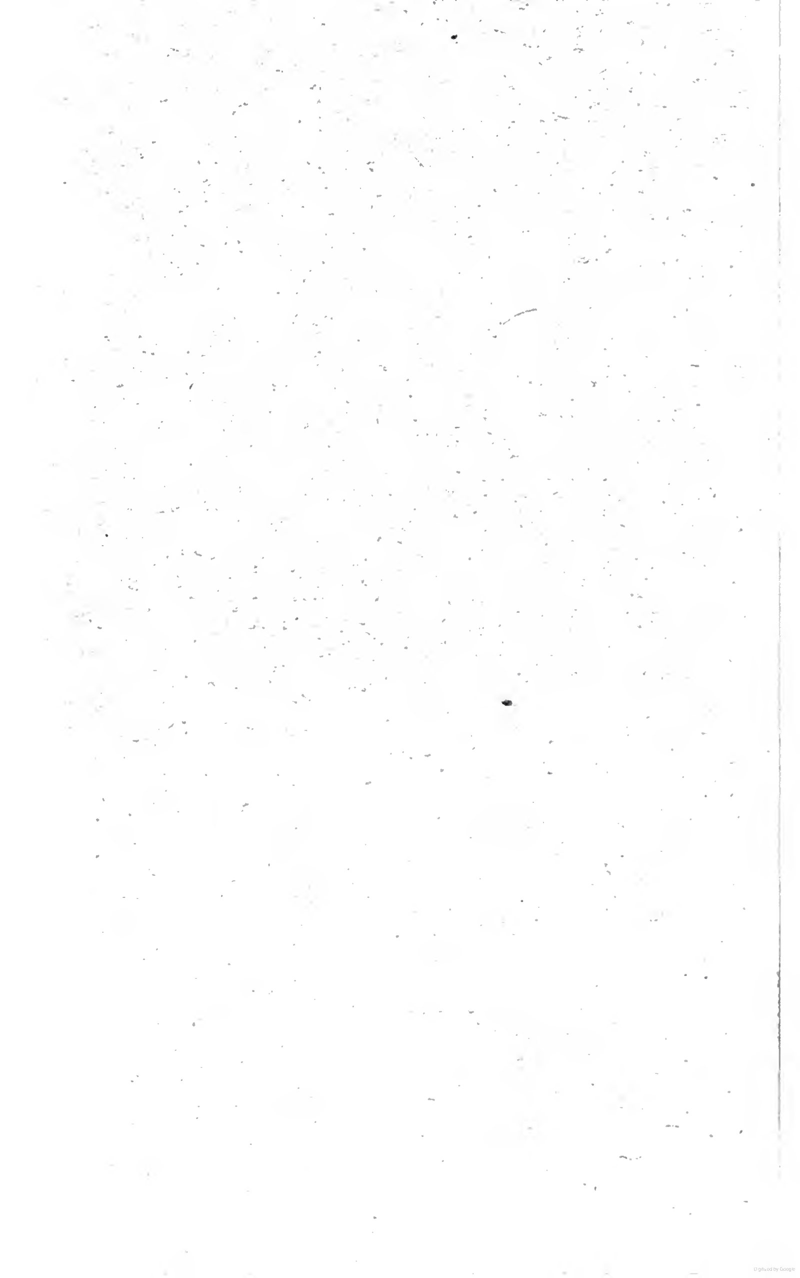
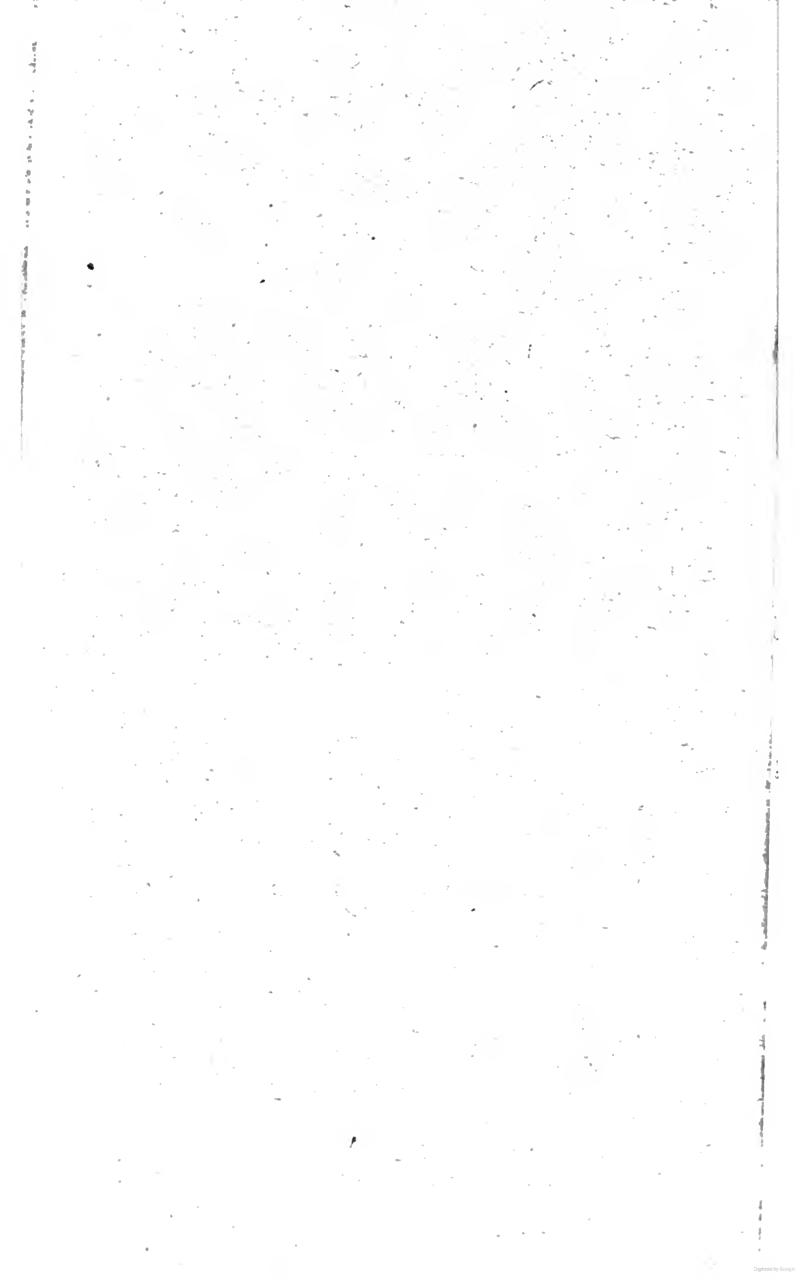



1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE







JAHRESBERICHT

über

die Fortschritte der classischen

Altertumswissenschaft

begründet

von

Conrad Bursian

herausgegeben

von

L. Gurlitt und W. Kroll.

Hundertundvierter Band.

Achtundzwanzigster Jahrgang 1900.

Erste Abteilung.

GRIECHISCHE KLASSIKER.



LEIPZIG 1901.

O. R. REISLAND.

Inhalts-Verzeichnis

des hundertundvierten Bandes.

Seite

Bericht
über griechische Musik und Musiker von 1884—99

von

Karl von Jan
in Strassburg
(† am 4. September 1899).[1]

Äußerst selten nur kann sich der Berichterstatter über irgend einen Lebenszweig des fernen Altertums in so glücklicher Lage befinden als der Verfasser dieser Rundschau. Durch Neuordnung und Neupressung totenstarrer Formeln mühten unsere Vorgänger sich ab, Antwort zu bekommen auf die Fragen, welche sie der antiken Sangeskunst stellen zu sollen glaubten; wo sollte da ein Erfolg herkommen? Uns hat der Meißel eines asiatischen Steinmetzen die sämtlichen Töne eines griechischen Skolien-Liedchens unversehrt vor Auge und Ohr geführt. In der trockenen Luft eines ägyptischen Grabes wurde uns — zwar keine Partitur — aber einige Dutzend Notenzeichen aus der schönsten Zeit hellenischer Dichtkunst erhalten, so daß wir eine Ahnung uns verschaffen können von der Sangesart der athenischen Tragödie. Andererseits hat man lange Loblieder auf den Musengott samt ihren Melodien unter der deckenden Erde hervorgezogen; gehören sie auch erst der Abendzeit des griechischen Lebens an, so erlaubt uns doch ihr archaischer Stil tiefe Einblicke in die Kompositionsart auch früherer Dichter. Ein Liedchen endlich, das wir ehedem in Hadrians Zeit und Heimat verlegen wollten, hat sich ebenfalls als echt hellenisch erwiesen und fügt sich als ebenbürtiges Schlußstück in den reichen Kranz dieser Blumenlese.

Was für ein Glück dabei, daß wir den Alypios besitzen! Er, der früher wie ein Hohn erschien auf unsere neugierigen Blicke, ist nun

[1]) Indem wir die letzte Arbeit des verdienten Forschers zum Abdruck bringen, die er wenige Tage vor seinem Tode an die Redaktion abgesandt hat, bitten wir manche Mängel entschuldigen zu wollen; von Jan hatte den Bericht selbst als nicht ganz fertig bezeichnet und sich vorbehalten, bei der Korrektur Nachträge zu machen.

der treue Erklärer aller jener Funde geworden. Über alle Zweifel und Bedenken in Auslegung und Umschrift der gefundenen Lieder sind wir freilich noch nicht hinweg; zuweilen stehen wir noch vor einem Entweder—Oder. Auch sind wir über das Wesen der antiken Tonarten noch lange nicht im klaren; mitunter sind da noch ganz einschneidende Grundfragen zu lösen. Aber um wie vieles sind wir heute über den Standpunkt von 1885 hinaus! Die Wüste erblüht, neues Leben keimt aus den Ruinen.

Heute gilt es natürlich, I. die Musikstücke selbst und ihre Ausgaben zu betrachten. Dann wenden wir uns, dem Faden des Berichtes von Guhrauer in 1885 III folgend: II. zu den übrigen Quellen, III. zu den zusammenfassenden Darstellungen, endlich IV. zu den Einzelschriften.

I. Die Gesänge.

1. Das Epigramm auf dem Grabstein des Sikilos.

a. K. Wessely, Antike Reste griechischer Musik. Beilage zum Programm des Wiener Gymn. im 3. Bezirk 1891. S. 16—26. Dazu Guhrauer, W. f. kl. Ph. 1893, 234.

b. O. Crusius, Ein Liederfragment auf einer antiken Statuen-Basis. Phil. L 163 und LII 161.

c. Wessely und Ruelle in Rev. ét. gr. V 265.

d. F. Hanssen, Sobre un trozo de música griega. Annales de la Universidad Santiago. 1893.

e. Ph. Spitta, Eine neugefundene altgriech. Melodie. Viertel-Jschft. f. Mus.-Wiss. 1894. 103.

f. Reinach, im Anhang zu IV No. 8 (s. u.) S. 203 und

g. Ders. in No. 4 S. 365. Taf. XIII u. XXIII.

h. Monro, in No. 34. S. 89. 133.

i. K. v. Jan, in No. 12, S. 450 mit

k. Supplement 1899.

l. Gevaert, in No. 35, S. 46 und

m. S. 386. 456.

n. Torr, in No. 41. S. 24.

o. Thierfelder, Seikilos, Epigrammation. Lpz. Breitkopf.

Daß zur Notation dieses Liedchens die ionische Leiter des Alypios verwendet ist (p. 15 M = 378 J entsprechend der modernen Schreibart mit zwei Kreuzen), war sofort klar. Auch die eigentliche Tonart (ἁρμονία Oktavgattung) des Liedes war leicht zu finden, und wenn in

dieser Beziehung noch heute verschiedene Namen genannt werden, so ist diese Abweichung nicht so bedeutend, als sie scheint. Der Schlußton des Liedes wurde erst durch Munro als ¯| = tief e erkannt und in einem nachträglich gelieferten Blatte (S. 145) zu Monros Modes bekannt gegeben, während die Vorgänger noch den darunter stehenden Längestrich als Bestandteil der Note betrachtet hatten (die in a—f, i, l, o gegebenen Melodien sind danach zu verbessern).

Indes schon vor Bekanntwerden dieses Schlußtons war den meisten Auslegern klar, daß der oftmals wiederkehrende Anfangston **a** mit der im Eingang so sichtlich hervorgehobenen Oberquinte **e'** die für die Tonart bestimmenden Klänge (Mese und Nete) seien. Der jetzt gefundene Finalis tief **e** (Hypate) erhebt diese Annahme über allen Zweifel. Die Tonleiter ist:

E	fisg	a	h	cis'd'	e'
= D	ef	g	a	hc'	d'

Die phrygische Beschaffenheit dieser beiden Tetrachorde wird auch Th. (in o), der anfangs an mixolydische Tonart dachte, jetzt gewiß zugeben. Freilich herrscht noch immer Verschiedenheit der Meinungen darüber, mit welchem Namen die Oktave **Dgd** zu belegen sei. Die einen sagen: „Die von **G—g** laufende Tonleiter wird in der ψeuklidischen Isagoge (p. 197 J.) und anderwärts als hypophrygisch bezeichnet; ihr gehört dieses Lied an, sein Grundton liegt eine Quarte über dem Schlußklang, **G—g** ist hypophrygisch oder i o n i s c h." (Crusius S. A.) Reinach dagegen und mit ihm der Ref. ist überzeugt, daß die dorische Leiter (**E—e**) ihren Grundton in dem mittleren **a** gehabt hat. (Vgl. die weitere Ausführung dieses Satzes unten[1]). Wie nun ein gleiches der Fall war mit der phrygischen Leiter, wenn diese ein **Dgd** mit Grundton **G** war — und die Gegenüberstellung einer mit Hypo benannten Leiter phrygischer Art (**G—g** mit Grundton **G**) spricht vernehmlich für diese Analogie — dann ist die Tonart dieses Liedchens vielmehr die p h r y g i s c h e. Reinach in **g** 366. Auf jeden Fall haben wir in diesem Liede ein deutliches Beispiel der unten aus einer Quarte, oben aus einer Quinte bestehenden Leiter, wie in dem ersten delphischen Hymnus, dem ersten Abschnitt des zweiten und dem Gesang an die Nemesis.

Größere Schwierigkeiten bietet aber die m e t r i s c h e Erklärung des Sikilos-Liedes. Daß es Hemi-Jamben ionisch-anakreontischer Art

[1]) Bei Besprechung der von Tonarten handelnden Monographien soll eine möglichst deutliche Auseinandersetzung über diesen schwierigsten und zugleich wichtigsten Gegenstand der antiken Musiklehre versucht werden.

sind, hat Cr. erwiesen. Monro stellt das metrische Schema in allen Hauptsachen richtig so dar:

υ — ⎯| υυυ ⎯| — υ υ ͡υυ υ — ͡υ—
Ὅσον | ζῇς, φαί- | νου· μηδὲν | ὅλως σὺ λυ- | ποῦ.

υ υ υ υ υυυ — ͡υ— υ υ υ υ υ υ υ — ͡υυ—
πρὸς ὀλί- | γον ἐστὶ τὸ | ζῆν· τὸ τέλος | ὁ χρόνος ἀπαι | τεῖ.

Da die geradzahligen Jamben ausnahmslos mit Iktus-Punkten versehen, die ungradzahligen dagegen nicht in dieser Weise bezeichnet sind, haben Cr. und H. richtig eine dipodische Gliederung erkannt, und gerne wird man die Punkte mit ersterem (gegen H.) in positivem Sinne, als Bezeichnung der schwereren Füße verstehen. Die Dipodien haben also ansteigende Betonung und gehören zu den Versmaßen, welche Westphal im deutschen Aristoxenus (1883) S. 88 als diastaltisch zu bezeichnen vorschlug. Diesem Umstande trägt auch das obige Schema Rechnung, indem es die Dipodien nicht verbindet, sondern durch Taktstriche zerschneidet. Stände nun jenes Tonzeichen immer nur auf der Länge des geradzahligen Jambus, dann wäre die Sache einfach. Aber im 10. und 14. Jambus steht jener Punkt zweimal, sowohl auf der Kürze -γον und ὁ wie auf der folgenden Länge; der 6. Fuß hat sogar nach Monro den Betonungspunkt nur auf der Kürze ὅλ. Cr. glaubte darum eine Verschiebung des Tones annehmen zu sollen, ein synkopenartiges Früherlegen des Hapttons, wie es das Wesen der ionischen Anaklasis bildet. Sp. teilte diese Auffassung und wies ähnliche Rückungen des Accents in Gesängen des 15. und 16. Jhdt. nach. Ihnen schloß sich Monro und Thierfelder an, auch Ref. stand anfangs (in i) unter dem Bann dieser Anschauung. Wessely dagegen, der anfänglich von den Iktuspunkten nichts wußte, setzte Taktstriche hinter ὀλ und γον, so daß jeder Jambus seine natürliche Betonung auf der Länge erhielt. Ebenso teilte auch nach Bekanntwerden jener Punkte H. in c ab, desgleichen Reinach in g und Gevaert in h m. Ja, auch Ref. muß gestehen, daß er sich mit dieser Auffassung des Taktes mehr und mehr befreundet. Wenn auf dem Steine einige Jamben mit Iktuszeichen versehen sind, darf doch nimmermehr dieser Fuß zu einem Trochäus umgestempelt werden. Wenn wir diese Punkte so verstehen, daß immer der erste Fuß die θέσις, der zweite die βάσις der Dipodie bildet, dann ist diesen Zeichen genugsam Rechnung getragen. Μηδέν vertritt einen schwach betonten, ὅλως ist ein gut betonter Jambus. Die ionische Anaklasis, welche durch früheres Eintreten der Länge schon in dem zu singenden Text deutlich angezeigt wird, kann bei ὅλως nicht in betracht kommen. Für den Philologen liegt die Sache klar und einfach; mißlich aber wird die Umschrift für den modernen Musiker. Wir können, um dem zweiten Jambus

gegenüber dem ersten den größeren Nachdruck zu geben, den Taktstrich vor die Silbe λως rücken, machen aber damit die Vorsilbe ὃ zu einem sehr schlechten Taktteil. Darum bleibt die beste Darstellung dieser Verse eine bloß metrische ohne den modernen Taktstrich. Darum thut Reinach ganz recht, wenn er in g auf diese Art der Teilung gänzlich verzichtet. Auch ich war nahe daran, in K ein gleiches zu thun. Da indes die heutigen Leser eine Andeutung der rhythmischen Glieder zu schwer entbehren, habe ich mich zu Anwendung punktierter Linien entschlossen, welche andeuten, daß für Setzung des Taktstrichs an diesen Stellen nicht alle Bedingungen erfüllt sind. Wer den auf dem jeweiligen zweiten Achtel stehenden Iktus gehörig beachtet, wird die Verse nach meiner Umschrift richtig singen. Sehr auffallend bleiben für uns die circumflektierten Silben am Ende der Verse mit ihrer umkippenden Melodie ∪ —. Wir haben hier eine willkommene Andeutung davon, wie die dreizeitigen Längen in den ersten Beispielen der neu entdeckten Fragmente des Aristoxenos (ἔνθα δὴ ποικίλων) geklungen haben mögen.

2. Die Melodie des Euripides.

a. K. Wessely, Papyrus-Fragment des Chorgesanges von Euripides Orest. 330 ff. Aus Mitt. aus der Sammlung der Papyrus Erzh. Rainer. V. Wien 1892.

b. Wessely und Ruelle, in Rev. ét. gr. V 268.

c. O. Crusius, Zu neu entdeckten antiken Musikresten. Phil. LII 174—200. 205. Nachtrag LIII 147.

d. A. Williams, in Cl. Rev. VIII 313.

e. D. B. Monro, in No. 34. 92.

f. K. v. Jan, in No. 12. 427.

g. Suppl. 3.

h. A. Gevaert, in No. 35. 388.

i. C. Torr, in No. 41. 22.

k. A. Thierfelder, Euripides. (Leipzig, Breitkopf.)

Derselben Fundgrube wie die aristotelische Schrift vom Staate der Athener verdanken wir dieses kostbare Stückchen Papyrus. Es ist anscheinend in augusteischer Zeit geschrieben und enthält Noten derselben Gattung wie das soeben besprochene Grabliedchen, Buchstaben aus dem Euklidischen Alphabet.

Die metrische Deutung dieses kostbaren Fragments bereitet keine größeren Schwierigkeiten. Daß Dochmien in 3 + 5 Einheiten zerfallen, nicht in 3 + 6, wie d und i wollen, gilt auf grund des Scholion zu Hephästion p. 185 W. für ausgemacht. Daß dieser Fuß auch nicht,

wie Roßbach (Metrik[3] 1889 S. 765) wollte, den Bacchius voran und den Jambus hinterher haben kann, wird durch den Iktuspunkt auf der vierten More und Silbe mehrerer Füße klar erwiesen. Merkwürdigerweise trägt aber der erste Teil dieser Dochmien hier niemals einen Betonungspunkt auf der zweiten More oder Silbe, sondern verlangt anscheinend den Nachdruck schon auf der ersten Silbe. Darum hat schon W. angenommen, der erste Teil dieser Füße sei, wie Christ (Metrik[2] 435 und 450) zuerst vermutete, mit Hochton auf der Kürze zu beginnen. Eine Nachbildung in deutschen Übersetzungen, wie sie bei der früheren Auffassung des Metrums mit Glück versucht wurde, ist dann leider ganz unmöglich geworden. Ein anderer Ausweg aber zur Erklärung jener Punkte steht nicht offen. Der Einwand, die Sache liege vielleicht wie im Sikiloslied, und der Punkt bezeichne nur, welche Hälfte der Dipodie den Hauptton trage, kann nicht erhoben werden, weil hier auch die zweite Hälfte des Dochmius, soweit Noten vorliegen, diesen Iktuspunkt zu tragen pflegt.

Viel weiter gehen indes die Meinungen auseinander in der eigentlich musikalischen Erklärung dieses Fragments. Die Ergänzungen, welche W. unter Hinweis auf den vielfach gleichförmigen Bau der Melodie vorgeschlagen, wurden überall bereitwillig angenommen. Bis zum Jahre 1895 schien auch über Tonart und Klanggeschlecht dieses Chorgesanges kaum eine abweichende Meinung denkbar. Hatte doch C. sämtliche auf dem Papyrus vorkommende Noten in der phrygischen Skala der πάνυ παλαιότατοι bei Aristides I 9 wiedergefunden; danach schien auch der enharmonische Charakter des Stückes entschieden. Dagegen hat allerdings schon M. geltend gemacht, das tiefe g werde in der Melodie nur selten und auf kurzen Silben berührt; a und e kämen viel häufiger vor und würden zu Kadenzen benützt. Transponiere man die Tonreihe auf einer Stufe ohne b,

Mit e. b:	g	adb	d	ed
Ohne b:	d	edf	a	hd

so sei entweder e als Grundton zu betrachten, dann sei der Gesang dorisch; oder das hohe h sei Grundton, und wir befänden uns auf mixolydischem Boden. Daß der Grundton hoch oben in dem nicht mehr vollständig benutzten Pyknon läge, konnte niemand annehmen. Dagegen ließ sich der Annahme dorischer Tonart, wonach e als Hypate, a als Mese zu betrachten war, kaum ein stichhaltiger Grund geltend machen. Die sieben untersten Noten der dorischen und phrygischen Harmonie sind nämlich bei Aristides völlig dieselben.

Ein ganz neuer Gesichtspunkt zu gunsten der dorischen Auffassung wurde darauf von Gevaert in i geltend gemacht. Die engen

Intervalle der Enharmonik, so führt dieser S. 390 aus, könnten nur auf der Flöte, schwerlich jemals durch einen Gesangsvirtuosen, nimmermehr aber von 14 oder 15 Chorsängern bewältigt oder richtig ausgeführt werden. Der Gebrauch dieses Klanggeschlechts sei in der That nur für die Auletik bezeugt. In die Tragödie habe kurz vor Aufführung des Orestes Agathon das chromatische Geschlecht eingeführt (Plut. Tischgespräche III 1, 1); dieses wende Euripides hier an. Die Behauptung geht sehr weit und mag, was den Gesang von Virtuosen betrifft, bedeutender Einschränkung bedürfen; für den Chorgesang scheint sie mir richtig. Dann war also Ruelle auf dem richtigen Wege, der bereits in b (S. 275 u. 278) an chromatisches Geschlecht gedacht hatte. Auch Reinach neigte in Rev. ét. gr. VII (1894) XXXIII zu dieser Annahme. Die sonst so bestimmten Tabellen des Alypios lassen ja bekanntlich in dieser Beziehung zwei Deutungen zu. Nur von Mischung zweier Geschlechter sollten St. und G. lieber nicht reden. Die wenigen Noten des Euripides zeigen uns enge, nicht diatonische Halbtöne in beiden Tetrachorden; dazu kommt allerdings oben der diazeuktische Ganzton und unten ein ähnliches Intervall, das Monro ganz hübsch als eine dem Proslambanomenos ähnliche Hyperhypate auffaßt. Auch Thierfelder sieht in unserm Chorliede dorische Grundtonart.

Ganz besonderes Interesse gewinnt aber dieses Gesangstück noch dadurch, daß bei ihm eine Andeutung von instrumentaler Begleitung gegeben zu sein scheint. Jenes Z freilich, das am Ende der Verse wiederzukehren pflegt, kann Ref. nicht als Note der Begleitung gelten lassen; es wäre ein zu fremdartiger Ton, dessen regelmäßige Wiederkehr gar keinen Sinn giebt. Es soll vielleicht den Schluß des Verses anzeigen; dieser Auffassung stimmt Reinach zu in Bull. XVIII 374, während die meisten Ausleger den wunderlichen Begleitton zu rechtfertigen suchen. Thierfelder versucht das Z in zwei Buchstaben ꓶ| |_ zu zerlegen, wie sie in der hypolydischen Skala allerdings vorkommen, und gewinnt damit ein etwas besseres Zwischenspiel (f e).

Von den drei Zügen, welche hinter κατέκλυσεν und hinter δεινῶν auftauchen (beide Male mitten in einem Dochmius!), hat man die anfangs versuchte Deutung als Instrumentalnote jetzt allgemein wieder fallen lassen; man sieht darin nur noch die Einführung eines Zwischenspiels. Ein ähnliches Zeichen (·) findet sich in dem Päan auf Asklepios (unten No. 44) in verwandter Bedeutung. Man wird schließlich doch den Eintritt eines Zwischenspiels an diesen Stellen zugeben müssen; wenn nur erst der Satz zu Ende wäre und die zwei Töne nicht gar so widerhaarig klängen! Nicht übel verweist Williams S. 317 auf eine Stelle in Bellermanns Anonymus § 68, welche von einer Fortführung des melodischen Gedankens in der Begleitung rede,

während der Sänger einen Ton forthält: [ἐν κρούσει] ἔστι . . παρελκυσμὸς μέλους κατὰ τὰς τοῦ ῥητοῦ συλλαβάς. Hinter dem Worte φοιταλέου in der Strophe und hinter δεινῶν πόνων der Gegenstrophe könnte man sich ein solches Weiterspinnen des Gesangmotives durch den Auleten schon gefallen lassen. Aber die drei Zeichen stehen doch auch schon vorher hinter (μανίαδος und) κατέκλυσεν, wo die Unterbrechung nur schwer denkbar ist. Die erste dieser Instrumentalgruppen hat Th. eigenartig gestaltet, indem er einen von Crusius S. 183 bemerkten Strich über der dritten Note als chromatische Zeichen ausbeutet. An seiner Bearbeitung sei neidlos anerkannt, daß in ihr alles Denkbare geschehen ist, um auch diese Melodieschritte einem modernen Hörer einigermaßen verständlich zu machen. Aber müssen denn wirklich alle diese ehrwürdigen Reste einer uns fremden Kunstrichtung um jeden Preis für den modernen Konzertgebrauch zugestutzt werden? Und dürfen wir durch wir durch ein ganzes Musikstück den zweiten und dritten Ton griechischer Tetrachorde durch einen und denselben Klang des heutigen Systems ersetzen? Bei Vorführung der übrigen Gesänge aus dem Altertum ist ein richtiger Eindruck auf moderne Hörer nicht ausgeschlossen; besonders wer Melodien des römischen, griechischen oder jüdischen Kultus kennt, wird sie mit Verständnis anhören. Für die Dochmien des Euripides scheint mir das, auch wenn wir sie nicht mehr enharmonisch lesen, auch wenn sie chromatisch erklingen, gänzlich ausgeschlossen.

3. Der erste in Delphi gefundene Hymnus.

a. Th. Reinach und H. Weil in Bull. de corr. hell. XVII (1893) 569 und pl. XXI ss.

b. Reinach Rev. ét. gr. XXV.

c. Louis Nicole, Hymne delphique à Apollon. Traduit, complété, arrangé. Athènes, Deanworth.

d. v. Jan in Berl. phil. Wochensch. 1894. 929.

e. H. Reimann in Allg. Musikzeitung 1894. 309. 332.

f. O. Crusius, Die delphischen Hymnen. Philologus LIII (1894) Rez. in dsch. LZ 1895. 296.

g. Monro. The modes (No. 34). p. 134.

h. H. Pomtow, Rheinisches Museum XLIX (1894). 584.

i. v. Jan. Musici Script. (12) 432.

k. Suppl. 8.

l. Williams, (36) The system in greek music. Class. Review IX (1895) 421.

m. Gevaert, Mélopée (35). 395.

n. Weil-Reinach Bull. XVIII. 359. 389. pl. XXV ss. (vgl. Arrangement Reinach-Fauré. Paris, Bornemann 1895).

o. Osc. Fleischer, Reste altgr. Tonkunst (m. Übersetzung von Ad. Kirchhoff). Berlin 1896.

p. A. Thierfelder, Hymnus an Apollo. Für Chor mit vielstimmiger Begleitung. (Breitkopf.)

Im November 1893 fanden die mit den Grabungen in Delphi betrauten Gelehrten unter den Trümmern des athenischen Schatzhauses zwei große Marmorblöcke, welche einen mit Vokalnoten versehenen Hymnus auf Apollo enthielten. In der Annahme, daß der mit den Worten [Τὸν κιθαρί]σει κλυτὸν παῖδα beginnende Block den Anfang des Liedes enthalte, begab sich Henri Weil in Paris an die Bearbeitung des Textes, Theodor Reinach übernahm den musikalischen Teil der Arbeit, und im Sommer 1894 brachte das überall mit großer Spannung erwartete 8. Heft des Bulletins für 1893 das lange verstummte Preislied in möglichst guter Wiederherstellung zur Kenntnis der staunenden Nachwelt. Alsbald erfolgten Aufführungen durch einstimmigen Männerchor in Paris, Brüssel, Mannheim u. a. (1896 in Berlin); in Athen scheint man einen Quartettgesang daraus gemacht zu haben (man empfiehlt dort eine Ausgabe für Choeur pour 4 voix!) Von der einfachsten und sachgemäßesten Art der Vorführung durch eine Solostimme wird nichts gemeldet; sollte Ref. mit der Ausführung dieses Gedankens allein geblieben sein?

Seit Pomtow (in h) erwiesen, daß nicht auf dem mit A, sondern vielmehr dem mit B bezeichneten Marmorstück der Anfang des Hymnus zu suchen sei, stellte man die Teile um und beginnt jetzt allgemein mit der allerdings lückenhaften Anrufung der Musen (. . . [τὸν μέγι]στον θεόν, ὃς . . . [Ἑλι]κῶνα βαθύδενδρον.

Um das Alter des Liedes zu bestimmen, war die nächste Handhabe in Erwähnung des Gallier-Zuges von 279 v. C. gegeben. Aus dem Charakter der Schrift schloß P. sofort mit Bestimmtheit auf die IX. Priesterzeit, welche nach dem neuesten Ansatz in die Jahre 125—105 v. C. gesetzt wird (Collitz-Baunak, Dial. Insch. II S. 634). Die Abfassung der beiden Lieder wird aber nicht viel früher zu setzen sein als ihre Einmeißelung an dem Schatzhause.

Da man lange Zeit das zuerst gefundene Lied als für einen Chor bestimmt ansah, wogte eine Zeit lang der Kampf um die Frage, ob wir ein Prosodion (so Reinach a 579, b 33, Reimann e 333) oder ein Hyporchem (so v. Jan d 93, Crusius f 60, Weil-Reinach n 372 und sogar Crusius m 407), oder vielleicht einen eigentlichen Hymnus (f 135) vor uns hätten. Die Frage hing enge zusammen mit der nach der Urheber-

schaft des Gedichtes. Denn jener Kleochares, in welchem Couve Bull. XVIII 91 den Dichter und Komponisten der beiden neu entdeckten Gesänge gefunden zu haben glaubte, hatte ein Prosodion, einen Päan und einen Hymnus verfaßt. Aber die auf Kleochares bezügliche Inschrift ist um etwa hundert Jahre älter als die Aufzeichnung unserer beiden Lieder. Außerdem dürfen wir für Bestimmung der Kategorie Gevaerts Ausführungen nicht außer acht lassen, der wegen des großen Umfanges und der hohen Tonlage der beiden in Delphi ausgegrabenen Gesänge jede Ausführung durch Choreuten für ausgeschlossen hält (m 406). Diese Bemerkung ist unzweifelhaft richtig; das Lied kann demnach weder ein Prosodion noch ein Hyporchem sein; es bleibt nur die Wahl, darin entweder ganz allgemein einen Hymnus zu sehen oder, was näher liegt, es als den Nomos eines Kitharoden zu bezeichnen. Der recitativartige, nicht in Strophen gegliederte Bau des Ganzen ist dieser Annahme günstig; mit großem Recht weist ferner G. auf die hohe Stimmlage hin, auf den τρόπος νητοίδης, der nach Aristides Q. I 12 zu den Eigentümlichkeiten der Nomen gehört.

Übrigens zeigt dieser Gesang ebenso wie sein Genosse (No. 4) wiederum die bei dem Sikilos-Liedchen bemerkte Übereinstimmung der musikalischen Erhebung mit dem Hochton der Sprache, und dieser Umstand wurde seit Cr. (f) mit gutem Erfolge für die nötigen Ergänzungen in Text wie in Melodie ausgenutzt.[1])

Das kretisch-päonische Metrum dieses Liedes bietet keine Schwierigkeit. Fast alle Herausgeber schreiben dasselbe im Takt von je fünf Achteln. Gegen Reimann, der sechs Achtel empfiehlt, macht Reinach (n) mit Recht geltend, daß die Dehnung der Schlußlänge zu drei Moren angesichts der sehr häufigen Auflösung in zwei Kürzen unmöglich statthaben kann. Nicole in c schreibt gar keinen Takt vor und will den Text vorgetragen wissen, wie es beim gregorianischen Choral üblich ist. Ich glaube, sie haben bis zu einem gewissen Grade recht. Wer das Lied laut zu singen versucht und seine Atempausen nach dem Sinn einrichtet, wird bald merken, daß ein Abmessen der Takte nach dem Metronom unmöglich ist. Eine weitere Frage, die

[1]) Über musikalische Behandlung der Accentsilben bringt J. Wackernagel eine feine Bemerkung im Rhein. Museum LI (1896) 304. Auch die mit dem Gravis versehene Silbe hat wie die mit dem Acut geschriebene entweder einen höheren Ton als die übrigen Silben des Wortes oder einen gleich hohen, nie einen tieferen. Dem folgenden Wort aber ordnet sich die Gravis-Silbe unter. Sie ist nie höher als seine Anfangs- und seine Accentsilbe, sondern entweder gleich hoch oder tiefer als diese. Das so betonte Wort steht also auf gleicher Linie mit den vortonigen Silben des folgenden Wortes; es darf sich über keine von diesen Silben erheben.

sich dem Sänger solcher Texte aufdrängt, ist die: Wie haben die Alten die durch Position der Konsonanten verlängerten kurzen Vokale behandelt? — Die vielen Kürzen des griechischen Textes lassen sich in deutschen Übersetzungen leider nicht nachbilden; trotzdem hat man die Hymne mehrfach übersetzt; auch bei der durch Bassermann in Mannheim veranstalteten Aufführung wurde z. T. deutsch gesungen.

Der harmonische Bau der Melodie war im ersten und dritten Teil des Liedes sofort klar. In der Reihe

Hypate	Parypate	Mese	Paramese	Trite	Paranete	Nete
gas		c'	d'	es'	f'	g'

treten Hypate, Mese und Nete so deutlich hervor, und die Lage der Halbtöne an der untersten Stelle der Tetrachorde springt so klar in die Augen, daß niemand zweifeln kann; diese in der phrygischen Verschiebung (Alyp. 375 J.) auftretende Tonreihe zeigt den Bau der gewöhnlichen dorischen Leiter (wie **e a e'** ohne die drei b). Wenn aber in denselben Teilen der Melodie auch **des'** vorkommt, nun dann haben wir eben die von den Theoretikern so oft verkündete Anwendung des Tetrachordes Synemmenon hier praktisch belegt:

Mese	Trite	Paramese	Nete
c'	des'	es'	f'

Die Mese tritt deutlich als der Mittelpunkt auf, um welchen die ganze Melodie sich dreht, namentlich in dem Schlusse des ersten Teiles (Takt 32 f.) c' c' c' g g g, den sich Helmholtz als Bestätigung dessen, was er in der Lehre von den Tonempfindungen gesagt (Abt. III, Abschn. 13) nicht schöner hätte wünschen können. Der plagale Aufbau der Melodie zeigt sich hier ebenso deutlich wie im Grablied des Sikilos. Merkwürdig ist in den Hauptteilen des Gesanges nur der große Umfang, der sich von tief es bis hoch as' (mitunter sogar a) erstreckt, sowie der gänzliche Verzicht auf die Lichanos b. Auf die Frage, wie eine siebensaitige Lyra sich bis zur hohen Oktave des tiefsten Tons ausdehnen konnte, wird damit zu den bereits bekannten Lösungen noch eine neue gegeben. Auffallen kann auch die Vorliebe, mit welcher Gänge in der falschen Quarta as d', sowie in der falschen Quinte d' as' ausgeführt werden.

Aber ungleich reicher an Überraschungen war für uns der Mittelsatz des Hymnus. Da wo der Sänger auf die Schar der athenischen Künstler zu reden kommt (Takt 34 der neuen Zählung), zeigt schon die Anwendung des Pyknon in den Notenzeichen K Λ M, daß wir uns nicht mehr auf diatonischem Boden befinden. Es haben hier fast alle Beurteiler des Gesanges chromatisches Geschlecht angenommen. Aber das Auftreten der dichten Stufen **c des d**, das wir uns als ein Chroma

erniedrigter **d**- und **e**-Saiten (**d** = **eses**) neben dem unbeweglichen Grundton c vorstellen könnten, ist nicht das auffallendste in diesem Abschnitt. Es gesellt sich dazu noch ein fremdartiger Ton **h**, der soweit aus dem Rahmen der hierher gehörigen Klänge heraustritt, daß die Notenschrift ihn nicht mehr mit einem unmittelbar an die vorigen Zeichen grenzenden Buchstaben bezeichnen kann (Ν und Ξ dienen noch zu Bezeichnung der Stufe c), sondern als O notieren muß. Häufiger noch als die vorgenannte Trias chromatischer Notenzeichen erscheint nun aufsteigend sowohl wie absteigend die Gruppe Λ Μ Ο = **des' c' h**; ja gleich von vornherein erscheinen gar die beiden Pykna zu **d' des' c' h** verbunden, und eine Art Schlußfall auf **des' c'** und dem Eindringling **h** zeigt sich bereits bei dem Worte ἀνακίδναται; bei dem Schlußwort ἀναμέλπεται aber bleibt sogar die Stimme mit erstaunlichem Behagen auf **h**, dem Schlußton der letztgenannten Gruppe ruhen!

Angesichts solch freier Neubildungen haben freilich die Gesetze des Aristoxenos von der richtigen Tonfolge ein Ende. Vielleicht aber geschieht es nicht zufällig, daß diese kühne Modulation gerade da eintritt, wo die Sänger die attischen Techniten genannt hat; vielleicht gehört diese Sangesart zu den Fortschritten der jung-athenischen Schule unter Timotheos und seinen Genossen. Sicherlich ist das kein Zufall, daß die Häufung chromatischer Intervalle ihren Höhepunkt bei Nennung der Flöte und Schilderung ihres süßen Klanges erreicht; denn der sonst nicht so kühn angelegte zweite Hymnus nimmt sich im nämlichen Zusammenhang ähnliche Freiheiten heraus. Gevaert verweist betreffs dieses h mit großer Genugthuung auf das, was er schon 1875 in seiner Histoire I 292 über Mischung der Geschlechter und eine Art neuchromatischen Geschlechts **g as h c** gesagt. Die Möglichkeit einer Mischung verschiedener Klanggeschlechter erwähnt ja allerdings schon Aristoxenos am Schlusse der Archai, und Verbindungen wie die vier ebengenannten Töne scheinen in der Musik des Orients nicht unbeliebt zu sein. Für das alte Griechenland war bisher nichts derartiges zu erweisen; auch die Skalen der παλαιότατοι bei Aristides I 9, welche G. zu jenem Exkcurs Anlaß gaben, enthalten durchaus nichts von solch kühnen Verbindungen.

Ungelöst ist bis jetzt noch die Frage, ob im Mittelsatz dieses Hymnus dieselbe alypische Skala wie vorher (Mese **c**), oder mit G. vielmehr hyperphrygischer Tropos (Mese hoch **f'**) anzunehmen sei. Den Vorteilen gegenüber, welche die letztere Auffassung bietet, muß ich doch geltend machen, daß in Takt 35 und 40 das hohe **g** wie ein Mittelpunkt von seinen Nachbarn umspielt wird; dieser Ton wird doch Nete Diez., nicht Paramese sein. Ferner hat G. für dat viermal auf-

tretende es keine Erklärung. Sein Tetrachord der Mesai müßte neben der chromatischen Lichanos noch eine diatonische bekommen. Für uns fällt dieser Ton in das Tetrachord Diezeugmenon und kann so neben den chromatischen Klängen der Synemmenoi zu Recht bestehen. Im ganzen bleibt jedenfalls dieses Resultat unbestreitbar, daß die Musikübung jener späten Zeit sich durchaus nicht mehr an die strengen Regeln der klassischen Theoretiker zu binden Lust hatte.

4. Der zweite Hymnus an Apollo.

a. Weil und Reinach in Bull. corr. hell. XVIII (1894) 345. pl. XII. XII bis XIX ss.

b. Monro in Class. Review IX (1895) 467.

c. Gevaert, La Mélopée (35). Second appendice.

d. Reinach, Le II hymne delphique. Allocution prononcée à l'assemblée de l'association pour l'encouragement des études gr. Juin 1897.

e. K. v. Jan, Scriptores (12) Suppl. S. 20.

Die bei Veröffentlichung des ersten Hymnus beigegebenen Bruchstücke von Liedern mit Instrumentalnoten erschienen 1894 zu einem zweiten großen Hymnus an Apollo vereinigt. Inhalt und Form der beiden Gesänge zeigen innige Verwandtschaft. Beide beginnen in ihren päonischen Rhythmen mit Anrufung der Musen vom Helikon; sie sollen den goldgelockten Phöbos besingen; beide Lieder reden von der Stadt der tritonischen Göttin und schildern dabei den süßen Ton der Flöte; die Schar der Techniten will den Gott feiern, der vom Dreifuß am Parnassos her Orakelsprüche kündet, der den Drachen verwundete, so daß er zischend verendete; beide Hymnen schließen mit einem Gebet. Von dem längeren zweiten Hymnus ist allerdings keine Zeile ganz unversehrt erhalten; viele Ergänzungen sind nötig. Aber die einfache, immer den Hebungen der Sprache folgende, oft in wiederkehrenden Wendungen sich ergehende Melodie erlaubt uns vieles mit großer Wahrscheinlichkeit zu ergänzen. An den Lesungen der ersten Herausgeber hat sich in fünf Jahren höchst wenig geändert.

Der Schlußteil des Liedes besteht bekanntlich aus glykoneischen Versen. Die Führung der Melodie läßt aber eine größere Zahl bestimmt gesonderter Teile hervortreten. Statt der anfänglich gesetzten sieben Abschnitte nimmt Reinach in d) deren neun an. Doch hat gewiß G. recht, wenn er unter diesen den vorletzten Abschnitt wiederum in zwei Teile zerlegt. Wir zählen also mit ihm, indem wir von Takt 124—131 den VIII. Teil setzen, den IX. von T. 132—168. Mehrfach

wechselt mit diesen Abschnitten sogar die Versetzungsskala, in welcher die Töne notiert werden. Während nämlich der Anfangs- und Schlußteil deutlich in dem Tropos geschrieben sind, der nach Alypios S. 2 oder 369 unserer Notierung mit einem **b** entspricht, und während Abschnitt IX, X und die nicht diatonischen Abschnitte IV und VII sich diesen verwandt zeigen (Mese **d**), sind die fünf übrigen Abschnitte des Hymnus in der einfachen Skala ohne Versetzungszeichen geschrieben (Alyp. 4 oder 370, Mese **a**). Die letzteren bewegen sich also in der nächstverwandten Leiter des Quintenzirkels, und während die Hauptoktave bei der ersten Gruppe sich zwischen **a** und **a'** bewegt, läuft sie in der zweiten von **e** bis **e'**.

In der Melodieführung dieses Hymnus ist zunächst auffallend, daß eine Anzahl gleichförmiger Wendungen unausgesetzt wiederkehrt. Besonders bevorzugt erscheint die Kadenz **d' e' f' e'** in den ohne **b** notierten Teilen des Liedes; um eine Quinte tiefer oder eine Quarte höher versetzt tritt sie auf in Teil VII, IX und X. In der Regel beschränken sich diese Formeln auf ganz kleine Ausschnitte der Tonleiter; merkwürdig oft findet sich die τρίχορδος ἐναρμονία, die Benutzung von nur drei Tönen in einem Tetrachord, mit absichtlicher Umgehung des vierten Tones. Die mit einem **b** notierten Abschnitte lassen **c'**, die ohne b geschriebenen Teile lassen **g** gänzlich unberührt; die Lichanos scheint in diesem Liede noch viel ernstlicher als im vorigen Hymnus vermieden zu sein; selbst aus den höheren Tetrachorden der Tonleiter bleibt der entsprechende Ton gewöhnlich fort. So wechselt mit der Wendung **d'ba** ohne Lichanos schon in den Partien der ersten Gattung ein Motiv der Synemmenoi **g'esd** ohne Paranete; dasselbe klingt Takt 46 und 95 auch in Partien der anderen Gruppe an. Die Wiederkehr solcher Tongruppen hat A. Williams (in 3 1) in dem ersten Hymnus sehr genau beobachtet; der zweite bietet aber für diese Betrachtungen ein ungleich besseres Feld. Auch Motive vom Umfang der Pentapodie finden sich hier wie dort nicht selten, und auch in ihnen läßt sich das Überspringen eines bestimmten Klanges beobachten, vgl. z. B. die Figuren auf **b d' e' f'** in unserem zweiten Liede T. 11—12. 20 ff.

Die Tonart des Hymnus läßt sich keineswegs so leicht und sicher bestimmen, als es nach G.s Darstellung den Anschein hat. Die von **a—a'** laufende Oktave im Teil I und X ist allerdings deutlich genug die dorische, welche sich von der Mese **d'** aus in die Tetrachorde Synemmenon und Diezeugmenon verzweigt und in ihrer Transposition mit einem **b** ganz der natürlichen dorischen Leiter in ihrem plagalen Bau **e a e'** gleicht. Mit diesen Abschnitten sind die chromatischen Partien IV und VII eng verwandt; Hypate **a** und Mese **d'** treten auch hier in erwünschter Weise hervor. Auffallen aber muß in I doch schon die

Bevorzugung der Paramese **e'** vor der Mese **d'**; die erstere erscheint ungleich häufiger und wird trotz des häßlichen Tritonus, den sie zur Parypate **b** bildet, mit sichtlicher Vorliebe immer wieder angeschlagen. In ungleich bedenklicherer Weise zeigt sich diese Erscheinung in den übrigen Abschnitten. Hohes und tiefes **e** treten darin sowohl in Oktavensprüngen wie schlußbildend in den Vordergrund. Nennen wir aber diese Töne Hypate und Nete, dann heißt die Mese **a**, und dieser Ton kommt nur selten, in Teil II, III, V, VIII überhaupt gar nicht vor! Wir dürfen es darum dem ersten Bearbeiter des Liedes keineswegs verdenken, wenn er mit seiner Entscheidung über die Tonart dieser Abschnitte zurückhielt (S. 380). Erwogen mußte jedenfalls die Frage werden, ob nicht Mese dieser Teile vielmehr der Ton **e** und ob nicht die Tonart statt der dorischen vielleicht die nächste aus dem Quintenzirkel, also die mixolydische sei. Denn selbst wenn wir die bekannten Worte des aristotelischen Problems 19, 20 und des Dio Chrysostomos nicht in der Weise fassen, daß die Mese harmonischer Grundton in unserm heutigen Sinne sei, auch wenn wir diesen Ton mit Williams (vgl. unten No. 37) nur als den Mittel- und Angelpunkt der Melodie auffassen, entspricht der Ton **a** im zweiten Hymnus dieser Voraussetzung durchaus nicht. Gevaert freilich, der sich neuerdings von der Anschauung, es müsse die griechische Mese in irgend einer Weise das Stück beherrschen, völlig losgesagt, der in einer dorischen Melodie am liebsten die Töne unseres Dreiklangs **E gis h** vorherrschen sähe, kann in diesen auf **e h e'** gebauten Sätzen mit Bestimmtheit dorische Harmonie erkennen und über R.s Zweifel vornehm schelten (S. 467). Die Annahme dorischer Tonart bleibt indes für diese Teile des Hymnus doch sehr bedenklich.

Die **Begleitung** aber hat, sofern sie vorhanden war, sicherlich auch bei diesem Liede nur in Einklang mitgespielt und durfte höchstens zwischen den einzelnen Abschnitten etwas selbständiger auftreten. Darüber herrscht unter den theoretischen Bearbeitern des Liedes nur eine Meinung. Auch daß trotz Erwähnung der Flöte deren Begleitung gerade für diesen Hymnus nicht notwendig anzunehmen sei, hebt G. S. 407, mit Recht hervor. Die Hymnen erwähnen offenbar so manchen Umstand, z. B. die Schar der Techniten (oder den Weihrauch auf dem Altar) doch nur, um von der Pracht des ganzen Festes eine Andeutung zu geben. An begleitende Accorde darf bei keinem dieser Lieder gedacht werden. Herausgeber, welche (wie hier d, viele Bearbeiter oben bei 3)) solche Begleitung beifügen, thun es stets nur in der Absicht, die befremdlich klingenden Weisen dadurch unserm heutigen Gefühl näher zu bringen. Veranstaltet man Aufführungen der Hymnen und glaubt man dabei der Instrumente nicht ganz entbehren zu können,

dann mache man es, wie F. Bassermann bei einer Aufführung in Mannheim gethan, man wiederhole den Gesang ohne Begleitung eines Instruments.

Daß die beiden in Athen gedichteten, uns durch die delphischen Grabungen wieder zugänglich gewordenen Hymnen auf Apollo viel Ähnliches haben, wurde oben schon bemerkt. Doch treten auch gewisse Unterschiede deutlich zu Tage. Schon die Dichtung der Worte geht hier näher auf die Umstände ein, welche bei den Festen des Gottes hervorzuheben waren, die Geburt Apollons, die Freude, welche Himmel und Meer darüber empfanden, die Entstehung des Päanrufes, das Lorbeerreis, mit dem der Gott und die Seinen sich kränzen, und andere. Ich möchte deshalb behaupten, daß dieses Lied noch deutlicher als das früher entdeckte eine Bestimmung zur herkömmlichen Festfeier verrät. Dazu stimmt dann auch die Melodie, welche ja hier sichtlich mehr in altertümlichen Formeln sich bewegt, von den Errungenschaften der Neuzeit aber kaum merklich Gebrauch macht. Die im ganzen Liede bemerkbare Beschränkung auf bloß drei Töne im Tetrachord verleiht demselben ein entschieden archaisches Gepräge (vgl. Ps.-Plutarch 11 und 19). Sicherlich haben wir auch dieses Mal einen für den Virtuosen, nicht für den Chor bestimmten Gesang vor uns; die Melodie erhebt sich hier bis in die allerhöchsten Töne des Tenors. Der Gedanke an einen kitharodischen Nomos liegt auch darum hier noch näher als bei dem vorigen Liede. Die Erwähnung von der Geburt des Gottes auf Delos erinnert an den alten Nomos des Philammon (Plut. 3); der Päansruf gehört nach Strabo 9, 3, 10 zum Nomos der Terpandriden; leider sollte an dieser wichtigsten Stelle uns die Melodie versagt bleiben! Auch die Gliederung des Gesanges in so viele Teile ist dieser Annahme entschieden günstig. Man könnte in den ersten neunzehn Takten des Liedes die Archa, in T. 20—35 die Metarcha finden, dann würde II und III der Katatropa und ihrer Genossin entsprechen, und der chromatische Abschnitt IV mit dem Päansruf würde den Omphalos darstellen. Freilich würden unter dieser Voraussetzung sich uns in V und VI abermalige Einleitungen, und es würde sich in dem zweiten chromatischen Teile VII, der des heiligen Lorbeerreises gedenkt, ein zweiter Omphalos ergeben, VIII und IX möchten als Sphragis gelten, und die glykonischen Verse bilden auf jeden Fall das Exodion. Will man aber den Päan in IV schon einem der einleitenden Teile zubilligen, dann läßt sich natürlich auch mit dem einfachen Schema des Nomos ohne Verdoppelung eines Teils auskommen.

Mit der liturgischen Bestimmung des Hymnus und seiner archaischen Natur hängt jedenfalls auch die Schreibung in den altertümlichen Instrumentalnoten zusammen. Der Gottesdienst hält allenthalben die

althergebrachten Formen fest; viereckige Breves, Diskant- und Tenorschlüssel kennen wir heute nur noch in der Kirche. So wird denn die Bestimmung zum Gottesdienst uns für dieses Lied durch allerlei Umstände besonders nahegelegt; ich möchte in ihm denjenigen kitharodischen Nomos sehen, der bei Anzündung des Festopfers an dem großen Altar angestimmt wurde, und in dessen Päansruf die ganze Festversammlung mit einfiel. Ist auch der zuerst gefundene Hymnus ein Nomos gewesen, dann war er doch wohl nur eines der vielen im Theater, d. h. im Künstlerkonzert vorgetragenen Preislieder.

Am Schlusse seiner Besprechung der neuen musikalischen Funde giebt Gevaert einen Überblick über die daraus entspringenden Ergebnisse. Er scheidet darin scharf die Art, in welcher die Griechen strophische Lieder komponierten, von der Art der nicht-strophischen oder kommatischen Gesänge. Da bei den letzteren das Fallen und Steigen der Melodie an den Accent der Worte gebunden ist, war hier der Tonsetzer unfrei; seine Melodie war wie bei unserem Recitativ oder mehr als bei diesem vom Text abhängig. Da aber in der Gegenstrophe andere Accentverhältnisse walteten als in der Strophe, durfte der Komponist diese Art von Melodien aus freier Erfindung und nach lediglich musikalischen Gesetzen gestalten. Die große Tragweite dieser Beobachtung läßt sich nicht verkennen. Wenn freilich G. meint, Pindar habe von seinen Strophen stets zuerst die Melodie, dann erst den Text erfunden und ausgestaltet, dann hat ihn die Scheidung dieser beiden Gattungen jedenfalls zu weit getrieben.

5. Der Hymnus an die Muse.

a. Jan, Scriptores (No. 12). 454. Tafel II.

b. Reinach, L'hymne à la muse. Rev. études gr. IX (1896) 1.

c. Gevaert, Mélopée (No. 35). Second Appendice 476.

Nachdem Ref. für eine Klasse von Hss. der Hymnen den Archetypus in Ven. Marc. VI 10 gefunden und die wichtigste Seite davon in seinem Mus. script. genau wiedergegeben hatte, hielt R. eine neue Bearbeitung dieses Liedes für nötig. Das Liedchen an die Muse enthält nämlich ein Notenzeichen, dem Bellermann bei seiner Übertragung gar keine tonische Bedeutung zu geben wußte (S. 63). Ich habe, da dasselbe doch irgend einen Sinn haben muß, diese Note als H gefaßt (Mus. script. 458) und damit für zwei unter den drei fraglichen Stellen einen erträglichen chromatischen Durchgangston es herausbekommen. R. sieht in dem Zeichen ein N, und die Schreibung der Hss läßt das ebensogut zu. Die Note ergiebt jedoch ein cis oder des, das sich in die Melodie durchaus nicht fügen will. G. verwirft unsere beiderseitigen Versuche

und nimmt an, jener Buchstabe sei eine Verschreibung aus jenem schiefen N (Ν), das Alypios als ἦτα ἀμεληπτικὸν καθειλκυσμένον beschreibt und im lydischen Tropos (S. 1 M oder 369 J) der Nete Diezeugmenon (hoch a') als Instrumentalnote zuweist. Das Zeichen soll dann einen Ton bedeuten, der im 7., 8. und 13. Takt des Liedes auf der Lyra anzuschlagen war. Ich gebe zu, daß dieses hohe a' für die Begleitung ein günstiger Ton ist, der jedesmal eine gute Harmonie ergiebt; kann aber durchaus nicht glauben, daß der Komponist, wenn er von der Begleitung etwas hinzuschreiben für nötig hielt, den Anfang und das Ende des Liedes ohne diese Bezeichnung gelassen, an jenen drei Stellen aber das Angeben des Grundtons vorgeschrieben hätte. Auch der dritte Versuch, jenem rätselhaften Buchstaben eine musikalische Deutung zu geben, scheint mir gescheitert. Wir thun wohl am besten, unser Nichtwissen bezüglich dieser Note einzugestehen und zu Bellermanns Umschrift zurückzukehren, die dasselbe außer betracht ließ.

R.s Betrachtung ergab aber ein anderes höchst bedeutsames Resultat. In dem Liedchen an die Muse entsprechen wie in den delphischen Hymnen und dem Grabgesang des Sikilos die Hebungen der Melodie genau dem Accent der Worte. In Zusammenhang damit ändert R. die Unterlage der Silben so, daß häufig die mit Cirkumflex versehene Silbe zwei Töne bekommt. Ob er aber recht thut, wenn er der Mittelsilbe von δονείτω v. 4 eine der bisher ihr gegönnten drei Noten entzieht, erscheint fraglich. Die dadurch frei werdende Note soll auf δο- fallen und dieses eine Note an das vorhergehende Wort φρένας abgeben. Darf aber die von Natur kurze Schlußsilbe dieses Wortes zwei Töne bekommen?

Das Gebet an die Muse, das in der Überlieferung nicht als „Hymnus“ bezeichnet ist, mag wohl ein Prooimion sein. Von Mesomedes stammt es schwerlich; denn die von diesem in Musik gesetzten Lieder folgen dem Melodiegesetz über Beachtung des Accents nicht. Wir thun demnach besser, neben dem sicher bezeugten Hymnus an die Nemesis nur noch den nach gleichem Grundsatz behandelten Hymnus an die Sonne dem Hofdichter Hadrians zuzuschreiben.

6. Th. Reinach, Deux fragments de musique grecque, in Rev. ét. gr. IX 186—215.

Wenn auch die hier zu besprechenden Tonreihen nach Überzeugung des Ref. eigentlich keine Musikstücke sind, wird doch der vom Verf. über seine Abhandlung geschriebene Titel die Einreihung derselben an dieser Stelle rechtfertigen.

Vincent hat in den Notices et extraits XVI 2 (1847) 354 eine Reihe von Tönen abdrucken lassen, welche sich in verschiedenen Hss

findet unter der Überschrift Ἡ κοινὴ ὁρμασία oder ὁρμαθία ἡ ἀπὸ τῆς μουσικῆς μεταβληθεῖσα. Auch Ruelle hat dieselbe behandelt in Archives des missions III 2 (1875) 605; in meinen Scriptores steht sie auf S. 421. Reinach hat für diese Notenreihe die älteste Hs zu Rat gezogen und teilt S. 189 ein Faksimile (Pal. 281 in Heidelberg) der betreffenden Seite mit. Er ist der Meinung, wir hätten ein zweistimmiges Tonstück vor uns, das mit zwei Tönen des Saiteninstruments beginne, dann gebe der Sänger drei Töne an, die Kithara antworte mit drei anderen u. s. w. Ich war von jeher der Meinung, diese Reihe von Noten, die zuletzt in eine einfache Tonleiter übergeht, sei nur aus einer Anweisung darüber entstanden, in welcher Ordnung die Saiten der Kithara zu stimmen seien. Die Überschrift ist dieser Annahme günstig, da ὁρμαθός eine Kette von hintereinander folgenden Gegenständen bedeutet; es werden hier die Töne nach bestimmter Methode zu einer Kette gereiht. Diese Ansicht habe ich in Berl. phil. Wochenschrift 1897 S. 167 etwas breiter entwickelt.

Die Besprechung des zweiten Fragments bleibt besser aufgeschoben bis unten hinter No. 15.

7. L. Havet et Th. Reinach, Une ligne de musique antique. Rev. ét. gr. VII (1894) 196.

In dem Codex Victorianus (D) des Terenz stehen über v. 861 der Hekyra einige Häkchen und Striche, vielleicht metrische Zeichen. R. hat dieselben als Instrumentalnoten der hypophrygischen Reihe gedeutet. Ref. erhob in Berl. Wochenschr. 1894, 1555 eine Reihe gewichtiger Bedenken gegen die musikalische Deutung.

II. Die übrigen Quellen.

8. Aristoxenos von Tarent. Melik und Rhythmik des kl. Altert. Band II. Berichtigter Originaltext nebst Prolegomena von R. Westphal. Herausgegeben von F. Saran. Leipzig 1883.

Rezensiert von H. G. in W. f. kl. Ph. 1893. 679. von Ref. in B. ph. W. 1893. 1285.

Das Buch handelt zuerst von dem Leben und den Werken des Philosophen, dann bringt es in einem Abschnitt „Ar. über das Melos“ allerlei Wichtiges und Unwichtiges über die vier harmonischen Schriften des Ar. (S. XIII), über die Klanggeschlechter (XXI), die Notenschrift (XLII), über die thetische Benennung (XLVII), über Melos und Krusis (nur einstimmige Begleitung LXXI), kommt dann endlich auf die Hss der Harmonik (XC), die Varianten von Pariser Hss und einer Straß-

burger (XCVI). Mit noch größerer Breite behandelt darauf W. die Lehre vom Rhythmus (CXXXIV), die Varianten in dem darauf bezüglichen Text (CCIV), endlich die ar. Tischgespräche (CCVII). Es folgt Aristoxeneae restitutionis apparatus, nämlich die Harmonik in der lateinischen Übersetzung des Gogavinus S. 1—32, dann wieder von S. 1 anhebend der Text der Harmonik nebst Zuthaten aus Boethius, Ptolemäus u. a. von S. 75 die Rhythmik und von S. 96 an Reste der vermischten Tischgespräche (meist aus Plutarch).

Das Buch liefert ein unerfreuliches Bild von der Arbeitsart des alternden Verfassers. Trotzdem schon der Herausgeber Saran einiges Unnötige noch nach dem Druck ausschied, sehen wir noch immer große Mengen wertlosen Ballastes hier aufgehäuft. Zehn Jahre vor dem Erscheinen dieses Buches war des Ar. Melik und Rhythmik in deutscher Übersetzung von W. veröffentlicht (vgl. J. B. 1885 III 7—14) und in den Ansichten des Verf. hatte sich in der Zwischenzeit nicht viel geändert. Der umfangreiche kritische Apparat bringt, nachdem Marquard den allein maßgebenden Codex Marcianus VI 3 richtig gewürdigt und ausgenützt hat, dem Text keine Förderung; wohl aber kann die willkürlich souveräne Art, in welcher W. Sätze umstellt, hinwegläßt oder zusetzt, leicht zu Irrtümern führen. Auf einige interessante Aussprüche und Zugeständnisse des einflußreichen Wortführers in Fragen der griechischen Harmonik kommen wir unten zurück. Wie es aber um Inhalt und Gliederung der aristoxenischen Musiklehre nach W.s und nach des Ref. Ansicht bestellt ist, muß doch angesichts der so wenig übersichtlichen Darstellung des Textes bei Marquard hier besprochen werden. Der allzu ungünstigen Auffassung Marquards nämlich, der in unserer Harmonik nur ungeordnete und durch Interpolation entstellte Fragmente sah, hat W. von jeher die Ansicht gegenübergestellt, daß wir doch große Stücke in sich geschlossener Bücher, zum Teil sogar mit lückenlosem Zusammenhang besitzen.

1. Meiboms erstes Buch enthält:
   a. Einleitung und Disposition von p. 1 Mb. an.
   b. Entwickelung der Grundbegriffe, von p. 8.
   c. Grundzüge der Lehre p. $19_{,30}$.
   d. Einige auch ohne Beweise einleuchtende Lehrsätze p. 29.

Für dieses Buch giebt uns ein Citat im Kommentar zu Ptol. (Ps. Porphyr.) 257 den Titel ἀρχαί an die Hand, und W. vertrat mit Recht schon in seiner Harmonik [1] (1863) S. 41 die Anschauung, dieser Titel sei dem Buche wiederzugeben. Der Umstand, daß wir darin den allmählichen Aufbau von Grundlagen des Lehrgebäudes vor uns haben, spricht sehr bestimmt für diesen Namen, und der im Codex Marcianus

zu lesende Titel πρὸ τῶν ἁρμονικῶν στοιχείων schließt ja die Möglichkeit dieses andern Namens nicht aus.

2. Dagegen haben wir in Meiboms zweitem und drittem Buche deutlich Teile der harmonischen Elemente (Στοιχεῖα) vor uns, wie vielfache Citate beweisen. Und zwar enthält Meiboms zweites Buch (Elemente I):

e. Einleitung und Disposition. p. 30.

f. Dieselben Grundzüge wie c. p. 40,$_{29}$.

g. Die Voraussetzungen zu den Beweisen. p. 54.

Meiboms drittes Buch (Elemente II) bringt dann

h. Die 26 Lehrsätze mit ihren Beweisen. p. 58—74.

Leider folgen die ἀρχαί nur zum Teil der vorausgeschickten Disposition, und es gelingt W. nicht ganz (Ar. deutsch 192), die hierauf sich gründenden Angriffe des Gegners zu widerlegen. Ferner muß dem aufmerksamen Leser auffallen, daß Abschnitt c und f den gleichen Inhalt haben, ja daß sie sogar beide ihren Stoff in abspringender, anscheinend ungeordneter Weise vortragen. Nach der Konsonanz wird beide Male der ganze Ton besprochen, es folgt das Klanggeschlecht, der Spielraum der beweglichen Töne, dann die leitereigene Tonfolge und ihr Grundgesetz (Harmonie eines jeden Tons mit seiner Quarte oder Quinte). Für diese merkwürdige Übereinstimmung hat W. im dtsch. Ar. 177 u. a. die plausible Erklärung, Ar. habe seinen Lehrgang zweimal aufgezeichnet, habe gleichsam sein Kollegienheft noch einmal durchgearbeitet. Daß ein großer Teil der Archai in den Stoicheia wiederkehrt, ist wahr; vielleicht hat Ar. wirklich in einem späteren Lehrgang das Wichtigste aus seinem ersten Kursus wiederholt. Fälschlich aber behauptet W. (gr. Ar. S. XVI) auch die ganzen Stoicheia seien in den Archai schon enthalten. Er setzt darum auf S. 27 seines Textes (p. 29 Mb) eine Überschrift τῆς κατὰ τὴν πρώτην ἔκδοσιν ἁρμονικῆς πραγματείας τὰ στοιχεῖα, die lediglich auf seiner Phantasie beruht. Sechsmal schiebt er in den Text ein: ἀπόδειξις und setzt das Zeichen einer Lücke, wo sichtlich niemals ein Beweis gestanden. Für ihn scheint der Schluß des vorhergehenden Abschnitts gar nicht vorhanden zu sein, welcher lautet: „Nach welcher Methode man die leitereigene Tonfolge untersuchen soll, ist nach dieser Auseinandersetzung klar; wie es aber um diese Tonfolge steht, welches Intervall nach diesem oder jenem eintreten darf und welches nicht, — ἐν τοῖς στοιχείοις δειχθήσεται.“ Hier haben wir deutlich den Abschluß der Grundzüge und den Hinweis auf den späteren Lehrgang, auf die Lehrsätze des vorhandenen letzten Buches. Nur eine Reihe mit ὑποκείσθω eingeführter Sätze folgt noch. Diese Formel will sagen: „Vorläufig lasse man gelten . . .“ Es folgen

nun die beiden unten p. 54 wiederkehrenden Axiome oder ἀρχοειδῆ προβλήματα Quarten-Konsonanz p. 29,3 und Gleichheit der Tetrachorde 29,23), es folgen auch schon hier einige der unten in **h** von p. 58 an zu beweisenden Sätze. Denn auch aus dem bisher erörterten Thatbestand kann schon dem Schüler einleuchten, daß auf ein Pyknon nichts anderes folgen dürfe als der Rest des Tetrachords, u. s. w. W. hätte also seine frühere Annahme beibehalten und in dem 1. Buch Meiboms wirkliche Reste der Archai nach wie vor anerkennen sollen.

In bezug auf die zweite Disposition (Abschn. e) muß ich dagegen W. Recht geben. Die sieben oder auch nur sechs Teile der späteren schematischen Harmonik sind für die Elemente nicht maßgebend. Wenn also Pseudo-Plutarch c. 33 wirklich diese Einteilung in einer echten Schrift des Tarentiners vorfand, dann hat dieser außer Archai und Elemente auch noch eine systematische Harmonik geschrieben. Vielleicht aber war diese erst das Werk eines Schülers. Abschnitt **g** aber eröffnet noch nicht die Reihe der beweisbaren Probleme; er giebt noch einige allgemein zugestandene Grundsätze. Die Zahl der im folgenden Buch behandelten Probleme beträgt dann nur 26; sie werden streng in der Weise Euklids bewiesen. (Ar. dtsch. XXXVIII 165 u. a.) In den Seiten 30—34, 39—44, 53—74 haben wir wertvolle Teile der ar. Stoicheia, denen W. ihren Titel ruhig hätte belassen sollen.

Während aber 1883 sich W. noch mit der Annahme einer dreifachen Harmonik des Ar. begnügte, glaubte er später gar vier solcher Schriften annehmen zu sollen. Der Umstand jedoch, daß p. 38 die Melopöie zu den Bestandteilen dieser Disciplin gehören soll, während sie bei Plutarch c. 33 von derselben ausgeschlossen wird, ist angesichts der keineswegs unversehrten Erhaltung unserer harmonischen Bücher doch nur eine schwache Stütze für diese Annahme, und wenn uns W. S. 68—76 eine Anzahl von Resten aus dieser siebenteiligen Harmonik vorführt, so können diese bei Boethius, Ptolemäos u. a. erhaltenen Bruchstücke gerade so gut jedem anderen Buch des Meisters entstammen.

9. Neue Fragmente aus der Rhythmik des Aristoxenos.

a. Grenfell and Hunt, The Oxyrhynchus papyri. I. London 1898. S. 14.

b. U. v. Wilamowitz-Möllendorf in Gött. gel. Anz. 1898. S. 698—704.

c. Th. Reinach, R. d. ét. gr. XI[98]. 389.

d. Blaß, N. Jb. 1899. 33.

e. Ref. in B. ph. W. 1899. 475.

Wir erfahren aus diesem Papyrus zunächst, daß in der trochäischen Dipodie der zweite Einzelfuß durch eine überlange Silbe von drei

Moren ersetzt werden konnte. Ein gleicher Ersatz ist in der iambischen Dipodie möglich, wo Gebilde wie ἔενθα δὴ | ποικίλων | ἀνθέων | ἄμβροτοι | λειίμακες diese Erscheinung sogar wiederholt aufweisen. Die griechischen Dichter kennen also so gut wie die altdeutschen den Ausfall der Senkung. Dieser Hauptsatz Roßbachs und Westphals steht nun unumstößlich fest. Ja es können sogar iambische Strophen mit Unterdrückung der Senkung beginnen; bereits ist ein Zweifler wie U. v. Wilamowitz nicht mehr abgeneigt, in der ersten Silbe der hipponakteischen Strophe *Non* (*ebur neque aureum*) einen Jambus anzuerkennen (**b** 699).

Weniger erwünscht für unsere Rhythmiker, aber ebenso unumstößlich ist die Thatsache, daß nicht bloß Hephästion, sondern auch Aristoxenos in den Choriamben (oder Baccheen, wie er sie nennt) ein den Trochäen und Daktylen ebenbürtiges Grundmaß erkennt. Die aus dithyrambischen Gedichten entlehnten Beispiele wie (τέκος) ματέρος, ἂν | Κάδμος ἐγέν | νασέ ποτ' ἐν | ταῖς πολυολ(βίοισι Θήβαις) werden choriambisch gemessen. Triumphierend erinnert Blaß (**d** 44) daran, daß er von Logaöden nie etwas habe wissen wollen, und daß man gut thue, das sapphische Metrum mit Augustin zu messen:

— ∪ |⌊ | — — ∪ ∪ | — ∪ — ∪
Jam satis terris nivis atque dirae.

Die merkwürdige Thatsache, daß an vierter Stelle des Verses regelmäßig eine gut betonte Silbe steht (Eickhoff, der horazische Doppelbau der s. St. 1895), erhält da eine neue Beleuchtung.

Auch hier wieder stehen neben den viersilbigen Füßen gern solche zur Seite, deren erste Silbe drei Einheiten umfaßt (περιέχουσα ist sicher mit W. gegen B. als die überlange Silbe zu verstehen); und zwar kann schon die erste Silbe diese Eigenschaft haben, so daß φέρτατον einen Choriambus vertritt. Treten Auflösungen hinzu, dann steht |⌊ ∪∪∪ statt — ∪∪ —, in ὥραισιν ἀγάπημα kann ραι die erste, σιν ἀγα die zweite Hälfte dieses Fußes darstellen. Diese aufgelöste Form des Fußes wird aber von der vorher erwähnten scharf geschieden. Auf W.s erstaunte Frage, warum unter den beiden in Kolumne 3 angeführten Beispielen für den Gebrauch des Fußes |⌊ ∪ — nur dem zweiten eine ξυνεχὴς ῥυθμοποιία zuerkannt werde, da dieselbe Erscheinung sich auch in dem vorhergehenden Beispiel schon wiederhole, wird man antworten müssen: Dort wechselt die aufgelöste mit der einfachen Form, κατὰ τὰ ῥυθμοποιίας σχήματα παραλλάττει.

Von Kol. III Z. 9 an wird aber die Erklärung sehr schwierig. Die Worte Χρήσαιτο δ' ἂν καὶ ὁ ἴαμβος τῇ αὐτῇ ταύτῃ λέξει, ἀφυέστερον δὲ τοῦ βακχείου haben B. veranlaßt, an eine Gattung monopodisch gemessener Jamben zu denken, und St. stimmt ihm darin bei. Von dem Gebrauch

des sechszeitigen Fußes — ◡ |_ in dipodischen Jamben war ja allerdings vorher schon eingehend gehandelt. Es folgt eine Parenthese τὸ γὰρ μονόχρονον οἰκειότερον τοῦ τροχαικοῦ ἢ τοῦ ἴαμβου, in welcher B. und R. μονόχρονον für **einsilbig** nehmen. Diese Erklärung findet W.s Angriff gegenüber genügende Deckung in 5,11 sowie in Martian Kap. IX 982. Dann heißt es οἷον ἐν τῷ· βᾶτε βᾶτε κεῖθεν αἱ δ' κτλ. und schließlich τρεῖς πόδας διαλείπουσιν αἱ ξυνζυγίαι ὥστε περιοδῶδές τι γίγνεσθαι. Während hier B. bei συζυγία an die verlängerte Silbe, R. an eine zwischen zwei Versfüßen zu verteilende Länge denkt, habe ich unter Hinweis auf Aristidis Qu. p. 36 geltend gemacht, daß mit συζυγία nichts als eine Dipodie gemeint sein könne, welche Bestandteile einer περίοδος oder längeren Reihe sei. Den Satz mit διαλείπουσιν verstehe ich so: „dreien von den in Rede stehenden Füßen (— ◡ |_) geben die Dipodien zwischen sich Raum“, und das paßt gut auf das mit βᾶτε beginnende Beispiel; denn in ihm stehen zwischen vier trochäischen Dipodien wirklich drei solche Kritiker. Zwischen trochäischen Dipodien; — Jamben kann ich hier nicht finden. Verbindet man aber das Beispiel βᾶτε eng mit dem vorausgehenden Sätzchen (die einsilbige Überlänge fügt sich besser in das trochäische als in das iambische Maß), dann paßt das vortrefflich zusammen. Was aber heißt oben ὁ ἴαμβος? Wahrscheinlich ist damit die zweite Hälfte des Choriamben gemeint. Behandelt war vorher der erste Teil dieses Fußes; stets war für den Choreus bisher die dreizeitige Länge eingetreten. Nun geht Ar. auf die zweite Hälfte jenes Viersilbers über und sagt: „Auch der (im Choriamb enthaltene) Jambus kann dieses Schema verwenden.“ Dann freilich müßte statt ἀφυέστερον τοῦ βακχείου stehen ἀφ. τοῦ τροχαίου. Das wird aber auch da gestanden haben. Denn was sollte auf βακχείου folgend die Begründung für einen Sinn haben τὸ μον. οἰκ. τοῦ τροχαικοῦ? Giebt man diese ohnehin unentbehrliche Emendation zu, dann meine ich, heben sich alle Schwierigkeiten aus diesen bisher völlig unerklärbaren Worten.

In Kol. 4 nimmt Ar., um irgend eine andere gleichartige Freiheit zu rechtfertigen, bezug auf den Päon, der, mag er ἐκ πέντε περιεχόντων oder ἐκ πέντε ἡμίσεων bestehen, seiner Eigentümlichkeit wegen einmal vorübergehend zwischen andere Metra eingemischt werden kann. Der Sinn ist im ganzen klar, wenn nur die Ausleger nicht zu ängstlich am Ausdruck herum tüfteln. Wenn die Kürze in der Regel die ἡμίσεια τῆς μακρᾶς war, wird sie auch hier einmal mit diesem Namen bezeichnet werden dürfen. Περιέχοντες aber — das Wort kann auch Neutrum sein — sind natürlich die χρόνοι des Päon epibatos.

Sehr wichtige Dinge kommen in der letzten Kolumne zur Behandlung, und bereits hat man weitgehende Schlüsse aus ihr gezogen; aber bei der lückenhaften Überlieferung ist Vorsicht geboten. „Etwas

das dem Anapästen nahe steht" wird von allen Auslegern auf den Kretikus — ∪ ∟ bezogen, der für ∪ ∪ — eintrete. Gewiß ist davon die Rede; ob er freilich diesen Gebrauch gut heiße, sagt uns Ar. nicht. „Warum," so heißt es weiter in fragender Form, „sollte dann nicht auch umgekehrt ∟ ∪ — [natürlich für einen Daktylus] eintreten können? Und dieselbe Frage kann sodann auch betreffs des dem viersilbigen Kretikus — ∪ — ∪ gegenüberstehenden Schemas[1]) erhoben werden. Darauf erfolgt Z. 21 die Antwort: „Die widernatürliche Einmengung von Silben, welche in daktylischen Rhythmus nicht passen, wurde schon oben verpönt. Das mit der Kürze anhebende viersilbige Schema paßt zwar seiner iambischen Natur nach zum Iambus; aber . . ." Einige Zeilen tiefer folgt noch „in längerer Fortsetzung wird man es nicht leicht gebraucht sehen." — B. und R. glauben hier durch den Eintritt von sechs Moren statt vier jene Beschleunigung einzelner Füße, die wir lange Zeit als kyklisch bezeichneten, durch eine Autorität wie Aristoxenos geschützt zu sehen. Auch Ref. ließ sich anfangs durch eine solche Auslegung blenden. Aber Z. 1—19 auf dieser Kolumne enthalten nur eine Reihe von Fragen, und wer weiß, ob der strenge Meister nicht durch diese immer weiter drängenden Fragen nun diese Folgerungen ad absurdum führen und das Treiben der Dithyrambiker geißeln wollte? Mit seinem Ausschluß des fortgesetzten Gebrauchs giebt er allerdings Z. 35 die vorübergehende Anwendung eines solchen Schemas zu. Welches war dieses Schema? W. will den Eingang dieser Kolumne auf päonische Metra beziehen. Ich glaube, mit Unrecht. Jedenfalls bekommen wir Positives in diesem letzten Abschnitt blutwenig zu hören.

10. Philodemi de musica librorum quae exstant ed. Jo. Kemke. Leipzig 1884.

Die Erörterungen des Epikureers Philodem über Musik, welche im Gegensatze zu verschiedenen anderen Philosophen dieser Kunst jeden bildenden Einfluß absprachen, haben bei ihrer lückenhaften Überlieferung lange Zeit nur geringe Berücksichtigung gefunden. Nachdem ein großer Teil vom 4. Buch dieser Schrift 1793 im ersten Bande der Herculanensia volumina erschienen, weitere Bruchstücke in verschiedenen Bänden der zweiten Sammlung abgedruckt waren, hat außer Preller, der in Ersch und G. Encyklopädie in B. XXIII der dritten Serie 346 (1847) darüber berichtete, kaum irgend jemand Notiz von dieser Schrift genommen. Erst K. hat mit großem Scharfsinn und unglaublicher

[1]) Hier ergänzt R. sehr richtig: betreffs des Kretikus — ∪ — ∪ und seines Gegenteils ∪ — ∪ —. Die Bezeichnung der iambischen Dipodie als einer ἀντικειμένη wird nur dann erträglich, wenn dieses andere Schema soeben genannt war.

Geduld die vielen erhaltenen Stückchen auf ihren Inhalt geprüft, und nachdem er zahlreiche Beziehungen auf das vierte Buch, auch vielfache Berührungen der Fragmente unter sich und mit anderen Philosophenstellen herausgefunden, das ganze übriggebliebene Material in zwei weitere Bücher eingeordnet. So liegen uns die hausbackenen Ausführungen des ideallosen Epikureers, seine polemischen Auslassungen nicht nur gegen den Stoiker Diogenes, sondern auch gegen Plato, Theophrast und andere Denker in leidlich lesbarem Zustande vor. Einen Index hat der Verf. leider nur für Eigennamen beigegeben. Ein Verzeichnis auch der übrigen für den Inhalt bezeichnenden Wörter wäre bei einer Schrift, deren Lesung so geringen Genuß bietet, ganz besonders willkommen gewesen.

11. K. v. Jan, Die Eisagage des Bacchius. a. Text, Apparat und Übersetzung. b. Erklärung. Programm des Lyceums in Straßburg 1890—91.

Das erste der beiden Programme (a) enthält Vorarbeiten zur Ausgabe der Musiker. Jetzt ist nur noch die genaue Beschreibung der Hss sowie die S. 21 stehende Tabelle des Tonsystems von Bedeutung. Über das zweite Programm (b) s. unten bei zusammenhängenden Darstellungen.

12. Carolus Janus, Musici scriptores Graeci et melodiarum veterum quidquid exstat. Lipsiae 1895.

Dazu Supplementum, melodiarum reliquiae iterum recognitae. 1899.

Rec.: Lit. Centb. 1896, 384 von Cr(usius). W. f. k. Ph. 1896, 683 von H. G(uhrauer).

Nachdem für Aristoxenos und Theon in vortrefflicher Weise durch Marquard und Hiller gesorgt, auch für Aristides Quintilianus ein lesbarer Text hergestellt war, galt es zunächst den Rest der Meibomischen Sieben auf guter handschriftlicher Grundlage herauszugeben. Durch Erwerbung des Joh. Franzschen Nachlasses sowie durch W. Studemunds große Liberalität besaß ich eine reiche Zahl von Kollationen zu diesen Texten; doch mußten dieselben noch bedeutend erweitert und gesichert werden. Der nach so vielfachen Vorarbeiten hergestellte Text des Euklid, Nikomachos u. s. w. in Verbindung mit einem genauen Index wird, so hoffe ich, den Bearbeitern dieses Faches die erwünschten Dienste leisten. Die an vielen entlegenen Stellen verstreuten Lehren des Aristoteles über Musik und musikalische Grundbegriffe habe ich zusammengesucht und an die Spitze meiner Ausgabe gestellt. Die wichtigen, aber oft schwer verständlichen hierher gehörigen Probleme der Peripatetiker habe ich mit einem fortlaufenden Kommentar begleitet. Theophrast, von dem große Teile jener Problemsammlung herrühren

sollen, darf für die musikalischen Fragen nicht in Anspruch genommen werden; die hier ausgesprochenen Gedanken stehen denen des Meisters und Schulhauptes ungleich näher (p. 44). Die Schrift περὶ ἀκουστῶν habe ich einer Ausgabe des Porphyrios (Kommentar zur Harmonik des Ptolemäos) vorbehalten; ihren Verfasser aber glaube ich (p. 137) in Heraklides aus dem Pontos gefunden zu haben; auch Stumpf zeigt sich dieser Annahme nicht abgeneigt. Die Anfänge akustischer Forschung bei den Griechen behandelt der p. 120 beginnende Exkurs *de Pythagoreorum veterum doctrina.* Daß ich in den Vorbemerkungen alle über die zweihundert griechischen Musikerhandschriften mir irgend zugänglichen Notizen zusammengestellt, wird zunächst den Beschreibern handschriftlicher Bibliotheken, durch sie aber auch der Musikforschung zu statten kommen.

Teils die erst nach meiner Ausgabe bekannt gewordenen Funde antiker Musikstücke, teils die nach der ersten Veröffentlichung rasch wechselnde Beurteilung der einen Hymne auf Apollo veranlaßten mich, den X. Abschnitt meines Buches, die vorhandenen griechischen Gesänge in einem Supplementum neu herauszugeben. Dort findet sich auch S. 60 ein Nachtrag zum Verzeichnis der Handschriften.

13. Ἀνωνύμου εἰσαγωγὴ ἁρμονική ed. Iwanow. Moskau 1895. Mit russischer Übersetzung und Erklärung.

Rez. B. ph. W. 1896. 1385.

Der hier gegebene Text ist die unter Euklids und Kleonides' Namen gehende Einführung in die Harmonik. Er ist einfach aus Meibom nachgedruckt. Verspätet und veraltet.

Die von Pythagoras begründete Methode der Forschung, welche das natürliche Verhältnis der Töne durch Messung der dazu erforderlichen Saite feststellte, wurde bis weit in das Mittelalter hinein vielfach ausgeübt. Die Berichte der Alten darüber geben, je nachdem die einzelnen Glieder der Reihe geordnet und je nachdem große oder kleine Zahlen dabei angesetzt werden, vielfach ein willkommenes Mittel, um die Tradition verschiedener Schulen zu unterscheiden. So haben die alten Pythagoreer die Saite zunächst in Viertel zerlegt (Theon 12, Ps. Porph. 272. Euklid. Ar. Qu.), Didymos dagegen beginnt mit der Dreiteilung (Ptol. II 13), Thrasyll läßt auf die Halbierung die Drei- und Vierteilung folgen (Thea. c. 35). Während ferner die meisten Ansätze von der Zahl 6 ausgehen und die ersten Konsonanzen als 8 9 12 notieren, legte Anatolios (Theol. ar. p. 56. Epen Neop. in meinen Script. IX § 1 u. 24) eine mit der Zahl 8 beginnende Reihe zu grunde. Hier eröffnet sich doxographischen Untersuchungen ein weites Gebiet.

Bei dieser Gelegenheit erlaube ich mir, zwei schon in früheren Berichten erwähnte Veröffentlichungen noch einmal zu nennen:

14. Ch. Graux et E. Ruelle, Deux textes grecs anonymes concernant le canon musical. Ann. de l'assoc. pour encour. d. ét. gr. 1877. 1—23.

15. A. Stamm, Tres canones harmonici 1881. Auch in Anecdota varia Graeca ed. G. Studemund. Berolini 1886. S. 1—30. (JB. 1891 III 200.)

Übersetzt in französische Sprache bei Ruelle, Euclide (n . . .) p. 59.

6b. Hierher gehört ferner das zweite unter den oben unter 6a angezeigten Stücken aus cod. Pal. 281.

14. Der erste unter den hier genannten Texten, entnommen aus cod. N 72 der National-Bibliothek zu Madrid, spricht zwar in der Überschrift von einem sieben- und einem achtsaitigen Kanon, geht aber auf die Teilungsverhältnisse nicht ein, sondern erzählt, Orpheus habe das System der Planeten zuerst aufgestellt und jedem unter diesen Sternen den Ton zugeteilt, den Nikomachos Harmonik Kap. 3 ihm zuschreibt. Pythagoras habe das System verbessert, indem er an Stelle der einen Quarte eine Quinte gesetzt und die Oktave auf acht Klänge gebracht habe. Vgl. dazu meinen Aufsatz über die verschiedenen Systeme der Sphären-Harmonie im Phil. LII (1894) 13. Orpheus soll die siebensaitige Lyra von Hermes überkommen haben nach Nikom. Exc. 1 (Script. 266). Das Fragment gehört in die neupythagoreische Schule.

15. In einer Hs des Rhetors Menander, Laur. 56, 1, hat Studemund oder R. Schöll das Exzerpt gefunden, welches Adolf Stamm auf den ersten Seiten der Studemundischen Anekdota behandelt. Im 1. Abschnitt (S. 6) — dieser gehört an den Anfang — wird eine Saite in Hälften, Viertel und Drittel geteilt (vgl. Thrasyll bei Theon 35). Der dritte Abschnitt (S. 8) teilt $^8/_9$ $^3/_4$ $^2/_3$ $^1/_2$ $^1/_3$ $^1/_4$ und gewinnt damit die meisten der feststehenden Töne. Interessanter ist der Anfang der kleinen Abhandlung, welcher die Maße für 19 Klänge des unveränderlichen Systems angiebt. Dabei ist jeder der vier Tetrachorde auf diatonisches und chromatisches Geschlecht berechnet (wie bei Thrasyll in Theons 36. Kap.). Der Verfasser legt eine Teilung der Saite in 24 Abschnitte zu grunde, so daß dieselben Ziffern erscheinen wie bei Theon p. 85 (K. 33 aus Eratosthenes?); sodann erhebt er die Zahl der Mittelsaite auf ihr Quadrat 144 und zeigt nun, daß nicht nur das Produkt der beiden End-Saiten (6. 24) dieselbe

Zahl bildet, sondern daß auch die zweite mit der vorletzten ($6^{9}/_{12}$. $21^{1}/_{3}$) und überhaupt jede unter den folgenden Zahlen, mit ihrer entsprechenden Genossin multipliziert, wieder das gleiche Produkt ergiebt. Dabei scheut dieser unbekannte Verfasser vor keiner noch so verwickelten Bruchzahl zurück, sondern hat mit seinen in der griechischen Sprache kaum sonst vorkommenden Größen (z. B. $14^{12}/_{54}$) der Lesung und Wiederherstellung seines Textes böse Schwierigkeiten bereitet, welche nur unter Hultschs thätiger Mitwirkung gehoben werden konnten. Diese weit fortgeschrittene Rechenkunst weist auf recht späte Zeit. Sollte uns hier vielleicht wieder ein Stück aus der Lehre Jamblichs erhalten sein? Wäre nur die Herstellung der Worte πάσσαλος διαγώνιος (senkrecht im Kanon stehender Wirbel) zu Anfang gesichert, dann wäre auch die Herkunft der Abhandlung von diesem Neuplatoniker so ziemlich festgestellt! Die eigentümliche Spekulation dieser Schule zeigt sich übrigens noch in dem Parallelogramm (S. 12 und 24), welches ähnlich wie die Figur bei Plutarch von der Weltseele K. 12 die verschiedenen symphonischen Verhältnisse an einer einzigen Figur geometrisch veranschaulichen will. Stamms Wiederherstellung dieser Figur ist nicht glücklich, da die verschiedene Länge der 8 und 9 Einheiten nicht zur Darstellung kommt. Auch beanstandet er mit Unrecht das Wort τετραπλάσιος (S. 25); denn dieses Verhältnis ergiebt sich, sobald man Linie αβ an δγ als Verlängerung ansetzt. Die von Stamm angenommene Beziehung der Figur auf eine in Münchener Hss des Boethius Mus. I 10 befindliche ist mir zweifelhaft. Die Begriffe sonus und tonus verwechselt St. S. 28 und 30.

6b. Auch eines von den Fragmenten in cod. Pal. 281, welche Reinach in No. 6 behandelt, trägt die Überschrift Κανών. Der auf S. 290 und 294 mitgeteilte Text besteht in einer Tonreihe von $2^{1}/_{2}$ Oktaven, die mit Notenzeichen der hypolydischen (einfachsten) Skala geschrieben ist. Während aber die Instrumentalzeichen eine fortlaufende Reihe bilden, haben die Gesangnoten den früheren Erklärern schwere Arbeit verursacht, weil ihre chromatischen Töne von den übrigen gesondert eine eigene Reihe bilden. Indes hat Ruelle, der in seinem dankenswerten Bericht über die spanischen Musiker-Hss *Archives des missions* des S. III, t. II 609 auch diese Tonreihe behandelt, bereits alles richtig gedeutet. Außer zwei Halbtönen, deren Bezeichnung ohne Schwierigkeit geschehen konnte (*fis* und *cis* in jeder Oktave), sind noch zwei andere Halbtöne herangezogen (*es* und *as* neben dem vom Synemmenon. System dargebotenen *b*). Ihre Zeichen mußten natürlich, da die hypolydische Tonreihe samt ihren nächsten Verwandten das Gewünschte nicht enthielt, aus einem entfernten Tropos, dem phrygischen herangeholt werden. Ein merkwürdiges Versehen hat veranlaßt, daß

diese vier Zeichen, je um eine Quarte verschoben, an ganz ungehöriger Stelle auftauchen.

Diese der Grundskala fremden Töne sind außer ihren Noten noch mit den Buchstaben χ oder φ bezeichnet. Das χ bedeutet natürlich chromatisch. Für φ aber, das die französischen Erklärer mit φρύγιος erklären wollen, scheint mir die richtige Erklärung Joh. Tzetzes anzugeben, welcher in seiner Schrift über die altgriech. Musik (München 1874) S. 102 daran erinnert, daß φθοραί bei griechischen Kirchenmusikern die chromatischen Einschubtöne bezeichnen. Der große Umfang dieser Tonleiter weist auch hier auf späte Zeit. Die Form des Substantivs τὸ καβάλιν für le chevalet in seinem Text könnte mich veranlassen, an den Einfluß französischer Kreuzfahrer zu denken, wäre nicht der Codex schon 1040 geschrieben. Da übrigens bei keinem Ton Zahlenangaben beigefügt sind, erfüllt dieses mit Κανών bezeichnete Diagramm unsere Erwartungen nur unvollkommen.

16. Th. Reinach, Fragments musicologiques inédits. Rev. é. gr. X 313 (mit Faksimile).

Die Schrift berichtet über cod. Vat. 192, den ich in Script. unterNo. 149a beschrieben habe. In Einklang mit meinen Ausführungen Script. p. XI, spricht auch R. die Abhandlung Μουσικὴν οἱ παλαιοί nicht dem Psellos, auch nicht dem Joseph Pinaros, sondern dem Gregorios ὁ ἐν μονοτρόποις zu. Eine bei Vincent Notices XVII, 2, 338 abgedruckte Erweiterung des Textes (beginnend Εἰ γὰρ καὶ τοῖς ἀρ.) mußte ich nach Franz' Aufzeichnungen in Vat. 192 vermuten. R. fand sie in dieser Form nicht darin vor; dann müßte Fr. sie aus Vat. 698 geholt haben. — Die variae tabulae, welche Amsel-Studemund (S. 122) auf fol. 222 der Hs bemerkte, enthalten nicht, wie man vermutete, die Hormasie, sondern Scholien und Tabellen zur Harmonik des Ptolemäos. R. hat sie von S. 215 an abgedruckt und besprochen.

Die von dem Herausgeber beanstandete Zahl 77 auf S. 316 scheint mir richtig. Der Verf. wollte das μαλακὸν χρῶμα des Ptolemäos angeben und thut es in den Zahlen 80, 77, 72, 60. Die weiter links stehenden Zahlen 120, 112, 108, 90 gelten allerdings dem Chroma des Didymos; hier scheint vielmehr der Abschreiber, vielleicht auch schon der Verfasser dieser Scholien, sich geirrt zu haben.

Wenn aber S. 317 dieser Scholiast die von 60—120 laufenden Zahlen des Ptolemäos umrechnet in eine Reihe von 18—36, so steht er deutlich unter dem Einfluß jener Schule, welche in der Zahl 36 die Grundzahl aller Harmonie erblickte. Für uns ist Hauptvertreter dieser Anschauung Nikomachos vergl. das 7. Excerpt (p. 38 M) und den aus diesem Schriftsteller schöpfenden Boethius II 30. Die von R. ge-

fundenen Berührungen unsrer Fragmente mit Aristides, namentlich mit dessen drittem Buch, scheinen mir auf dieselbe Quelle zu deuten.

In der Gegenüberstellung von Pythagoreern und geometrischen Musikern S. 318 liegt nichts Auffallendes oder Bizarres, sobald man sich die Ausführungen des Pseudo-Psellos vergegenwärtigt. Da die Alten im Ausziehen von Wurzeln nicht stark waren, vermochten sie das Verhältnis $^9/_8$, welches den Ganzton darstellte, arithmetisch nicht zu teilen. Die σύμφθαρσις war nicht möglich, wie das Fragment bei Vincent Notices S. 338 ausführt. Geometrisch konnte man jedes Quadrat halbieren, auf diesem Wege kam man weiter. Kein Wunder demnach, wenn ein Teil der rechnenden Akustiker von dieser Methode den Namen bekam und sich durch ihn von den übrigen Schülern des Pythagoras unterschied. Auch an dem Worte ἡμιτόνιον S. 318 hätte R. keinen Anstoß nehmen sollen. Steht ἐλάχιστον für den Komparativ ἐλάσσων, dann kann es doch auch den Genetiv der Vergleichung bei sich haben „kleiner als der mathematische Halbton".

Das ganze Fragment erinnert deutlich an die aus Nikomachos stammenden Ausführungen des Boethius III 4—6. Die τρία, welche der antike Verf. S. 319 aus dem Spiele lassen will, ist der Bruch $^3/_{16}$ in der Proportion $16:17 = 243:258^3/_{16}$. Ebenso läßt er S. 320 τὰ τέσσαρα außer Berechnung, welche sich ergeben aus $243:256 = 19:20^4/_{243}$. Ein Vergleich dieser abgerissenen Sätze mit den reichen Scholien zu Ptolemäos im cod. Barberinus II 86 würde vielleicht wertvolle Ergebnisse liefern.

17. Heronis Alexandrini opera quae supersunt, rec. W. Schmidt. vol. I. Lipsiae 1899.

Dieser Band enthält Herons Pneumatika griechisch und deutsch, darin als Kap. 42 des I. Buchs (S. 192—207) die Beschreibung der Wasserorgel.

18. E. Ruelle, Collection des auteurs grecs relatifs à la musique. Aristoxène 1871. Nicomaque 1881. Cléonide et Euclide 1884. Alype, Gaudence, Bacchius 1895. Paris, Didot. (Ann. de l'ass. p. encour. d. ét. gr. 1880. 1883.) Dazu neuerdings Sextus Emp. adversus musicos in Rev. ét. gr. XI 138—158. Vgl. Jrb. 1885 III 1.

Die französisch redenden Musikforscher haben vor uns Deutschen nicht nur eine gute, auf der Höhe der Zeit stehende Geschichte der griech. Musik voraus (Gevaert, Histoire et th. Gand 1875—81); ihnen sind auch die Quellen in der modernen Sprache ihres Landes zugänglich. Nur Aristides steht noch aus; die übrigen Abhandlungen hat der rührige Ruelle, von dessen erfolgreicher Thätigkeit wir auch unter

No. 1. 2. 8 u. a. berichteten, sämtlich in das Französische übertragen. Ein Avertissement berichtet über den Verfasser und anderes Wissenswerte; zahlreiche Anmerkungen unter dem Text kommen dem Verständnis zu Hülfe. Da der Herausgeber durchweg die neueste Litteratur benützt hat, werden diese Übersetzungen ihren Besitzern treffliche Dienste leisten.

Mit dem zur Musikwissenschaft gehörigen Teil der Probleme (Sektion XIX und XI) haben sich französische und deutsche Gelehrte beschäftigt.

19. Barthélemy Saint Hilaire, Les problèmes d'Aristote. 1891. 2 Bb. Rez. Berl. phil. Woch. 1892, 5. Susemihl.

20. E. Ruelle, Problèmes musicaux d'Aristote, in Rev. ét. gr. IV 233. Dazu auch Corrections in Rev. de phil. XV. Rez. in Berl. Woch. 1892. 1480. Jan.

21. d'Eichthal et Reinach, Notes sur les probl. musicaux, in Rev. ét. gr. V 22.

22. K. Stumpf, Die ps. aristotelischen Probleme über Musik. Abh. der Berl. Akad. (1896) 1897. Rez. von Riemann, Ztsch. f. Psych. u. Phys. d. Sinnesorg. XVI. 210.

Die unter 21 genannten Gelehrten, zu denen auch H. Weil sich gesellte, haben die 19. Sektion der Probleme nach dem Inhalt in zehn Gruppen geordnet und alle einzelnen Sätze einer scharfen Kritik unterzogen. Vieles wurde darin umgestellt, manche Antwort einer andern Frage als bisher zugewiesen, manche Lösung in zwei Teile zerlegt und verschiedenen Verfassern zugesprochen. Die Kritik wurde dabei mitunter zu weit getrieben.

Daß bezüglich der Urheberschaft jener Gedanken, von denen die Lösung dieser Aufgaben ausgeht, an Theophrast nicht zu denken sei, aus dessen Lehren Prantl, Rose und Richter die meisten Beantwortungen der Probleme herleiteten, habe ich in meinen Musikern S. 43 erwiesen.

Wesentlich gefördert wurde unser Verständnis dieser schwierigen Schrift durch Stumpfs eingehende Abhandlung. Über den Wert der Mese in den griechischen Tonarten glaubt der Verf. heute noch kein bestimmtes Urteil sprechen zu können; aber über das Wesen einzelner Konsonanzen, besonders der Oktave, über den Bau der griechischen Tonleiter, namentlich jedoch über die Wirkung gewisser Klänge und Klangverbindungen auf den Hörer (wovon unten bei No. 33 wiederum die Rede sein wird), hat diese Schrift vieles geklärt und unserer Erkenntnis sicheren Boden verschafft. In vortrefflicher Weise hat St.

namentlich das 14. Problem der Sammlung behandelt. Die beiden Töne einer Oktave sollten, so lasen wir bisher, so gleichartig sein, wie das Phoinikion und die Menschenstimme. Auch ἄτροπον wurde wohl statt ἄνθρωπος gelesen; aber die Behauptung, daß dieses zweite Element von gleicher Art sei wie ein phönikisches Saiteninstrument, blieb auf alle Fälle höchst wunderbar. Statt ἀνθρώπῳ schreibt nun St. ἁλουργῷ. Aristoteles — und in seinem Sinne sind ja die meisten dieser Probleme beantwortet — liebt es, den Eindruck der Töne mit dem verschiedener Farben zu vergleichen. Die sich mischenden Klänge entsprechen bei ihm leicht mischbaren Farben, φοινικοῦν ist der helle, ἁλουργόν der dunkele Purpur. Vgl. den Erklärer des Ptol. Harm. p. 328.

Freilich ist auch in dieser schönen Abhandlung nicht alles überzeugend; vor allem fordert unsern Widerspruch heraus, was wir da über die Begriffe: ἀντίφωνον und ἀντιφωνεῖν lesen. Die Bezeichnung ἀντίφωνον für die Oktave kommt zwar bei Plato und Aristoteles noch nicht vor. In Pr. 39a wird sie indes deutlich auf das Verhältnis zwischen Knaben- und Männerstimme angewendet; es galt demnach bisher für ausgemacht, daß dieses Wort in den Problemen jedesmal das Intervall der Oktave bedeute. St. aber hebt S. 26 hervor, identisch könnten die beiden Begriffe ἀντίφωνος und διὰ πασῶν unmöglich sein. Er dachte wohl an den Gebrauch von ἀντηχεῖν in Pr. 24, erinnert an die Antistrophe der altgriechischen Chöre, an den „antiphonen" d. h. in Wechselchören ausgeführten Gesang bei Heiden, Juden und Christen und behauptet, ἀντιφωνεῖν heiße „ablösend singen, antworten". Sicher hat das Wort in hellenistischer und christlicher Zeit diese Bedeutung gehabt.

Vielleicht dachte auch der Fragesteller bei einem Problem unsrer Sammlung noch an jene Bedeutung, die ja, weil sie von dem ursprünglichen Sinn der Präposition ἀντί ausgeht, jedem Griechen nahe genug lag. Jener Mann nämlich, der gern wissen wollte, warum die Hypate der Nete antiphon ist, während das Umgekehrte nicht behauptet werden kann (Pr. 13), mochte an diesen Sinn des Wortes denken. War er der Meinung seines Genossen, der in Pr. 42 behauptet, aus dem Ton der Nete gehe zuletzt beim Verhallen und Verklingen der Ton der Hypate hervor, dann konnte er füglich fragen, warum antwortet die Hypate der Nete? Giebt aber in dieser einen (uns sonst unverständlichen) Frage die Stumpfische Deutung des ἀντίφωνος einen erträglichen Sinn, so muß ich dagegen für sämtliche übrige Stellen der Probleme diese neue Deutung entschieden ablehnen. Etwas mißlich wird ja schon die Lage des Verf., wenn er S. 28 und 68 einräumen muß, ein in dieser Weise gesungener Satz sei anfangs von dem ganzen Chore gemeinsam vorgetragen und erst dann von der höheren Stimme vorgesungen, von der

tieferen beantwortet worden. Eine Vergleichung der Stellen aber, an welchen ἀντιφωνεῖν entweder gleichbedeutend steht mit μαγαδίζειν (d. h. in Oktaven spielen Pr. 18. 39 b), oder in welchen deutlich auf die extremen Saiten der Lyra Bezug genommen wird (Pr. 7. 18. 19), zeigt auf das deutlichste, daß die Peripatetiker diesen Ausdruck gewöhnlich im Sinne des Oktaven-Singens verstanden. Auch der Weg, auf welchem sie zu dieser Bezeichnung kamen, läßt sich wieder auffinden. Der Peripatetiker Adrast, welchem Theo einen großen Teil seiner Ausführungen über die Musik verdankt (Kap. 6—12, 14—32, 50 u. 51), hebt sehr bestimmt hervor (p. 51 H.), die erste und tiefste Saite der Lyra ergebe in Verbindung mit der letzten und höchsten Saite eben diese Symphonie, die man als aus scharfen Gegensätzen geboren nicht besser bezeichnen könne als mit dem Worte Gegenklang. Der Erklärer des Ptolemäos (Porphyrios? p. 277) betont sogar noch schärfer, daß jene beiden Töne trotz des in ihnen bestehenden Gegensatzes eben doch ein und dasselbe bedeuteten (wir würden sagen, daß ihre Stellung im Organismus der Tonleiter die gleiche sei). Unsere Probleme aber zeigen, indem sie mehrfach von den am entgegengesetzten Ende liegenden Saiten sprechen, welche solchen Einklang hervorbringen (Pr. 18. 19. 24. 35 a, vgl. 17. 7), daß die Anschauung des Adrastos genau die ihrige ist. Sie bezeichnen also jene Konsonanz darum gerne als ἀντίφωνος, weil in diesem Ausdruck das „gegensätzlich und doch eins", was allerdings das Wesen der Oktave ausmacht, so schön zur Geltung kommt. Mit der κρᾶσις ἐναντίων in Pr. 38 in Zusammenhang müssen wir das μαγαδίζειν ἐξ ἐναντίων φωνῶν in 39 b (vielleicht der Fortsetzung von 38) erklären (vgl. τὰ ἄκρα in 39 a. 47). Vielleicht lag da, wo wir ὀξέσιν lesen in Pr. 14 auch ein solcher Hinweis auf die äußersten Saiten der Lyra; daß aber dieses Wort selbst solchen Sinn haben könne, hätte St. (S. 10) nicht glauben sollen.

Bezüglich der Worte <ὑποδωριστὶ καὶ ὑποφρυγιστὶ> οὐκ ἔχει ἀντίστροφον in Pr. 30 ist der Verf. natürlich im Recht, wenn er an eine Beantwortung des zuerst gesungenen Themas durch die zweite Hälfte des Chores denkt. Wenn er aber annimmt, diese Antwort müsse in der Quarte erfolgen, können wir ihm nicht beistimmen und glauben nicht, daß die breite Ausführung dieser Annahme S. 44—49 irgend welche Anhänger finden wird. Jedenfalls haben wir sonst nicht die leiseste Andeutung davon, daß der eine Halbchor aus hohen, der andere aus tiefen Stimmen bestanden hätte. Auch an eine Dreiteilung des Chores mit unserm Verf. S. 67 zu denken steht in Widerspruch mit der bekannten Einfachheit der griechischen Chöre; nur nach der räumlichen Stellung, nicht nach der Stimmgattung werden die einzelnen Chorsänger unterschieden. Eine Antiphonie in unserm Sinn ergab sich

dagegen ungesucht, wenn im Hause, in der Singschule oder in der Musikstunde ein Knabe mit einem Mann zusammensang. Auch Riemann tritt in seiner Rezension entschieden dieser Auffassung des ἀντιφωνεῖν entgegen.

Bezüglich des Pr. 35 b bin ich dagegen in allen wesentlichen Punkten mit St. einverstanden. Es handelt sich um ein Detonieren des Sängers in einem lang ausgehaltenen Ton, der in der Mitte seiner Dauer höher ist als am Anfang und Ende. Wir wollen doch annehmen, daß der Sänger so weit seine Schuldigkeit thut, um den fraglichen Ton richtig einzusetzen. In der Mitte wird er, vielleicht weil die Kraft des Tons zunehmen soll, ein klein bißchen höher. Demnach kann die Frage gelautet haben: „Warum detoniert bisweilen der Sänger in der Mitte des Tones?“

Recht bedeutsam sind Stumpfs Schlußbemerkungen über den Ursprung der Musikprobleme. Er ist darin mit mir (Mus. scr. 75) einig, daß in denselben gar vieles mit den Anschauungen des Schulhauptes übereinstimmt. Die mehrfach sich wiederholenden Fragen lassen auf eine Tradition schließen, die auf ziemlich alte Zeit zurückgehen mag (St. S. 82). Anders steht es mit den Antworten. Hier geht St. auf die von mir (S. 41) beobachtete Doppelreihe ein, scheidet eine mit Pr. 34 schließende Abteilung kürzerer Lösungen und eine mit 35 beginnende St. Reihe längerer Antworten, und ist S. 77 geneigt, für die zweite Abteilung an einen späteren Verfasser als für die erste Reihe zu denken. Der Umstand, daß in der ersten Reihe nach Saitenlängen, in der zweiten aber umgekehrt nach Schwingungszahlen gerechnet wird, scheint diese Ansicht zu stützen. Indes hält es sehr schwer, für Beantwortung der Gruppe 1—34 einen Termin zu finden, der zwischen Abfassung der Fragen und den jüngeren Antworten läge. St. macht es uns wahrscheinlich, daß der Ausdruck ἀντίφωνον in der hier vorliegenden Bedeutung erst der nachchristlichen Zeit angehöre, und daß dieser Sprachgebrauch von dem des Plato und Aristoteles, des Aristoxenos und Euklid abweicht, müssen auch diejenigen zugeben, welche mit unsers Verf. Deutung nicht einverstanden sind. Es kommt eine Reihe anderer Momente hinzu, welche uns an Abfassung der Antworten zur Zeit des Adrast und Plutarch denken lassen (S. 80 ff.). Das wird aber von der ersten Gruppe dieser Lösungen ebensogut gelten wie von der zweiten. Wo der zweite Beantworter von dem ersten völlig abweicht (wie in 43 und 48), da möchte ich nicht glauben, daß ihm die andere, uns vorliegende Lösung bekannt war und er sie nicht verstand (s. St. S. 77. 78). Es wäre ja ebensogut möglich, daß die erste Antwort einen jüngeren Schulgenossen nicht befriedigte, und er darum nach einer neuen Lösung suchte. Indes fehlt es, wie gesagt, für Scheidung zweier Perioden der Beantwortung an jedem festen Anhalt.

23. Amsel ad Aristidem Quintiliani libertum.
„ ad Ps. Plutarchum de musica
in Breslauer phil. Abhdlgg. I (1887) S. 121—166.

Rez.: W. f. kl. Ph. 1898. 1363.

Im Anhang zu A.s Schrift de vi atque indole rhythmorum, worüber in JB. 1891 III 203 berichtet wurde, veröffentlicht der Verf. sehr schätzbares Material aus Studemunds Besitz. Da steht zunächst die Beschreibung vieler Hss der Musiker, welche St. in Italien eingesehen S. 121—28. 153—56), sodann die La des Vat. 192 und Barb. 270 zu Ar. Qu. und die Varianten zahlreicher Hss zu dem unter Plutarchs Namen gehenden kostbaren Büchlein von der Musik. Diese Angaben waren für Ref. ein Wegweiser zu den besten Musiker-Hss Italiens. Ein künftiger Bearbeiter des Aristides wird besonders sich an Vat. 192 und dem S. 125 beschriebenen Marc. (in meinem Verzeichnis No. 149 a und 1) zu halten haben.

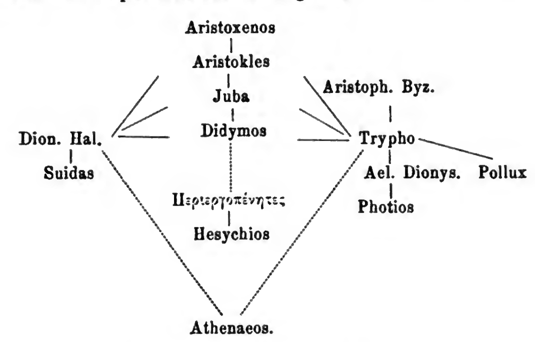
24. A. Bapp, De fontibus quibus Athenaeus in rebus musicis lyricisque enarrandis usus sit. Leipziger Studien VIII. 1885. S. 85—170.

25. F. Rudolph, Die Quellen und die Schriftstellerei des Athenaios. Philol. VI. Supplementband. S. 109—161.

Wollen wir über die Glaubwürdigkeit der Nachrichten urteilen, welche Pollux und Athenäos über die verschiedenen Arten von Liedern, Tänzen, Instrumenten u. s. w. uns übermitteln, dann müssen wir wissen, wo diese Grammatiker ihre Nachrichten gesucht haben. Es hat darum E. Rohde mit seinen kritischen Untersuchungen über jene Quellen der Musikwissenschaft einen höchst willkommenen Dienst geleistet; in seine Fußstapfen treten die beiden Verfasser der jetzt zu besprechenden Abhandlungen.

(24) In einem Buche voll staunenswerter Gelehrsamkeit, das jedoch wenig übersichtlich und schwer zu kontrollieren ist, greift Bapp die Resultate Rohdes an. Nicht aus des Juba θεατρικὴ ἱστορία seien diese Angaben des Pollux und Athenäos über die Tänze, Gesänge und Instrumente der Alten entnommen; Pollux trete ja IV 74 im Gegensatz zu Juba. Viele unter diesen Notizen stammen vielmehr — so führt B. aus — indirekt aus Aristokles des Rhodiers Büchern περὶ χορῶν. Die unmittelbare Quelle des Ath. aber ist für IV 75—83 sowie XIV 10 f. und 26 f. der Grammatiker Tryphon aus Alexandria, ein Zeitgenosse des Augustus, mit seinem Lexikon περὶ ὀνομασιῶν. Einen noch größeren Teil seiner Gelehrsamkeit verdankt Ath. jenem Musiker Dionysios, der unter der Annahme, er stamme ebenfalls wie der gleichnamige Rhetor aus Halikarnaß, als der jüngere D. von H. bezeichnet

wird. Ihm schreibt B. die Urheberschaft zu für die Abschnitte I 25 f. 34 f. 37—40. IV 84. XIV 2—6. 9. 12—43. XV 49—56. 62 f. Das Stemma der Hauptschriftsteller ist folgendes:



25. Rudolph weist nach, daß Pamphilos, in welchem Schönemann de lexicographis (Hannover 1886) die Hauptquelle des Gelehrten-Mahles gesucht, nicht Verfasser dieser zusammenhängenden Aufsätze sein könne (S. 133). Die Hauptquelle ist jünger als Pamphilos, mithin kann es nicht Jubas Theater-Geschichte sein. Auch Herodikos und Dioskurides werden, jener aus historischen, dieser aus diplomatischen Gründen, abgelehnt (S. 137 f.). Ebensowenig ist R. mit Bapps Resultat zufrieden. Er betont vielmehr, daß durch alle 15 Bücher des Athenäos sich die gleiche Behandlungsweise der Gegenstände hindurchzieht. Über Baumfrüchte, Schaltiere, Fische, Becher wird mit gleicher Breite unter Anführung vieler Beispiele und Einführung vieler Citate, namentlich aus Komikern, dissertationsmäßig gehandelt. Plato und Aristoteles, noch mehr aber Homer werden bevorzugt. Der Verf. ist Stoiker mit Neigung zur neueren Akademie. Die Kette der Abhandlungen wird mitunter in auffallender Weise unterbrochen; sonst macht sich alphabetische Ordnung sowohl in den Hauptthemata wie in den aufgezählten Einzelheiten bemerkbar. Diese Hauptquelle der Deipnosophisten, von welcher Ath. klüglich schweigt, ist erst nach des Antinous Tod zusammengestellt. Mit Hülfe von Spuren, die sich bei Diogenes Laertios und bei Gellius bemerklich machen, sowie durch Vergleichung mit der eng verwandten ποικίλη ἱστορία Aelians findet R. das Original in der παντοδαπὴ ὕλη Favorins.

R. hält den Ath. für einen bloßen Abschreiber, der aus Favorins Encyklopädie ohne viel zu ändern, abschreibt, bis ein zufällig erwähnter

Gegenstand ihn veranlaßt, auf einen andern Artikel überzuspringen. Wissenschaftliche Streitfragen entscheidet Ath. im Sinne Favorins (S. 122). Die Beweisführung R.s ist einleuchtend; wenn aber Ath. wirklich bei Favorin alle seine Kenntnisse und Citate gesammelt vorfand, überhebt uns das keineswegs der weiteren Frage, aus welcher Feder und aus welcher Schule die einzelnen Mitteilungen und Anschauungen herrühren.

26. C. Holzer, Varro über Musik I. Programm des Gymn. Ulm 1890.

Der urgelehrte Römer, dessen Name in einer musikalischen Doxographie dereinst eine große Rolle spielen wird, ist hier Gegenstand einer interessanten Untersuchung geworden. Nach kurzer Besprechung der von musikalischen Dingen handelnde Satire Ὄνος λύρας wendet sich H. zu dem l. VII der disciplinarum libri. Censorin Kap. 9—12 ist daraus exzerpiert. Auch Martianus Capella IX hat eine gute Quelle in längerer Folge ausgeschöpft; seine Berührungen mit Censorin und Cassiodor, welche ihre Quelle nennen, weisen uns bestimmt auf Varros Encyklopädie. Auch Macrobius hat diese Fundgrube benützt; vielleicht aber ist hier ein Mittelglied anzunehmen. Die kosmische Bedeutung der Musik, sodann ihr Nutzen in Krieg und Frieden, im Staatsleben und zu Heilzwecken, ihr Einfluß auf die Tiere und sogar auf die unbelebte Natur muß in dem ausgeschriebenen Varronischen Buch behandelt gewesen sein. Zu den mittelbar aus Varro schöpfenden Schriftstellern gehört auch Isidor. Während aber Usener (in Anecdoton Holderi S. 61 und 66) für ihn Victorin als Zwischenquelle annimmt, betont H. die genaue Übereinstimmung des Spaniers mit Cassiodor und kann seine Quelle nur in den Disciplinae des letzteren finden. Der versprochene zweite Teil dieser lehrreichen Abhandlung ist leider nicht erschienen. In ihm wäre vielleicht der Verf. auf die kurze Harmonik bei Martian IX 931—35 eingegangen, in welcher schon H. Deiters (Verhältnis M.s zu Aristides. 1881) Varronische Lehre gesehen hat.

27. W. Mickley, De Boethii libri de musica I fontibus. Inaugural-Dissertation. Jena 1898.

Während bei den folgenden Büchern des Boethius von der Musik ihre Berührung mit älteren Quellen (in II—III mit Nikomachos, IV mit Euklid, V mit Ptolemäos) deutlich auf der Hand liegt, scheint das erste Buch etwas selbständiger ausgearbeitet und aus verschiedenen Quellen zusammengeholt zu sein. Darum war eine Untersuchung über den Ursprung gerade dieses Buches wohl am Platze.

Da die Einleitung vielfach dasselbe über Wert und Wirkung der Musik sagt wie die in No. 26 genannten Schriftsteller, ist sie aus Varros

Disciplinae, mittelbar vielleicht aus Theophrast entnommen (S. 24). Von Kapitel 4 an wird Anlehnung an den von Boethius so gern benützten Nikomachos deutlich und immer deutlicher; gegen Ende des Buches giebt uns darüber wiederholte Nennung der Quelle völlige Gewißheit (in 20. 31. 32). Doch bleiben im einzelnen mancherlei Bedenken. Die in Kapitel 8 gegebenen Definitionen (namentlich die vom Intervall) weichen von den bei Nikomachos gegebenen sichtlich ab; die Versicherung, in musikalischen Untersuchungen habe das Gehör die Führung (9 u. 28) sieht nicht nach Nikomachos aus, die Erzählung von Pythagoras vor der Schmiede (10) weicht merklich vom Gerasener ab, ebenso die Unterscheidung in den Bewegungen der Stimme (12) und die der Grenzen im Reich der Töne (13). Die treffliche Beschreibung der Wellenkreise (14) ist bei Nikomachos unbekannt; die älteste Tonleiter der Sphärenharmonie (27) wird von diesem Neupythagoreer etwas anders angegeben. Einige dieser Bedenken erwähnt M. und erledigt sie zum Teil durch die allerdings glaubhafte Ansicht, B. schöpfe aus dem größeren Werke, welches N. in seinem Handbüchlein verspricht. Er muß es wirklich geschrieben haben; Auszüge daraus sind uns ja erhalten. Aber der junge Verf. hat sich doch in seiner Dissertation die Sache etwas zu leicht gemacht. Manche der soeben angeführten Abweichungen des späteren Schriftstellers von dem älteren erwähnt er gar nicht, faßt auch die Gründe, welche für oder gegen Urheberschaft des Nikomachos sprechen, nirgends übersichtlich zusammen. Er schließt S. 30: alle (nicht philosophischen, sondern) harmonischen Lehren auch dieses Buches könne B. aus Nik. geschöpft haben. — In dieser Ausdehnung ist der Satz nicht richtig. In K. 12 und 13 bilden gerade harmonische Lehren den Differenzpunkt. Ich möchte vielmehr so sagen: Hauptquelle für Boethius war auch bei Abfassung dieses I. Buches Nikomachos; keine andere Schrift ist von ihm außer in der Einleitung auf weitere Strecken hin benützt. Von den Abweichungen fallen einige (K. 20 quadrichord: Mercurius inventor, — Samius Lycaon — und die Planeten-Ordnung in 27) gerade in solche Partien, deren nikomachischer Ursprung über allen Zweifel erhaben ist. Wenn da nicht irgend welche Exzerptoren oder Librarii an der Differenz Schuld tragen, was ja bei Namen wie Orpheus oder Pythagoras immer zuzugeben ist, muß B. in Einzelheiten von seiner Quelle abgewichen sein. Deutlich ist, wie er bei der zwiefachen Bewegung der Stimme auf die Autorität seines Landsmannes Caeionius Albinus[1]) hin noch eine dritte Art der Bewegung zugiebt (13), und wie er ein ganzes Kapitel (26) einschiebt, um auch von diesem Römer etwas zu bringen. So hat er (1) das Citat aus

[1]) Auf ihn habe ich im Philologus LVI 163 hingewiesen.

Statius eingeschaltet, das gewiß nicht aus Varro, aber auch nicht aus Nikomachos stammt: so sagt er, um die eigene Belesenheit zu zeigen (27), *sed M. Tullius contrarium ordinem facit.* Zu dauernder Benützung lag neben B. das größere Werk, die Isagoge des Nikomachos aufgeschlagen; ihr folgt er wohl schon im K. 2 mit seiner *mundana musica* (vgl. K. 20 p. 206, 5). Da mit Definitionen der Grundbegriffe immer viel gewirtschaftet und gar häufig darauf bezügliche Glossen an den Rand der Hs geschrieben wurden, dürfen wir es mit diesem Gegenstand nicht allzugenau nehmen. Bedenklich aber bleibt folgende Abweichung. An seine Unterscheidung von den Bewegungsarten der Stimme knüpft Nik. K. 2 die Betrachtung, der Umfang der Intervalle werde nach außen (für das größte Intervall) bei den einzelnen Menschen durch ihre Stimmmittel begrenzt, nach innen dagegen (bezüglich des kleinsten zulässigen Intervalls) stehe die Entscheidung beim Gehörsinn. Dafür bringt B. an der gleichen Stelle hinter den verschiedenen Bewegungen der Stimme I 13 den Satz, für das Ende der in Intervallen abgesetzten Bewegung sei die individuelle Stimme, für das Ende der *continua vox* dagegen der menschliche Atem maßgebend! — Sollte er hier seinen Gewährsmann so arg mißverstanden haben?

Im übrigen sehe auch ich keinen Grund, der uns zwänge, für dieses Buch I eine andere Quelle als die verlorene Isagoge des Nikomachos anzunehmen, und muß hervorheben, daß das Orakel des Mittelalters in diesem Buch I ein richtiges Verständnis für seine Aufgabe zeigt. Er schreibt nicht gedankenlos ab; er hat vielmehr einen bestimmten Plan für seine eigene Musiklehre (K. 33) und entscheidet sich in der Frage, ob mehr auf das Gehör oder auf den Verstand zu geben sei, von Anfang an mit Ptolemäos dafür, das Ohr solle die Untersuchung als Führer eröffnen, der Verstand aber die strittigen Fragen entscheiden (9 und 28). B. hat sich also von Nik. zuweilen unabhängig gemacht.

III. Zusammenfassende Darstellungen.

28. R. Westphal, Griechische Harmonik und Melopöie. Dritte, gänzlich umgearbeitete Auflage. Leipzig 1886. A. u. d. T. Theorie der musischen Künste. Bd. II. Rez. vom Ref. in Wochschr. f. klass. Phil. 1887. 193 (vgl. 700).

Nach der gewaltigen Förderung, welche den einschlägigen Studien im J. 1863 Westphals erste Auflage der Harmonik gebracht, konnten die folgenden Auflagen natürlich nicht in gleicher Weise bahnbrechend wirken. Da überdies dem Verf. zu objektiver Darstellung der gesicherten Resultate und langsamem Ausbau der Harmonik in der späteren Zeit

die innere Ruhe fehlte, und da er es vorzog, garade die zweifelhaften Sätze seiner Lehre als unanfechtbare Wahrheit zu verteidigen, so bilden seine späteren Bücher gegenüber dem Jugendwerke von 1863 durchaus keinen Fortschritt. Wenn schon im J. 1878 H. Riemann (Studien zur Gesch. der Notenschrift, S. 73) etwas verächtlich von dem „schnell verschollenen Westphal" und seiner Theorie der auf Grundton oder Terz oder Quinte schließenden Tonarten sprach, so hat er zu früh triumphiert. Der Verschollene ist wiedergekommen, er schrieb 1886 diese Harmonik und sprach 1887 im „Nachwort" seiner Allgemeinen Metrik S. XXIII hochtönende Worte über diese Lehre. Was half es, daß Guhrauer schon im Jahresbericht 1884 S. 24 vor W.s Einfluß warnte, oder daß H. Reimann gegen den Quarten-Accord, den Gesang und Begleitung am Schluß der dorischen Stücke bilden sollte, energisch protestierte (B. ph. Woch. IX 450)? Im vorletzten Decennium unseres Jahrhunderts wurden alle diese Lehren noch mit großer Zähigkeit festgehalten. Erst in den neunziger Jahren hat W. ruhiger nachgedacht und die Vorrede seines griechischen Aristoxenos (No. 8) mit weitgehenden Zugeständnissen eröffnet. Wir kommen darauf zurück bei No. 39.

Das Vorwort sowie das 5. Kapitel dieser Harmonik[3] verfechten noch in schärfster Weise des Verf. Lehre von den auf der Terz schließenden Tonarten Mixolydisch und Syntonolydisch. Im griechischen Aristoxenos hat er diese Ansicht aufgegeben. Freilich gleicht die Terztheorie einer Hydra, die, auch nachdem der eigene Vater ihr das Haupt abgeschlagen, immer noch nicht unschädlich geworden ist. Bezüglich der ebenso heiß umstrittenen Ὀνομασία κατὰ θέσιν hat W. sich nicht bekehrt; vgl. jedoch darüber Ißberner in No. 40.

Indem W. S. 27 an der Meinung, Terpander müsse durchaus vor Archilochos angesetzt werden, unentwegt festhält — er druckt einfach S. 57—69 aus seiner Geschichte der Musik (Leukart 1865) wieder ab, — führt er auch Alexander Polyhistor wiederum als Zeugen für sich an, obgleich er in seinem Plutarch (ebenfalls 1865 bei Leukart) S. 73 diese Berufung als irrig erkannt und zurückgenommen hatte. Daß ich aber annehme, Terpander habe, um auf seinem Instrument die hohe Oktave der Hypate zu ermöglichen und die Siebenzahl der Saiten nicht zu überschreiten, die h-Saite weggelassen, tadelt W. S. 90 als gröbliche Verirrung, während es doch in den arist. Problemen 19, 32 deutlich zu lesen steht. Auch in bezug auf Olympos befindet sich der Verf. in auffallendem Irrtum, wenn er bei Plutarch mus. 11 die Worte ἐν ταῖς μέσαις übersetzt „neben der Mese" statt „im Tetrachord der Mesai". Auf gar schlimmem Irrweg treffen wir ferner den Verf. S. 189 in seiner Erklärung von Platos Worten Rep. III 11: τρί' ἄττα ἐστὶν εἴδη (Rhythmen-Gattungen) ἐξ ὧν αἱ βάσεις (die Takte) πλέκονται, ὥσπερ ἐν τοῖς φθόγγοις

τέτταρα, ὅθεν αἱ πᾶσαι ἁρμονίαι. Die vier Arten der Klänge, aus denen sich die Tonarten zusammensetzen, sollen sein die dorische, lydische, phrygische und eine vierte, von Plato nicht näher bezeichnete (vgl. darüber unten No. 40). Die Arten der φθόγγοι sind aber für einen Griechen, dessen Musiksystem aus Tetrachorden besteht, natürlich der βαρύπυκνος, μεσόπυκνος, ὀξύπυκνος und ἄπυκνος, die vier Stellen und Funktionen der Töne im System.

29. W. Ambros, Geschichte der Musik. B. I. Dritte Auflage. Die Musik des griechischen Altertums und des Orients nach Westphal und Gevaert, dargestellt von B. v. Sokolowsky. 1887. Rez. H. Reimann in B. ph. W. 1889. 248.

„Diese westphalisierte Auflage hat mit den beiden vorhergehenden Auflagen so viel und so wenig gemein, als ein echtes Kind mit einem untergeschobenen.“ Reimann. — Bertha v. S. war Westphals Gattin. Der Band ist entweder eingestampft oder wird sicher diesem Los verfallen.

30. H. Gleditsch, Die Musik der Griechen. In I. v. Müllers Handbuch II (2. Aufl. 1890). S. 855—870.

Nach vier einleitenden Paragraphen behandelt G. in § 198 die Geschichte, in 199—203 die Theorie der Musik, worauf noch ein paar kleine Abschnitte über Notenschrift und Instrumente folgen. So ist das Wichtigste auf diesem Gebiet in einer hübschen Übersicht zusammengefaßt. Die geschichtliche Entwickelung der Kunst hätte wohl auch etwas weiter ausgeführt werden können. Zu Ausstellungen giebt sie kaum Anlaß; nur ist unter den sieben Teilen des Nomos gerade der Omphalos durch ein Versehen weggeblieben; in bezug auf Lasos aber hätte der Verf. gut gethan, Guhrauers Bemerkungen mehr zu berücksichtigen. Weiter können die Meinungen auseinandergehen in bezug auf die harmonische Lehre. Bei den Oktav-Gattungen muß ich zunächst die Form der Darstellung beanstanden. Wenn die phrygische Oktave von *D* bis *d* läuft, ohne Kreuz oder b, wie S. 862 angegeben, wie kann dieselbe eine Dur-Species heißen? G. setzt stillschweigend die Geltung der Mese g als Grundton voraus. In diesem Falle ist nicht f, sondern h die entscheidende Terz der φρυγιστί, und leider giebt es Gelehrte, denen die Eigenschaft des dritten Tones in der Skala als zureichender Grund erscheint, um auch für Altgriechenland von Moll oder Dur zu reden. Ref. kann das nicht billigen. Ebensowenig begreift er, daß es unter den Oktaven der Griechen eine böotische in c und eine syntonolokrische in f jemals gegeben habe. Es sind das die äußersten Konsequenzen aus Westphals 3. Harmonik (S. 185 und 208); die letzten Folgen aus jener Theorie, wonach gewisse Tonarten regelmäßig auf

der Quinte, andere auf der Terz ihrer Leiter hätten schließen müssen. Die Hinfälligkeit dieses letzten Satzes habe ich stets behauptet; W.s griechische Aristoxenos-Ausgabe S. 5 giebt sie mir zu.

Die Reihe der zusammenfassenden Darstellungen ist also nicht groß und enthält kein Buch, das ohne Bedenken empfohlen werden könnte. Eine gute Harmonik wäre wünschenswert. Vorläufig möchte Ref. auf die kurze Darstellung verweisen, welche er in Baumeisters Denkmälern unter M., sowie in dem zweiten Bacchius-Programm von S. 3 an gegeben. Das dort über die Klanggeschlechter Gesagte entspricht allerdings nicht mehr ganz unserm heutigen Wissen. Auch was Riemann in seinem Wörterbuch und was Brockhaus im Konversations-Lexikon unter „Griechische Musik“ bieten, verdient Empfehlung.

IV. Monographien.

a. Zur Harmonik.

31. E. Graf, Die Theorie der Akustik im griechischen Altertum. Gymn.-Progr. Gumbinnen 1894.

Rez. von Guhrauer in W. f. kl. Ph. 1895. 1315. Ref. in der Berl. Wochenschr. 1894. 1428.

Nach einer Einleitung über das Verhältnis von Qualität und Quantität in unseren Sinnesempfindungen richtet sich der Verf. gegen die irrige Annahme, als sei den Alten nicht bekannt gewesen, daß die Töne aus Schwingungen der Luft entstehen. Neben der altpythagoreischen Forschungsart, welche die Größe der tonerzeugenden Körper mißt, taucht schon ziemlich früh die Erkenntnis auf, die Höhe eines Tones sei Folge einer schnellen Bewegung. G. S. 6 weist mit Recht auf Archytas und Eudoxos hin, warnt auch mit Recht vor der Annahme, als seien damit die Schwingungen der Luft deutlich erkannt. Schon dem Lasos glaubt er die Entdeckung zuschreiben zu dürfen. Das scheint mir allerdings gegenüber jenen Angaben vom Messen an Metallscheiben und an gefüllten Gefäßen sehr bedenklich, und die entscheidende Stelle bei Theo p. 59 hat leider eine Lücke. Verf. verweist uns weiter auf Euklids πυκναὶ πληγαί und die Stelle bei Theo p. 50. Das Verhältnis der percussiones, welches Nikomachos bei Boethius Mus. I 31 als Ursache der Konsonanz anführt, läßt uns an der Kenntnis des Altertums nicht länger zweifeln. Seit Aristoteles so deutlich den Sitz der Schallbewegung in die Luft verlegt (G. S. 13 hätte erinnern können an das Wort ὁ ἀὴρ σείεται, de anima II 8, 7) und Heraklides gelehrt hatte, jeder Ton bestehe aus einer Summe von Tönen (G. S. 12. vgl. dazu Jan. Script. 137) war das Wesen des Tons in einer Reihe gleich-

mäßiger Schwingungen der Luft richtig erkannt. Verf. citiert Boethius Mus. I 31; unten (S. 14) kommt noch die Lehre der Stoiker hinzu von der kugelförmigen Ausdehnung des Schalles (Aetius IV 19, 4 vgl. Boethius I 14). Indem unser Verf. die psychologische und physikalische Betrachtung des Schalles sehr geschickt verbindet, hat er unsere Kenntnis von der griechischen Akustik und unser Urteil über dieselbe um ein bedeutendes Stück gefördert. Ref., der in einem Exkurs (S. 120) seiner Musiker-Ausgabe vielfach dieselben Fragen zu erörtern Anlaß hatte, erkennt dankbar an, daß er aus diesem kurzen Programm reiche Belehrung geschöpft hat. Nur in bezug auf eine Frage (die räumliche Anschauung der ganz Alten über hoch und tief, ὑπό und ὑπέρ) mußte ich in meinen Musikern S. 143 gegen den Verf. dieser Abhandlung zu Felde ziehen. Kleinigkeiten wie S. 10 die Nennung des Bryennios statt des eigentlich Schuldigen (Ptolemäos II), oder der mangelnde Hinweis auf den Unterschied von mit einander und nach einander bei den φθόγγοι ἐμμελεῖς (ebd.) wollen nicht viel besagen. Der Exkurs über die Terz verdient unumwundenen Beifall. Auch mittelbar kann die treffliche Abhandlung noch Gutes stiften. Was G. S. 13 über die drei Dimensionen sagt, welche nach stoischer Lehre dem Klang zugeschrieben wurden, kann uns die Augen öffnen über das wunderliche Beiwort ἀπλατής in den Definitionen des φθόγγος, und wenn der Klang so bestimmt als ein Körper aufgefaßt wurde, dem noch mehr Wesenhaftes zuzuschreiben sei als der Luft, die seine οὐσία καὶ σχῆμα (Graf ὄχημα) καὶ δύναμις genannt wird, — sollen wir da nicht auch jene befremdliche Angabe des Bacchius § 67 (vgl. 97 und die Anonymie 21 und 48) in neuem Lichte betrachten πᾶς φθόγγος ἔχει σχῆμα ὄνομα δύναμιν?

32. Ch. Johnson, Musical Pitch and the measurement of intervals among the ancient Greeks. Dissertation der John. Hopkins university. Baltimore 1896.

Rez. vom Ref. in Berl. Wochenschr. 1897. 1236.

Der Ton, der erste unter den sieben Teilen der griechischen Harmonik, wird zu Anfang dieser Schrift behandelt. In hübscher Weise sehen wir S. 31 die vielfachen Definitionen des φθόγγος zusammengestellt, nachdem vorher S. 14 eine ähnliche Übersicht über den Umfang des Begriffs gegeben war. Auf eine Ungenauigkeit in Ptolemäos Behandlung der Klänge I 4 hat Verf. S. 26 zuerst aufmerksam gemacht.

Die gleiche Behandlung wird von S. 32 an den Angaben der Alten über das Intervall zu teil. Das Ohr giebt uns kein kleinstes Intervall an, mit dem sich alle übrigen messen ließen; ebensowenig können wir eine Zahl finden, welche alle Intervalle untereinander als kommensurabel erscheinen ließe. Nicht einfache Zahlen bestimmen die

Intervalle der Musik, nur Verhältnis- oder Bruchzahlen. S. 62 versucht J. eine Erklärung der wunderlichen Bezeichnung τρόφος für die Fünfzahl (Plut. Weltseele 12); fünf Einheiten aus der Quarte 192 : 256 wurden zuerst für das Gehör vernehmbar.

33. K. Stumpf, Geschichte des Konsonanz-Begriffs. 1. Teil. Abh. d. bayr. Akad. 1. Kl. XXI. Bd. 1897. 78 S.

Die alten Pythagoreer haben bekanntlich die Konsonanz aus dem leicht faßbaren Zahlenverhältnis erklärt, in welchem die Länge der Saiten oder das sonstige Volumen der klingenden Körper steht. Auch die später allenthalben wiederkehrende Bezeichnung der musikalischen Konsonanz als einer Mischung, die uns allerdings nur mit einem unbestimmten λέγουσιν in Aristoteles de anima I 4, 5 entgegentritt, wird unbedenklich schon dem Stifter der Schule zugeschrieben. Für die Anhänger des Archytas verschmelzen die beiden Töne zu einem einzigen (S. 8). Wenn aber neben Philolaos auch Heraklit in der Konsonanz oder Harmonie eine Einheit von Gegensätzen sieht, fragt unser Verf. (S. 11) etwas erstaunt, wie man so viel Aufhebens machen könne von der Verbindung zweier Töne, die zwar verschieden, aber doch eigentlich nicht entgegengesetzt, jedenfalls nicht Endpunkte einer Empfindungsreihe wären. Aber St. hat doch selbst vorher ausgeführt, wie die Alten bei dieser Bestimmung vorzüglich an die Oktave dachten (die eigentliche ἁρμονία[1]) des Pythagoras). Ferner hat er auf den heraklitischen Satz verwiesen, wonach unter den musikalischen Elementen das nächstliegende (die benachbarten Klänge) am schlechtesten, das weit auseinanderliegende aber am besten zusammenpasse. In diesem näheren Verhältnis standen schon im einfachen Tetrachord die äußeren Grenztöne zu einander; seit Terpander die Tonreihe erweitert hatte und ihr den Umfang gegeben, welchen die Volkslieder niemals überschritten, nämlich die Oktave, zeigte sich diese Einheit ganz überraschend an den äußeren Endpunkten des Tonsystems. Hypate und Nete verschmolzen nicht nur in einen geeinten Zusammenklang; die Nete der Männerstimme war zugleich die Hypate für einen mitsingenden

[1]) „Harmonie" hieß bekanntlich dem Pythagoras die Oktave (Nik. harm. 9). Es war die Symphonie κατ' ἐξοχήν. In Platos früheren Schriften ist, wie der Verf. S. 13 zeigt, zwischen Harmonie und Symphonie nicht immer scharf geschieden. „In den letzten Schriften wird für das Konsonanz-Verhältnis fast nur mehr der Ausdruck συμφωνία gebraucht, während ἁρμονία hier mehr die richtige Stimmung aller Töne der Leier oder die Tonleiter bedeutet." (ebd.) Auch bei dem Ausdruck „Harmonie der Sphären" mag den älteren Griechen vielfach die bis zur Oktave ausgedehnte Skala vorgeschwebt haben. Vgl. darüber Philologus LII S. 20 f.

Knaben. Konnte die ἕνωσις τῶν ἐναντίων deutlicher und sinnenfälliger hervortreten? Bezüglich des Ausdrucks ἀντίφωνον wird allerdings St. recht haben, daß Plato (Gesetze VII 16) darunter eine Dissonanz versteht; ἀντί konnte füglich als Gegensatz von σύν gesagt werden. In den Problemen der Peripatetiker aber tritt meiner Überzeugung nach die pythagoreisch-heraklitische Anschauung auch im Gebrauch dieses Wortes wieder deutlich zu Tage. Die Konsonanz der Oktave heißt ihnen ἀντίφωνος, weil die äußersten Saiten der Lyra, die Endpunkte des populären Tonsystems sie erzeugen. Sie heißen ἄκρα und ἔσχατα in Probl. 19, 44, ἐναντία in 38 und 39b, ihre κρᾶσις wird in 38, ihre ἕνωσις wird in 39b gerade wie in der Schrift de anima III 7 hervorgehoben. Die Beziehung auf einen Wechselgesang, die der Verf. für so viele Stellen dem Worte ἀντίφωνον unterschieben möchte (auch hier S. 21 u. 45), haben wir oben bereits ablehnen müssen. — Wenn in Problem 19, 13 ἐν τῷ βαρεῖ τὸ μέλος erklärt wird, „die Tonhöhe oder melodische Qualität ist im Mischton dieselbe wie im tiefen Ton", so kommt das im wesentlichen wohl auf das heraus, was auch ich im Bacchius-Programm 1891 S. 18a und Script. 323 gesagt habe; zu völliger Klarheit sind wir freilich hier noch immer nicht durchgedrungen. Auch auf S. 66 beschäftigt sich St. noch einmal mit dieser Anschauungsweise des Melos.

Die Bezeichnung ἁρμονία, ursprünglich statt συμφωνία und besonders für die Verkörperung dieses Verhältnisses in der Oktave gebraucht, verschiebt sich mit der Zeit und steht bei Plato für die richtige Stimmung der Leier überhaupt.

Den wunderlichen Ausspruch Platons im Timäos c. 37, wonach die Bewegungen zweier konsonierender Töne sich einholen und verbinden, sucht der Verf. S. 16 in liebevoller Weise zu erklären. Scharf geht er dagegen S. 29 mit Aristoteles ins Gericht, dessen Bestimmung der Konsonanz als einer Mischung allerdings nicht viel mehr als ein Gleichnis ist und den strengsten Anforderungen an eine Definition nicht völlig entspricht. Ein Wunder ist es wahrlich nicht, daß in das innerste Geheimnis der Konsonanz auch Aristoteles nicht einzudringen vermochte, und daß somit die Weisen des Altertums dabei stehen bleiben mußten, das Wesen der Konsonanz in einem leicht faßlichen Zahlenverhältnis und einer angenehmen Mischung der beiden Töne zu finden.

Auch der praktische Aristoxenos, der sich an das Greifbare hält und die Konsonanzen nur unter dem Gesichtspunkt räumlicher Entfernung betrachtet, kann vor dem Gericht der strengen Physiologen nicht bestehen und muß sich die Bemerkung gefallen lassen, die Erweiterung des Abstandes zwischen den Tönen vermöge doch ihre harmonische Zusammengehörigkeit weder zu erhöhen noch zu verringern (S. 39).

Gegen meine Ansicht, daß die Schrift περὶ ἀκουστῶν von Heraklides Pontikos herzurühren scheine, jedenfalls dessen Gedanken wiedergebe (Script. S. 52), hat St., wie ich mit Freuden bemerke, S. 35 nichts einzuwenden. Gerne nehme ich dagegen von ihm eine Belehrung an über das ἓν ὄνομα bei Euklid p. 24 M. Die λόγοι πολλαπλάσιοι καὶ ἐπιμόριοι sollen nicht unter einem gemeinsamen Gattungsnamen zusammengefaßt werden, sondern als διπλάσιοι, ἡμιόλιοι, ἐπίτριτοι, je einen eigenen Namen tragen. Da mir aus Nikomachos hinlänglich viele Namen (S. 41) auch für viel verwickeltere Verhältnisse bekannt waren, wie ἐπιδιμερής, διπλασιεπιδίμοιρος u. a., lag mir die Auffassung allzufern, die ich jetzt als die richtige anerkennen muß.

Wenn der falsche Euklid (Kleoneides) als das Kennzeichen der Dissonanz die Rauheit des Klanges anführt, so bringt er damit angesichts der von den Pythagoreern längst an der Konsonanz bemerkten Glätte nichts erheblich Neues. Dagegen hat der Peripatetiker Adrast in seinem interessanten, uns leider nicht erhaltenen Kommentar zum Timäos auf das Mitschwingen der Saiten beim Erklingen eines verwandten und konsonierenden Tones aufmerksam gemacht,[1]) und bei dieser Gelegenheit führt St. S. 51 neben den bisher bekannten Parallelen eine Stelle aus der pseudo-galenischen Schrift πρὸς Γαῦρον an, aus welcher hervorgeht, daß auch die Alten schon Reiterchen auf die Saiten setzten und beobachteten, wie dieselben abgeworfen wurden, wenn die Saite von außen her durch einen verwandten Klang in Erregung kam.[2]) Für Aelian, der das Gleichnis von der Mischung besonders anschaulich durchführt, hat der Verf. keinen Beifall übrig. Sextus Empiricus weicht etwas von den landläufigen Bestimmungen ab, indem er hervorhebt, die Dissonanzen erregten das Gehör in ungleichmäßiger und zerrissener Weise (διεσπασμένως), die Konsonanzen in gleichmäßiger und ungeteilter Weise. Ähnliches bringt auch Nikomachos; aber großen Nutzen schafft diese Beschreibung der Sache nicht.

Ptolemäos hat empfunden, daß die Töne der Oktave sich inniger verbinden und verschmelzen, als die der Quinte oder Quarte. Daß er nun den letzteren beiden Verbindungen die Bezeichnung symphon beläßt, für die Oktavtöne dagegen den Ausdruck homuphon einsetzt, zieht ihm bei St. den Tadel eines „unzweckmäßigen“ Ausdruckes zu. Bedenken wir indes, daß ὁμοῦ doch nur „zusammen“, keineswegs aber „gleich“ bedeutet, dann werden wir uns mit dieser Bezeichnung schon

[1]) Auch St. ist (S. 50) wie ich der Meinung, daß die Lesart λεία bei Porph. 270 den Vorzug verdiene vor der Form ἡδεῖα bei Theo 51.

[2]) Πρὸς Γαῦρον περὶ τοῦ πῶς ἐμψυχοῦται τὰ ἔμβρυα 11. ed. Kalbfleisch in Abh. d. Berl. Ak. 1895. S. 49. Vgl. übrigens Aristides Q. II 18.

zufrieden geben können. Das mit diesem Ausdruck verwandte Adjektiv ὅμοιος übersetzt St. immer mit „ähnlich“ (S. 56. 60) und findet in diesem Zusammenhang allerlei an den Ausführungen des Griechen auszusetzen. Ich glaube, wir müssen bei ὅμοιος an eine innere Zugehörigkeit und Wesensverwandtschaft denken, und möchte die ὁμοία ἀντίληψις am Schlusse von I 4 so fassen, daß konsonierend diejenigen Töne heißen sollen, welche dem Ohr den Eindruck der Zusammengehörigkeit (Verwandtschaft) machen. Die S. 60 gerügten Mängel und Widersprüche in der Darstellung des Schriftstellers heben sich vollständig, wenn man bedenkt, daß Ptolemäos in K. 4 von den mancherlei ψόφοι spricht, von allerlei Schallwirkungen, aus denen nur einige Arten musikalisch verwendbar sind (dabei heißt ἐμμελής eben der künstlerisch verwendbare Klang). Nachdem dann durch zwei Kapitel von den Konsonanzen nach Lehre der Pythagoreer gesprochen war, beendet Pt. seine Untersuchung in K. 7 damit, daß er die zu Konsonanzen zulässigen, d. h. die leitereigenen Töne in drei Klassen scheidet, homophonoi, symphonoi und emmeleis. Die ekmeleis bleiben selbstverständlich jetzt außer Spiel, und weil die emmeleis jetzt mit einem ganz anderen Gegensatz gedacht sind, hat dieser Ausdruck allerdings hier eine andere Bedeutung als oben. Uns Deutschen fällt allerdings dabei auf, daß nur die kleineren Intervalle innerhalb des Rahmens der Quarte, nicht auch Septen und Septimen emmelisch sein sollen. Aber diese Tonschritte kamen thatsächlich bei den Griechen nur ausnahmsweise vor, und ihre vom Tetrachord ausgehende und stets das Tetrachord im Auge behaltende Theorie konnte diese Intervalle wirklich beiseite lassen; sie galten als Verbindung eines Tetrachords mit einem seiner Bestandteile.

Sehr große Ehre erweist Stumpf dem Gaudentios. Er, „der Schöpfer des Begriffs der Klangfarbe“ hat durch eigene Beobachtung die Mittelstellung der großen Terz zwischen den bisher anerkannten Konsonanzen und den dissonierenden Intervallen entdeckt (S. 72). — Bekanntlich stellt er die grosse Terz auf eine Linie mit dem Tritonus. Dieses im Mittelalter verpönte und auch in melodischer Fortschreitung gemiedene Intervall scheint den Alten nicht gerade widerwärtig gewesen zu sein. Im zweiten delphischen Hymnus kommt es unmittelbar vor (Takt 22. 95), im ersten erscheint es durch einen andern Klang vermittelt als beliebte Wendung der Melodie (d c as in T. 7. 11. 15. 23). Kannten die Griechen den Tritonus und die große Terz auch als gleichzeitige Klangverbindungen? Wir wissen es nicht. Aber gefördert hat St. allerdings das Verständnis der Stelle durch seinen Hinweis auf die Verhältnisse 5 : 4 und 5 : 7 (Tritonus), welche möglicherweise als den Konsonanzen nahe stehend empfunden werden mochten. Vorsicht scheint mir bei den Folgerungen aus dieser Angabe dringend geboten; auch

halte ich es für bedenklich, das Verdienst einer derartigen Entdeckung dem Gaudentios zuzuerkennen, der schwerlich mehr war als ein Bücher benutzender Stubengelehrter.

Daß bei den Worten Senecas (Ep. 84) *accedunt viris feminae, interponuntur tibiae* auch an lediglich räumliche Aufstellung gedacht werden könne (S. 74), scheint mir angesichts der vorhergehenden Worte aliqua (vox) illic acuta est, aliqua gravis, aliqua media unmöglich. Die Stelle weist deutlich, ebenso wie die S. 78 besprochenen Worte des Athanasius, auf den antiken Dreiklang von Grundton, Quarte und Oktave.

34. D. B. Monro, The modes of ancient greek music. Oxford 1894.

Mit dem Worte Tonart bezeichnet man

1. jetzt häufig den bloßen Unterschied in der Tonhöhe (das Stück geht aus D, die Trompete steht in F), indem man den Bau der Durskala als selbstverständlich voraussetzt.

2. Tonart in höherem Sinne weist aber auf die verschieden gebauten Leitern Dur und Moll, auf die neugriechischen und gregorianischen Kirchentöne, die Skalen der Choräle und Madrigale aus der Zeit der Renaissance.

Auch im Sprachgebrauch des Altertums ist häufig unklar, ob mit τόνος τρόπος ἁρμονία modus der erste oder zweite Unterschied gemeint sei, ob also die genannten Ausdrücke (1) die Transpositions-Skala oder (2) die Oktavgattung bedeuten.

Noch ein anderer Umstand hat den Gelehrten viel Kopfzerbrechen verursacht. Die Oktav-Gattungen (2) erscheinen nämlich, wo sie aus einem unveränderlichen System ausgeschnitten werden (Ps. Euklid p. 15 M. 197 J.), in der Form, daß das lydische einen Ton tiefer steht als das phrygische, und dieses wieder einen Ton tiefer als als dorische, z. B.

Lydisch	c	d	ef	g	a	hc′		
Phrygisch		d	ef	g	a	hc′	d′	
Dorisch			ef	g	a	hc′	d′	e′.

Bei Alypios ist die Sache umgekehrt. In seinen Skalen steht das lydische System einen Ton höher als das phrygische, und dieses hat wieder denselben Abstand vom dorischen. Dieser Widerspruch schien manchem Forscher unerträglich, und der Versuch, der einen Angabe auf Kosten der andern Glauben zu schenken, hat zu vielen falschen Theorien geführt. Böckh ist durch langes Suchen und Probieren zu einer künstlichen, aber keineswegs glücklichen Lösung der Frage gekommen; Westphal nahm die Überlieferung des Ps. Euklid und daneben die des Alypios hin ohne sie zu vereinen.

Monro hat hauptsächlich die zuerst genannte Schwierigkeit gequält. Er fragte sich: Haben Plato und Aristoteles da, wo sie von

der Einwirkung der ἁρμονίαι auf das Gemüt reden, den ersten oder den zweiten Sinn des Wortes im Auge? Und da ja deutlich von einer Reihe hoch- und einer Reihe tiefgestimmter Harmonien die Rede ist (σύντονος und ἀνειμέναι), zerhieb er den Knoten in der Weise, daß er für beide Philosophen nur einen Unterschied der Tonhöhe gelten läßt, die Oktav-Gattungen dagegen für eine müßige Erfindung späterer Theoretiker erklärt (S. 8. 13. 54).

Aber ist es wohl denkbar, daß die Transpositions-Skalen mit ihren geringfügigen Unterschieden ein historisches Vermächtnis aus alter Zeit waren, daß es ursprünglich in Griechenland und Vorderasien nur eine einzige wirkliche Tonart gab, nämlich die dorische, welche unten mit dem Halbton begann? Später aber kamen Theoretiker und sagten: „Jetzt wollen wir einmal Oktav-Gattungen schaffen —.“ Sieht man denn nicht, daß der Eindruck eines Tonstücks, sein Ethos, noch heute viel mehr davon abhängt, ob es aus Moll oder Dur geht; daß Arien so und so oft transponiert gesungen werden und doch ihr Ethos behalten? Wenn man die Gesänge verschiedener Zeiten vergleicht, noch mehr, wenn man die Weisen verschiedener Völker betrachtet, ergiebt sich eine Fülle der verschiedensten Leitern mit grundverschiedenem Ethos. Die Gesänge der katholischen Liturgie bewegen sich bis auf den heutigen Tag in acht (nicht sieben) organisch verschiedenen Leitern; die Tonhöhe ist gleichgültig oder von der Stimme des Pfarrers abhängig. Nur die griechischen Volksstämme, Ioner, Äoler u. a. sangen stets in der dorischen Oktave; Lyder und Phryger nahmen an dieser brüderlichen Eintracht teil. Und so blieb alles gut, bis die bösen Theoretiker den Frieden störten.

Da zeigte doch Böckh in seiner bekannten Abhandlung de metris Pindari (Abschnitt 4) S. 217 mehr Verständnis für musikalische Fragen, indem er die Annahme, die Eigentümlichkeiten jener Modi könnten allein in der Tonhöhe bestehen, als lächerlich bezeichnete. Wie konnte außerdem Monro es ruhig mit ansehen, daß in den von ihm aus Athenäos XIV 19 herangezogenen Stellen die äolische Tonart einmal als eine hohe, das andere Mal als der mittleren Region zugehörig bezeichnet wird, daß ferner das lydische bei Telestes als eine hohe, bei Plato als eine tiefe Tonart erscheint? Ja, wenn es von dieser Gattung eine als σύντονος und eine als ἀνειμένη bezeichnete Species gab, konnte doch das Hauptmerkmal des lydischen Tons unmöglich dessen Höhe oder Tiefe sein.

Alle diese Schwierigkeiten heben sich aber, wenn man sich vorstellt, wie es dann mit jenen Tonarten im wirklichen Leben aussehen konnte. Das lydische Tetrachord hatte den Halbton oben (wie unsere Durskala), das phrygische hatte ihn in der Mitte (Ps. Eukl. a. a. O.).

Jeder Grieche sang jede Melodie in einer ihm bequemen Tonlage; jeder Lyraspieler paßte dieselbe seinem Instrument so gut an, als es ging. Wollte man phrygisch spielen, so zog man nicht etwa neben dem tiefen *e* noch eine neue Saite (tief D) auf; dafür war kein Raum. Stimmte man aber die f- und die c-Saite einen halben Ton höher, dann war die Absicht erreicht. Das Instrument ergab die phrygische Oktave und zwar in der dem Sänger bequemsten Lage. Ein nochmaliges Umstimmen zweier Saiten (*g* und *d*) ergab die lydische Oktave. Es war also:

Dorisch	E	f		g		a	h	c		d		e
Phrygisch	E		fis	g		a	h		cis	d		e
Lydisch	E		fis		gis	a	h		cis		dis	e

Hieraus erklärt sich einerseits, warum die euklidische Isagoge das Phrygische um einen Ton tiefer legt als das Dorische. Die phrygische Tonart läuft ἀπὸ λιχανοῦ ὑπάτων ἐπὶ παρανήτην διεζευγμένων. Ihre innere Struktur ist dieselbe wie in der genannten Tonreihe. Gerade wie wir sagen können, sie entspricht den weißen Klaviertasten von D bis *d*, so sagte ein Grieche, sie entspricht einem Ausschnitt aus unserem Grundsystem von diesem Punkte bis zu jenem. Die Lehrbücher zeigen den Bau der einzelnen National-Oktaven an einem Ausschnitt dieser Art; daß damit über die Tonhöhe nichts bestimmt wird, kann man u. a. aus dem Umstand entnehmen, daß die von Plato mit der συντονολυδιστί zusammengestellte, gewiß dieser hohen Oktave wesensverwandte mixolydische Tonart im Register der Isagoge als die tiefste erscheint.

Aber auch wie es geschehen konnte, daß der phrygische Ton bei Alypios einen Ton höher steht als der dorische, vermögen wir leicht zu erklären. Dachte man sich die oben verzeichnete phrygische Reihe (e fis g u. s. w.) zu einem System von zwei Oktaven verlängert, so kam dieses Ergebnis zustande. Nicht nur die phrygische und lydische Stimmungsart wie all und jede Form der Mitteloktave dachten sich die Griechen zu einem hypodorischen System von zwei Oktaven (wie A-a-a') erweitert. Das phrygische mußte ihnen dabei wie H-h-h' unter steter Erhöhung aller Saiten für f und c, das lydische als ein System in cis cis'-cis" erscheinen. Der phrygische Tonos (die phr. Transpositions-Skala) steht einen ganzen Ton höher als der dorische. Das ist das System des Alypios,[1]) und wieder um einen Ton höher sehen wir den lydischen Tonos sich ausdehnen. Also die alten ἁρμονίαι die δωριστί u. s. w.

[1]) Warum bei ihm die dorische Skala nicht mehr im A, sondern einen halben Ton höher steht, kann hier nicht entwickelt werden. Aber das Verhältnis des phrygischen Tonos zum lydischen, und das Verhältnis sämtlicher 15 Skalen ist das von uns angegebene.

sind nicht bloße Versetzungs-Leitern, es sind wirkliche Tonarten, im Bau wie im Charakter verschieden. Die Transpositions-Skalen haben sich aus jenen entwickelt.

Diese einzig richtige Erklärung der alten Tonarten hat bereits 1760 der Baronet Haskins Eyles Stiles in den Philosophical Transactions LI 2 S. 695 gegeben. Auch Bellermann hat in seinem Anonymus (1841) S. 9—12 die Wichtigkeit der mittleren Gesangs-Oktave gebührend hervorgehoben durch einen Hinweis auf Ptolemäos Harmonik II 11.

Freilich kann man nun fragen, wenn die Tonhöhe für die ἁρμονίαι gleichgültig war, wie erklärt es sich, daß Plato von σύντονοι ἁρμονίαι und von ἀνειμέναι redet? — Ich komme darauf bei Besprechung eines Aufsatzes von Adam unten No. 38 zurück.

35. A. Gevaert, La mélopée antique dans le chant de l'église latine. Suite et complément de l'Histoire et Théorie de la musique de l'antiquité. Gand 1895.

Rez. vom Ref. in B. Ph. W. 1896, 877; 1897, 737.

Um den engen Zusammenhang nachzuweisen, welchen der Verf. zwischen den ältesten Gesängen der päpstlichen Kirche und der Kitharodik des sinkenden Altertums gefunden zu haben glaubt, beginnt er mit einem Kapitel über *les modes et les tons gréco-romains* und handelt darin sehr eingehend von dem Gegenstand, der uns augenblicklich hier beschäftigt. Die Frage nach der Natur der griechischen Tonleitern tritt uns hier wieder unter einem andern Gesichtspunkt entgegen.

Damit daß wir den Umfang einer Tonart und die Lage ihrer halben Töne kennen, ist ihre Eigentümlichkeit noch keineswegs genugsam bestimmt. Der unterste Ton einer solchen Reihe braucht nicht notwendig ihr Schlußton, noch weniger der eigentliche harmonische Grundton zu sein. Bezüglich des Grundtons in griechischen Melodien hat Helmholtz in seiner Lehre von den Tonempfindungen (III. Abt. 13. Abschn.) auf das aristotelische Problem 19, 20 hingewiesen, welches seiner Ansicht nach der Mese (a in E—e) die „ästhetische Bedeutung einer Tonica“ verleiht. Aus den Problemen 4 und 33 derselben Sammlung aber entnahm er, daß man nicht mit der Mese, sondern vielmehr mit der Hypate zu schließen pflegte. Den ersten von diesen Sätzen stellte auch Westphal schon in seiner „Harmonik“ 1863 auf, und in der That liegen in dem Umstande, daß die achtstufige Reihe E—e bis zum System von zwei Oktaven A—a' ausgebaut, dann aber die Entwickelung für geschlossen angesehen ward, sowie in der Benennung hypodorisch, d. h. „beinahe dorisch“ für die Oktave A—a starke Momente für die Wichtigkeit des griechischen Mitteltons *a* in der dorischen Oktave. Westphal fühlte sich darum in seiner Hervor-

hebung dieses Tones so sicher, daß er noch in dem Nachwort zur Allgemeinen Metrik 1887 S. XX sich viel auf diese Entdeckung zu gute thut. Er dehnte die gleiche Annahme auch auf die lydische und phrygische Oktave aus, und wenn uns auch darüber alle Nachrichten fehlen, spricht doch die Analogie der mit hypo benannten Nebentonarten entschieden dafür. Es schien mithin ausgemacht: Die Haupt-Tonarten, dorisch, lydisch, phrygisch haben ihren Grundton in der Mitte, obwohl Schlußton der Melodie der tiefste unter den acht Klängen ist. Die mit *Hypo* benannten Tonarten haben dagegen den Grundton am unteren Ende; Grund- und Schlußton fallen hier zusammen. Derselben Annahme ist auch G. in seiner Histoire 1875 gefolgt. Jetzt aber will er diese Unterscheidung in eine Species mit Grundton in der Mitte und eine solche mit Grundton am unteren Ende nur noch für das Lydische und Phrygische gelten lassen (S. 9); die dorische Tonart stellt er dagegen als eine E-Leiter hin, welche ihre Teilung nicht bei *a*, sondern bei *h* habe, also ganz dem modernen E-moll gleich stehe.

In der That wissen die gregorianischen Melodien, welche mit den altgriechischen den unbegleiteten Vortrag und die Mannigfaltigkeit der Oktavgattungen gemein haben, nichts von einem solchen Grundton *a* in der Mitte der Reihe. Ja auch unter den antiken Melodien, wie sie uns jetzt vorliegen, ist nur die Minderzahl (Hy. I und in II Abschnitt I, IX, X sowie Sikilos) jener Annahme von der Mese als Grundton günstig; in anderen Liedern bereitet uns dieselbe bei Bestimmung der Tonart erhebliche Schwierigkeiten. Von endgültiger Lösung aller auf die griechischen Tonarten bezüglichen Fragen sind wir offenbar noch weit entfernt. Möglich ist ja auch, daß man nicht in allen Perioden der griechischen Zeit ganz gleich in bezug auf Tonart und Grundton empfand. Denkbar ist — und andere Perioden der Musikgeschichte lassen ähnliches wahrnehmen — daß die ursprünglich hohe Bedeutung der Quarte allmählich einer höheren Schätzung der Quinte weichen mußte, und daß also die beherrschende Stellung der Mese in den griechischen Oktaven sich allmählich zu gunsten der Paramese verschoben hat. Unser Verf. aber tritt mit seiner Hochschätzung der dorischen Paramese h, gegenüber der Mese a, viel zu sicher auf.

Außer den oben schon zu gunsten des Mitteltons angeführten Momenten muß ich noch auf Hypate, Mese und Nete als die drei ὅροι ἁρμονίας bei Plato Rep. IV 17 und auf die Stellen von der Metabule bei Aristide I 8 p. 17 und Bakchios 51 p. 14 verweisen; ich möchte auch daran erinnern, daß Ptolemäos II 15 den Tonskalen ἀπὸ νήτης nicht etwa solche ἀπὸ παραμέσης, sondern ἀπὸ μέσης gegenüber stellt.

Einer Auffassung der altdorischen Oktave als einer Leiter in E h e oder gar E g h e, wie sie in der Mélopée S. 9 uns vor Augen

tritt, müssen wir lebhaft widersprechen. Ein neuer Gesichtspunkt über die Schätzung der Mese wird sich uns übrigens unten bei Betrachtung von No. 37 eröffnen.

Indem Westphal den Gedanken weiter verfolgte, der Schlußton einer Melodie könne von dem eigentlichen Grundton verschieden sein, geriet er auf einen verhängnisvollen Irrweg, und leider glaubt der Verf. der Mélopée ihm in dieser Richtung folgen zu müssen. Bei Abfassung des Schlußabschnitts in seiner Harmonik von 1863 war W. auf die Idee gekommen: „Die mit ὑπό benannten Tonarten haben den Grundton unten und schließen auf diesem Ton; sie heißen bei Plato χαλαραί oder ἀνειμέναι (S. 349). In der Haupttonart einer jeden Gattung schließt die Melodie auf der Quinte (Hypate; Unterquart = Oberquint). Die Melodie im Anonymus 104 geht aus F und schließt auf *a*; hier liegt uns die dritte Species des Lydischen vor, syntonolydisch, wie überhaupt jede mit Συντονο- benannte Tonart schließt auf der Terz, die phrygische Gattung (im G) hat eine Unterart, das mixolydische, das in *h* schließt. Die drei Klassen von Tonarten in Platos Republik sind nach diesem Gesichtspunkte zu scheiden."

Ref. ist dagegen immer der Meinung gewesen, zu einer Zeit, da die Terz noch nicht als Konsonanz galt und unser Dreiklang noch nicht im Gebrauch war, könne ein Schluß der Melodie auf der dritten Stufe kaum jemals erfolgen und nicht Merkmal einer Species von Tonarten sein. Nachdem ich das schon 1864 in Fleckeisens Jahrbüchern S. 591 ausgesprochen, und besonders nachdem ich in der Allgemeinen Musikalischen Zeitung 1878 S. 737 den Protest vieler Sachkenner gegen jene Kette von Hypothesen veröffentlicht hatte, verfocht W. nicht nur in der 2. und 3. Harmonik, auch in geharnischten Vorworten anderer Schriften dieselbe als Grundlage der griechischen Melopöie; erst in seiner letzten Schrift, dem griech. Aristoxenos 1893 (S. 1 des Vorworts) hat er diese Deutung der mixolydischen und syntonolydischen Tonart definitiv aufgegeben. Unterdes war aber in dem gelehrten und stilgewandten Verfasser der Histoire et théorie d. l. M. 1875 ein energischer Verehrer und Verteidiger dieser Lehre erstanden, und leider finden wir dieselbe Hypothese auch in der Mélopée S. 14 noch vertreten. Mit Berufung auf Plato nimmt der Verf. an:

1. normales ionisch, G—g, Schluß G.
   tief-ionisch D—d, Schluß g.
   hoch-ionisch G—g, Schluß h.
2. normales hypolydisch F—f, Schluß F.
   tief-hypolydisch C—c, Schluß f.
   hoch-hypolydisch F—f, Schluß a.

Sachverständige mögen urteilen, ob der Terz in Griechenland eine so enge Beziehung zum Grundton zugesprochen und im System der Tonarten eine so wichtige Rolle zuerkannt werden darf.

Aber auch den Grundgedanken der Mélopée kann ich mir nicht zu eigen machen. Die Gesänge der römischen Matutine und Vespern sollen sich unmittelbar aus der römischen Kitharodik heraus entwickelt haben und diesen Ursprung in ihrem Zuschnitt und ihren Tonarten deutlich bekunden. — Aber was wissen wir denn von der Kitharodik, d. h. von den Gesangsmelodien der römischen Kaiserzeit? Wir haben nichts als zwei Hymnen, von denen eine sicher, die andere wahrscheinlich dem Mesomedes angehört. (Das Lied an die Muse und die Nänie des Sikilos haben mit Rom nichts zu thun.) Mit diesen also vergleicht G. die Antiphonen, d. h. die bei Matutin und Vesper den Psalmen vorangehenden Einleitungen. Daß in diesen Gesängen eine beschränkte Zahl von Motiven und Melodiekeimen immer aufs neue wiederkehren, wollen wir zugeben; für römischen Ursprung beweist das gar nichts. Nicht besser gelingt der Beweis der Gesänge mittelst der Tonarten. Dorische Harmonie findet sich beiderseits; die Hymne an die Nemesis mit ihrem phrygischem (oder nach G. hypophrygischem) Ton ist wenig geeignet, uns an das gesuchte Ziel zu bringen. Auch die kühne Hypothese von den Jasti-Aiolivo, welche in den mit C anhebenden Melodien des ersten Kirchentons enthalten sein sollen (S. 93), führt nicht zum Ziel. Sollte denn Ambrosius, wenn er die syrische Art des Wechselgesangs im Abendland aufbrachte (S. 65), diesen Gesängen ihre dort heimischen Melodien genommen haben?

36. A. Williams, The system in greek music. Cl. Rev. IX 421.

Verf. ist der Meinung, daß in der klassischen Zeit, deren Spuren auch in den zu Delphi ausgegrabenen Hymnen noch zu finden seien, die Melodien sich nicht ausschließlich nach dem Gesichtspunkt bestimmter Oktaven aufgebaut haben, wie das bei den Gesängen aus Hadrians Zeit bereits der Fall wäre. Früher haben vielmehr das System der Quarte und das der Quinte die Keime der Melodie geliefert. Takt 45 und 58 der ersten delphisch-athenischen Hymne beruhen auf einem chromatischen Tetrachord, die Partie um 17. 19. 42 beruht sogar nur auf drei Klängen. Ein anderes Motiv in T. 10 und 22 ff. spielt im Bereich einer Quinte; die Takte 51 ff. in dem chromatischen Mittelsatz halten sich in den gleichen Grenzen. Wie der Dichter gewisse metrische Formeln benützt, so bewegt sich der Komponist in einer beschränkten Zahl metrischer Motive.

Ein sehr richtiger und äußerst fruchtbarer Gedanke! W. hätte noch auf die oft wiederkehrende Formel f g as g aufmerksam machen

können, die in T. 27. 35. 40 wiederkehrt, in 57 chromatisch variiert erscheint und in 83 eine Kadenz bildet. Ungleich mehr Beispiele solch stereotyper Formeln finden sich aber in der zweiten delphischen Hymne (dem Nomos), welche der Verf. für seinen Gedanken noch nicht ausbeuten konnte. Den gleichen Bestand vieler wiederkehrender Formeln weist Gevaert (No. 35) in den Antiphonen der römischen Kirche nach.

37. A. Williams, The notes Mese and Hypate in greek music. Class. Rev. XII 98—100.

Der Verf. erinnert an das 20. unter den musikalischen Problemen, welches von der Wichtigkeit der Mese handelt, an Ptolemäos II 11, der die verschiedenen Skalen von der Mese aus betrachtet, und an Helmholtz' Anschauung von dieser Saite als dem harmonischen Grundton der griechischen Melodien. Aber er fragt: Hatten die Griechen die Empfindung von einem Grundton in unserem Sinne? Tragen wir nicht, wenn wir von Grundton reden, zu moderne Anschauungen in die Sache?
W. führt aus, daß die gregorianischen Melodien sich um einen mittleren Ton bewegen, den sie immer wieder berühren, der als Ausgangspunkt der Bewegung gelten müsse, von dem Schlußton aber verschieden sei. Dieser im kirchlichen Sprachgebrauch als Dominante bezeichnete Ton liegt vielmehr an der 3. oder 4., auch wohl 5. oder 6. Stelle der Leiter. Es möchte geraten sein, lieber als an einen harmonischen Grundton bei der als ἡγεμών bezeichneten Mese der Alten an diesen Hauptton des halb gesungenen, halb gesprochenen Vortrags zu denken.

Auch dieses ist eine sehr glückliche Idee, die übrigens gar nicht so fern lag und auch dem Ref. schon aufgetaucht war. In der Anwendung des Gedankens auf die einzelnen Musikstücke kann man leicht anderer Ansicht sein als der Verf., der in der 2. Sektion des 2. delphischen Hymnus die Mese im hohen c erblicken will (so daß der Proslambanomenos in diesem Gesang ein häufig gebrauchter Ton wäre); auch braucht man seinen Aussagen über μέση κατὰ θέσιν und κατὰ δύναμιν keinen Glauben zu schenken; aber in der Hauptsache hat er richtig gesehen, und seine Anschauung kann für die weitere Untersuchung bezüglich der Tonart der erhaltenen Lieder sehr nützlich und fruchtbringend werden.

38. J. Adam, On some difficulties in the Platonic musical modes. Cl. Rev. X 378.

Der Verf. kommt auf die Erklärung zurück, welche Ref. in Fleckeisens Jahrbb. 1867 S. 816 von Platos Rep. III 10 gegeben hat. Ich habe nämlich in den von Plato bevorzugten Tonarten solche Harmonien gefunden, welche sich auf der Lyra in der natürlichen Stimmung (δωριστί)

oder mit Umstimmung von nur zwei Saiten (fis und cis) wiedergeben ließe (φρυγιστί). Verpönt werden dagegen Tonarten, welche nur durch Umstimmung einer größeren Zahl von Saiten möglich werden. Von diesen aber giebt es zwei getrennte Klassen. Die eine Art nämlich wird durch Höherstimmen, die andere durch Herabstimmen einzelner Saiten hergestellt. So ließ sich das Lydische einerseits mit Erhöhung, andererseits durch Vertiefung bestimmter Saiten herstellen:

e	fis	gis	*a*	h	cis	dis	e
es	f	g	*as*	b	c	d	es.

In der letzteren Art ist jedenfalls die χαλαρὰ oder ἀνειμένη λυδιστί zu erblicken. Die συντονολυδιστί fand ich 1867 in der Skala mit vier Kreuzen. (Seit indes Timotheos der Kithara eine hohe f-Saite gegeben, mochte füglich auch die συντονολυδιστί sich zwischen f und f′ bewegen.) Das Wesen der λυδιστί liegt in ihrem Aufbau aus ganzen und halben Tönen; höhere und tiefere Lage findet sich leicht hinzu, je nach Beschaffenheit der Stimmen oder Instrumente. Dieser Erklärung schließt sich A. an.

Statt αἵτινες χαλαραὶ κτλ. möchte A. allerdings mit Par. A. lesen αὖ τινες χ. κ. — Die τέτταρα ἐν τοῖς φθόγγοις εἴδη, ὅθεν αἱ πᾶσαι ἁρμονίαι in III 11 glaubt er mit Westphal auf Tonarten beziehen zu sollen; nur müsse die ionische statt der von W. eingesetzten Tonart gemeint sein. Ich kann die Worte nur mit Stallbaum auf die Unterscheidung beziehen von ὑπατοειδής, παρυπατοειδής, λιχανοειδής und νητοειδής, also auf die verschiedene Stellung der Töne im Tetrachord. Diese Eigenschaft der Klänge bedingt die Lage der halben Töne, und weiter werden hiedurch die verschiedenen Oktav-Gattungen hervorgebracht.

39. H. Guhrauer, Zur Frage nach der Mehrstimmigkeit in der gr. Musik. Abh. für Hertz. Berlin 1888. S. 169.

Die allzu weit getriebenen Behauptungen Westphals, welcher in Pindars 3. olymp. Ode nicht nur eine mindestens vierstimmige Komposition sah, sondern auch von Kontrapunkt und regelrechter Beantwortung eines Themas bei den Griechen zu reden wagte, haben den Verf. veranlaßt, das Unwahrscheinliche und Widersinnige dieser Sätze in gebührendes Licht zu stellen. Nachdem er in Betrachtungen allgemeiner Art gezeigt, wie ungünstig einer solchen Annahme die Entwickelung der Tonkunst im ganzen, besonders das in γένη und εἴδη gespaltene Tonmaterial der Griechen sei, wie sehr das Verhältnis des Wortes zum Ton, die geringe Zahl der herangezogenen Instrumentisten, besonders aber das absolute Schweigen der Theoretiker in ihrer Harmonielehre jener Ansicht im Wege stehe, führt er aus, wie πολυφωνία bei Plutarch Mus. 29 lediglich die Menge der zu Gebot stehenden Töne

bedeute, ja, er weist sogar nach, daß in einer bei W. S. 38 angeführten Stelle Aelians, die entscheidenden Worte ἢ πλειόνων (φθόγγων) gar nicht im Text stehen. Auch die bei Plutarch 21 erwähnte αὐλῶν διάλεκτος läßt G. nicht als Beweis für mehrere Stimmen gelten, da διάλεκτος nicht viel anderes als Aussprache oder Redeweise zu bedeuten brauche. Vgl. dazu Graf S. 13 des unter No. 31 angeführten Büchleins.

Die Wirkung dieser kleinen Schrift war durchschlagend. Westphal begann 1890 das Vorwort zu seinem griech. Aristoxenos mit dem Zugeständnis, „daß in der griechischen Musik die heterophone Instrumentalbegleitung des Gesanges stets eine einstimmige war“.

40. R. Ißberner, Dynamis und Thesis. Philol. LV (N. F. IX). 1896. S. 541—60.

In einem folgenschweren und verhängnisvollen Irrtum befand sich Westphal auch in bezug auf jene Kapitel, in welchen Ptolemäos sagt, die Töne würden verschieden benannt, je nach der Thesis und nach der Dynamis (II 5 u. 11). Schon vor Jahren hat A. Ziegler in einem Programm „Untersuchungen auf dem Gebiete der Musik der Griechen“ (Lissa 1866) die Sache gründlich und richtig behandelt. Demgemäß spricht sich Guhrauer im Jahresbericht 1885 III S. 24 scharf gegen W.s Auffassung aus. Die dritte Harmonik und meine Anzeige derselben führte zu längerer Polemik zwischen W. und mir (Wochsch. f. kl. Ph. 1886); in der Berliner Wochsch. des gl. J. S. 1134 habe ich den Thatbestand eingehend entwickelt. Ein Anhänger W.s ließ sich im Lit. Centralblatt 1886 S. 963 vernehmen. So dauerte der Streit fort. W. führte denselben teils mit derben Scheltworten, teils durch Berufung auf seine Genossen, Sakellarios und den Ungenannten im Centralblatt. Dem Zugeständnis eines Irrtums vermochte er um so eher auszuweichen, als er einmal auf einer der Metrik[2] II am Schluß des Vorworts angehängten Tabelle die Sache so dargestellt hatte:

Dorisch		f	ges	as	b	c	des	es	f
	δύν. καὶ θέσ.:	ὑπ.	π.υπ.	λιχ.	Μέση	π.μσ.	τρί.	π.νη.	νή.
Phrygisch		f	g	as	b	c	d	es	
	δύν.	λιχ.	ὑπ.	π.υπ.	λιχ.	Μέση	π.μσ.	τρι.	π.νη.
	θέσ.	ὑπ.	π.υπ.	λιχ.	Μέση	π.μσ.	τρι.	π.νη.	νη.
Lydisch		f	g	a	b	c	d	e	f
	δύν.	π.υπ.	λιχ.	ὑπ.	π.υπ.	λιχ.	Μέση	π.μσ.	τρι.
	θέσ.	ὑπ.	π.υπ.	λιχ.	Μέση	π.μσ.	τρι.	π.νη.	νη.

Hier waren also ganz in Zieglerschem Sinn die thetischen Benennungen sich gleich geblieben, während die dynamischen wechselten.

In seiner Histoire I 255 hatte Gevaert für die thetische Benennung auf die moderne Harfe verwiesen, deren C-Saite (sie mag auch in cis oder ces gestimmt sein) ruhig ihren Namen behält, während sie δυνάμει Grundton, Sekunde, Terz oder sonst ein Wort sein kann, je nach der augenblicklich herrschenden Tonart. Neuerdings spricht leider auch er von „thetischer Onomasie“ im Sinne Westphals. So muß es denn als ein großes Glück bezeichnet werden, daß Ißberners vortreffliche Abhandlung, die, schon früher niedergeschrieben, lange Zeit vergeblich Unterkunft suchte, endlich im Philologus freundliche Aufnahme fand.

Der Verf. geht von Aristoxenos aus (S. 543) und zeigt, wie schon bei diesem τάσεις (absolute Tonhöhe) und δυνάμεις der Klänge (ihre relative Stellung in einem System) unterschieden werden. In der ps. euklidischen Isagoge heißt es: „τάσει giebt es unendlich viele Töne, δυνάμει achtzehn“. In jedem Tonos kehren dieselben Werte wieder: Proslambanomenos u. s. w. (544.) „Dynamisch wird also ein Ton benannt, je nach der Stellung in seinem System oder im Verhältnis zu seiner jedesmaligen Tonica. Dynamische Mese ist die Tonica einer jeden Oktav-Gattung“ S. 547. — Ptolemäos ferner sagt II 5 recht deutlich, wie die 15 Klänge das eine Mal nach ihrer θέσις benannt würden, das sei einfach nach der Klanghöhe, ein andermal nach der δύναμις, das sei τὸ πρός τί πως ἔχον, also etwas Relatives (S. 549). Auch für Ptol. ist die thetische Mese zugleich Tonica in der dorischen Oktav-Gattung. Nur das unveränderliche System [die erweiterte dorische Oktave] verbindet mit seinen Namen (Mese, Paramese u. s. w.) den Begriff einer bestimmten Tonhöhe. Dynamische Mese ist die Tonica einer jeden Oktav-Gattung (S. 551). Ptol. II 11, ein Kapitel, über welches W. gar nicht spricht, geht die dynamischen Mesai der sieben Tonarten durch und giebt an, auf welchen thetischen Klang jede derselben fällt (552). Auch die Tabellen in II 11 und 15 beweisen die Richtigkeit von Zieglers Annahme (556). W., der dem F. Bellermann ein Vorgehen gegen die Manen des großen alexandrinischen Mathematikers vorwirft, macht sich dieses Vergehens selbst schuldig (555). Das Hereinziehen von „Obertönen“ in diese Untersuchung (Harm.[3] § 20) beweist nicht das mindeste für W.s Anschauung (559). Hier hätte man gerne auch einen Hinweis darauf gesehen, wie überflüssig und abgeschmackt es war, bei einer Unterscheidung der Trite als kleinen oder großen Terz zur Mese die Theorie der Obertöne zu entwickeln, und wie ungeschickt, deren Zahlen so zu wählen (S. 156), daß die große Terz wie 3 : 4 erscheint. Möchte diese tüchtige Abhandlung doch recht vielseitige Beachtung finden und eine weit verbreitete falsche Bezeichnung der Sache endlich aufheben und berichtigen!

41. Cecile Torr, On the interpretation of greek music. London 1896. 26 S.

Rez. vom Ref. in Berl. phil. Woch. 1896. 1547.

Eine Notenschrift ist gewöhnlich im Dienste der Praxis entstanden und in gleichem Dienste weiter entwickelt worden. Treten die Theoretiker mit ihren verschiedenen Gesichtspunkten und Erwägungen an solch ein System heran, dann erscheint daran dem einen dieses, dem andern jenes gänzlich verkehrt. Mit den griechischen Noten ist's nicht anders. Bei Umschrift des ersten Hymnus hat Reinach das Zeichen I als d gedeutet und für k denselben Ton gesetzt. Nun ist das bei der griechischen Schreibweise, welche vor allem engen oder weiten Abstand der zu einem Tetrachord gehörenden Töne markiert und in ihrem Tetrachord Synemmenon stets eine sehr auffallende Anders-Bezeichnung bestimmter Töne bringt, durchaus nichts Merkwürdiges. Aber T. erträgt das nicht. Für ihn haben Bellermann und Fortlage vergebens geforscht. Er nimmt die Reihe der Töne und die des Alphabets und teilt nach seinem Befund jedem Zeichen den Ton zu, den es forthin bedeuten soll. Daß an den Stellen, wo die Grundleiter halbe Töne hatte, notwendig ein Überfluß an Buchstaben entstehen muß, stört ihn nicht. Haben die Griechen Triaden für den Abstand der Haupttöne (weiße Tasten), dann wird das Intervall e-f ebenso konsequent von unserm Verf. in Drittel zerlegt, wie der ganze Ton c-d. Mit unverfrorener Konsequenz diktiert er den Griechen ein neues Tonsystem. Uns andere aber lehrt besonders der Umstand, daß Alypios das Hypate und Parypate eines jeden Tetrachords immer mit denselben Zeichen notiert, gleichgültig ob Diatonik, Chroma oder Enarmonie gemeint ist, wie wenig die Griechen eine genaue Abzirkelung der Intervalle in ihrer Tonschrift anstrebten.

Die Frage, ob Aristoxemos auf dem Standpunkt der gleichschwebenden Temperatur stehe, hat zu einer weiteren Erörterung zwischen dem Verf. u. Ref. geführt in Berl. phil. Woch. 1897 S. 412—414.

42. A. Thierfelder, System der altgriech. Instrumental Notenschrift. Philol. LVI 492—524.

Woher sind die Zeichen des älteren Notensystems in Griechenland gekommen, und nach welchem Grundsatz wurden die Zeichen verteilt? Für diese Frage hat man verschiedene Lösungen gesucht. Eine Zeitlang hat man an Planetenzeichen gedacht (Bell. Tonl. 46), Westphal hat ein System von Oktavensprüngen ersonnen (Harm. 284[1], 393[2]), Ref. glaubte zwei Alphabetreihen in der Grundskala zu finden (Baumeister, Art. Musik) und sah sich von Riemann übertroffen, der

(Studien z. Notenschrift 12) mit einer Reihe auskam. Auch Th. hat die Lösung dieser Ausgabe versucht. Er glaubt, Pythagoras oder sonst ein Kanoniker habe bestimmte Punkte bei Teilung der Saite mit Buchstaben bezeichnet, dann sei er in Quintenschritten weiter gegangen und habe teils nach rechts, teils nach links fortschreitend das Alphabet von A bis T aufgebraucht.

Ref., der wiederholt in die Einzelheiten der Untersuchung eingetreten ist, möchte das hier nicht noch einmal thun. Es genügt wohl hier die betrübende Thatsache anzuführen, daß von den ihm bekannt gewordenen Kritiken keine einzige dem Verf. zustimmt und sein Resultat anerkennt. Die alten griechischen Instrumentalnoten bleiben uns ein ungelöstes Rätsel. Auch die παρὰ τοῖς ἀρχαίοις κατὰ διέσεις ἁρμονία bei Aristides p. 15 scheint zu nichts zu führen. Wir kennen den Ursprung der Notenzeichen nicht.

43. H. Riemann, Notenschrift und Notendruck. Beigabe zur Festschrift zur 50jähr. Jubelfeier des Bestehens der Firma C. G. Röder. Leipzig 1896.

Der erste Abschnitt dieser Studie ist der Notenschrift der Griechen gewidmet und muß uns deshalb hier beschäftigen. R. zeigt, wie der mittlere Hauptteil der Singnoten eine Oktave und noch einen Halbton dazu umfaßt, wie die Zeichen in Triaden zerfallen und dadurch die Bezeichnung der Zwischenstufen (Vierteltöne) ermöglichen. Dabei findet er genau wie seine Vorgänger zwei Klassen von Tonleitern, erstens solche, in denen sich der Grundsatz durchführen läßt, daß die drei Töne des Pyknon mit einem Zeichen und dessen Ableitungen (ꓘ ⋊ ꓘ) notiert werden, und zweitens jüngere Skalen, in denen jener Grundsatz nicht mehr durchführbar war. Diese Klassen bilden einen Gegensatz wie bei uns Kreuz- und Be-Skalen. Der Verf. stimmt also, wie es scheint, völlig mit den beiden Forschern überein, welche uns im Jahre 1847 das Notensystem genau analysiert und gedeutet haben. Aber von Bellermann und Fortlage weicht R. darin ab, daß er die Bedeutung einer jeden griechischen Note um einen halben Ton tiefer ansetzt. Er erreicht damit den Vorteil, daß die dorische Grundskala bei ihm nicht mit fünf erniedrigten Tönen, sondern durchweg mit einfachen Zeichen notiert wird. Alle Oktavgattungen stellen sich ihm, wie wir es für die älteste Zeit fordern müssen, als eine Reihe von c bis e' dar.

Aber dieser Ansatz hat doch seine großen Bedenken. Erstens giebt R. den ganzen Vorteil wieder preis, welcher Bell. und Fortl. zu ihrem Ansatz veranlaßt hatte, daß nämlich die drei verwandten griechischen Zeichen den drei verwandten modernen Tönen entsprechen (E mit seinen Ableitungen für c

mit seinen Erhöhungen). Ferner bleibt unserm Verf. noch die Entstehung der alypischen Namen für die Skalen zu erklären. Wäre alles in Griechenland immer auf e-e' gestimmt gewesen, woher käme dann die spätere Bezeichnung? Dieselbe beruht auf Hervorhebung der Skala f-f' Diese konnte, nachdem erst der Kithara eine hohe f- Saite gegeben war (Censorin. fr. 12), infolge der bekannten Vorliebe aller Instrumentalisten für hohe Töne, füglich eintreten und die alten Benennungen der Transpositionen verdrängen.

44a. E. Ruelle, Le musicographe Alypius corrigé par Boèce. C. R. de l'ac. d. insc. et b-l. 1894. S. 1—13.

Verf. zeigt, daß für drei Notenzeichen des lydischen Tonos die bei Boethius mitgeteilten Zeichen den Vorzug verdienen vor den im Alypios erhaltenen. Es sind die Instrumentalzeichen für die Lichanos hypaton chrom., sowie die entsprechenden Zeichen für die chrom. Paraneten in den beiden oberen Tetrachorden.

44b. Ziebarth und Weizmann, Comment. Philologicae Conventui philologorum Monachii congregatorum obtulerunt sodales seminarii Monacensis 1891.

Die beiden ersten Abhandlungen beschäftigen sich mit einem Päan an Asklepios aus der Zeit Trajans. Daselbst steht zwischen dem Text sechsmal ein Zeichen fast wie eine moderne Achtelpause 𝄾, welches der erste Erklärer, Ziebarth, für eine Interpunktion, der zweite, Weizmann, jedenfalls richtiger für ein musikalisches Vortragszeichen erklärt. Dasselbe hat große Ähnlichkeit mit dem ersten unter jenen drei Zeichen, welche im Chorliede des Orestes die Textworte unterbrechen, und kann hier wie dort ein Phrasierungszeichen sein, das den Text unterbricht. Da es in unserem Päan dreimal hinter dem vollen zweizeiligen Epirrhema steht, ein andermal hinter dem kurzen ὦ ἰὲ παιάν, bedeutet es hier jedenfalls eine Wiederholung dieses Rufes. W. meint, die Begleitung habe hier eine Dipodie ausgefüllt; sollte nicht vielmehr der Chor den Päansruf wiederholt haben? auch Vers 14 hinter den Worten Χαῖρέ μοι kehrt das Zeichen wieder. W. hält es hier für verschrieben, da es vorher beim zweizeiligen Päansruf auffällig vermißt wird.

Aber auch den Worten Χαῖρέ μοι könnte die Wiederholung füglich gelten. Zweimal findet sich das Zeichen vor den Worten σὺν ἀγακλυτῷ εὐαυγεῖ Ὑγιείᾳ, und da es dort auf die vorausgehenden Worte nicht leicht bezogen werden kann, scheint es hier dem Anruf der Hygina zu gelten. Anders denn als ein Zeichen für die Beteiligung des Chors kann ich mir dieses Zeichen nicht erklären.

c. Zur Musikgeschichte (45–51).

45. H. Guhrauer, Musikgeschichtliches aus Homer I. Gymn.-Programm. Lauban 1886.

Rez. von Reimann in Berl. Ph. Wochsch. 1887, S. 69 — vom Ref. in Wochsch. f. kl. Phil. 1887, S. 644.

Der Verf. wiederholt die Ergebnisse seiner interessanten Untersuchung am Schluß in folgenden Thesen:

1. Sologesang ohne Begleitung können wir mit Sicherheit nur konstatieren bei Göttinnen: Kirke, Kalypso, den Sirenen und wahrscheinlich auch den Musen. Ihr Gesang erscheint als eine Äußerung ihrer göttlichen, den Menschen berückenden Schönheit. — 2. a. Phorminxspiel und Gesang gehören solidarisch zusammen; die Gesamtleistung wird bald durch das Spiel, bald durch den Gesang bezeichnet. b. Das Spiel der Phorminx erscheint keineswegs als nebensächlich, sondern als wesentlicher Teil der ganzen Leistung. c. Die homerische Phorminx ist im wesentlichen der siebensaitigen Kithara der historischen Zeit entsprechend zu denken, nicht etwa primitiv und viersaitig. d. Die Kitharodik bei Homer ist überhaupt auch rücksichtlich des Verhältnisses von Spiel zu Gesang der historischen Zeit im wesentlichen entsprechend zu denken. — 3. Kitharistik im engeren Sinn existiert bei Homer nicht; wohl aber Kitharspiel ohne Gesang als Begleitung zum Tanz. — 4. Die Epitheta der Phorminx sowie der Bereich ihrer Verwendung sprechen deutlicher als das Argumentum e silentio dafür, daß zur Zeit und im lokalen Bereich der Entstehung der homerischen Gedichte Blasinstrumente nicht im Gebrauch waren. — 5. Für die Würdigung des Gesanges spielt (wie im wesentlichen auch späterhin) die Hauptrolle der Inhalt und die Schönheit der Stimme. — 6. Von mimetischem Tanz, Chortanz oder Solotanz, steht nirgends etwas. Was die Erklärer an verschiedenen Stellen hierüber lehren, interpretieren sie lediglich in die Worte der Dichtung hinein. — 7. Das παιανίζειν in Chryse entspricht späteren Gebräuchen. Der Päan des Achill kann als Siegeslobgesang an Apoll gefaßt werden. Von seiner Qualität wissen wir nichts. — 8. Der Linos ist nicht als Chorgesang zu fassen. Er bietet ein noch ungelöstes Problem [Freude oder Trauer?]. — 9. Die Klagen an Hektors Leiche sind nicht als Gesänge zu fassen und sind für musikgeschichtliche Erkenntnisse ohne besonderes Interesse.

In meiner Anzeige habe ich u. a. ausgeführt (zu Th. 2), daß mir ἀναβάλλεσθαι ein Präludium bedeutet, sowie daß ich mir nach jedem Vers ein Zwischenspiel nicht denken kann. Die große Kithara des Kepion war den homerischen Griechen noch nicht bekannt.

ad 3. Sollte nicht Apoll als Vorsänger das Lied der Musen singend anstimmen? ad 7. Den Päan hat sicherlich Einer angestimmt; das Volk fällt mit dem Ephymnion ein. Linos, Adonis und andere orientalische Lieder beklagen die Vergänglichkeit des blühenden Lebens.

46. O. Crusius, Über die Nomos-Frage. Verh. der Phil.-Vers. Zürich 1887. S. 258—274. — b. Derselbe, in Wochsch. f. kl. Phil. 1885, 1293—1300; 1887, 1380—95.

47. E. Graf, Nomos orthios. Rhein. Museum XLIII (1888), 512—522. — b. Derselbe, Die Archa Terpanders. Ebd. XLIV (1889), 469—471.

48. A. Dippe, De canticorum Aeschyleorum compositione. Progr. Soest 1886. — b. Derselbe, in Wochsch. f. kl. Ph. 1888, 1018.

49. K. Guhrauer, Der Nomos polykephalos. Verhandlungen der Görlitzer Phil.-Vers. 1889. 438—445.

50. J. Jüthner, Terpanders Nomen-Gliederung. Wiener Studien XIV (1892), 1—17.

In aller Kürze sei zunächst noch einmal daran erinnert, daß unsere Kenntnisse vom Wesen des Nomos in der zweiten Hälfte des ablaufenden Jahrhunderts wesentlich gefördert wurden. Guhrauers gründliche Untersuchung über den Pythischen Nomos (N. Jbb. Suppl. 8) brachte 1876 Klarheit über den Konzertvortrag der Auleten; der unter 50 genannte Vortrag über Pindar Pyth. 12 liefert dazu eine Ergänzung. Desselben Gelehrten Abhandlung zur Geschichte der Aulodik (Progr. Waldenburg 1879) belehrte uns sodann über den Solovortrag mit Begleitung des Blasinstruments, und Reimanns Programm über die Prosodien (Glatz 1885 und Gleiwitz 1886) behandelten eine Art verwandter Chorlieder. Vgl. Jahresber. 1886, III, 84; 1891, III, 220.

Die hier oben genannten Schriften und Vorträge beschäftigen sich meist mit der Gliederung des kitharodischen Nomos sowie mit dessen Verhältnis zu den bei Ps. Plutarch erwähnten Proömien. Nachdem Bergk (Lit. Gesch. II, 213) gemeint hatte, Terpanders Nomen würden dort auch als Proömien bezeichnet, und nachdem Cr. (in No. 47a) S. 261 die erstere Dichtgattung vollständig von der letzteren trennen und jeden ursprünglichen Zusammenhang zwischen ihnen leugnen wollte, zeigt J. in No. 51, daß die Worte δῆλον ἐκ τ. προοιμίων bei Plut. 6 ein inniges Band zwischen diesen Gesängen voraussetzen. Der Satz πεποίηται δὲ τῷ Τερπάνδρῳ καὶ προοίμια κιθαρῳδικὰ ἐν ἔπεσιν bei Ps. Plutarch de mus. 4 veranlaßt ihn neben den an jener Stelle aufgezählten und von dem Kitharoden selbständig gedichteten Nomen (im engeren Sinn)

noch eine Dichtung anzunehmen, welche aus einem kunstreichen Proömion und einer Partie aus einem Epiker bestand und im weiteren Sinn ebenfalls Nomos heißen mochte. Mit Unterscheidung dieser beiden Gattungen in den Poesien Terpanders hat J. gewiß recht. Proömion, Omphalos und Exodion waren die wesentlichen Bestandteile in den Vorträgen der Rhapsoden und ältesten Kitharoden. Ich glaube deshalb für den Ausdruck περιτιθέναι bei Ps. Plut. 3, den so viele Ausleger als „komponieren“ deuten, bis heute lieber an ein Einfassen oder Umkleiden des epischen Omphalos mit einem gesungenen und eigens dazu gedichteten Gebet. Die Stelle des Clemens (Strom. I, 66), durch welche J. S. 6 seine Deutung (im Sinn des Komponierens) zu stützen meint, ist der Plutarch-Stelle ganz ähnlich und leiht dem Verbum offenbar ganz dieselbe Bedeutung; ja das ἐμελοποίησε in ihr zeigt sogar, daß die Quelle für den Begriff Komponieren einen anderen Ausdruck hatte.

Schwer zu lösen ist die Frage, in welchem Versmaß das Eingangsgebet gedichtet war. Graf verficht sehr bestimmt die Ansicht, Terpanders Nomen hätten stets von Anfang bis zu Ende aus Hexametern bestanden. Ich gebe zu, daß die Bezeichnung ἀνατεταμένος bei Suidas (ὄρθιος) sich auf die Tonhöhe bezieht, und daß der orthische Nomos in solcher Tonlage gesungen wurde. Wenn aber der Verf. von 47a 517 behauptet, der νόμος τροχαῖος könne nicht nach dem Versmaß benannt sein, muß ich entschieden widersprechen. Was bezüglich des Ausdrucks κρητικός möglich ist (Doppelbeziehung auf das Volk oder den Versfuß), das beweist gar nichts für den Begriff τροχαῖος, der immer nur dem Metrum gilt. Mit ὄρθιος wird bei Aristides Qu. I 16 ein vierfach verlängerter Jambus bezeichnet; ihm steht zur Seite der ebenso verlängerte τροχαῖος σημαντός. Warum im Verzeichnis der Nomen bei Pollux die beiden Worte orthios und trochäos wieder erscheinen, und wenn es bei Plutarch Kap. 28 heißt, „Terpander schuf auch die Weise der orthischen Melodie τὸν κατὰ τοὺς ὀρθίους (τρόπον) und zu dem Orthios auch den Trochäos semantos“ — sollte da nicht von den aus Aristides bekannten eigentümlichen Rythmen die Rede sein? Haben wir da Grund dem Pollux zu mißtrauen, wenn er sagt, jene beiden Nomen seien ἀπὸ ῥυθμῶν benannt? Ich glaube an Benennung dieser Nomenart nach einem Teil ihres Metrums. Daß nicht alles buchstäblich wahr ist, was uns über Terpander und seinen Orthios berichtet wird, will ich gern glauben. Auf den halbmythischen Heros der Kitharoden wurde manche spätere Erfindung irrtümlich zurückdatiert, und über den höchsten Triumph der kitharodischen Kunst wurde allerlei gefabelt. So halte ich die sieben Teile des Nomos für das Ergebnis einer späteren Entwickelung, und zweifle ebenso an der Wahrheit des Berichtes, wonach der orthische Nomos aus Hexametern

bestanden habe (Suidas ἀμφιανακτ.). Aber in betreff des Orthios und Semantos als Versfuß stimmen die verschiedensten Berichte so herrlich zusammen, daß wir ihnen vertrauen müssen. Das Adjektiv ὄρθιος, welches gewiß ursprünglich die hohe Tonlage bezeichnet, konnte füglich auf das Metrum der in solcher Tonlage gesungenen Worte übergehen; daß sich mit der höchsten Erhebung der Stimme beim Anruf der Gottheit auch eine gewaltige Dehnung der Silben verband, ist nicht schwer zu glauben (vgl. noch Crusius, W. f. kl. Ph. 1887, 1392 und Immisch, Rh. Mus. 44, 562).

Je nach dem Lande, in dem er sang, je nach dem Feste, das zu feiern war, und nach der Gottheit, die zu preisen es gerade galt, richtete der Kitharode sich ein. In Delphi mochte Philammon zum Gebrauch des epischen Hexameters raten; in Dodona waren molossische Füße zu Hause; dort sang Terpander ταύταν τὰν ἀρχὰν πέμπω (zu meiner großen Freude hält Cr. in No. 46a 260. 268. 275 das Fragment für echt). (Anders Graf in 47b und Immisch, Rh. M. 44, 559.) Im Peloponnes, wo man an die langgezogenen Töne der Aulodik gewöhnt war, werden auch die lesbischen Aöden sich diesem Gebrauch anbequemt haben. Sie haben κατὰ νόμον ἕκαστον (Plut. 3) gesungen, καθ' ἕκαστον νενομισμένον εἶδος (ders. 6); die Worte ὡς ἐβούλοντο ἀφοσιωσάμενοι (ebd. 6) enthalten nur eine ganz gelinde Übertreibung für ὡς ἔδει. Wenn auch in Delphi ein orthischer Nomos in Hexametern erklingen mochte, halte ich für Sparta und Argos doch an einem Nomos mit orthischen Rythmen fest.

Der zuerst von Bergk im Rhein. Museum XX (1865) 288 angeregte Gedanke, die Form des siebenteiligen Nomos der Kitharoden sei auf lange Zeit für die antike Lyrik maßgebend geblieben, wurde bekanntlich von Westphal begeistert aufgenommen und in verschiedenen Schriften mit Eifer verfochten (namentlich 1869 in den Prolegomena zu Äschylus' Tragödien). Die Ausdehnung dieser Idee auf die Gesänge der Tragödie geht indes viel zu weit und hat Dippes Widerspruch hervorgerufen. Auch in Pindars Siegesliedern haben Mezger (in der Ausgabe Pindars 1880) und Lübbert (in vielen Bonnern Un.-Programmen 1885—89) das Aufsuchen der sieben Abschnitte zu weit getrieben. Den besten Erfolg hatte die Durchführung der Bergkschen Idee in den Hymnen des Kallimachos. Darum vertritt Cr. mit aller Entschiedenheit die Gültigkeit einer solchen Disposition nicht nur in der alexandrinischen Hymnenlitteratur, sondern noch in den Gedichten Tibulls. Andere Gelehrte verhalten sich zweifelnd. So scheint es denn, daß die in Zürich zwischen Cr. und dem Ref. erhobene Streifrage, ob die Sphragis im Nomos eine persönliche Besiegelung des Gedichtes durch seinen Verfasser (Cr. in b, 1387, in c 269) oder vielmehr ein ab-

schließendes Gebet sei (Jan im Zür. Ber. 77 und 274, aber auch Cr. in a 1297), heute die Fachgenossen wenig mehr interessiert.

51. E. Graf, De Graecorum re musica quaestionum capita duo. 1. De polyphonia et dialecto crumatica. 2. De Pindari re musica. Marpurgi Cattorum. 1889.

Rez. vom Ref. in Berl. Ph. Wochsch. 1889. 993 von Spiro in Wochsch. f. kl. Ph. 1891. 1365.

Im Anfang der Abhandlung richtet sich G. gegen Westphals Übertreibungen in bezug auf selbständige Stimmen in der alten Musik (Harm.[3] § 4 und 5) Πολυφωνία heißt bei Plutarch Mus. 29 lediglich Reichtum an Tönen der Melodie, und διάλεκτος ebd. 21 ist nicht Zwiesprache, sondern einfach „Sprache“ oder „Ausdruck“. Diese Hauptgedanken der Schrift sowie den Hinweis auf Lasos als den ersten gewaltigen Neuerer in musikalischen Dingen muß man einwandfrei zugeben. Die einzelnen Behauptungen dagegen über Lysanders Magadis (ὁ συριγμός seien keine Flageolettöne), über νιγλαρεύω und τερετίζω (beide Verba dürften nie auf Jodelsilben, müßten immer auf Instrumente bezogen werden) fordern zum Widerspruch heraus. Daß die Pektis nicht mit einem zweiten Instrument, sondern allein schon die Melodie in verschiedenen Oktaven spiele, ist möglich und bedarf weiterer Erwägung.

Sehr recht thut ferner der Verf. daran, daß er vor allzu sicheren Folgerungen aus Dichterstellen, namentlich bei Pindar, warnt.

Der zweite Teil beschäftigt sich mit allerlei Fragen aus der Praxis des Chorgesanges. Von Auleten war immer nur einer thätig; dagegen mag Pindar, der Schüler des Neuerers Lasos, gern mehrere Kitharisten beschäftigt haben. An verschiedene Gattungen Oden, je nach dem begleitenden Instrument (Gevaert II 471), ist nicht zu denken. Ebensowenig ist anzunehmen, der Choryphäos habe eine Anzahl Verse allein gesungen, seine Thätigkeit beschränkte sich auf Angabe des Tones und des Taktes. Daß aber der Leiter seinem Chore durch das ganze Stück den Takt mit der Hand angegeben habe (Westphal, Rhythmik[3] 103), bestreitet G. (S. 54) entschieden; pollex ist auf das Saitenspiel zu beziehen. (Auf S. 57 giebt indes G. zu, daß das σημαίνειν durch den ganzen Gesang hindurch fortdauert. Die κρούπεζα des Auleten tönte doch wohl durch das ganze Stück, und des Terentian 2254 pollices sonor vel plausus pedis ist unserem Verf. wohlbekannt.) Wiederholt warnt G. davor, daß man aus wörtlicher Auslegung einzelner Dichterworte allzu sichere Schlüsse ziehe (S. 38. 58. 79). In früherer Zeit feierte man lediglich die Gottheit für einen errungenen Sieg (vergl. die Reliefs der Kitharoden), in gymnischen Spielen den Herakles, beim Wagensieg auch den Kastor (daher Castoreum für ein solches Lied. S. 63), für Faust-

kampf den Pollux; Pindar begnügt sich mit allerlei kurzen Anspielungen auf die alte fromme Sitte.

Was den Gebrauch der Präposition ὑπό betrifft, so muß jedermann dem Verf. zugeben, daß dieselbe bedeuten kann: unter Begleitung von (ὑπὸ ὄρχησιν). In der Stelle des Plutarch aber Kap. 28 dürfen wir ὑπὸ τὴν ᾠδὴν κρούειν unmöglich für gleichbedeutend nehmen mit πρόσχορδα κρούειν. Es werden die Neuerungen des Archilochos aufgezählt (προσεξεῦρε), dazu gehört ὑ. τ. ᾠ. κρ., also offenbar eine vom Gesang abweichende Begleitung. Τοὺς δ' ἀρχαίους πάντα πρόσχορδα κρούειν enthält deutlich einen Gegensatz. (Über ὑπό hoch oder tief s. Script. p. 143.) — Bei der dorischen und äolischen Tonart von Ol. 1 erinnert G. mit Recht daran, daß beide Modi zu derselben Klasse gehören. Von einem Gegensatz dorischer und äolischer Strophen oder Metra will er darum nichts wissen. Dichtgattungen sind es, Epithalamien u. dgl., was die εἰδογράφοι unterscheiden, nicht Tonarten.

d. Aufführungen.

52. E. Reisch, De musicis Graecorum certaminibus. Wiener Dissertation 1885.

Zwölf Jahre, nachdem Lüders in seinen „dionysischen Künstlern" die aus den Inschriften erwachsenen Resultate über musikalische Aufführungen zusammengestellt hatte, unternahm R. eine ähnliche, nicht minder verdienstliche Arbeit. Nachdem er alle griechischen Orte aufgezählt, aus welchen musische Veranstaltungen schon in früher Zeit erwähnt werden, schildert er des Pisistratos Thätigkeit in Ausschmückung der Panathenäen, Dionysien und Thargelien, sowie in den ersten Jahren der athenischen Republik die Einrichtung der Choregie. An dem großen Dionysosfeste ließen sich vor Aufführung der Dramen Chöre von Knaben sowohl wie von Männern vernehmen; ähnliche Vorführungen waren zum Preise Apollons an den Thargelien üblich. Beim Hochfeste der Stadtgöttin dagegen wetteiferten die verschiedensten Virtuosen mit ihren Vorträgen; die Chöre waren hier von geringer Bedeutung (S. 23).

Für die Feste des Dionysos und des Apollo pflegte jede Phyle einen Chor von Männern einzuüben, während die Aufstellung des Knabenchors von je zwei Phylen gemeinsam unternommen wurde. Die choregischen Inschriften des 5. Jahrhunderts v. Chr. erwähnen noch keinen Auleten, weil damals diese Gehülfen des Didaskalos noch anspruchlos waren. Im folgenden Jahrhundert verlangten sie aber auf dem Siegesdenkmal genannt zu werden; in der zweiten Hälfte dieses Zeitraums drängte sich ihr Name sogar vor den des Dirigenten (S. 38).

Um 320 hören die Bürger auf, den Chor anzuwerben, ὁ δῆμος ἐχορήγει. In seinem 3. Kapitel beschäftigt sich R. mit den Festen außer-

halb Athens; neben Delphi und Delos waren hier besonders die böotischen Städte zu behandeln, von denen der Verf. viele Inschriften abdruckt, andere richtiger als seine Vorgänger zu datieren weiß. In der nachklassischen Zeit mehrt sich die Zahl der Feste und Spiele, die Künstler bilden Genossenschaften und gründen Konservatorien (S. 71). Die Berichte vom Fest der Soterien in Delphi will R. nicht dem 2., sondern noch dem 3. Jahrhundert zuweisen (um 275—55); die spätere Forschung hat diesen Ansatz vollauf bestätigt. Den witzigen, von Athenäos VIII oft genannten Kitharisten Stratonikos aber hätte er (S. 50) nicht in den Anfang des 4. Jahrhunderts setzen sollen; die Namen Nikokles und Axiothea von Paphos weisen vielmehr auf das Ende jenes Jahrhunderts.

53. K. v. Jan, Die musischen Festspiele in Griechenland. Bericht der 39. Phil.-Vers. Zürich 1887. 71—89.

Eine Vergleichung der Inschriften und sonstigen Berichte über musische Agone ergab die interessante Thatsache, daß bei allen Feiern dieser Art die verschiedenen Gattungen von Gedichten und Musikstücken in derselben Reihenfolge vorgeführt wurden, wie sie entstanden und bekannt geworden waren. Epos, Einzelgesang, Chorlied und Drama lösten sich der Reihe nach ab, so daß jedes pythische Fest und jede ihm nachgebildete Feier einen Kursus der Litteratur- und Musikgeschichte bildete. Auch das ebendort wiederholte Wandgemälde aus einem kyrenischen Grabe bestätigt im allgemeinen diese Anordnung des Programms. Die S. 87 geäußerte Ansicht, die dramatischen Aufführungen des 3. Jahrhunderts v. Chr. könnten des Chors nicht entbehrt haben, ist von vielen Seiten gebilligt und bestätigt worden (vgl. jetzt A. Koerte, N. Jbb. 1900 S. 81 ff.), Böckhs lyrische Tragödie freilich, zu der ich mich S. 86 noch bekannte, ist nun für immer beseitigt durch Hiller (Hermes XXI 357) und Immisch (Rh. Mus. XLIV 553); unter dem Tragodos werden wir uns einen Theaterunternehmer vorzustellen haben (Reisch, d. gr. Th. 260). Auch daß der in vielen böotischen Inschriften erwähnte Satyrdichter von mir aus der vierten in die dritte Abteilung versetzt ist, wird von Müller S. 99 nicht gebilligt. Unter dem S. denkt sich M. einen Possenreißer, der allein agiert.

54. O. Liermann, Analecta epigraphica et agonistica. Dissert. Halensium X. 1889.

Die 37 Inschriften, welche L. über die Festlichkeiten in Aphrodisios zusammenstellt, erwecken eine hohe Vorstellung von dem Reichtum und Glanz dieser wenig genannten Stadt. Die meisten Denkmäler

beziehen sich freilich auf gymnische Spiele; über musische berichten nur die als 20. und 37. gezählte Gruppe von Inschriften (CIG 2759 und 2758). Gegen den Ref. erhebt der Verf. den allerdings begründeten Vorwurf, daß im Züricher Vortrag (No. 53) und der zugehörigen Tabelle nur die schlechte Abschrift Böckhs, nicht die bessere von Le Bas-Waddington, Asie mineure 1620d benützt ist. Ich hätte hinter den jugendlichen Kitharoden nicht eine Andeutung von erwachsenen Virtuosen dieses Faches setzen sollen. Man sparte sich vielmehr diesen Genuß bei jenem Spiel bis zum Schlusse der musikalischen Aufführung auf. Den beiden Choraulen folgt in der Aufzählung der tragische Chor, dann die von mir genannten zwei Chorokithareis. (L. schließt aus dieser Anordnung, daß der Chor beim Auftreten von einem Auleten geführt, beim Abgehen von einem Saitenspieler begleitet wurde. S. 123.) Auf die Vorführung einer neuen Tragödie folgt ein Waffentanz; den Beschluß macht das Wettsingen der Kitharoden. Auch ein Herold konnte, wie wir S. 158 erfahren, eine große Zahl von Siegen (bis 81) verzeichnen und in der Kaiserzeit mit einem goldenen Stabe beschenkt werden (S. 158). Der Phonascus, welcher die Stimme dieses Helden ausgebildet hatte, erntete gleichfalls hohe Ehren. (161.)

Bezüglich des Preises διὰ παντός befindet sich der Verf. im Irrtum. Mit Kayser (Jahrbb. der Litt. 1841. 166) teilt er die Ansicht, dieser Preis enthalte eine Anerkennung guter, wenn auch nicht der besten Leistungen in mehreren Fächern (S. 176). Daß derselbe Künstler in verschiedenen Fächern sich zeigte, kam gewiß nur ausnahmsweise vor. Sicherlich hat dagegen Wissowa das Richtige getroffen, der in W. f. kl. Ph. 1897, 767 die Meinung äußert, der Preis διὰ πάντων werde am Schluß des Agon demjenigen verliehen, der auf seinem Gebiete den höchsten Anforderungen entsprochen habe. Wissowas Bemerkungen beziehen sich auf den Neapolitanischen Agon Ἰταλικὰ Ῥωμαῖα Σεβαστὰ ἰσολύμπια, von dem wir Kunde haben teils durch die Atti dell' accademia di archeologia et cet. XVII (Napoli 1894), teils durch Inschr. von Olympia No. 56. Es certierten die Trompeter, Kitharisten, Auleten, komische und tragische Schauspieler. Auch ein Pantomimus, ein Enkomiographos und ein ποιητὴς λ(υρικός??) werden erwähnt. Statt σπούδια διὰ π(αντός) ergänzt W. (ἀγῶνο)ς τοῦ διὰ π(αντός).

55. E. Reisch, Griechische Weihgeschenke. Mit 14 Abb. im Texte. (Abh. des arch.-epg. Seminars zu Wien. VIII.) 1890.

Statuen musischer Sieger sind nicht erhalten, waren auch als Weihgeschenke kaum üblich; zwei Andeutungen von solchen bekommen wir in Dichtungen. Oft aber haben siegreiche Kitharoden ihren Erfolg in einem dem Apoll geweihten Relief verewigt. Diese auf die Wende

des 4. Jh. weisenden archaischen Kunstwerke sind (trotz Overbeck) für agonistische Stiftungen zu halten. Der Künstler aber scheint nicht in Apollo, sondern vielmehr in der Figur der Nike dargestellt zu sein (S. 27). Auch die einen Stier opfernde Nike wird auf agonistische Weihung bezogen (S. 34). Auch einige Reliefs mit Masken oder anderem scenischen Apparat gehören hierher (S. 54). Gern haben die musischen Sieger ihre Preise der Gottheit geweiht, Dreifüße, Kessel, Schalen, Kränze (58), auch wohl das Instrument, das sie spielten (62). Ein eigenes Kapitel widmet R. den von athenischen Choregen aufgestellten Dreifüßen. Seit der klisthenischen Reform war es Sitte, daß die Phylen in Stellung und Einübung von Chören für die Dionysien und Thargelien wetteifern (64). Bei Stellung des Knabenchors aber haben sich (jedenfalls für das apollinische, wahrscheinlich auch für das dionysische Fest — immer zwei Phylen zu Stellung eines Chors vereinigt (83). Die Dreifüße werden anfangs auf einfachen, später auf künstlicherem Untersatz, zuletzt im eigenen Häuschen als Weihgeschenke aufgestellt (86). Mit dem Verlust der politischen Unabhängigkeit verschwinden die Liturgien. Ein Agonothet besorgt die Anwerbung des Chores auf Staatskosten (Köhler, Ath. Mitt. III 231).

Die Choregen, welche zu tragischen oder komischen Aufführungen die Sänger anwarben, bekamen keinen Siegespreis dieser Art (116). Stifteten sie dennoch ein Weihgeschenk, so mochte das in einem Gemälde oder Relief bestehen. Vielleicht gehört dazu das Relief, welches Orpheus und Eurydike darstellt. (Kekulé, Bonner Kunstmuseum S. 169. Drei Wiederholungen in Wiener Vorlege-Bl. III, T. XII). Tragische Schauspieler konnten sich füglich nicht mit Maske und Kothurn darstellen lassen; für komische Darsteller war das eher möglich; Reliefs dieser Art sind erhalten. —

e. Instrumente.

Über antike Saiteninstrumente wurde eine größere Abhandlung nicht mehr geschrieben seit meinem Saargemünder Programm: „Die griech. Saiteninstrumente“ 1882. Eine Abhandlung über den Gebrauch dieser Instrumentgattung ist kurz darauf gefolgt in Ersch u. Gr. Encyklopädie unter „Kitharodik“. Über das erstgenannte Programm berichtet Guhrauer im J. B. 1885 III 30. Ich möchte dazu betreffs der κόλλοπες und ihrer Drehung heute folgendes bemerken. Stimmzapfen, wie wir sie haben, sind auf den Bildwerken, namentlich den Vasen, durchaus nicht nachzuweisen. Überall ist deutlich eine Vorrichtung erkennbar, wie die Araber sie noch heute an ihren Musikinstrumenten haben. Das Ende der Saite wird zusammen mit einem baumwollenen Lappen um den Jochbalken gedreht bis die Saite die gewünschte Stimmung

erreicht hat. Die Trockenheit des Landes mag dieser primitiven Vorrichtung zu Hülfe kommen. Griechische Grammatiker reden allerdings statt solcher Zeuglappen von Wülsten und Schweinsschwarte. Dieser Stoff ist für solchen Zweck ungleich besser geeignet; der Spieler kann die gestimmte Saite fest drücken und beinahe einleimen; natürlich muß ihm eine Erneuerung und Verbesserung der Stimmung offen sein.

Betreffs der Pektis habe ich eine Ansicht Grafs, die von der meinigen abweicht, oben unter No. 50 erwähnt. Mit den Quellen befassen sich No. 24. 25.

56. Über den Monochord der akustischen Forscher hat gehandelt E. Ruelle, Le monochorde in Rev. ét gr. X 309—12.

57. Th. Reinach, La guitare dans l'art grec. Rev. ét. gr. 1897 S. 371—378.

Phanduros war ein Saiteninstrument der Orientalen mit etwa 3 Saiten bespannt, auf welchen die linke Hand des Spielers, wie bei unseren heutigen Instrumenten, einzelne Teile der Saite zudeckte, damit die Rechte dieser eine vermehrte Zahl von Tönen entlocken könnte. Sehr verbreitet war das Instrument unter Griechen und Römern nie. Stephani hat 1881 in den *Comptes rendus de la commission impériale archéologique russe, p. 54 suiv*, etwa 10 solcher Instrumente auf römischen Sarkophagen nachgewiesen. Einige weitere Beispiele habe ich in meinem Programm über die griechischen Saiteninstrumente (Saargemünd 1882), S. 35 Anm. 144 aufgezählt. Eine weite Verbreitung unter den Griechen habe ich dem Instrument nicht zugetraut. Reinach tadelt diese Ansicht und führt 3 Beispiele dafür aus der Griechenzeit des 4—2. Jahrhunderts v. C. dafür ins Feld. Sie stammen von einem Musa-Relief in Mantinea, von einer Terracotta in Tanagra und einem Eros aus Myrina; verglichen jedoch mit den Hunderten und aber Hunderten von Beispielen der Kithara und Lyra wollen diese vereinzelten Beispiele herzlich wenig besagen.

Größere Fortschritte hat im letzten Decennium unsere Kenntnis der antiken Blasinstrumente gemacht.

58. V. Loret, Les flûtes égyptiennes antiques. Im Journal asiatique. 1899. S. 1—73.

Inwiefern diese Schrift das griech. Altertum berührt, habe ich in B. ph. W. 1890, 1661 auseinandergesetzt.

59. A. Schneider, Zur Geschichte der Flöte im Altertum. Zürich 1890.

Von mir in B. ph. W. 1891, 1429 als wertlos bezeichnet.

60. A. Howard, The Αὐλός or Tibia. Harvard Studies IV. Boston 1893.

Der griechische Aulos muß ein Instrument gewesen sein, mit dessen Reichtum an Tönen die Saiteninstrumente nicht leicht wetteifern konnten. Nach Aristoxenos p. 20 Mb. dürfen wir auf einen Umfang von mehr als zwei Oktaven schließen. Nun erweitert sich jedoch ein aus Schilfrohr verfertigtes Blasinstrument nach unten hin so wenig, daß wir es als eine cylindrische Röhre betrachten müssen; solche Röhren aber ermöglichen zunächst für jeden Griff, d. h. für jede Verkürzung des Rohres nur einen einzigen Ton. Nennen wir diesen den Grundton, so hatte ein antiker Aulet, dem für jedes Rohr seiner Doppelflöte nur fünf Finger zu Gebot standen, nur eine Reihe von höchstens sechs solcher Grundtöne zur Verfügung (z. B. c d e f g a). Die höhere Oktave spricht auf solchem Instrument unter keinen Umständen an. Gab es noch weitere Töne auf der Doppelflöte, so konnte es die höhere Duodecime sein (also g' a' h' c" d" e"), an welche sich dann leicht eine dritte Reihe (von e" aufwärts) hätte schließen mögen. Aber solche Obertöne zu bilden war vor H. niemand gelungen. Der Verf. hilft uns auf dreifache Weise aus der Verlegenheit. Erstens behauptet er durch geschicktes Anblasen eines dazu besonders geeigneten Mundstücks die Obertöne auch ohne weitere Vorrichtung erzielen zu können. (S. 31.) Ferner hat er das Mittel, durch welches unsere Klarinettisten heutzutage die Obertöne bilden, ein Löchlein im oberen Teil des Rohres auf zwei pompejanischen Instrumenten entdeckt (No. 76 891 und besonders 76 892 S. 34). Wir können demnach einen Aulos, wenn auch vielleicht keine ununterbrochene Tonreihe zusprechen — diese würde eine sehr künstliche Mechanik und sehr schwieriges Spiel voraussetzen, — wir können ihm aber eine lange Reihe von Obertönen (g' bis cis‴) getrost zuerkennen. Das Vorhandensein des entscheidenden Löchleins hat aber der Verf. auch durch sprachliche Untersuchungen nachgewiesen. Bekannt war schon immer, daß es am Aulos eine σῦριγξ gab, durch deren Gebrauch der Ton des Instrumentes erhöht wird. Nun fand aber H. im Etym. magnum (σῦριγξ auch bei Cramer Anecd. Ox. II 409) eine Glosse, wonach jenes Wort eine ὀπὴ τῶν μουσικῶν αὐλῶν bedeutet. Damit kann nur jene Vorrichtung gemeint sein, die wir schon lange suchen, und die Angabe des Proklos im Kommentar zu Platons Alkib. p. 197, wonach jeder Griff auf der Flöte drei Töne ergiebt, hat endlich von technischer Seite seine Bestätigung gefunden.

f. Rythmus.

Ein wichtiges, nicht zu unterschätzendes Element der Musik ist der Rythmus, und nur der Umstand ließ mich diesen Punkt auf eine so späte Stelle versparen, daß Klotz in diesen Blättern 1891 und 1896

eingehenden Bericht über alle diesbezüglichen Schriften erstattet hat. Durch Westphals geistreiche Forschung und Heinr. Schmidts konsequente Durchführung des eurythmischen Systems (die Kunstform der griech. Poesie und ihre Bedeutung) wurde bald nach der Mitte des nun scheidenden Jahrhunderts hochbedeutendes geleistet. Freilich hatte man mit Hephästion und der metrischen Theorie nicht rücksichtsvoll genug gerechnet. Die eingeschlagene Bahn wurde wieder verlassen, „heute herrscht in rythmisch-metrischen Dingen Anarchie“. Ein neuer, etwas umsichtigerer Westphal thut uns not.

Eine hochwichtige Publikation metrischen Inhalts ist oben unter No. 9 behandelt; auch No. 1 u. a. gaben uns Veranlassung, von diesem Gegenstand zu reden. Nur einiges vom Allerwichtigsten mag hier folgen.

61. E. Graf, Rythmus und Metrum. Zur Synonymik. Marburg 1891.

Diese schon im Jahresbericht 1891, III, S. 205 erwähnte, aber zu wenig gewürdigte Schrift untersucht auf das genauste die mannigfaltigen Bedeutungen, welche die verschiedensten Schriftsteller mit den beiden genannten Begriffen verbinden. Bei Plato z. B. bezeichnet ῥυθμός die abstrakte Seite der Sache, auch konkret die einzelnen Grundschemata, μέτρον bedeutet den im Vers verwandten Rythmus, namentlich auch die größeren Schemata desselben. Jene konkrete Bedeutung von ῥυθμός verallgemeinert sich bei Dionys, ῥυθμοί werden hier lyrische, μέτρα stichische Formen. Rythmiker und Metriker werden unterschieden. Ein interessanter Exkurs untersucht, wer die von D. erwähnten μουσικοί seien; es sind Aristoxenianer, welche, nicht zufrieden mit der sonstigen oberflächlichen Behandlung, auf die Gründe der metrischen Verhältnisse eingehen. Diesen rechnenden Rythmikern wird die kyklische Messung verdankt.

62. J. Combarieu, Théorie du rythme dans la composition moderne d'après la doctrine antique, suivie d'un essai sur l'archéologie musicale au XIX siècle et le problème de l'origine des neumes. Paris 1897.

„In Poesie und Musik gelten die gleichen rythmischen Gesetze: dem Fuß, dem Vers, der Strophe entsprechen Einzeltakt, Satzglied und Periode nicht nur in den Gesängen, sondern ebensogut in der instrumentalen Tonkunst.“ Diesen Gedanken hat Westphal 1880 ausgeführt in seiner „Allgemeinen Theorie der musikalischen Rythmik seit J. S. Bach“; er durchzieht auch das hier genannte Buch. Die Idee ist im allgemeinen richtig, ihre Verfolgung interessant und nutzbringend. Ein Fehler aber war es, daß Westphal nur Einheit zwischen den verschiedenen Künsten in mancherlei Zeitläuften sah, wo doch ebenso große und wichtige Unter-

schiede zu beobachten waren. Die Rythmik der heutigen Musik beschränkt sich auf wenige Taktgeschlechter, wendet aber viel längere Dehnungen an und zerlegt die Einheit in viel kleinere Bruchteile, als man im Altertum kannte. Der moderne Komponist kann einem iambischen Text gar mannigfache Rythmen leihen. C. schließt sich viel zu eng an W., sein Buch leidet an denselben Fehlern wie jenes. Dem Verf. hätte Niemanns Agogik und Dynamik (1884) gute Dienste leisten können.

Jahresbericht

über

die griechischen Lyriker (mit Ausnahme Pindars), die Bukoliker, die Anthologia Palatina und die Epigrammensammlungen für 1895—1898

von

J. Sitzler
in Tauberbischofsheim.

Der vorliegende Bericht behandelt die Arbeiten der Jahre 1895—1897 vollständig; von 1898 konnten nur die berücksichtigt werden, welche mir durch die Güte der Verfasser oder Verleger zugingen.

A. Arbeiten, die sich auf das ganze Gebiet erstrecken.

Unter den neuen Ausgaben verdient

Anthologia lyrica. Post Th. Bergkium quartum edidit E. Hiller. Exemplar emendavit atque novis Solonis aliorumque fragmentis auxit O. Crusius. Lipsiae 1897,

an erster Stelle Erwähnung. Crusius mußte die neue Bearbeitung zwar schnell druckfertig stellen, wie er in der Vorrede sagt, aber trotzdem rühren von ihm nicht unbedeutende Verbesserungen her; eine Anzahl neuer Fragmente ist beigefügt, die alten sind vielfach verbessert, die äolische Barytonesis ist wieder hergestellt und der gleichmäßigen Durchführung des Dialekts ist mehr Beachtung geschenkt worden. Über die Änderungen des neuen Herausgebers im einzelnen giebt die Adnotatio S. X flg. Aufschluß, auf die ich bei der Behandlung der betr. Dichter zurückkommen werde.

Außerdem füge ich noch in Kürze bei

Fr. Brooks, greek lyric poets. Selected and translated. London, Nutt. 1896, und

J. Schultz und J. Geffken, Altgriechische Lyrik in deutschem Reim. Berlin, W. Herz. 1895.

Mit der Sprache der Lyriker beschäftigen sich

1. A. Fick, Das Lied vom Zorne Achills. Bezz. Beitr. 1895. S. 1 flg. und Zur ionischen Mundart und Dichtersprache. N. Jahrb. 1898. S. 501 flg.

2. T. Mommsen, Beiträge zu der Lehre von den griechischen Präpositionen. Berlin 1895.

Fick spricht in dem 1. Aufsatze S. 4 flg. den älteren ionischen Dichtern den Gebrauch der — allerdings schon in den ältesten Teilen des Homer vorkommenden — eigentlich demonstrativen Formen τοῦ τῆς τῷ u. s. w. in relativem Sinne ab. Im 2. Aufsatze erweitert er im Anschluß an O. Hoffmann diese Behauptung dahin, daß er erklärt, die alten Elegiker hätten den reinen ionischen Dialekt gebraucht und seien noch nicht unter dem Einfluß der epischen Sprache gestanden; dies sei erst bei Mimnermos, Xenophanes, Phokylides u. s. w. der Fall gewesen. Diese Ansicht ist der bisher herrschenden gerade entgegengesetzt; freilich hat sie der Verf. auch nicht bewiesen. Auf den Kernpunkt der Frage, die Entwickelung der Elegie aus dem Epos und die damit zusammenhängende Verwendung epischen Sprachgutes, ist er gar nicht eingegangen; der Kürze halber verweise ich hier nur auf die fleißige Zusammenstellung J. Renners in dem Programm des Freiberger Gymn. 1871. Die dialektisch ihm entgegenstehenden Formen aber will er einfach beseitigen; so die Relat. mit anlautendem τ Semonid. 7, 3. 83. 13, 2. Anakr. 86, trotzdem er selbst aus einer inschriftlich erhaltenen Elegie τοῦ παράκοιτις ἔην anführt. Kall. 1, 8 will er ἔσσεται εὖτέ μιν ἂν δή schreiben st. ὁππότε κεν δή, obwohl μιν gar keinen Sinn giebt. Die Überlieferung ist geschützt durch die homerischen Versschlüsse Il. 14, 504: γανύσσεται ὁππότε κεν δή. 18, 115 = 22, 365: δέξομαι ὁππότε κεν δή. Od. 2, 357: αἱρήσομαι ὁππότε κεν δή u. s. w. Archiloch. 1, 1 hält er Ἐνυαλίοιο θεοῖο für richtig st. Ἐνυαλίοιο ἄνακτος, das aus Hes. aspis 371 stamme; aber warum soll dies nicht eine altepische Verbindung gewesen sein?

Anderer Art sind die Untersuchungen Mommsens, die sich auf den Gebrauch von σύν, μετά und ἅμα erstrecken. S. 278 flg. behandelt er die Elegiker, Epigrammatiker und Iambographen. Das Ergebnis faßt er S. 348 flg. dahin zusammen, daß 482 Beispielen von μετά c. gen. 1239 von σύν gegenüberstehen, das poetische σύν also, im großen und ganzen genommen, auch hier in seinem Rechte bleibt; häufiger ist μετά neben σύν in den Epigrammen des Simonides, bei Theognis, bei Babrios und endlich bei den Byzantinern; μετά mit dem Dat. ist wenig gebraucht, und auch ἅμα tritt sehr zurück. Bei den Lyrikern, die S. 560 flg. behandelt werden, finden sich 236 + 9 σύν und 138 + 1 μετά; nur bei Pindar

und allenfalls in den älteren christlichen Hymnen behauptet σύν seinen Platz, die äolisch-ionische Lyrik und in noch höherem Grade die späteren Anacreontea und die kirchlichen Gesänge der Byzantiner gebrauchen beide Präpositionen in ungefähr gleicher Ausdehnung.

Ebenda S. 668 flg. spricht der Verf. auch über den Sigmatismus. Nach seiner Zählung haben Theokrit in 2740 Versen 13 Beispiele für zweisilbigen und 2 für dreisilbigen Sigmatismus, Bion und Moschos in 720 Versen 6 Beispiele für zweisilbigen, Kallimachus in 1084 Versen nur 4 Beispiele für zweisilbigen, auch diese noch gemildert durch die Hauptcäsur des Verses und starke Interpunktion, die älteren Elegiker in 2030 Versen 16 Beispiele für zweisilbigen, Gregor von Nazianz in 2764 Versen 27 Beispiele, darunter einen für dreisilbigen Sigmatismus, der aber durch starke Interpunktion gemildert ist; die Epigrammatiker in der Anthologie bieten 168 Fälle, darunter 7 dreisilbige, die älteren Iambographen 10 Fälle, Herondas 9, darunter einen dreisilbigen, Babrios in 1650—1700 Versen 15—17 Fälle, darunter einen starken, nämlich 95, 72, Gregor von Nazianz in 7156 Iamben 57 Fälle, darunter einen dreisilbigen; Pindar endlich hat 6 Fälle, die aber nicht alle kritisch sicher stehen, die übrigen Lyriker in rund 3300 Versen 17, darunter 6 bei den älteren, meistens durch Interpunktion gemildert.

Eine große Menge von Vermutungen zu fast allen lyrischen Dichtern bringt das Sammelwerk:

Adversaria in varios poetas Graecos ac Latinos scripsit M. Blaydes. Halis Saxonum 1898.

Es sind darunter alte und neue, brauchbare und unbrauchbare in buntem Wechsel. Die beachtenswertesten werde ich bei den einzelnen Schriftstellern mitteilen.

Den Reim bei den Lyrikern behandelt

V. Lundström, Zur Geschichte des Reims in klassischer Zeit. Eranos, acta philologica Suecana II. S. 81—116.

Nach einer orientierenden Übersicht über den gegenwärtigen Stand der Frage legt der Verf., der auch die sog. Flexionsreime zuläßt, seine Ansicht dar. Er glaubt, daß die Alten dieses Kunstmittel bewußt und absichtlich verwandten, um dadurch inhaltlich bedeutungsvolle und pathetisch wirksame Stellen hervorzuheben. Die Beweise dafür entnimmt er hauptsächlich den Dramen.

Mit einer interessanten Frage aus dem Gebiet der griechischen Lyrik beschäftigt sich

A. Baumstark, Der Pessimismus in der griechischen Lyrik. Heidelberg 1898.

Der Verf. sammelt mit großem Fleiß die einschlägigen, bei den einzelnen Dichtern zerstreuten Züge und weiß diese geschickt zu einem wirksamen Gesamtbilde zu vereinigen. Jedoch beachtet er nicht genug, daß wir es in der Lyrik nur mit Bruchstücken zu thun haben, die nicht bei allen Dichtern eine Entscheidung darüber, inwieweit sie dem Pessimismus zugethan waren, ermöglichen. Manches, was der Verf. als Pessimismus erwähnt, ist nichts weiter als eine ernste Auffassung des Lebens oder der Ausfluß einer Reflexion, wie sie sich jedem denkenden Menschen bei der Betrachtung des Lebens von selbst aufdrängt. Solche Reflexionen liegen auch schon in den homerischen Gedichten vor, und zwar nicht nur in den späteren Partien; man vergleiche nur Ausdrücke wie δειλοὶ βροτοί und Stellen wie Ilias 21, 463 flg. 24, 525 flg. Demnach sind die Anfänge auch dieser Entwickelung bei Homer zu suchen und nicht erst in der späteren Zeit, wie der Verf. meint. In diese fällt allerdings der Übergang jener ernsten Lebensauffassung in den eigentlichen Pessimismus, der aber auch bei den Griechen, wie bei uns, individuell war. Meiner Auffassung nach läßt sich kein griechischer Lyriker als Pessimist schlechthin bezeichnen; denn vorübergehende Verstimmungen und leidenschaftliche Äußerungen über die Einrichtung der Welt berechtigen zu einer solchen Bezeichnung nicht.

Zum Schlusse erwähne ich noch

A. Sauer, Die Lyrik in Sparta und deren Hauptvertreter. Progr. des Gymn. zu den Schotten in Wien. 1897,

der zwar nichts wesentlich Neues bietet, aber jedem empfohlen werden kann, der sich rasch und bequem mit den einschlägigen Fragen bekannt machen will; auch zahlreiche Quellennachweise sind beigegeben.

B. Die einzelnen Dichtungsgattungen.

I. Elegiker.

Arbeiten über die griechischen Elegiker im allgemeinen liegen nicht vor; zu erwähnen ist nur

J. Rost, Übersetzungsproben aus griechischen und römischen Dichtern. Prog. Schweidnitz. 1896,

eine Anzahl gelungener Übertragungen aus Tyrtäos, Solon und Theognis.

Daher wende ich mich gleich zu den einzelnen Dichtern.

Kallinos.

1, 15 vermutet C. Häberlin in W. f. kl. Phil. 1898 No. 25 S. 676: μοῖρ' ἔκιχεν θανάτου coll. Ephem. arch. III 1897 S. 152. Wohl richtig, vgl. auch Simonid. 119, 2. — Wilamowitz in Hermes 30 S. 178

Anm. 2 legt den Widerspruch zwischen Strab. XIV 647 und Athen. XII 525 C hinsichtlich der Zerstörung Magnesias dem Epitomator des Athenäos, der auch die Dichterverse gestrichen habe, zur Last; Athenäos werde den ephesischen Krieg und den Untergang Magnesias durch die Trerer erwähnt haben, ganz wie Strabon. Ich glaube vielmehr, daß Athenäos Ephesier und Trerer als Zerstörer Magnesias nannte, vgl. auch E. Rohde Rhein. Museum 36 S. 560.

Tyrtäos.

Textkritische und exegetische Beiträge zu Tyrtäos liefern:

1. *V. Brugnola, Su un passo di Tirteo. Boll. di fil. class. III. S. 287.

2. H. Richards, Passages in the Poetae Lyrici. Journ. of Phil. 1897. S. 83 flg.

3. G. Fraccaroli, Ἀπομαγδαλιαί. Atti della R. Accad. Peloritana. 1894/95. Vgl. Riv. di stor. ant. 1895. S. 101 flg.

4. F. Dümmler, Sittengeschichtliche Parallelen. Philol. 1897. S. 5 flg.

5. C. Häberlin, W. f. kl. Phil. 1898 No. 25 S. 676 flg.

Doch ist der Ertrag ihrer Bemühungen nur gering; neu und brauchbar zugleich ist nur Richards Vorschlag zu 5, 4: ἀμφ' αὐτῇ st. ἀμφ' αὐτήν, da man bei μάχεσθαι, wie es scheint, regelmäßig ἀμφί mit Dat. setzte.

Mit der Lebenszeit des Tyrtäos beschäftigen sich:

1. A. W. Verrall, Tyrtaeus: a greco-roman tradition. Class. Rev. 1896. S. 270 flg.

2. R. W. Macan, The date of Tyrtaeus. Class. Rev. 1897. S. 10 flg.

3. A. W. Verrall, The date of Tyrtaeus. Ebenda S. 185 flg.

4. W. N. Bates, The date of Tyrtaeus. Transactions and Proceedings of the Amer. phil. Association 1897. S. XLII flg.

Verrall will aus Lykurg gegen Leocrat. 102 schließen, daß der messenische Krieg, in dem Tyrtäos auftrat, in die Zeit nach den Perserkriegen falle, also der sog. 3. messenische sei; in dieser Zeit habe Tyrtäos gelebt, und dazu stimme auch der Charakter seiner Gedichte; in das 7. Jahrh. v. Chr. habe ihn erst spätere Erfindung versetzt; mit Lykurg stimme auch Aristoteles und Platon überein. Gerade als ob Lykurg, Platon und Aristoteles nicht gewußt hätten, daß die Athener im 3. messenischen Kriege den Kimon den Lakedämoniern zu Hülfe ge-

schickt hätten!? Mit Erfolg wendet sich Macan gegen Verrall, der seine Ansicht vergeblich gegen ihn zu verteidigen sucht. Auch Bates widerlegt Verrall überzeugend, indem er darauf hinweist, daß Tyrtäos unlöslich mit dem 2. messenischen Krieg verbunden ist, den er in die 2. Hälfte des 7. Jahrh. setzt.

Dümmler a. a. O. tritt mit Recht für die nicht-lakonische Herkunft des Tyrtäos ein; denn die halbpriesterliche Würde des Schlachtensängers trete in ihm noch deutlich hervor; spartiatische Herkunft aber sei für den gottgesandten Retter aus der Not so wenig erforderlich, daß sie sogar ein Hindernis erfolgreicher Thätigkeit gewesen sein würde, da man ja kriegerische und sociale Not geradezu als Folge einer Befleckung der Volksgemeinde aufgefaßt habe. Ob Tyrtäos das Bürgerrecht erhalten habe, sei ungewiß und unwesentlich.

Asios.

Über Asios handelt eingehend

L. A. Michelangeli, I frammenti di Asio e la sua più probabile età. Messina 1898. = Riv. di stor. ant. III, fasc. 2.

Er ist der Ansicht, daß Asios kein Elegiendichter war, sondern das elegische Distichon, wie Tyrtäos in der Eunomia und Xenophanes in der Gründung Kolophons, in einem mehr oder weniger umfangreichen Gedichte anwandte, das vielleicht genealogischen Inhalts war, aber dabei auch Scherz und Karikatur nicht ausschloß; einer solchen Stelle gehörten die Verse über das Erscheinen des Parasiten auf der Hochzeit des Meles an. Aus der Erwähnung der τέττιγες als Schmuckgegenstände, der στίγματα und aus dem Gebrauch gewisser Wörter schließt der Verf., daß unser Dichter erst im 5. oder 4. Jahrh. v. Chr. lebte. Dagegen spricht entschieden Athen. III p. 125 B, wo man die Worte τὸν παλαιὸν ἐκεῖνον nicht als Glossem mit dem Verf. streichen darf, zumal da sie in der Überlieferung, die Asios als genealogischen Dichter bezeichnet, einen Rückhalt finden; denn die Zeit des genealogischen Epos ist gewiß nicht das 5. und 4. Jahrh. Was nun die von Asios erwähnten τέττιγες betrifft, so herrscht ein Streit darüber, ob man sie als Haar- oder Kleiderschmuck ansehen muß. Da sie der Verf. — und ich stimme ihm darin bei — für einen Kleiderschmuck hält, so darf er sie nicht ohne weiteres mit der attischen τεττιγοφορία zusammenstellen; aber selbst wenn man dies thut, kommt man zu einem höheren Alter. Die Zeit der attischen τεττιγοφορία reicht, wie Studniczka, Die altattische Haartracht (Jahrb. d K. deutsch. archäol. Instituts 1896) nachweist, von Peisistratos bis zu den Perserkriegen; sie verbreitet sich aber nicht von Attika nach Ionien, wie Michelangeli meint, sondern

umgekehrt, bestand also in Ionien schon vor der Zeit des Peisistratos Auch die Sitte des στίζειν wird hier schon ziemlich frühzeitig bekannt gewesen sein. Man wird also in der Ansetzung des Lebens des Asios keinesfalls unter das 6. Jahrh. herabgehen dürfen; in diese Zeit setzt ihn auch Studniczka. In die 2. Hälfte des 6. Jahrh. paßt auch Versmaß und Sprache, so daß man mit dem Verf. keine zwei Dichter mit Namen Asios anzunehmen braucht, einen älteren genealogischen und einen jüngeren elegischen. Ob die Disticha einem genealogischen Gedichte entnommen sind, erscheint mir deshalb zweifelhaft, weil Asios in diesen den Hexameter gebrauchte; ich möchte sie lieber einem Spottgedichte nach Art des Margites zuschreiben. Mit ἥρως βορβόρου ἐξαναδύς ist eben der Parasit bezeichnet, nicht Meles, wie Michelangeli meint; auch Blaydes' Vermutung Adversaria S. 64 (vgl. oben S. 78): ἥρωσ' oder ἥρως schwächt die komische Wirkung nur ab.

Mimnermos.

Textkritische Vermutungen zu Mimnermos liefern:

1. A. Ludwich, Kritische Miscellen. Königsberg 1897. S. 3 flg.
2. H. Richards vgl. oben S. 80.
3. C. Häberlin ebenda.

Von den von ihnen gemachten Verbesserungsversuchen halte ich nur den Ludwichs zu 1, 6 für erwähnenswert: ὅ τ' αἰσχρὸν ὁμῶς καὶ καλὸν ἄνδρ' ἀτιτεῖ st. ἄνδρα τιθεῖ„ welches den häßlichen Mann ebenso wie den schönen verunehrt". Aber wie kann das Alter den häßlichen Mann verunehren?! Ich halte auch jetzt noch an der von mir schon vor Jahren veröffentlichten Verbesserung καὶ τάλαν' ἄνδρα τιθεῖ fest; κακόν st. καλόν macht schon das folgende κακαὶ unmöglich.

Solon.

Mit Solon beschäftigten sich viele Gelehrte. Über die Herausgabe und Überlieferung seiner Gedichte handeln:

1. J. Heinemann, Studia Solonea. Diss. inaug. Berlin 1897.
2. A. Platt, Notes on Solon. Journ. of Philol. 1896. S. 248 flg.

Platt weist darauf hin, daß die Ἀθηναίων πολιτεία des Aristoteles in der Anführung solonischer Verse dem Aristides weit überlegen sei; Heinemann dagegen untersucht eingehend das Verhältnis, das zwischen Plutarch, Diodor und Diogenes Laertius in dieser Hinsicht besteht. In den Ergebnissen trifft er vielfach mit Wilamowitz Herm. XXV 226 und Aristoteles und Athen. I 266, 13 zusammen. Plutarch benutzte nach ihm Solons Gedichte, was jedoch nicht ausschloß, daß er auch viele Verse unmittelbar aus seinen Quellen nahm; Diogenes und Diodor

aber hatten Solon nie in der Hand. Das Verhältnis zwischen Diodor und Diogenes ist enger als das zwischen ihnen und Plutarch; doch gehen alle drei auf eine gemeinsame Quelle, wahrscheinlich Hermippos, zurück. Aber Diogenes und Diodor benutzten nicht den Gewährsmann Plutarchs selbst, sondern eine aus diesem abgeleitete Quelle, und zwar Diodor diese unmittelbar, Diogenes nur mittelbar. Infolgedessen ist der von Plutarch gebotene Text der Gedichte Solons besser als der bei Diodor und Diogenes.

Was die unter die Theognideen aufgenommenen Verse Solons anlangt, so wurden diese bei ihrer Aufnahme dem vorliegenden Zwecke entsprechend abgeändert, vorausgesetzt, daß sie in ihrer ursprünglichen Gestalt nicht ganz paßten. Wo die theognideische Fassung mit der sonst überlieferten übereinstimmt, darf man annehmen, daß man den echten solonischen Text hat; bei Abweichungen dagegen verdienen die bei den Schriftstellern vorliegenden Lesarten von vornherein mehr Glauben. Nur in dem Fall, wenn ein Grund zur Abänderung für die Theognideen nicht ersichtlich ist, muß man durch Vergleichung der verschiedenen Lesarten miteinander das Ursprüngliche aufzufinden suchen. Über den Dialekt Solons lassen sich aus der Theognis-Sammlung keine Schlüsse ziehen.

Nach der Überlieferung schrieb Solon νόμους, δημηγορίας, ἐλεγεῖα, ἰάμβους καὶ ἐπῳδούς. Da kein 2. Buch angeführt wird, glaubt H., daß die solonischen Verse nur ein Buch ausmachten, demnach muß er die Zahl 5000 mit Hiller für eine Fälschung Lobons halten. Mir erscheint der Grund nicht stichhaltig, und ebensowenig kann ich mich davon überzeugen, daß Solon auch Epoden gedichtet haben soll; denn einerseits ist es auffallend, daß sich davon keine Spuren erhalten haben sollten, anderseits lag es zu nahe, den Iamben noch Epoden beizufügen. Die Anordnung der Gedichte richtete sich nach dem Versmaß, zuerst Elegien, dann Iamben, Trimeter und Tetrameter vermischt; die erste Stelle nahmen vermutlich, wie überall, die Gedichte an die Götter ein, und aus Clem. Al. strom. VI 742 schließt Heinemann, daß das 13. Gedicht: Μνημοσύνης καὶ Ζηνὸς κτλ. den Anfang gebildet habe. Ein Gesamttitel der Gedichtsammlung läßt sich nicht nachweisen, und auch die überlieferten Titel einzelner Gedichte stammen nicht von Solon, sondern aus späterer Zeit. Die Ausgabe veranstaltete Solon selbst oder einer seiner Freunde; sie wurde vielleicht schon seit der Zeit des Kleisthenes in der Schule gebraucht.

Den Text der solonischen Gedichte suchten zu verbessern:

1. H. Schenkl. Gött. gel. Anzeig. 1895 S. 481.

2. E. Piccolomini. Rendiconti d. R. Accad. dei Lincei 1895 S. 69 flg.

3. H. Richards vgl. oben S. 80.

4. O. Crusius. Philol. 1895 S. 559.

5. A. Platt vgl. oben S. 82.

6. R. C. Jebb, On a fragment of Solon. Journ. of Philol. 1897 S. 98 flg.

7. G. Fraccaroli vgl. oben S. 80.

8. M. Blaydes, Adversaria S. 64 flg., vgl. oben S. 78.

9. C. Häberlin vgl. oben S. 80.

Ich führe daraus folgendes an: Fragm. 11 ist von Diogenes und Diodor in der richtigen Reihenfolge überliefert, die Plutarch, dem Clemens Alex. folgt, absichtlich geändert hat; es ist ein Fragment, wie Piccolomini mit Recht gegen Hiller hervorhebt, der Vv. 5—8 von 1—4 trennte und die ersteren als besonderes Fragment vor die letzteren stellte. — 13, 13 vermutet Blaydes ταχέως τ' st. δ', wohl mit Recht, da dieses Satzglied den vorhergehenden Gedanken weiterführt und vervollständigt. — 13, 34 billigt Crusius in seiner Ausg. (vgl. oben S. 76) Büchelers Emendation: εὖ δεινὴν αὐτὸς δόξαν ἕκαστος ἔχει. — 21, 2 tritt Crusius für καλλείποιμι, das Stobäos überliefert, ein, indem er Cic. Tusc. 1, 49. 117. Cato m. 20, 73 vergleicht; ich halte an der an und für sich schon besser beglaubigten Lesart Plutarchs ποιήσαιμι fest, zumal diese poetischer und für Solons Wunsch bezeichnender ist. — 24, 3 flg. behandelt Platt, welcher großenteils nach den Theognideen vorschlägt: ᾧ τὰ δέοντα πάρεστιν | . . . γυναικός, ἐπεὶ καὶ τῶν ἀφίκηται | ὥρῃ, σὺν δ' ἥβῃ γίνεται ἁρπαλέα. Ähnlich wollte auch ich früher die Stelle lesen, nur daß ich ἁβρὰ παθεῖν, das zu παιδός τ' ἠδὲ γυναικός nur schwer ergänzt werden kann, durch die Schreibung ποσὶ χἄβρὰ π. unmittelbar damit verband, wodurch allerdings zu γαστρί τε καὶ κτλ. eine nähere Bestimmung vermißt wird, und im letzten Satz σοί θ' ἥβη γ. ἁρμοδία schrieb. Jetzt halte ich an der Plutarchischen Fassung als der Solonischen fest; μόνα ταῦτα steht in schönem Gegensatze zu dem Vorhergehenden, und wird durch γαστρί τε . . . παθεῖν und παιδός τ' ἠδὲ γ. . . . . ἥβη erklärt. Die Worte ἐπὴν καὶ ταῦτ' ἀφίκηται „wenn auch diese Dinge kommen" beziehen sich auf παιδός τ' ἠδὲ γ. und werden durch σὺν δ' ὥρῃ γ. ἁρμόδια genauer bestimmt; „mit der Körperreife aber werden sie angemessen und passend". So steht alles im Einklang miteinander. — 33, 5 verlangen Richards und Platt mit Recht: ἤθελον γὰρ ἂν κρατήσας st. κέν. — 34, 5 flg. (= Ἀθην. πολ. des Aristot. Kap. 12) liest Platt richtig: ὥστε δήϊον, | οὐ χρεών· ἃ μὲν γὰρ κτλ.; οὐ χρεών als Accus. absol. — 36, 1 (bei Aristot. Ἀθ. πολ. Kap. 12) erkennt U. Wilcken Herm. 1895 S. 623: ξυνήγαγον im Pap., wie Blaß vorschlug. Die

wahrscheinlichste Fassung ist demnach nach meiner Ansicht: ἐγὼ δὲ τῶν μὲν οὕνεκα ξυνήγαγον | δῆμον, τί τούτων πρὶν τυχεῖν ἐπαυσάμην; vgl. vorig. Jahresb. Bd. 92 S. 12. Für die Wahrheit der Behauptung, daß er seinen Zweck erreicht, beruft sich Solon V. 3 flg. auf das Zeugnis der Mutter Erde; ταῦτα ist das in V. 1 und 2 Gesagte und wird V. 15 mit ταῦτα μὲν κτλ. wieder aufgenommen, dem dann θεσμοὺς δὲ κτλ. gegenübersteht, wie A. Beltrami Riv. d. stor. antic. 1895 S. 101 flg. gut bemerkt. — In dem nächsten Fragm., das δήμῳ μὲν εἰ χρὴ beginnt, V. 3 ergänzt Crusius sehr passend: εὕδοντες εἶδον <ἐν πύλησ' ὀνειράτων> coll. Babr. 30, 8. Ich hätte den Hinweis auf Hom. δ 809 vorgezogen. — 36, 21 hält Platt an der Lesart des Pap. πῦαρ fest, das die erste Milch der Kuh nach dem Kalben bezeichne, die geschüttelt werde, um das Fett zu bekommen, Aber dann müßte st. γάλα ein Wort stehen, das „Fett“ bedeutet. Die Metapher ist, wie Crusius nach andern richtig bemerkt, vom Buttern hergenommen; die Butter (πῖαρ) wird durch Umschütteln der Milch bezw. des Rahmes (γάλα) gewonnen. Die Stellung hat nichts Ungewöhnliches. Will man πῖαρ als Adiect. fassen, so kann man erklären: „bis er Verwirrung angerichtet und dabei den Rahm von der Milch für sich abgeschöpft, d. h. das Beste für sich genommen hat“; doch ist πῖαρ als Adiectiv zweifelhaft. — Fraccaroli will die 3 Fragm. bei Aristot. Kap. 12 zu einem Gedicht vereinigen; am Anfang ist eine Lücke, dann folgen die Vv. ἐγὼ δὲ τῶν μὲν οὕνεκ' . . . . πῖαρ ἐξέλῃ γάλα in Bergks Fassung; darauf neue Lücke, dann die Vv. ἐγὼ δὲ τούτων . . . ὅρος κατέστην; nach diesem schlägt er als Übergangspartikel εἶεν vor, an das sich dann die Vv. εἰ γὰρ ἤθελον . . . ἐστράφην λύκος anschließen; nun kommt wieder eine Lücke und dann δήμῳ μὲν εἰ χρὴ κτλ. Ich nehme Anstoß, gegen die ausdrückliche Versicherung des Aristoteles die Vv. οὐκ ἂν κατέσχε . . . γάλα umzustellen, ebenso wie die Vv. δήμῳ μὲν εἰ χρὴ κτλ. Wenn οὐκ ἂν κατέσχε δῆμον im 1. und im 3. Fragm. vorkommt, so kann es doch kaum zweifelhaft sein, daß Solon in diesen Selbstverteidigungen dieselben oder ähnliche Gedanken wiederholte; dies zeigt sich doch auch sonst in seinen Versen. Ebensowenig kann ich Platt zustimmen, der eine Lücke nach 36, 22: οὐκ ἂν κατέσχε δῆμον vor εἰ γὰρ ἤθελον annimmt, indem er glaubt, daß hier zwei Fragm. in eines zusammengeflossen seien. Der Gedanke ist, wenn auch durch die Beziehung auf die Person des Solon eigenartig, doch regelmäßig entwickelt; ein schlechtdenkender und habgieriger Mann hätte das Volk nicht im Zaum gehalten; es wäre zum Bürgerkrieg gekommen, wie Solon an sich selbst erfuhr. — In dem 1. Fragm. bei Aristot. 'Αθ. πολ. Kap. 5: γινώσκω κτλ. erkannte Wilcken a. a. O. im Pap. nach 'Ιαονίας noch κλινομένην, und im 3. τήν τε φιλαργυρίαν κτλ. erklärt er φιλαργυρίαν für unrichtig, da die Buchstabenreste vor ι einem

ρ nicht entsprechen. Daß aber das Wort jedenfalls dem Sinne nach richtig ist, zeigt Plut. Sol. 14: τὴν φιλοχρηματίαν.

Kleobuline.

Die Überlieferung über Kleobuline prüft

O. Crusius, Litterargeschichtliche Parerga. Philol. 1896. S. 1 flg.

Nach ihm geht alles, was wir von ihr wissen, auf den Siebenweisen- und Äsop-Roman zurück, hat aber keinerlei litterarische Gewähr; auch Kleobuline selbst hält er, ebenso wie ihre Rätsel, für ein Geschöpf des alten ionischen Erzählers. Vor ihm hatte schon E. Hiller in der Praefatio seiner Anthologia lyrica S. VII Zweifel hinsichtlich der Person der Kleobuline geäußert. Ich kann diese Ansicht nicht teilen, da ich keinen genügenden Grund dafür auffinden kann, warum der alte Erzähler diese Rolle überhaupt in seinen Roman einführen, warum er sie, wenn sie ihm nötig erschien, nicht dem Kleobulos und Äsop übertragen, warum er dafür gerade eine Frau wählen und diese Eumetis-Kleobuline nennen sollte. Alles dies ist aber sofort klar, wenn die Überlieferung eine Tochter des Kleobulos, der an dem Siebenweisen-Mahl teilnahm, kannte, von der man sich auch das eine oder andere Rätsel erzählte. Natürlich wurde diese historische Gestalt durch ihre Herübernahme in den Roman auch romanhaft ausgestattet; sie wurde in andere Beziehungen gesetzt, und es wurde ihr vieles angedichtet, was ihr nicht zukam.

[Aesopos.]

O. Crusius in seiner Anthologie S. XXI weist Hillers Vermutung, daß diese Verse von einem jüngeren Äsop stammen dürften, mit Recht zurück; wie sie zu dem Namen Äsop kamen, darüber vgl. Jahresb. Bd. 92 S. 13.

Pseudophocylidea.

Einen neuen Kodex des pseudophokylideischen Gedichts entdeckte

N. G. Dossios, Über einige Varianten zu den Pseudophocylidea nach einem bis jetzt unbekannten Kodex aus dem 16. Jahrh. Philol. 1897. S. 616 flg.

Er bezeichnet ihn als cod. miscellan. Janninanus; das νουθετικὸν ποίημα Φωκυλίδου steht S. 281—307. Der Text stimmt im wesentlichen mit der Vulgata überein, bietet aber auch einige interessante Varianten, wie V. 57 χαλίνου δ' ἄγριον ὁρμήν, das der Verf. für richtig erklärt, V. 67 αἶσχος ὀφείλειν, V. 68 ἀρρενόφρων st. ἀγανόφρων, was der Verf. nicht hätte billigen sollen, V. 111 πάντες ἴσοι νέκυες, 122 μεγαληνορίῃ, 139 ἕλκηαι st. ἕληαι, 140 κῆν, wie P V_1 Va, 141 πλαζόμενόν τε βροτὸν καὶ

ἀλίμενα μήποτ' ἀλέξῃς, 153 βιοτεύσῃς. Auch Lücken finden sich in dem codex; so fehlen Vv. 1 und 2, V. 33, wodurch nach dem Verf. der Zusammenhang zwischen 32 und 34: τὸ ξίφος und ἦν γάρ hergestellt wird, dann V. 37 und 88; nach V. 96 ist ein Blatt mit 14 Versen verloren gegangen; endlich vermißt man Vv. 117 und 118. Die Vv. 182 und 183 sind umgestellt, ebenso 119—121, so daß auf 119, wo der cod. ἄριστον st. ἄπιστον hat, 121 καιρῷ λατρεύειν κτλ. folgt, was nach dem Verf. einen guten Sinn giebt; aber man erfährt nicht, was aus V. 120 wird. Mit V. 198 schließt der codex.

Textkritische Beiträge zu den Pseudophocylidea liefern:

1. H. Schenkl in den Gött. gel. Anzeigen 1895. S. 477.

2. M. Blaydes, Adversaria. S. 61 flg. Vgl. oben S. 78.

Ich erwähne daraus nur die Vermutung von Blaydes V. 33: αἷμα δὲ st. εἶδε δέ.

Zum Schluß füge ich noch bei

*K. Sebestyén, a Pseudo-Phokylides. Philol. Közl. 1896. S. 593—624.

Theognis.

Über die Lebenszeit des Theognis spricht

J. Beloch im Rhein. Mus. 1895. S. 250 flg.;

da er aber im wesentlichen nur wiederholt, was er schon in den Jahrb. f. Philol. 1888 S. 729 flg. ausführte, so genügt es, auf den Jahresb. Bd. 75 S. 127 flg. zu verweisen.

Mit der Sammlung der Theognideen beschäftigen sich

1. E. Maaß. Herm. 1896. S. 382 Anm.

2. H. Frese, Quae ratio intercedat inter librum Theognideorum priorem et posteriorem. Diss. Kiel 1895. 44 S. 8.

3. A. Fick, Zur ionischen Mundart und Dichtersprache. N. Jahrb. 1898 S. 501 flg.

Maaß bemerkt gegen Reitzenstein, daß ihn die paulinischen Briefunterschriften neben manchem andern von seiner Mißdeutung der theognideischen σφραγίς hätten bewahren können. Eine neue Ansicht über das Verhältnis zwischen den Theognideen α und β spricht Frese aus; er meint, daß die jetzt in β vereinigten Liebesverse ursprünglich da und dort in α, besonders aber in dem Abschnitt zwischen den Vv. 949—1184b, standen, später aber von einem nicht eben gelehrten Manne ausgeschieden und an ihre Stelle aus den Theognideen selbst die Verse gesetzt wurden, die noch jetzt als Wiederholungen früherer Verse dort gelesen werden, teils unverändert, teils mehr oder weniger verändert;

jedoch seien die ausgeschiedenen Verse nicht immer durch andere ersetzt worden. Der Verf. giebt sich viele Mühe, seine Ansicht nach allen Seiten hin sicherzustellen; trotzdem ist ihm dieses nicht gelungen. Wenn alle diese Verse ursprünglich in einer Sammlung fortlaufend beisammmen standen, so ist doch auffallend, daß sich davon keine Spur erhalten hat, sondern daß die ursprüngliche und naturgemäße Anordnung von der späteren ganz verdrängt wurde. Auch läßt sich nicht einsehen, was einen Mann zur Ausscheidung dieser Verse hätte veranlassen sollen, zumal wenn man mit dem Verf. in Abrede stellt, daß die jetzt vorliegende Sammlung Schulzwecken diente. Ferner ist es seltsam, daß der Excerptor seine Aufgabe so unvollkommen erfüllte und manche Verse desselben Inhalts in der ersten Sammlung stehen ließ. Endlich kann man sich auch gar keinen Grund dafür denken, daß er an die Stelle der ausgeschiedenen Verse andere aus Theognis wiederholte setzte, ohne jedoch diesen Grundsatz konsequent durchzuführen — kurz, von jeder Seite stellen sich dieser Hypothese unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Auch die Ansicht des Verf. über die Κύρνε-Elegien kann ich nicht billigen, da ihm ohne weiteres schon der Vokativ Κύρνε genügt, um die Vv. 1353—56 dem Theognis zuzusprechen. Wie Frese aber in der Zuweisung von Versen an Theognis zu rasch ist, so Fick in der Absprechung. Da die Vv. 891—894 auf Euböa hinweisen, auf Euböa aber, besonders in Chalkis, das Laster der Knabenliebe im Schwange war (vgl. Plut. amat. 17), so verweist er ἐλεγείων β nach Chalkis. Als ob solche Verse nicht auch sonst in Griechenland hätten entstehen können! Auch den alten Bestand dieser Sammlung glaubt er noch gewinnen zu können, da dieser durch die σφρηγίς ὦ παῖ oder παῖ, durch die vierzeiligen Strophen und den rein ionischen Dialekt gekennzeichnet sei; doch muß er V. 1319 θεός st. θεά lesen und V. 1322 ἔρος der äolischen Liebeslyrik entnommen sein lassen. Daß diese Kriterien nicht genügen, liegt auf der Hand, da sie ja alle von Nachahmern ohne weiteres benützt werden konnten. Ja, es läßt sich nach meiner Meinung in dieser Sammlung überhaupt kein alter Bestand nachweisen, der nachher erweitert worden wäre. Insofern ist die Sammlung sehr verschieden von der ersten.

Mit der Verbesserung des Textes geben sich ab:

1. H. Schenkl, Göttingen gel. Anzeigen 1895. S. 483.

2. H. Richards, Passages in the Poetae lyrici. Journ. of Philol. 1897. S. 83 flg.

3. *G. Fraccaroli, Theognis 429—438. 699—718. La biblioteca d. scuole ital. VII. 1.

4. G. Fraccaroli vgl oben S. 80.

5. C. Häberlin, vgl. oben S. 80.

6. M. Blaydes, Adversaria. S. 10 flg. und 190.

Ich hebe daraus nur das Wichtigste hervor. V. 296 vermutet Crusius μελετᾷ st. μέλεται: „quamquam inepte (ἀδαὴς τοῖσι vel ἀδαῶς?) loquitur, tamen inter eos qui adsunt quasi de scripto declamare solet“. Was zunächst μελετᾶν in dieser Bedeutung betrifft, so scheint es mir der älteren Poesie fernzuliegen; sodann paßt mir auch der Gedanke nicht. Im 1. Vers ist das Wesen des Schwätzers geschildert, im 2., wie οἷσι παρῇ zeigt, dessen Wirkung auf die Anwesenden und im 3. und den folgenden die Folge für ihn und die andern. Am besten ist bis jetzt Stadtmüllers φθεγγόμενος δ' ἀνίη, τοῖσι παρῇ, πέλεται; auch δ' ἄτη oder δ' ἄρ' ἄτη ließe sich denken. — 515 flg. verteidigt Fraccaroli; ich kann diese Ansicht nicht teilen, sondern halte auch jetzt noch an κατάειφ' fest, möchte aber auch 519 ἣν δ' ἔτι σ' εἰρωτᾷ κτλ. schreiben, da offenbar noch von derselben Person die Rede ist. Der Gedankengang ist meiner Auffassung nach folgender: arm bist du zu mir Armem gekommen; an Bord des Schiffes werde ich dir das Beste, was ich habe, bieten; kommt ein Freund von dir dazu, so sage ihm ganz offen, wie du hinsichtlich der Bewirtung daran bist: was ich habe, gewähre ich dir gern; aber weiter werde ich deiner Bewirtung wegen nichts thun; fragt er ferner dich noch nach meinem Vermögen, so sage ihm, daß ich in solchen Verhältnissen bin, daß ich wohl für einen Gastfreund genügend habe, aber nicht für mehrere. — 830 vermutet Häberlin εὐρυέδη st. εὐώδη unter Vergleichung von Simonid. 5, 17. — 1066 schlägt Crusius τούτων οὐδὲν ἔνεστ' vor; A hat οὐδέν, O οὐδέν τε, die andern Hss. οὐδέν τοι. ἔνεστι erscheint mir seiner Bedeutung nach an unserer Stelle nicht passend; ich vermutete οὐδέν γ' οἶδ', das zu dem folgenden τί μοι πλοῦτός τε καὶ αἰδώς gut stimmt. Richards will umstellen οὐδέν τοι τούτων, aber τούτων ist am Anfange des Satzes entschieden mehr an seinem Platze; übrigens kam ihm Epkema damit zuvor. — 1124 will Blaydes ἤλυθε κἀξανέδυ schreiben, nachdem Bergk schon mit ἦλθε καὶ ἐξανέδυ vorausgegangen war. Ich nehme auch an μέγα Anstoß, das meines Wissens nie in dieser Weise mit 'Αίδεω δῶμα verbunden ist. Es ist wohl μετά zu lesen und 'Αίδεω mit ἐξαναδύς zu verbinden: „der, aus dem Hades emporgetaucht, nach Hause kam“. Daran schließt sich dann gut das folgende Distichon, das von der Ermordung der Freier handelt; nur daß V. 1126 das nichtssagende ἔμφρων durch das μετὰ δῶμ' ἤλυθεν nachdrücklich wieder aufnehmende ἐλθών zu ersetzen ist: „nach seiner Heimkehr“. V. 1128 wünscht Blaydes ἀγχιάλοιο μυχούς, Häberlin καὶ θαλάμοιο μυχοῦ; ich glaube auch jetzt noch, daß in δειμαλέους nichts anderes steckt als δείν' ἀλίους τε. Sinn: Penelope wartete lange auf

Odysseus, bis er des Landes Schrecknisse aufgesucht hatte und die Meereswinkel, wozu ich 'terris iactatus et alto' verglich. — 1181 vermutet Blaydes καταχαίνειν st. καταχλῖναι, recht ansprechend, wenn eine Änderung nötig wäre; aber καταχλίνειν, ein verstärktes κλίνειν, steht euphemistisch für καταχαίνειν, vgl. Anth. Pal. VII 493: οὐ νούσῳ οὐδ' ὑπὸ δυσμενέων δούρατι κεκλίμεθα, ἀλλ' αὐταὶ 'Αίδαν ἄλκιμον εἰλόμεθα und sonst. Außerdem vgl. Archil. 56, 4 und Soph. Ai. 131, wo κλίνειν in der Bedeutung „stürzen" steht, die hier ebenfalls paßt. — 1202 möchte Häberlin τῆς ἁλμηέσσης εἵνεκα v. lesen: „Fahrt über das salzige Meer", vgl. Aeschyl. suppl. 844. — 1290 schreibt Blaydes richtig ἀτέλεστ' ἐτέλει. — 1310 vermutet derselbe παιδεῖη κακότης; aber παιδεῖη paßt nicht in den Zusammenhang. Ich schlage παῖδ' ὀλοὴ κ. vor: „verderbenbringend", mit Bezug auf 1307 flg.; auch an παῖ, δολίη κ. ließe sich denken, wenn man χάλασον δεσμοῦ 1306/7 vergleicht. — 1364 verlangt Blaydes recht ansprechend ὥστε σε μὴ φιλέειν st. ὥστε με μή σε φιλεῖν, das durch die Änderung von φιλέειν in φιλεῖν hervorgerufen wurde.

Zwei neue Fragmente des Theognis will

H. Beschorner in Philol.-histor. Beiträge C. Wachsmuth zum 60. Geburtstage überreicht. Leipzig, Teubner, 1897. S. 192—198

entdeckt haben, das erste bei Plat. leg. I p. 630 C, dessen Pentameter er folgendermaßen herstellt: ἥν κε δικαιοσύνην τὶς τελέαν καλέοι, das andere bei Aristot. eth. Nicom. p. 1177 B 31 flg., das er rekonstruiert: χρὴ δ' ἀνθρώπινα, Κύρνε, φρονεῖν ἄνθρωπον ἐόντα | θνητά τε τὸν θνητόν, beides mit Unrecht. Platon weist mit ὥς φησι Θέογνις auf das von ihm kurz zuvor citierte Fragm. πιστὸς ἀνὴρ χρυσοῦ τε κτλ. zurück, indem er selbst ἥν τις δικαιοσύνην ἂν τελέαν ὀνομάσειεν hinzufügt, Aristoteles aber deutet nicht einmal auf Theognis hin; die von ihm genannten παραινοῦντες sind offenbar die Tragiker und Komiker, vgl. Soph. Ai. 760 flg. Eurip. Alkest. 799 flg. Antiphan. Meineke III p. 148. Menand. Monost. Meineke IV p. 340.

Auf die Beziehungen zwischen Theognis und Euripides weist

F. Hofinger, Euripides und seine Sentenzen. Progr. Schweinfurt 1896. S. 10 Anm. 3

hin, indem er V. 718 mit Phoen. 438 flg., V. 318 mit Elekt. 941, V. 339 u. 340 mit Bacch. 877 flg. Heracl. 881 flg. Herc. f. 732 flg., V. 867 mit fr. 734 und 857 zusammenstellt. Mit Recht sieht er darin unbewußte Reminiscenzen an das Schulbuch, das der Dichter in seinen jungen Jahren beim Litterator traktierte.

Zum Schluß erwähne ich

*J. Holosniyay, Theognis szuletasi helye és ideje. Phil. Közl. 1896. S. 673—681.

Pigres.

Nach O. Crusius im Philol. 1886 S. 735 flg. ist das Distichon von Ptolemäos Chennos erdichtet, also zu streichen. Damit scheidet auch Pigres aus der Zahl der Elegiker.

Ion.

O. Crusius setzt nach 1, 2 ein Kolon und ergänzt nach V. 3 εἰσίν; daß ich die Stelle ebenso fasse, legte ich in der Phil. Rundsch. 1881 S. 1083 dar. — 8, das anerkanntermaßen dem Ion nicht gehört, weist H. Stadtmüller Berl. phil. Wochenschr. 1895 S. 1634 zweifelnd dem Zonas zu.

Euenus.

A. Fick, Zur ionischen Mundart und Dichtersprache. N. Jahrb. 1898. S. 501 flg. hält Euenos' Elegie für dialektrein. Das Alter des Dichters will er aus Theognis 667 flg. gewinnen. Die φορτηγοί sind nach ihm die Reichen, der Steuermann ist Thrasybul, die κακοί sind die Handwerker und Gergithen, die ἀγαθοί endlich die erbgesessenen Grundbesitzer, denen die parischen Schiedsrichter die höchste Gewalt in Milet übertragen haben. Demnach möchte er die Abfassung des Gedichtes und die Akme des Dichters um dieselbe Zeit ansetzen. Es wird kaum nötig sein hinzuzufügen, daß alle diese Behauptungen unbewiesen und auch unbeweisbar sind.

Sokrates.

Fr. 2 vermutet Blaydes a. a. O. S. 72 παῖδε κλεεννώ st. κλεεινώ; wahrscheinlich.

Antimachos.

M. Benecke, Antimachos of Colophon and the position of women in Greek poetry. London, 1896. VIII, 256 S.

Der Verf. ist der Ansicht, daß Antimachos der erste gewesen sei, der die romantische, d. h. die reine, nicht bloß auf Befriedigung der Lust abzielende Liebe zur Frau in die griechische und damit in die Weltlitteratur eingeführt habe. Er sucht dies durch eine Betrachtung der lyrischen und dramatischen Poesie der Griechen zu beweisen, wobei es aber nicht ohne Gewaltthätigkeiten abgeht. Eine ruhig abwägende, ohne Voreingenommenheit geführte Untersuchung zeigt, daß Antimachos mit seiner „Lyde" nichts Neues erfand, sondern ganz auf den Schultern seiner Vorgänger stand, indem er ein auch früher schon vorhandenes, mit der Zeit immer weiter entwickeltes Gefühl zum Mittelpunkt seiner Dichtung machte. Seine große Bedeutung für die folgende Zeit betont der Verf mit Recht, sie war aber

auch früher schon anerkannt. Vgl. auch Wentzel in Pauly-Wissowas Realencykl. Bd. I S. 2434.

Platon.

H. Richards, Passages in the Poetae Lyrici. Journ. of Philol. 1897 S. 83 flg. erklärt Epigr. 29 für spät; dies folge aus den Verbindungen τέμενος πεσεῖται und τέμενός τι ὅπερ. Aber vgl. zur letztern Soph. OR 756: οἰκεύς τις, ὅσπερ ἵκετ' ἐκσωθεὶς μόνος; auch die erstere ist nicht zu beanstanden, da einmal πίπτω von der Vernichtung aller möglichen Dinge gebraucht wird, sodann τέμενος schon bei Herod. II 178. V 89 allgemein st. ναός steht, wie auch an unserer Stelle, vgl. Anth. Pal. XII 57, 7 flg.: ἵλαος πλάσσοι τὸν ἐμὸν τρόπον, ὄφρα τυπώσας | ἐντὸς ἐμὴν ψυχὴν ναὸν Ἔρωτος ἔχῃ. — Epigr. 30, 3 will Richards ἀπανθήσαντες schreiben im Sinne von „culled the flower". Ich kenne diese Bedeutung von ἀπανθέω nicht; ἀπανθίζομαι, das so steht, hat den Accus. bei sich. Allerdings ist ἀπαντήσαντες hier in auffallender Weise mit dem Genet. konstruiert; aber ebenso steht Soph. Phil. 719 ὑπαντᾶν mit dem Genet.; bei dem Simplex ἀντᾶν ist der Genet. nicht selten; ich halte also auch an unserer Stelle die Überlieferung für richtig. Für den, der ändern will, liegt οἱ ἀντήσαντες am nächsten. — 32, 7 vermutet Crusius γαλεροῖς ἐπὶ χ. st. des überlieferten λαγαροῖς.

Aristoteles.

C. Häberlin Wochenschr. f. kl. Philol. 1898 No. 25 S. 676 flg. vermutet 3, 7 οὐ δίχα, im Anschluß an Gomperz, der οὐ δίχα vorschlug; aber οὐ ist ebenso anstößig, wie οὐ. Ich sehe in οὐ νῦν ein Verschreiben aus ἄνδιχα, das scharf dem vorhergehenden ἅμα entgegentritt: „zugleich . . . getrennt aber"; daher ist auch nach V. 6 nur Komma zu setzen. Crusius glaubt, daß nach V. 7 ein Satz fehle, der mit εἰ μή begann. Mir scheint dies weniger wahrscheinlich, da der Excerptor doch wohl mit einem vollen Gedanken schloß. — 6, 6 bemerkt Crusius: „ἐπιβάλλεις φρένα vix intelleges". Ich vergleiche damit Diodor 20, 43 τὴν διάνοιαν ἐπιβάλλειν πρός τι und erkläre: „derart ist ja die Frucht, zu der du das Herz hinlenkst, bringst" u. s. w. — V. 12 schlägt Crusius passend κατῆλθον st. ἦλθον vor; auch das von ihm vermutete ἄζουσαι st. αὔξουσαι V. 15 ist beachtenswert.

Krates.

O. Crusius ergänzt fr. 11 nach dem Vorgange von Blaß und Joachim: κόγχον καὶ κύαμον σύναγ' <ὦ φίλε>, κἂν τάδε δράσῃς, | ῥηιδίως στήσεις <στάσεως> πενίας τε τρόπαιον. Man muß zugestehen, daß die Worte bei Stobäos κἂν τάδε δράσῃς, ῥᾳδίως στήσεις an daktylischen Rhythmus erinnern, also offenbar dem Gedichte des Krates entnommen

sind; aber daß sie nicht unmittelbar auf κόγχον καὶ κύαμον σύναγε folgten, zeigt die Beifügung von καὶ τὰ τούτοις πρόσφορα. Es ist also nach κόγχον κ-κ. σύναγε eine Lücke von mindestens dem Reste dieses und dem Anfang des nächsten Verses anzusetzen; den Schluß des Verses bildet κἂν τάδε ὁράσῃς, und der nächste Vers lautete vielleicht ῥηιδίως στήσεις κατὰ τῆς πενίας σὺ τρόπαιον, σύ nachdrücklich hervorgehoben im Gegensatz zu andern, betr. der großen Maße. Das von Crusius gewählte στάσεως scheint unserer Stelle fernzuliegen. — Als fr. 18a nimmt Crusius die bei Diog. Laert. II 25 überlieferten Verse τὰ δ' ἀργυρώματ' ἐστὶν κτλ. auf, die F. Dümmler Akadem. S. 6[1] unserm Krates zuwies. Ich kann für diese Zuweisung keinen genügenden Grund erkennen; die Überlieferung bei Diogenes legt diese Verse dem Sokrates in den Mund, was die Abfassung durch unsern Krates ausschließt.

Philetas.

Wertvolle Beiträge zum Verständnis und zur Würdigung des Philetas liefert

E. Maaß, De tribus Philetae carminibus, Marburg 1895. 14 S.,

der im 1. Abschnitt Reitzensteins Mißdeutung gegenüber die richtige Erklärung des Epigr. 9 Bach, 5 Bergk giebt. „Sortitione in sodalicio instituta baculo fraxineo (vielmehr alneo, κλήθρην), quod erat pro donario, ludibundus paegnium illud Philetas addiderat: unde morem illum iam apud Graecos floruisse apparet. Poetarum enim insigne baculum. Adde quod Philetae sodales non modo ut poetae, sed ut pastores personati instrumento pastoricio commode armati incedebant." — Im 2. Abschnitt erklärt er fr. 1 und 2, die er miteinander verbindet, als Trostworte des Keleos an Demeter, indem er Ovid fast. IV 519 flg. vergleicht; er schließt daraus, daß Philetas eine Quelle Ovids in der Darstellung des Ceresmythus gewesen sei. Ich halte diese Vermutung, wenn auch nicht für sicher, doch für sehr wahrscheinlich, und dasselbe gilt auch für den in Abschnitt 3 geführten Nachweis, daß Propertius III 34, 35 flg. auf Philetas' Omphale anspielt. — Vgl. auch Hermes 1896 S. 405 Anm. 3, wo der Verf. seine Ausführungen mit Erfolg gegen G. Kaibel und R. Reitzenstein verteidigt.

Kallimachos.

An Ausgaben liegen vor:

Callimachi hymni et epigrammata iterum edidit U. v. Wilamowitz-Moellendorff. Berlin, Weidmann. 1897. 68 S. 8.

Diese 2. Aufl. unterscheidet sich in mancher Beziehung von der 1. in dem J. 1882 erschienenen. Die hds. Überlieferung wurde von

dem Hrsg. aufs neue untersucht; für E verwendet er jetzt noch den von Wünsch verglichenen cod. Matrit. bibl. nation. No. 24 (m) und den von Nigra beigezogenen cod. Paris. suppl. Gr. 1095 (p); neben E A, deren Beziehung auf Aurispa und Philelphus er in Abrede stellt, nimmt er noch ein 3. Apographon des Archetypus an (F), repräsentiert durch den schon längst bekannten Ambrosianus f und den von Fredrich neu verglichenen Athous Laurae 587 (r); aus EAF sucht er den ursprünglichen Text des Archetypus zu rekonstruieren, und es stellt sich dabei heraus, daß unsere Überlieferung, von einigen Lücken und Fehlern abgesehen, gut ist. Die Folge davon ist, daß der Hrsg. in der Feststellung des Textes jetzt konservativer verfährt als in der 1. Aufl.; auch I 79 hätte er ἐπεὶ Διός, wofür er ἐπὶ χθονός schreibt, beibehalten können; VI 92 liegt zur Beanstandung von ἔτι μεῖζον kein Grund vor.

A. Veniero, Gli epigrammi di Callimaco. Girgenti 1897. 36 S. 8.

Den Epigrammen, 70 an Zahl, weil ihnen noch die Fragm. 37, 70, 71+555+262, 105, 106+378+98δ+261+267, 180+366+412+235 beigefügt werden, ist eine italienische Übersetzung beigegeben; 23 davon sind auch von textkritischen Bemerkungen begleitet. Der Wert der Ausgabe ist nicht höher, als der der Hymnen-Ausgabe desselben Verf.s, vgl. Jahresb. Bd. 92 S. 34 flg.

Kritische und exegetische Beiträge zu den Hymnen liefern:

1. K. Steinweg, Kallimachos und die Nomosfrage. N. Jahrb. f. Phil. 1897. S. 270—286.

2. W. Weinberger, Kallimacheische Studien, Progr. des Staatsgymn. im XVII. Bezirk. Wien 1895. 24 S. 8.

3. K. Kuiper, Studia Callimachea. I. De hymnorum I—IV dictione epica. Leiden 1896. 238 S. 8.

4. J. Vahlen, Über einige Anspielungen in den Hymnen des Kallimachos. Sitzungsb. der Berl. Akad. 1895 S. 869 flg. und 1896 S. 797 flg.

5. M. Blaydes, Adversaria. S. 82. Vgl. oben S. 78.

Steinweg macht den Versuch, auf grund der Arbeiten seiner Vorgänger die Nomosfrage bei Kallimachos zum Abschluß zu bringen. Er weist darauf hin, daß von allen sechs Hymnen des Dichters nur der auf Demeter alle sieben Nomosteile aufweise, während der auf Pallas neun, der auf Apollon sechs, der auf Zeus vier und die beiden auf Delos und Artemis nur drei Teile haben; aber auch der Demeter-Hymnus hat die 7 Teile nicht in der von Pollux überlieferten Reihenfolge des terpandrischen Nomos. Daraus ergiebt sich, daß Kallimachos

dieses Schema, wenn er es auch im ganzen vielleicht vor Augen hatte, doch im einzelnen nicht genau einhielt; es müßte denn nur, was allerdings auch nicht unmöglich wäre, Pollux eine falsche Reihenfolge angegeben haben. Übrigens darf man auch nicht übersehen, daß die terpandrischen Bezeichnungen in erster Linie der Musik galten.

Die Sprache der vier ersten Hymnen unterzieht Kuiper einer eingehenden Prüfung. Dem Gange der Dichtung folgend, stellt er Wort für Wort fest, was Kallimachos dem Homer, den homerischen Hymnen und dem Hesiod entnommen, was er selbst nach epischem Muster gebildet, welche Abweichungen im Gebrauche epischer Wörter er sich gestattet und welche Anleihen er bei Lyrikern, Tragikern und Lykophron gemacht hat; auch über den kallimachischen Gebrauch einer großen Anzahl anderer Wörter wird eingehend gehandelt. Selbstverständlich ist es, daß der Verf. dabei auch öfter auf textkritische Fragen zu sprechen kommt; er teilt nicht weniger als 20 Konjekturen zu den Hymnen mit. Die Benützung des etwas breiten und schwerfälligen Buches wird durch die beigefügten Indices erleichtert.

Der 1. Hymnus wird von Vahlen a. a. O. 1895 S. 869 flg. ausführlich behandelt. Indem er den Dichter auf dem Gang seiner Gedankenentwicklung begleitet und Anlage und Gliederung seiner Dichtung darlegt, weist er nach, daß wir es hier mit keinem Zeitgedicht mit politischer Tendenz zu thun haben, sondern nur mit einem Loblied auf den höchsten Gott, das seinen Wert und Reiz in der Ausgestaltung der Mythen ebensowohl wie in der Auswahl derselben besitzt. Dies gilt besonders von V. 55 flg., die man nicht auf Philadelphos beziehen und auch nicht als Grundlage für chronologische Schlüsse benützen darf. Susemihl N. Jahrb. 1896 S. 383 flg. stimmt Vahlen bei. — V. 11 flg. sind nicht mit Wilamowitz als Parenthese zu fassen, wie Vahlen ausführt; denn dadurch würde die Namengebung, die bei Kallimachos ein wesentliches Moment der Darstellung ausmacht, gedrückt und die Anknüpfung von V. 15 doch nicht erleichtert. — V. 36 hält Vahlen an der Überlieferung πρωτίστῃ γενεῇ μετά γε Στύγα κτλ. fest; ich ziehe mit Kuiper und Steinweg πρωτίστῃ γενεήν vor. — V. 79 erklärt Vahlen die Überlieferung gut: „von Zeus stammen die Könige, da sie des Zeus sind“, d. h. man würde sie nicht Zeuskinder nennen, hätte er sie nicht als die Seinigen sich auserwählt. — V. 86: ἡμετέρῳ μεδέοντι ist Philadelphos, wie die Übereinstimmung mit Theokrits Loblied auf diesen König zeigt.

Auch der 2. Hymnus wird von Vahlen a. a. O. 1896. S. 797 flg. eingehend analysiert, in derselben Absicht wie der erste, nämlich um zu beweisen, daß er ein reines Loblied auf Apollon ist, ohne politische und litterarische Anspielungen, wie sie in letzter Zeit besonders

Studniczka darin zu finden glaubte, vgl. Jahresb. Bd. 92 S. 39. Wenn es V. 29 heißt, Apollon sitze zur Rechten des Zeus, so darf man dies nicht auf Euergetes und Philadelphos beziehen; der Erwähnung des Goldes V. 32 flg. liegt keine bettelhafte Absicht des Dichters auf den Goldreichtum des Königs zu grunde; ebensowenig spielt die Nennung der apollinischen Künste V. 42 flg. oder der πανάκεια V. 40 und der ἀνάβλησις θανάτοιο V. 46 auf Ptolemäos II an, vgl. Athen. XII 536 D. E.; auch die Kyrene-Episode hat keine Beziehung zu Euergetes und Berenice und ebensowenig ist der Hymnus ein Festgedicht zur Feier der Karneen in Kyrene, wie Ehrlich vermutete; endlich darf man auch bei den V. 105 flg. nicht an den Streit des Dichters mit Apollonios denken. Wenn ich auch im Grunde mit dem Verf. darin einverstanden bin, daß man in einem Gedicht keine Anspielungen ohne Not annehmen soll, so glaube ich doch, daß man andererseits auch solche, die sich von selbst aufdrängen, nicht von der Hand weisen darf, zumal bei einem Alexandriner: dahin rechne ich aber die Beziehung der Schlußverse auf Apollonios und der Kyrene-Episode auf Euergetes und Berenice. Daher beziehe ich auch ἡμετέροις βασιλεῦσιν V. 68 mit andern auf Philadelphos und Euergetes, während Vahlen darunter die Battiaden versteht; der von ihm angegebene Zusammenhang bleibt auch so gewahrt, da Euergetes ja Berenice heimführte. Ebenso ist der V. 26 flg. genannte König für mich nicht Philadelphos, wie Vahlen will, sondern Euergetes; daß der Hymnus in die Regierungszeit dieses Königs fallen könne, giebt jetzt auch Weinberger zu, obwohl er immer noch mehr dazu neigt, ihn früher anzusetzen. — V. 72 rechtfertigt Vahlen τόδε, das an das Prädikat assimiliert ist st. ἧδε, vgl. Aeschyl. Choeph. 53; Kaibels τὸ δή, das Wilamowitz aufnahm, ist also unnötig.

Im 3. Hymnus V. 9 vermutet Kuiper οὔ σ' αἰτέω st. οὐδ' αἰτέω, V. 52 οὐρείοισιν st. ὀσσείοισιν, für das Meineke Ὀσσαίοισιν schrieb, V. 239 φηγοῦ ἐνὶ πρέμνῳ st. φηγῷ ὑπὸ πρέμνῳ coll. Hes. fr. 156 Rzach. Paus. VIII 13, 2. — V. 43 tilgt er, wie Vahlen und Wilamowitz. — V. 152 nimmt er an der Stellung von μάλα, das er mit κερδαλέῳ verbindet, Anstoß; es gehört aber zu πινύσκει; daher ist die Vermutung μαλακῷ τε πινύσκει unnötig.

Mit den Epigrammen beschäftigen sich:

1. H. Stadtmüller. Festschrift zur 350jährigen Jubelfeier des Gymn. in Heidelberg. Heidelberg 1896. S. 49 flg.

2. G. Kaibel. Hermes 1896. S. 264 flg.

3. E. Tournier, Un calembour intéressant pour l'histoire de la prononciation du Grec. (Ep. 29 = A. P. XII 43). Mémoire de la soc. de linguist. de Paris. 1896. S. 47 flg.

4. R. Ellis, On the new Hecale fragments and other Callimachea Journ. of Phil, 1896. S. 248 flg.

Daraus hebe ich folgendes hervor. Ep. 4, 2 vermutet Stadtmüller ansprechend τὸ μή σ' ἀλέγειν st. τὸ μή σε γελᾶν. — Epigr. 6 erklärt Kaibel in der Weise, daß er annimmt, Kleinias sei mit seiner Tochter Selenaie von Smyrna über Keos nach Zephyrion gefahren. In Iulis habe das Mädchen den schiffbrüchigen Nautilos entweder selbst am Strande gefunden oder von einem, der ihn gefunden, erstanden. Von hier sei Kleinias nach Alexandreia gekommen, wo ihm Kallimachos die Verse geschrieben habe, die ein alexandrinischer Künstler auf der Basis anbrachte. Was er weiter über ἐσθλὰ ῥέζειν sagt, liest man schon bei Preger, Inscriptiones Graecae S. 95 flg., der auch mit Recht bemerkt, daß von einer Vermählung der Selenaie im Gedicht nichts stehe; Kaibel hätte also χάριν δίδου nicht auf eine solche beziehen sollen. V. 9 ἄπνους erklärt Ellis richtig mit „windstill"; „tot", wie man es gewöhnlich faßt, giebt keinen Sinn. — Ep. 13 schreibt Wilamowitz in s. Ausgabe: ὃ καὶ στίχος οὐ μακρὰ λέξων | 'Θῆρις 'Α. Κρής' ἐπ' ἐμοὶ δολιχός, worin ἐπ' ἐμοὶ δολιχός nicht nur unangenehm nachhinkt, sondern auch nach οὐ μακρὰ λέξων als überflüssig erscheint. Diesen Anstoß beseitigt Stadtmüller durch die Änderung ἐπόνει δολιχόν, die zugleich eine notwendige Angabe zu Namen und Abstammung hinzufügt. Im Vorhergehenden behält er στίχος· οὐ μακρὰ λέξω bei, wo mir στίχος οὐ μακρὰ λέξων richtiger erscheint: „Kurz war der Fremdling, daher auch der Vers, der" u. s. w. Das Epigramm gehört nach Stadtmüller dem Leonidas, der den Namen Theris gebraucht. — Ep. 15, 6 ergänzt Kaibel zu Πελλαίου richtig βοῦς; denn die Münzen von Pella tragen das Bild eines Ochsen. Sinn: man zahlt einen pelläischen Ochsen und erhält dafür einen wirklichen. — Ep. 23, 5 flg. vermutet Korsch Filol. obosrj. VIII S. 83 flg. ἴδον ἤματι π. | ἀρχιβίῳ κτλ.; aber zu ἴδον vermißt man einen Zusatz, der Gegensatz zu πολιούς liegt schon in παῖδας; ὄμματι π. μὴ λοξῷ wird also richtig sein. — Ep. 26, 3 will Ellis ἀνδρὶ δ' ἀφνειῷ schreiben, was damit gewonnen wird, ist unerfindlich. Zum Verständnis unseres Epigramms muß man Plan. IV 256 beiziehen; wie sich hier Hermes darüber beklagt, daß er dem Charakter des Weihenden entsprechend auch zu einem ἐρημοφίλας καὶ ἀγείτων gemacht worden sei, so beschwert sich an unserer Stelle der Heros, daß er wegen der Feindschaft des Weihenden mit dem Manne Hippeus nun auch als πεζός dargestellt worden sei, nicht aber als ἱππεύς, wie es ihm zugekommen wäre; denn der Weihende wolle von keinem ἱππεύς mehr etwas wissen. Es ist also zu lesen ἀνδρὶ γὰρ 'Ιππεῖ | θυμωθεὶς κτλ. — Ep. 43 hält Kaibel in der inschriftlich überlieferten Form für richtig, vgl. s. Epigramm. p. 502.

Er macht darauf aufmerksam, daß in den Worten τὴν προπέτειαν ἔχ ein doppelter Sinn liege; dem Archinos wird ein voreiliges Urteil zum Vorwurf gemacht, der Liebhaber giebt eine voreilige Handlung zu, rechtfertigt sie aber, während dem Knaben keine Entschuldigungsgründe zugebilligt werden. Da προπέτεια, Gegens. ἀπροπτωσία, Kunstausdrücke der stoischen Logik sind, so glaubt Kaibel, daß Archinos damals einen Stoiker zum Lehrer gehabt habe, womit ihn der Dichter necke, vgl. Prop. I 3, 13. II 30, 24. Ovid Amor. I 6, 33. 59. — Ep. 47, 7 flg. schlägt Ellis vor; ἔσθ' ἁμῖν καὶ ἄκεστρα σαφ' ἤδεα πρὸς τὸν ἔρωτα · | τοῦτ' ἴσα καὶ κείρει τὰ πτερά, παιδάριον, coll. Hes. ἄκεστρον · φάρμακον. — Ep. 49 tritt Kaibel für Bentleys Erklärung gegen Meineke ein. Gegen Benndorf bemerkt er, daß Anth. Pal. VI 308 nicht als Vorlage des Kallimachos gedient haben muß; wie hier der komische Alte an dem lustigen Treiben der Jungen seine Freude hat, so spricht auch am Schlusse unseres Epigramms Dionysos seine Freude aus; ὄνειαρ ist also richtig.

Zur Kritik und Erklärung der Fragmente endlich liefern Beiträge:

1. E. Dittrich, Callimachi Aetiorum librum I prolegomenis testimoniis adnotatione critica auctoribus imitatoribus instruxit. N. Jahrb. f. Phil. 23. Suppl. 1897. S. 165—219.

2. E. Maaß, Untersuchungen zu Properz und seinen griechischen Vorbildern. Hermes 1896. S. 410. Anm.

3. R. Ellis a. a. O., vgl. oben S. 97.

Maaß weist den Versuch Reitzensteins zurück, die Vision des Kallimachos in den Aitien mit Vergil-Gallus zu kombinieren oder gar als deren Quelle zu betrachten; beide haben gar nichts miteinander zu thun. Übrigens sei auch Kallimachos nicht direkt von Hesiod abhängig, sondern zwischen sie schiebe sich Philetas ein.

Dittrich will das 1. Buch der Aitien rekonstruieren. Zu diesem Zwecke untersucht er zunächst die daraus überlieferten sicheren Fragmente, um so den Inhalt des Buches festzustellen. Das Ergebnis ist, daß das 1. Buch 9 Elegien enthielt, die sich alle um Io und ihr Geschick als Mittelpunkt gruppierten. Darauf folgt eine ziemlich ausführliche Inhaltsübersicht. An diese schließen sich die Fragmente selbst an, 45 an Zahl, versehen mit der Angabe der Quellen, fast durchweg auf grund neuer Vergleichungen, der testimonia, adnotatio critica, auctores und imitatores. Den Schluß bildet ein Index nominum. Das Ganze ist eine recht interessante Arbeit, die aber leider in ihren Resultaten unsicher bleibt, da das Beweismaterial für die zum Teil recht kühnen Schlüsse nicht genügt.

Ellis vermutet fr. 178: ἀπαιτίζουσα νέηχ' εὐεργέα λ. coll. fr. 78. — fr. 234 ἄνδρ' ἀλαῷ. — fr. 307. Nach Ellis lautet der von Porphyrion zu Hor. sat. II 3, 296 p. 279 citierte Vers: ἑπτὰ σοφοὶ χαίροιτε· τὸν ὀγδόατον δὲ Κόροιβον | οὐ συναριθμέομεν. — fr. an. 48 σκηπάνιον <δηναιόν>. — fr. an. 75 Ἄραχθα oder Ἄρατθα σιειδής. — fr. an. 117 ἐπ' ἰσχιόφιν coll. hymn. II 79, unzweifelhaft richtig.

Eratosthenes.

H. Schenkl Gött. gel. Anzeig. 1895 S. 484 vermutet 6, 1 οἶνος δ'οὐ πυρὶ ἶσον . . . κυμαίνει δ' οἷα κτλ. = ἀλλὰ κυμαίνει: mit Unrecht, denn οἶνός τοι πυρὶ κτλ. ist richtig; die Feuerkraft des Weines läßt die Seele aufwallen, wie das wirkliche Feuer das Wasser.

II. Iambographen.

Arbeiten allgemeinen Inhalts liegen nicht vor; daher wende ich mich gleich den einzelnen Dichtern zu.

Archilochos.

Über Archilochos handelt ausführlich O. Crusius in Pauly-Wissowas Realencyklopädie Bd. II S. 487 flg. An der Hand der Überlieferung und der Arbeiten der Gelehrten bespricht er die Chronologie, die Herkunft und die Schicksale, die Dichtungen, die geschichtliche Stellung, sowie das Nachleben des Dichters. Die Ergebnisse sind so, daß man dem Verf. in der Hauptsache überall beistimmen kann.

Das Verhältnis zwischen Homer und Archilochos untersucht

G. Setti, Omero ed Archiloco. Riv. di stor. ant. 1897. S. 25 flg.

Ausgehend von der bekannten Doppelherme des Vatikan, sucht er zu beweisen, daß sich die Deutung des hier mit Homer vereinigten Kopfes auf Archilochos durch die litterarischen Quellen nicht stützen lasse; denn in der alten Tradition, der klassischen sowohl als der späteren, fehlten die Beweise dafür, daß man die Verdienste der beiden Dichter für gleich oder auch nur vergleichbar hielt, wie ja auch hinsichtlich des Inhalts, der Sprache, des Metrums, kurz in jeder Hinsicht eine Gleichsetzung des Archilochos mit Homer unwahrscheinlich sei. Meiner Meinung nach unterschätzt hier der Verf. die Bedeutung des Archilochos, des eigentlichen Begründers der griechischen Lyrik, dessen Einfluß wohl mit dem Homers verglichen werden kann. Doch darum handelt es sich hier gar nicht; es ist für unsere Frage ganz gleichgültig, wie hoch die Alten den Wert des Archilochos einschätzten; nur darauf kommt es an, ob sie ihn als Dichter in seiner Art mit Homer zusammenstellten, und das kann auch der Verf. auf grund des von ihm selbst gesammelten Materials nicht in Abrede stellen. Wenn der Verf. demnach auch

seinen nächstliegenden Zweck nicht erreicht hat, nämlich zu beweisen, daß die litterarischen Zeugnisse keinen Anhalt für die Vereinigung des Homer und Archilochos in einer Doppelbüste bieten, so ist seine Untersuchung doch in anderer Hinsicht verdienstlich und wertvoll; sie stellt die gesamte Tradition über Archilochos von den ältesten bis in späte Zeiten herab übersichtlich zusammen. Besonders erwähne ich den 9. Abschnitt, der eine Vergleichung der Sprache des Archilochos mit der Homers mit vollständiger Stellenangabe enthält.

Mit Kritik und Exegese beschäftigen sich:

1. H. Richards, Passages in the poetae lyrici. Journ. of Phil. 1897. S. 83 flg.
2. W. Haedlam, Journ. of Phil. 1895. S. 309 Anm.
3. Ph. Korsch, Ad Archilochum. Filolog. Obozrenj. XI. S. 198 flg.
4. M. Blaydes, Adversaria. S. 60 flg. 191. Vgl. oben S. 78.
5. C. Häberlin, Wochenschr. f. kl. Philol. 1898, No. 25, S. 676 flg.

Daraus führe ich als gelungen oder beachtenswert an, indem ich zugleich auch Crusius' Neuherausgabe der Anthologie berücksichtige, 25, 2, wo Crusius auf grund von Plut. de tranqu. 10 p. 470 C bezweifelt, ob V. 2 unmittelbar auf 1 gefolgt sei. Ich glaube mit Bergk, daß dies auf grund der Nachahmung Anakreont. 7 feststeht. Aus der Plutarch-Stelle läßt sich kein Schluß ziehen, da sie offenbar unvollständig überliefert ist; nach χάριν ἔχουσιν ist etwa ausgefallen: ὁ δ' Ἀρχίλοχος und καί lautete ursprünglich ἔφη; denn weder Name noch Adversativpartikel kann an unserer Stelle fehlen. — 32, 2 schlägt Crusius ἔβριθε (sc. οἶνον πιοῦσα) vor. — 46 emendiert Blaydes φηλῆτα . . . πωλεύμενε, wie vor ihm schon Fick. — 56, 1 schlägt Häberlin vor: τοῖς θεοῖσι κεῖτ' ἅπαντα coll. 69, 2. -- 68 macht Richards darauf aufmerksam, daß διψέων nach dem Sprachgebrauch des Archilochos mit Synizese gelesen werden müsse; daher schlägt er διψέων ἐμπιεῖν vor. Aber ἐμπιεῖν paßt nicht; etwa ὥστε <τις> διψέων πιεῖν. — 90 schreibt Crusius, indem er unter Verweis auf Babrios 130 die hesychische Glosse bei Bergk p. 439 mit fr. 90 verbindet, recht ansprechend: πάγη δέ τις | ῥόπτρῳ ἐρειδομένη. — 116 vermuten Blaydes wie Hiller σε st. δέ. — Als frgm. 112a fügt Crusius aus Philodem. de mus. p. 20 K. bei: κηλεῖται δ' ὅτις (ἐστὶ)ν ἀοιδαῖς; dazu vgl. Jahresb. Bd. 92 S. 49.

Semonides.

Den Dialekt des Semonides untersucht

A. Fick, Zur ionischen Mundart und Dichtersprache. N. Jahrb. 1898. S. 503 flg.

Er kommt dabei zu dem Ergebnis, daß Semonides, mochte er selbst oder seine Familie aus Samos stammen, doch die auf Amorgos herrschende, mit der altnaxischen identische Mundart gebraucht hat; jedenfalls wandte man schon bei den ältesten Abschriften seiner Iamben die amorgische Schrift an.

Kritische und exegetische Beiträge zu Semonides liefern:

1. A. Fick, a. a. O.

2. O. Crusius, Semonides Amorg. fr. 29. Philologus 1895. S. 565.

3. M. Blaydes, Adversaria S. 62. 191. Vgl. oben S. 78.

4. H. Richards, a. a. O.

5. C. Häberlin, a. a. O.

Aus diesen Abh. ergiebt sich für den Dichter folgendes: 1, 4 vermutet Crusius in s. Ausg. Ἀιδῃ βοτὰ ζ., wozu er Pallad. Anth. Pal. X 85, Plaut. Cas. 158 (II, 1, 12) vergleicht. Die Änderung ist leicht, liegt aber, wie ich glaube, unserer Stelle fern; denn es handelt sich hier nicht darum, daß die Menschen als Beute des Hades leben, sondern, wie der Gegens. νόος δ' οὐκ ἐπ' ἀνθρώποισιν zeigt, nur darum, daß sie unvernünftig wie das liebe Vieh in den Tag hineinleben, οὐδὲν εἰδότες κτλ.; deshalb halte ich an ἃ δὴ βοτά fest. — 1, 10 wünscht Blaydes βαρύς, Crusius φίλον st. φίλος; gegen Crusius' Änderung spricht der Umstand, daß man, wie bei Bergks πλέον, νέωτα, das sonst nur adverbial gebraucht ist, substantivisch fassen muß. Ich vermutete früher πλούτῳ τε κἀγαθοῖσι μίξεσθαι φίλοις; wer an dem kurzen Dativ φίλοις Anstoß nimmt, kann auch μίξεσθ' ἀφνεός lesen. — 1, 13 schlägt Crusius φθείρουσι νεοσσούς mit Synizesis vor; Hiller war mit φθείρουσ' ἀώρους vorausgegangen. Ich ziehe φθείρουσ' ἐπ' ἥβης vor, vgl. Archil. 115. — 7, 116 vermutet Crusius κἄρρηκτον πέδην st. ἄρρηκτον πέδῃ; wenn ich Aesch. Prom. 6 ἀδαμαντίνων δεσμῶν ἐν ἀρρήκτοις πέδαις vergleiche, so dürfte Meinekes δεσμὸν ἀ. ἀρρήκτου πέδης das beste sein. — 7, 117. Aus τοὺς μὲν schließt Crusius mit Recht, daß nach ἀμφιδηριωμένους eine Lücke sei, in der „ea poeta significasse videtur, quae a mulieribus Agamemno aliique passi sunt ad larem suum reversi". — fr. 13 behält Crusius in s. Ausgabe οἶον mit Recht bei; aus einer Vergleichung mit Aesop Cor. 2 Halm 7 Zenob. volg. I 20 schließt er, daß unsere Verse „Jovis verba esse cantharum abominantis". — fr. 19 schreibt Crusius recht ansprechend ἤλυγα βλέπων st. ἢ μέγα βλ., und auch darin kann man ihm beistimmen, daß fr. 29 πώλυπον διζήμενος dem Simonides von Keos angehöre, der die Worte in der karischen Fabel (fr. 11) gebraucht habe.

Hipponax.

15, 4 vermutet Crusius in s. Ausg. τὤτυος = τὸ Ἄτυος, was der Überlieferung τ' ὤτος am nächsten kommt. — 49, 5 schlägt Häberlin a. a. O. βάναυσε st. σαβαυνι vor. — 49, 6 wünscht Blaydes Adversaria S. 63 οὔφις; obgleich sich ὄφις auch sonst mit langer erster Silbe findet, ist hier der Artikel mit Bezug auf V. 1 flg. doch recht passend. — 63 verbindet Crusius mit dem von Reitzenstein neu aufgefundenen Vers (vgl. vor. Jahresb. Bd. 92 S. 50), der in der Ausgabe von Crusius als 66b angeführt ist; daß diese Verse aber nicht unmittelbar aufeinander gefolgt sein können, zeigt schon die Wiederholung des Namens Ἀρήτῃ.

Ananios.

Die wenigen Notizen aus dem Altertum über Ananios stellt zusammen und bespricht O. Crusius in Pauly-Wissowas Realencyklop. I S. 2057. Nicht richtig ist, daß Ananios unter die kanonischen Iambographen gerechnet wurde, wie Crusius mit Rohde annimmt; denn Tzetzes Schol. Lykophr. p. 254 M. beruht auf einer unrichtigen Auffassung von Proklos p. 243 W., wie O. Kröhnert, Canonesne poetarum scriptorum artificum per antiquitatem fuerunt. Königsberg 1897. S. 21 flg. nachweist. Auch kann ich es nicht billigen, daß sich Crusius hinsichtlich der Tetrameter des 5. Fragm. Hiller anschließt, der eine Mischung von reinen und hinkenden Versen in der Weise annahm, daß zunächst 2 hinkende, dann 3 reine, hierauf 4 hinkende u. s. w. folgten. Eine ähnliche Künstelei ist mir aus keinem alten Dichter bekannt. V. 3 ist schon längst χρείας, V. 5 χἀλωπήκων hergestellt, und V. 4 liegt ἔσθ' εὕειν st. ἐσθίειν sehr nahe, das ich schon früher vermutete.

Hermippos.

G. Kaibel Hermes 1895 S. 441 flg. schlägt fr. 3 vor: ξύνεστι γὰρ δὴ δεσπότῃ μὲν οὐδενί, | χρηστοῖσι δ' ὑπαγωγεῦσι τοῖς αὑτοῦ τρόποις, indem er ὑπαγωγεύς im übertragenen Sinn als norma, regula, canon faßt. — fr. 5 läßt sich Meinekes Änderung und Auffassung nicht halten, wie ebenderselbe darthut; er bezieht die Verse auf Amynias, den Sohn des Pronapes, der vom Dichter als so verweichlicht verspottet werde, daß er nicht den Namen eines Mannes, sondern einer Frau verdiene. Die Verse seien kurz nach 422 geschrieben.

Herondas.

Mit der Frage der hds. Überlieferung beschäftigt sich

O. Crusius, Zur kritischen Grundlage des Herondastextes. Philol. 1895. S. 384,

indem er seinen Standpunkt gegen die Gelehrten, die anderer Ansicht

sind, verteidigt, vgl. vor. Jahresb. Bd. 92 S. 52. Dazu vgl. Drachmann, Zu Crusius' Herondas. Nord. Tidskr. f. filol. V S. 183 flg.

Kritische und exegetische Beiträge liefern:

1. H. van Herwerden, Mnemosyne 1895. S. 123.

2. J. van Leeuwen, Ad Herodam. Mnemosyne 1897. S. 450.

3. R. Herzog, Hermes 1895. S. 154 flg.

4. A. Sonny, Ad Herodam. Filolog. Obosrj. VIII S. 108 flg.

5. E. Hylen, In Herondae mimiambum quartum. Nord. Tidskr. III. S. 17 flg.

Daraus verdient Leeuwens Konjektur zu 1, 41: <Μάνδριν> πρὸς ἄλλον coll. Theocr. 11, 76, wozu man noch Verg. eclog. 2, 73 fügen kann, erwähnt zu werden, sowie Herzogs Bemerkungen zu 2, 98, der unter Vergleichung von Tac. ann. XII 61 darauf hinweist, wie die Asklepiaden mit dem Ruhm und Alter ihrer Insel Reklame machten und so auch, etwa in der Hellenistenzeit, ihren Namen mit Koios, dem Gemahl der Phoibe und Vater der Leto und Asterie, in Verbindung brachten, um dadurch nicht nur Epidauros, sondern auch Delos zu übertrumpfen. Auf dieses nach der uralten Sage von der Niederkunft der Leto auf Asterie-Delos gefertigte Duplikat scheint Kallimachos hymn. in Del. 150. 160 flg. anzuspielen. Auch Κυννίς, das auf Κύννος, den Bruder des Koios, zurückgeht, findet sich auf einer koischen Inschrift und damit sind Κυννώ, Κυννίς und Κύννα Herond. IV zu vergleichen.

Die Sprache und Metrik des Herondas behandelt

S. Olschewsky, La langue et la métrique d'Hérodas. Leipzig, Rittler. 1897. 84 S. 8,

jedoch ohne dem Kenner Neues zu bringen; für Anfänger, die sich mit dem Dichter bekannt machen wollen, mag die kurze, auf einer richtigen Beurteilung des Herondas beruhende Zusammenstellung von Nutzen sein.

Zum Schlusse nenne ich noch:

1. O. Hense, Ein Vorbild des Herodas. Rhein. Museum 1895, S. 140 flg.

2. C. Weyman, Zu Herondas V 14 flg. Philolog. 1895. S. 184 flg.,

die alle das Verhältnis des Herondas zu früheren oder späteren Schriftstellern ins Auge fassen. Hense weist auf die Anklänge an Eubulos hin; auch dieser Dichter schrieb einen Σκυτεύς, in dem das Wort κοχῶναι vorkam, und erwähnt in seinen Κυβισταί den Wurf im Würfelspiel Σίμωνα, dessen auch Herondas III 26 gedenkt. Möglich

ist auch, daß die Στεφανοπώλιδες des Eubulos dem Herondas einzelne Farben geliefert haben. Herondas VII 56 flg. erinnern an die endlosen Küchenzettel und andere launige Aufzählungen der Komödie, ebenso wie der 2. Mimus, die Travestie der attischen Gerichtsrede, an ihre Vorliebe für das parodische Element. — Weyman findet zu V 14 flg eine Parallelstelle bei Origines περὶ ἀρχῶν, vgl. die Ausgabe der Philokalia von J. Armitage Robinson. Cambridge 1893. S. 161, 21 flg.

Kerkidas.

3, 1 schreibt Crusius passend: <οὐδὲ> τὸ ῥικνᾶς κτλ.; „nam ad Diogenis πίθον haec referre possis“.

Phönix.

L. Radermacher, Rhein. Museum 1896. S. 314 flg. möchte 2, 3: τάλαντ', Ἄπολλον, πλέονα Κ. ψάμμου schreiben, indem er für den Gebrauch von Ἄπολλον auf Eurip. Hel. 1204 verweist. Diese Stelle kann Ἄπολλον an unserer nicht rechtfertigen. Ich halte die Überlieferung bei Eustath. Hom. p. 1484, 18 τάλαντα πολλῷ πλέονα κτλ. für unanstößig; die starke Übertreibung ist an unserer Stelle gewiß gut angebracht; andernfalls liegt τάλαντ' ἀριθμῷ πλέονα κτλ. nahe.

Babrios.

Als neue Ausgabe liegt vor

Babrii fabulae Aesopeae recognovit, prolegomenis et indicibus instruxit O. Crusius. Accedunt fabularum dactylicarum et iambicarum reliquiae, Ignatii et aliorum tetrasticha iambica recensita a C. Fr. Müller. Editio maior. Leipzig, Teubner 1897. XCV u. 440 S. 8,

welche die Ergebnisse der bisherigen Arbeiten über Babrios zusammenfaßt, sie ergänzt und vervollständigt und so für die Zukunft die feste Grundlage für alle weiteren Babrios-Studien abgiebt. Die Prolegomena behandeln eingehend in sechs Kapiteln die Codices, die Paraphrasen, die Excerptoren und Nachahmer, das Leben und die Werke des Dichters, die bei ihm zu beobachtende Methode der kritischen Behandlung, sowie endlich die daktylischen und iambischen Fabeln. Was der Verf. hier darlegt, verdient durchweg Billigung; nur in der Durchführung seiner, wie mir scheint, richtigen Grundsätze zur Herstellung des Dialekts S. XXX flg. ist er nicht konsequent genug; wer θήρα neben θήρη, ἄν neben ἤν nicht duldet, darf auch nicht ἰατρός u. s. w. neben ἰήσῃ und ἐπειράθην neben ἀπείρητος stehen lassen. Zu dem Leben und den Dichtungen des Babrios vgl. den Artikel des Verf. in Pauly-Wissowas Realencyklopädie II S. 2655 flg., wo alles Wesentliche kurz und übersichtlich zusammengestellt wird.

Die Ausgabe selbst enthält nach Anführung der Testimonia zunächst die Fabeln des Athous, dann die des Vaticanus, ferner die auf den Wachstafeln erhaltenen und die von Pseudodositheos, Tzetzes und Natalis überlieferten. Daran schließen sich die Paraphrasen des Bodleian., verschiedene Excerpte, die bei Suidas erhaltenen Fragmente und die Fabeln, die nur infolge einer unsicheren Vermutung oder mit Unrecht dem Babrios zugeschrieben werden. Hierauf folgen die Überreste der daktylischen und iambischen Fabeln und endlich die von C. Fr. Müller bearbeitete, mit einer besonderen Praefatio versehene Sammlung der Tetrasticha des Ignatius Diaconus und anderer. Allen Fabeln ist ein kritischer Apparat beigegeben, der über die hds. Überlieferung aufklärt und nennenswerte Konjekturen mitteilt. Den Schluß bilden 7 Indices, die sich auf die Fabeln, die Eigennamen, die Wörter, Grammatik und Metrik erstrecken.

In seiner Ausgabe hat der Hrsg. auch folgende Aufsätze:

1. O. Crusius, Theopomp bei Babrios. Philolog. 1895. S. 745.

2. O. Crusius, Babrios 123 und die Kollation des Athous. Philol. 1896. S. 212.

3. L. Radermacher, Ein metrisches Gesetz bei Babrios und anderen Iambendichtern. Philolog. 1896. S. 433 flg.

berücksichtigt und verwertet, vgl. zu 1. S. XXXII und fab. 70, zu 2. fab. 123 und S. LX, zu 3. S. XLVI flg., so daß ich über diese hier nicht weiter zu berichten brauche. Es bleiben also nur noch

4. Th. Korsch, Ad Babrium. Filol. obozrj. VII S. 125 flg.

5. E. Tournier, Rev. phil. 1895. S. 36 flg. 209. 254. 1896. S. 42.

6. L. Sternbach, Adnotatiuncula Babriana. Serta Harteliana. Wien 1896. S. 197 flg.

7. M. Blaydes, Adversaria. S. 82 flg. Vgl. oben S. 78.

zu erwähnen, die den Text der babrianischen Fabeln zu verbessern und zu erklären suchen. Daraus verdient etwa folgendes angeführt zu werden:

75, 6 schlägt Tournier οὐ παραπατῶ vor, vgl. Aeschyl. Eum. 728, vielleicht richtiger als Crusius οὐ συναπατῶ. — 115, 4 wünscht Blaydes ἐκ τέχνης st. ἐκ τύχης, aber nicht in diesem Worte, sondern in ταῦτα liegt der Fehler, wie das Metrum zeigt. Man vermißt hier ein Partic., das zu ἐκ τύχης paßt; Crusius denkt an κύρσας coll. 134, 19, ich an προσπτάς coll. 99, 1. προς wurde nach αἰετός übersehen und das übrigbleibende πτας dann in ταῦτα geändert. — 140, 8 schreibt Crusius mit Unrecht ηὔλεις; es ist dasselbe Wort wie V. 6 nötig. Tournier ändert

διὰ θέρους ᾄσας; besser gefällt mir, was Cr. in der Anmerkung anführt: εἰ θέρους ᾄδεις. — 166 am Schluß vermutet Sternbach ἄνδρα γενναῖον ὑπὲρ τοῦ ἄμυναν γ. κτλ. st. καὶ πρὸς ἄμυναν γ. Auch Z. 6 möchte er ὁ μωρὸς ἵππος beibehalten.

III. Melische Dichter.

1. Allgemeines.

Über die Bedeutung und den Umfang, den die Bezeichnungen der einzelnen Arten der melischen Poesie bei den klassischen Schriftstellern der Griechen haben, spricht

E. Lohan, Poesis melicae generum nominibus quae vis subiecta sit a classicis scriptoribus Graecis. Pars I. Progr. Lauban 1898.

Er behandelt in dem vorliegenden 1. Teil den Päan und den Hymnus. Das Material ist fleißig gesammelt und die Besprechung dankenswert, wenn sie auch nichts wesentlich Neues zu Tage fördert.

An neuen Ausgaben liegen vor:

1. Frammenti della Melica Greca da Terpandro a Bacchilide riveduti, tradotti e annotati da L. M. Michelangeli. Parte V: Simonide di Ceo, Timocreonte Rodio, Corinna. 1896. VIII und 137 S. Parte VI: Pratina, Diagora, Prassilla, Bacchilide. 1897. VI und 102 S. 8. Bologna, Zanichelli.

2. Anthologie aus den Lyrikern der Griechen von E. Buchholz. 2. Bändchen: die melischen und chorischen Dichter. 4. Aufl. von J. Sitzler. Leipzig, Teubner, 1898. IV und 210 S. 8.

Über Einrichtung und Anlage der Ausgabe Michelangelis vgl. Jahresb. Bd. 75. S. 205. Mit dem 6. Teil ist die Arbeit jetzt abgeschlossen, die alle wichtigeren Fragmente der bedeutenderen Meliker in einer anerkennenswerten Bearbeitung enthält. Auf einzelnes werde ich bei den Dichtern, die in den zwei letzten Teilen behandelt sind, zurückkommen.

Bei der Neubearbeitung der Buchholzschen Anthologie habe ich Arion gestrichen und die Anakreonteen um sieben gekürzt. Dafür wurden von den neu aufgefundenen Liedern des Bakchylides vier (2, 5, 17 und 18 K.) aufgenommen und eine Anzahl von Skolien und Volksliedern beigefügt. Auch sonst wurden in der Auswahl des Stoffes einige Änderungen vorgenommen. Die litterarhistorischen Einleitungen, der Text und die Anmerkungen wurden einer sorgfältigen Durchsicht unterzogen, der Abschnitt über den pindarischen Dialekt wurde auf das Notwendige beschränkt und der Anhang entlastet, so daß er jetzt nur noch

über verschiedene Lesungen, Erklärungen u. s. w. Auskunft giebt. Überall war mein Bestreben, das Buch den jetzigen Anforderungen und dem heutigen Stand der Forschung anzupassen.

Die Behandlung der vor Muta und Liquida stehenden Silbe durch die melischen Dichter macht

W. Smyth, Mute and Liquid in Greek melic poetry. Transactions of the Americ. philolog. Association 1897. S. 111 flg. 1898. S. 87 flg.

zum Gegenstand einer sorgfältigen Untersuchung, die zeigt, daß Alkman noch ganz dem homerischen Gebrauche folgt, während Stesichoros, Ibykos und Simonides zwar nicht mehr dieselbe Strenge anwenden, aber doch noch eine größere als die Dramatiker. Pindar kürzt auch vor τλ, γλ, θλ, κμ, τμ und δμ, was kein anderer Meliker that, ebenso vor βλ und θμ. Bakchylides ist in der Zulassung der attischen Korreption weit zurückhaltender; er steht darin der monodischen Lyrik der Sappho, des Alkäos und Anakreon nahe. Timokreon ist der erste, der sie in weiterem Umfange zuläßt, und Timotheos und Telestes kommen dem attischen Gebrauche ganz nahe. Das Ergebnis stimmt zu dem bei den Elegikern und Iambographen; auch hier erscheint die Neuerung erst im 6. Jahrh., und zwar zeigen sich die Iambiker ihr gegenüber unzugänglicher als die Elegiker.

Zum Schluß erwähne ich noch

E. Hylen, De Tantalo. Commentatio academ. Upsala 1896. 129 S. 8,

die das gesamte Material übersichtlich zusammenstellt.

2. Die einzelnen Dichter.

Eumelos.

J. Rizzo, Adversaria. Riv. di storia ant. 1897. fasc. 4. S. 9 flg. macht darauf aufmerksam, daß bei Clem. Alex. strom. p. 333 C nur stehe, Eumelos habe zu gleicher Zeit wie Archias, der Gründer von Syrakus, gelebt, nicht aber daß er diesem auch nach Syrakus gefolgt sei.

Terpander.

A. Fick, Beitr. z. Kunde der indogerm. Sprachen 1895 S. 82 nimmt an der Vernachlässigung des Hiats in der Verbindung καλῶν ἐπιτάρροθος ἔργων Anstoß, da im 7. Jahrh. in Sparta das Digamma noch völlig intakt gewesen sei; auch δίκα εὐρυάγυια stört ihn. Daher vermutet er, daß den Versen eine Anrede an Sparta vorausging und sie ursprünglich lauteten: δίκα, εὐρυάγυια, καλῶν ἐπιτάρροθε ἔργων, oder

da ἐπιτάρροθος episch sei, lieber mit Umstellung: χαῖρέ μοι, εὐρυάγυια, καλῶν ἐπιήρανε ἔργων, | ἔνθ' αἰχμὰ κτλ. Er übersah, daß wir es hier mit einem hexametrischen Fragment zu thun haben, in dem die Nachahmung Homers nur natürlich ist; da auch bei diesem das Digamma in ἔργον öfter unberücksichtigt bleibt, so liegt kein Grund zu irgend einer Änderung der terpandrischen Verse vor.

Alkman.

Das Leben und die Dichtungen Alkmans bespricht eingehend O. Crusius in Pauly-Wissowas Realencyklopädie I S. 1564 flg. Seine Ausführungen werden im wesentlichen das Richtige treffen; nur scheint er mir zu sehr zu der Annahme hinzuneigen, daß Alkman lakonischer Herkunft war, was doch sein eigenes Zeugnis, der ganze Charakter seiner Poesie, sowie die Wahrnehmung zweifelhaft macht, daß auch die anderen Dichter, die in jenen Zeiten in Sparta lebten, durchweg als Fremde bezeichnet werden. Bei der Aufzählung der Abhandlungen über die Sprache Alkmans wurde mein Aufsatz: Die Lyriker Eumelus, Terpander und Alkman in ihrem Verhältnis zu Homer. Festschrift der bad. Gymn. zum 500jährigen Jubiläum der Universität Heidelberg, 1886, übersehen.

Kritische und exegetische Beiträge zu den Dichtungen Alkmans lieferten:

1. H. Diels, Alkmans Partheneion. Hermes 1896. S. 339 flg.

2. H. Jurenka, Ad Alcman. frg. 23 vv. 2 sqq. Wiener Stud. XVII. S. 309 flg.

3. H. Jurenka, Der ägyptische Papyrus des Alkman. S.-Ber. Wien. Akad. 1896. S. 1 flg.

4. H. Jurenka, Alcmanica. Serta Hartel. Wien 1896. S. 36 flg.

5. H. Jurenka, Epilegomena zu Alkmans Partheneion. Philolog. 1897. S. 399 flg.

6. U. v. Wilamowitz, Der Chor der Hagesichora. Hermes 1897. S. 251 flg.

7. H. Weil, Alkmans Partheneion. Journal des Savants 1896. S. 509 flg.

8. G. Bruschi, Il Partenio di Alcmano. Riv. d. filol. 1894. S. 504 flg.

9. M. Mulvary, ἱερός u. s. w. Journal of Philol. 1897. S. 145.

10. C. Häberlin, Wochenschr. f. klass. Philol. 1898. No. 25. S. 676 flg.

11. M. Blaydes, Adversaria. S. 68. Vgl. oben S. 78.

Wie man sieht, ist es vor allem das Frgm. 23, dem sich das Interesse der Gelehrten zuwandte; zu den oben genannten Arbeiten kommt noch die Herausgabe durch Crusius in der Anthologia lyrica und durch mich in der Buchholzschen Anthologie. Durch Diels' Untersuchung steht jetzt fest, daß das ganze Gedicht 10 Strophen hatte, von denen 5 auf den 1. und 5 auf den 2. Teil kamen. Der 1. Teil behandelte den Kampf des Herakles gegen Hippokoon und seine Söhne, die von den Deritiden unterstützt wurden, ganz im Anschluß an die lakonische Sage; an dem Kampfe nehmen auch die Dioskuren teil, und zwar scheint Polydeukes nach der Verwundung des Herakles die Führung übernommen und die Vernichtung der Gegner zu Ende geführt zu haben. Hinsichtlich des Gedankengangs herrscht jetzt Übereinstimmung; nur Diels will aus der Erwähnung von μαρμάρῳ μυλάκρῳ (V. 31) schließen, daß der Dichter zum Schluß noch auf eine andere Klasse von Frevlern, nämlich auf die Giganten und ihren Kampf gegen die Götter hingewiesen habe. Aber der Gebrauch von Steinen und Felsblöcken im Kampf findet sich schon bei Homer, vgl. Π 735: λάζετο πέτρον μάρμαρον ὀκριόεντα. 380. ι 499. Μ 161: βαλλόμεναι μυλάκεσσι, und eine allgemeine Betrachtung eignet sich besser zum Abschluß der Kampfpartie und zur Überleitung zum 2. Teil. Die Ergänzung im einzelnen muß natürlich zweifelhaft bleiben; vgl. zu den anderen Versuchen auch meinen in der N. phil. Rundschau 1883. S. 934 flg.

Der 2. Teil beginnt mit V. 36. Daß hinter εὔφρων V. 37 nicht interpungiert werden darf, bemerkt Jurenka gut unter Verweis auf Semon. Am. 7, 99. Derselbe schreibt auch V. 40 richtig ὁρῶ F' ὥτ' ἅλιον; ebenso Diels, der sich aber schließlich für ὁρῶρ' entscheidet. Die folg. Worte ὄνπερ ἆμιν κτλ. faßte schon Piccolomini, stud. d. filol. Greca I 2 S. 193 flg. richtig in dem Sinn: Agido ist der Beweis dafür, daß die Sonne uns scheint; sie selbst ist die Sonne, und ich, Bruschi und Jurenka, schlossen uns ihm an. Diels macht dagegen geltend, daß μαρτύρεσθαι bei den alten Schriftstellern diese Bedeutung nicht habe; aber vgl. Simonid. 4, 7. Pind. J. 4 (5), 48; außerdem verweist Jurenka auf Plat. Phileb. 47 D. Er selbst erklärt: „es (d. h. das Licht Agido) hat sich erhoben, so daß uns die Sonne scheint, die ja auch Agido (zum Zeugnis der Wahrheit) anruft"; aber wofür, weiß er nicht anzugeben. Ebensowenig ist Weils Erklärung zu billigen: „elle s'est levée, il a paru ce soleil, que nous entendons invoquer par Agido; Agido jure par son soleil, sa lumière à elle"; von dem Gedanken ganz abgesehen, wären so ἆμιν 'Αγιδώ überflüssig und störend. Bei Wilamowitz' Deutung aber: „ich singe das Licht der Agido; ich sehe sie vor mir, wie die Sonne, die Agido zum Zeugen dafür anruft, daß sie es uns zeige, nämlich wer die schönste ist", ist schon die Ergänzung unmög-

lich, und es paßt auch der ganze Gedanke nicht; nicht Agido, sondern die Sprecherin müßte die Sonne als Zeugin der Schönheit der Agido anrufen; endlich ist auch bei dieser Erklärung Ἀγιδὼ entbehrlich. Auch V. 43 flg. ἐμὲ δ' οὔτ' ἐπαινῆν κτλ. faßt Wilamowitz nicht richtig, indem er an ein wirkliches Verbot der Chorführerin der Sprecherin gegenüber denkt, die Agido zu loben; mit einem solchen würde sich aber das jener trotzdem gespendete Lob, sie sei die Sonne und die erste an Schönheit, schlecht vertragen; auch zeigt sich sonst nirgends im Gedichte eine Spur von solchen Eifersüchteleien und Streitigkeiten innerhalb des Chores; im Gegenteil, überall offenbart sich ein schönes, einmütiges Zusammenwirken. Die Worte besagen nur, wie auch Jurenka und Diels annehmen, daß die herrliche Chorführerin es der Sprecherin unmöglich mache, noch länger Agidos Schönheit zu preisen; δοκέει γὰρ κτλ. Zu dem Vergleich des Mädchenchores mit einer Herde bemerkt Diels mit Recht, daß die Lakedämonier ihre Chöre ἀγέλαι genannt haben, vgl. Pind. fr. 112 B. V. 50 flg. ὁ μὲν κέλης κτλ. bezieht sich auf dieselbe Person, nämlich auf die Chorführerin, die Agesichora heißt, wie wir jetzt erfahren. Die Mädchen des Chores sind untereinander blutsverwandt, wie denn überhaupt Verwandtschaft die Grundlage der gymnastischen und musikalischen Riegen der Lakedämonier bildet, und daher τᾶς ἐμᾶς ἀνεψιᾶς, wie Diels sah. Die richtige Schreibung und Erklärung von 55 flg. habe ich N. phil. Rundschau 1883 S. 937 zuerst gegeben: τό τ' ἀργύριον πρόσωπον — διαφάδαν τί τοι λέγω „und ihr Silberantlitz — was brauche ich ausführlich darüber zu sprechen?“ So jetzt auch Diels und Jurenka. Ebenda habe ich zu Εἰβήνῳ V. 59 ἵππῳ ergänzt, was jetzt auch Diels thut, der auf Steph. Byz. Ἰβηνοί verweist; danach wäre es eine lydische Pferderace.

Die Vv. 58 flg. beziehen sich nicht auf eine Schönheitskonkurrenz, wie Diels will, die mit dem Urteil δευτέρα πεδ' Ἀγιδὼν τὸ εἶδος doch wohl abgeschlossen ist, sondern leiten von der Schilderung der Schönheit der Mädchen zu der Rolle über, die diese bei den Aufführungen des Chores spielen und auch ferner spielen werden; sie sind ihre Sterne, die sie zum Siege führen. Daß mit Πελειάδες Agido und Agesichora gemeint sind, bemerkt der Scholiast; dazu hat der Vergleich der Mädchen mit schnellen Rennern geführt; denn die Pleiaden waren die schnellen Töchter des Atlas und der Pleione, die der Jäger Orion fünf Jahre lang verfolgte, ohne sie einholen zu können. Die Beziehung der Πελειάδες auf die beiden Mädchen erkennt auch Wilamowitz an, der noch darauf hinweist, daß Ὀρθρίᾳ φᾶρος (oder φάρος) φεροίσας nur beispielshalber angeführt sei. Allein er denkt bei σήριον ἄστρον an den Sirius, was zu Πελειάδες nicht paßt; schreibt man aber πελειάδες, so versteht man nicht, warum die Mädchen so genannt werden; außerdem wäre dann ἀειρόμενον

st. ἀειρόμεναι erforderlich. Überdies verbindet er, wie Jurenka, ἄμιν mit μάχονται; nur daß letzterer noch ohne Not Πελειάδεσι vermutet. So handelt es sich um einen Schönheitsstreit zwischen Agido und Agesichora einerseits, den übrigen Mädchen des Chores anderseits, der im Vorhergehenden keine Begründung hat. Das Pron. ἄμιν gehört zu Πελειάδες, und der Sinn und Zusammenhang ist: „sie, die zweite nach Agido an Schönheit, wird mit ihr um die Wette laufen, wie ein Kolaxäerroß mit einem Ibener; denn sie kämpfen als unsere Peleiaden, wenn wir der Orthria ein Gewand darbringen, in heiliger Nacht wie ein leuchtendes Gestirn aufgehend.“ Diels und Weil verstehen unter Πελειάδες im Anschluß an Ahrens einen Gegenchor, was Jurenka und Wilamowitz mit Recht zurückweisen. Die Vv. 64 flg. geben den Grund an, warum sich der Chor auf seine Führerinnen verlassen muß; ihm selbst gebricht es an den nötigen Mitteln, sich gegen seine Gegner zu wehren. Die Worte τόσσος ὥστ' ἀμύναι sind, wie Jurenka hervorhebt, in sinngemäßer Abänderung zu allen folgenden Gliedern zu ergänzen. Mit V. 73 οὐδ' ἐς Αἰνησιμβρότας κτλ. ändert der Dichter, um Abwechslung in die Aufzählung zu bringen, die Konstruktion; der Sinn bleibt derselbe. Jurenka faßt ἐς Αἰνησιμβρότας κτλ. so, daß ein Mädchen einen Rundgang bei den andern mache, um zu sehen, ob nicht doch eine da sei, die es mit Agido und Agesichora aufnehmen könne; dabei sei es nun bei zwei Mädchen angelangt, die beide Änesimbrota heißen. Aber daß zwei Mädchen den gleichen Namen getragen haben, ist unwahrscheinlich, und auf einen Rundgang deutet nichts hin; ἐλθεῖν εἴς τινος heißt „in das Haus eines gehen“, wie es auch Diels, Wilamowitz und andere nehmen. Diels hält Änesimbrota für die Chorführerin des Gegenchors; ein solcher ist hier aber nicht gemeint, wie wir gesehen haben. Änesimbrota muß die Frau sein, in deren Haus die 4 erwähnten Mädchen wohnen, sei es als Töchter oder als Töchter und Verwandte; denn Verwandtschaft bildet ja, wie schon gesagt, die Grundlage des Chores. Vv. 77 flg. schließen diesen Abschnitt ab, indem der Chor im Gefühl seiner eigenen Ohnmacht noch einmal seinem Vertrauen zu seiner Führerin Ausdruck verleiht: „aber trotzdem hege ich keine Furcht, nein, Agesichora schützt mich.“ Jurenka und Wilamowitz fassen τηρεῖν im Sinne von „eifersüchtig einem aufpassen“, was mit ihrer Erklärung der ganzen Stelle steht und fällt. Vv. 78 flg. führen V. 77 weiter aus und leiten zum letzten Teil über, der sich wieder mit der jetzigen Feier beschäftigt. V. 83 liest Diels δυᾶν γὰρ ἄνα καὶ τέλος χοροστάτις, was Jurenka gut widerlegt; nicht glücklicher ist Wilamowitz mit δι' ἂν γὰρ ἄνα καὶ τέλος χοροστάτις. Jurenka liest: δυῶν γὰρ ἄνα καὶ τέλος; richtiger Crusius σιῶν γὰρ ἄνα καὶ τ., was erst die rechte Begründung zu ἀλλὰ τᾶν εὐχάς, σιοί, δέξασθε giebt.

Das Wort χοροστάτις ist Vokativ und gehört zum folgenden. Vv. 92 flg. sind zwar im einzelnen noch nicht ganz hergestellt, aber der Sinn im ganzen steht fest; es ist ein Lob der Verdienste der Agesichora.

Was nun Veranlassung und Zweck des Partheneions betrifft, so läßt es Bruschi zu Ehren der Artemis Orthia aufgeführt sein. Derselben Meinung ist auch Diels und Jurenka; nur daß letzterer mit Recht die Überlieferung Orthria beibehält und dies mit Aotis gleichstellt. Wilamowitz ändert ohne Grund Αἰώτι und denkt dabei an eine Göttin aus dem Lande der Sonne, wie Medea, Pasiphae oder Auge. Daß das Lied mit der Darbringung eines Pfluges oder eines Gewandes für die Göttin verbunden gewesen sei, schloss man aus V. 61, der aber, wie wir sahen, nur allgemein und beispielsweise steht. Diels hält das Gedicht für ein Sühnelied, bestimmt, das Unglück des Landes, das durch den Zorn der Artemis gesandt ist, zu beseitigen und die erzürnte Göttin zu versöhnen. Dazu scheint mir aber V. 88 flg., nach denen sie Retterin aus der Not und Spenderin des Friedens wurde, nicht zu passen. Wir haben es hier, wie Jurenka sah, mit einem Danklied zu thun, das der Artemis nach Abwendung der Kriegsgefahr und Wiederherstellung des Friedens an ihrem Feste gesungen wurde. Dagegen sprechen Vv. 83 flg. nicht, da auch in solche Lieder Bitten an alle Götter eingeschlossen wurden. Es ist also unnötig, bei σιοί mit Diels an Helena neben Artemis zu denken. Wilamowitz stellt allerdings diese Bestimmung des Partheneions in Abrede, in dem er seltsamerweise unter πόνων (V. 88) die Mühe des Einstudierens und unter εἰρήνα (V. 91) den Frieden der Mädchen, derselben, von denen und deren Eitelkeit vorher μάχεσθαι und ἀμύναι stand, versteht; das Fest ist nach ihm ein Opferschmaus. Von allem andern abgesehen, läßt sich dies schon deshalb nicht aufrecht erhalten, weil die Auffassung von μάχεσθαι und ἀμύναι, wie wir sahen, unrichtig ist.

Das Artemisfest, bei dem unser Lied gesungen wurde, war ein Nachtfest. Wenn dies auch aus Vv. 61 flg. nicht geschlossen werden kann, wie Wilamowitz richtig bemerkt, so folgt es doch aus Vv. 40 flg.; Wilamowitz freilich nimmt gemäß seiner Deutung dieser Verse ein Tagfest an. Daß dabei kein Doppelchor, wie Diels, Weil und andere wollen, auftritt, haben wir gesehen; es kann sich nur um einen Chor handeln. Nach Bruschi besteht dieser aus Agido und 11 Mädchen, nach Jurenka aus Agido, Agesichora und 10 Mädchen, nach Wilamowitz aus 10 Mädchen, deren Namen genannt werden, und der nicht mit Namen genannten Redenden. Wilamowitz schließt nämlich aus V. 52, daß der 2. Teil des Liedes ein Solo sei, gesungen von der Cousine der Agesichora. Nach dem, was wir über die verwandtschaftlichen Beziehungen der Chormädchen untereinander sagten, kann sich

aber τᾶς ἐμᾶς ἀνεψιᾶς nicht auf ein Mitglied beziehen, sondern muß von allen gelten; sie ist einer jeden ἀνεψιά. Daraus ergiebt sich, daß auch der 2. Teil vom ganzen Chor gesungen wurde, was schon an sich das natürlichere ist; auch wäre es doch gewiß auffallend, wenn gerade die Sprecherin unbenannt bliebe. Der Chor besteht also, Agido und Agesichora mit eingeschlossen, aus 10 Mädchen. Jurenkas Zwölfzahl rührt von seiner Auffassung von Αἰνησιμβρότας her, die wir als unhaltbar erkannten. Es ist ein geschlossener θίασος, wie Wilamowitz daraus folgert, daß sie vereint der Artemis den Pflug zu bringen pflegen. Von ihnen ist Agido die χοροστάτις, Agesichora die χοραγός; ungerechtfertigt ist es aber, wenn Diels diese zu einander im Verhältnis der ἐράστρια und ἐρωμένη stehen lassen will.

Von Fragm. 23 abgesehen, widmete man Alkman nur geringe Mühe. Mulvary macht darauf aufmerksam, daß 26, 4 εἴαρος = ἰαρός sei, das er mit „strong, swift“ erklärt. Schon Hecker vermutete ἰαρός, wozu Bergk „fortasse recte“ bemerkt. Doch würde ich ἱερός in seiner gewöhnlichen Bedeutung fassen, da ja die ἀλκυόνες besondere Lieblinge der Götter sind. — 33, 2 schlägt Jurenka ᾧ κ' ἔνι Fείδατ' ἀολλέ' ἀγείραις vor; aber Fείδατ' ist zweifelhaft, und deshalb zieht Crusius σιτί' vor. — 92 ist die Schreibung ταύσια πολλὰ κίω, die Crusius Hiller zuschreibt, von mir, vgl. Festschrift des Bad. Gymn. zum 500jähr. Jubil. der Univers. Heidelberg 1886 S. 42.

Mit Alkmans Dialekt und Sprache beschäftigt sich

H. Jurenka, Zur Aufhellung der Alkmanschen Poesie. Wiener Stud. 1896. S. 3 flg.

Er betrachtet sie vom Gesichtspunkt des Inhalts und des Metrums aus und kommt zu dem Ergebnis, daß die epischen Lieder Episches und Äolo-Dorisches, die skolienartigen außerdem Lakonismen, die erotischen Äolismen und die Parthenien alle diese Bestandteile enthalten; jedoch seien die specifisch lakonischen Formen nur spärlich gesäet und überhaupt wenige, was er mit dem panhellenischen Charakter der Alkman'schen Gedichte zusammenbringt; dasselbe gelte von den Äolismen, die in Sparta nicht wären begriffen worden. Ich stimme hinsichtlich des letzten Punktes mit dem Verf. überein, gehe aber noch weiter, indem ich die specifischen Äolismen ganz verbanne; denn ich kann nicht einsehen, welchen Reiz ein vereinzeltes -οισα, Μοῖσα, u. s. w. der Dichtung in den Ohren der Hörer verleihen soll; jedenfalls ist fr. 37 das vom Verf. vermutete <ἐμοὶ> Μοισᾶν der Kakophonie wegen unmöglich. Daß dagegen Alkmans Gedichte einen panhellenischen Charakter haben, bestreite ich; sie sind rein landschaftlich; daher erachte ich auch alle damaligen Lakonismen in ihnen als zulässig.

Sogenannte Dialektmischung muß einen metrischen Grund haben oder sich auf epische Wörter und Wortverbindungen erstrecken. Übrigens sind des Verf. Gruppierungen der Fragmente auch an sich sehr interessant und lehrreich, und auch für die Erklärung wird in dem Aufsatze viel geboten.

Arion.

Die Arion-Sage behandelt

K. Klement, Arion. Wien 1898,

der mit Recht betont, daß der Delphinritt den Kernpunkt derselben bilde. Mit diesem vergleicht er die ähnlichen Sagen von Taras und Phalanthos in Tarent, Enalos in Lesbos, Palämon-Melikertes in Korinth, Theseus bei Bakchylides, Koiranos in Paros, ferner den auf einem Delphin reitenden Knaben auf Münzen von Iasos und den mit Apollon verschmolzenen Delphinios. Da alle diese Gestalten in Beziehung zu Poseidon und dem Meere stehen, so folgert er dasselbe von dem Delphinreiter Arion, der ein alter Meergott von Tänaron war — zum Namen vgl. das von Poseidon abstammende Roß Areion —, aber von Poseidon verdrängt wurde, wie die andern lokalen Meergötter. Die Sage, die von ihm erzählt wurde, übertrug man auf den gleichnamigen lesbischen Dichter, der am Hofe Perianders lebte. So erklärt sich sowohl, wie die Sage in die Lebensgeschichte des historischen Arion kam, als auch wie Arion und Periander in die tänarische Lokalsage verflochten wurden.

Anderer Ansicht ist freilich O. Crusius in seinem Artikel über Arion in Pauly-Wissowas Realencykl. II S. 836 flg. Er glaubt, daß Arion überhaupt keine historische Persönlichkeit ist, sondern von dem Argiver Lobon aus dem Sieben-Weisen-Roman, wo die Geschichte von Arion zum Beweise der Schlauheit Perianders berichtet worden sei, erdichtet wurde. Dieser Annahme stehen aber meiner Meinung nach gewichtige Bedenken entgegen; denn zunächst sieht man nicht ein, was der Korinther Periander mit dem tänarischen Arion zu thun hat, da zwischen Tänaron und Korinth keine Beziehungen bestanden; sodann wird von der dichterischen Thätigkeit Arions viel mehr mitgeteilt, als aus jener Sage geschlossen werden konnte, besonders von seinen Verdiensten um den Dithyrambos und dessen Ausbildung, was um so schwerer ins Gewicht fällt, als solche Aufführungen damals in Korinth und Umgegend wirklich stattfanden. Sollte der Name des dabei mitwirkenden Dichters verloren gegangen und an seine Stelle ein erdichteter Arion getreten sein? Dies ist doch zu unwahrscheinlich. Wenn Antipatros und Euphronios sagen τοὺς κυκλίους χοροὺς στῆσαι πρῶτον Λᾶσον, so meinen sie damit offenbar nur den attischen Dithyrambos, treten aber dem Arion und seinen berechtigten Ansprüchen nicht zu

nahe. Daß aber von Arion nichts erhalten ist, das Schicksal teilt er mit andern griechischen Dichtern, z. B. mit Xanthos. Ein Grund, Arion aus der Zahl der Dichter zu streichen, liegt also, wie mir scheint, nicht vor.

Lesbische Dichter.

Im letzten Jahresb. Bd. 92 S. 117 flg. habe ich darauf hingewiesen, daß der Einfluß der homerischen Dichtung auf die Äolier bedeutend größer sei, als viele glauben machen wollen. Mit dieser Frage beschäftigt sich jetzt auch

W. Schulze, Gött. gel. Anzeig. 1897. S. 887 flg.

Aus den mannigfachen Anklängen an die epische Sprache in Wortverbindungen, wie im Gebrauch der Attribute zieht er den Schluß, daß auch sprachlich manches Epische bei den äolischen Dichtern vorkomme. Dahin rechnet er ᾱθάνατος und Πŏλυανάκτιδα, πĕράτων neben πĕράτων, ŏρος neben οὔρεσι (?), δέραι neben ποικιλοδείρων, στήθεσι mit einem σ, ŏσσα neben ŏσα, τέλεσον neben τέλεσσαι. Überhaupt beschränken sich nach ihm alle auffälligen Quantitätsschwankungen auf solche Fälle, wo das Epos neben die lesbische Form eine prosodisch abweichende stellt. Vgl. dazu Jahresb. Bd. 75 S. 209.

Über die Lebenszeit der lesbischen Dichter spricht

J. Beloch, Rhein. Museum 1895 S. 210 flg.,

um seine ebenda 1890 S. 465 flg. aufgestellten Behauptungen weiter zu stützen, vgl. Jahresb. Bd. 75 S. 210 flg. Jedoch ist ihm dies nicht gelungen, vgl. O. Crusius' gründliche Widerlegung Philolog. 1896. S. 5 flg.

Sappho.

An Ausgaben liegt vor:

*Sappho, carmina. Text, memoir, selected rendering and a literal translation by H. Thornton Wharton-Lane. Cambridge 1895.

Dazu füge ich die Übersetzung:

*Sappho. Poésies. Traduites pour la première fois par A. Lebey Paris 1895.

Über Leben und Gedichte der Sappho handeln:

1. J. Kublinski, De Sapphus vita et poesi. Pars prior. Premisliae. 1897. Progr.

2. H. Jurenka, Zur Klärung der Sappho-Frage. Wiener Studien 1897. S. 3 flg.

Kublinski stellt in dem vorliegenden ersten Teil seiner Abh. die Nachrichten der alten Schriftsteller über unsere Dichterin zusammen,

um sie auf ihre Glaubwürdigkeit hin zu prüfen. Er beginnt mit Chamäleon, geht dann zu Aristoteles und den Aristotelikern über und kommt schließlich auf Hellanikos, Herodot, Strabon und Älian. Die fleißige und besonnene Untersuchung zeigt, wie früh sich die Sage der Person der Sappho bemächtigte, und wie rasch dieselbe anwuchs. Die Resultate wird der 2. Teil bringen, der nicht zu lange auf sich warten lassen möge.

Jurenkas Arbeit setzt mit dem sizilischen Aufenthalt Sapphos ein, den sie durch Erwägungen allgemeiner und besonderer Art sicher stellt. Dabei kommt der Verf. auch auf Sapphos Verhältnis zu Stesichoros, sowie auf die Sage von Phaon und dem Sprung vom leukadischen Felsen zu sprechen, über die er richtig urteilt. Daß sich Sappho nach ihrer Rückkehr aus Sizilien dem Lose der Armut preisgegeben sah, geht aus den angeführten Beweisen (fr. 2. 7. 10) nicht hervor. Fr. 2 ergänzt der Verf. nämlich die letzte Strophe folgendermaßen: ἀλλὰ πὰν τόλματον, ἐπεὶ πένητα | <μ᾽ ὧδε βλάπτοισιν θέοι.> ὄττινας γὰρ | εὖ θέω, κῆναί με μάλιστα σίννον- | ται <᾽πολίποισαι>, indem er fr. 12 damit verbindet. Er erklärt: 'all dies muß ich aber ertragen, denn das ist nun einmal das Los des Armen, daß man ihn um des Reichen willen verläßt.' Aber da er selbst annimmt, daß das Gedicht an ein Mädchen gerichtet ist, das Sappho verläßt, um einem Manne als Gattin zu folgen, so kann es sich doch hier nicht um reich und arm handeln; auch der reichsten wäre es ebenso ergangen; außerdem paßt βλάπτοισιν θέοι und μάλιστα σίννονται in diesen Zusammenhang nicht. Ebensowenig folgt aus fr. 85 verglichen mit fr. 10, daß Kleis wirklich die Tochter der Dichterin war; denn trotz des gleichen Metrums wissen wir nicht, ob die beiden Fragmente in irgend einem Verhältnis zu einander standen. Dasselbe gilt von den Stellen, die Andeutungen von Pracht und Prachtliebe enthalten: selbst wenn diese sich auf Sappho selbst beziehen, können wir nicht daraus schließen, daß die Dichterin infolge der Erteilung von Unterricht wieder wohlhabend geworden sei; denn wir wissen nicht, aus welcher Zeit sie stammen; sie können ja auch der Zeit vor der Auswanderung nach Sicilien angehören, ganz abgesehen davon, daß wir über eine Verarmung der Dichterin überhaupt nichts Sicheres wissen. Recht eingehend handelt der Verf. über die Ähnlichkeit zwischen Sappho und Sokrates hinsichtlich ihres Verhältnisses zu ihren Schülern, bezw. Schülerinnen; jedoch wird er dem Wesen der Sappho nicht gerecht, wenn er sie zur sokratischen Höhe erheben will, und zu glauben, „daß die Liebesergüsse der Sappho an ihre Schülerinnen nichts anderes sind als Fiktionen, indem Gefühle mütterlicher Zuneigung durch die konventionelle Sprache der sinnlichen Erotik ausgedrückt sind,“ heißt doch diese Lieder des Besten, was sie haben,

berauben, nämlich der Unmittelbarkeit und Natürlichkeit des Gefühls und damit überhaupt des Lebens, wozu gewiß kein Grund vorliegt.

Mit der Verbesserung und Erklärung der Fragmente beschäftigen sich außer den Genannten:

1. U. v. Wilamowitz-Möllendorff, Gött. gel. Anzeig. 1896. S. 623 flg.

2. M. Blaydes, Adversaria S. 67 flg. 191. Vgl. oben S. 78.

3. C. Häberlin a. a. O. Vgl. oben S. 108.

Im einzelnen ist etwa folgendes erwähnenswert: 3, 4 habe ich in der Neubearbeitung der Buchholzschen Anthologie γᾶν <κατορεῦσα> geschrieben st. des müßigen γᾶν <ἐπὶ παῖσαν>; daran schloß sich vielleicht, wenn man Julian ep. 19 vergleicht, τὸ πρόσωπον ἀργυρία, vgl. Soph. fr. 713, wo es vom Monde heißt πρόσωπα καλλύνουσα καὶ πληρουμένη. — Zu fr. 4 bemerkt Crusius in s. Ausg. der Anthologie: „possis <χρουνίω> ψῦχρον; errant qui ad aures sibilantes haec verba referunt“; aber dagegen spricht ἀμφί ebenso, wie δι' ὕσδων μαλίνων; bei Hom. ρ 209 steht ἀμφί bei ἄλσος ἦν richtig, und vom Wasser heißt es nur κατὰ δὲ ψυχρὸν ῥέεν ὕδωρ | ὑψόθεν ἐκ πέτρης; auch αἰθυσσομένων φύλλων deutet auf den Windhauch, der durch Zweige und Blätter rauscht und zum Schlafe lädt. — fr. 7 schlägt Jurenka σοὶ δ' ἐγὼ λεύκας, ἔπιδ', ὦμον αἰγός vor coll. Aesch. suppl. 1; aber sowohl an dem eingeschalteten ἔπιδ', wie an dem Singular ὦμον nehme ich Anstoß. Mir würde am besten ἐπὶ νῶτον gefallen, vgl. carm. pop. 41, 4 flg., Semonid. Am. 7, 75. — fr. 28 bringt Crusius mit Alkäos 55 zusammen und glaubt, daß wir hier die Stücke eines Wechselgesanges der Sappho haben; denn „Byzantinis qui amoebaeum Sapphus carmen fuisse tradunt fides non deroganda, licet ipso carmine non sint usi“. Ähnlich H. Jurenka, Alcaica, Wien. Stud. XX S. 16 flg.; nur daß er meint „scholiastam ipsum Sapphus carmen integrum manu versasse“. Diese Auffassung nötigt zu der Annahme, daß sich Aristoteles in der Angabe der Namen Alkäos und Sappho geirrt habe. Ja, noch mehr; man muß den Worten des Aristoteles geradezu Gewalt anthun, wenn man den Sinn herausbringen will, daß Sappho in ihrem Gedichte den Alkäos dies sagen lasse, wie Kublinski S. 6 flg. ausführt. Ich halte an der Überlieferung des Aristoteles fest, dessen Autorität mir über byzantinische Weisheit geht. — fr. 55 schreibt Crusius: ἄβραι, δεῦτε τάχος· πάλαι ἀλλόμαν; ich glaube, τάχος wäre kaum in πάγχης entstellt worden. Ist vielleicht ἄβρα δηὖτέ σοι ἄγκας πάλιν ἀλλόμαν zu lesen? — fr. 79 ergänzt Jurenka καί μοι <ὅμως> τὸ λάμπρον | ἔρος <ζαμένευς> ἀελίω κτλ. Meinem Gefühle nach ist in diesem Zusammenhang ein Attribut zu ἀελίω störend; was Athenäos mit ἡ τοῦ ζῆν ἐπιθυμία umschreibt, ist eben ἔρος ἀελίω,

bezw. τώελίω; wie ich über die Stelle urteile, darüber vgl. vorig. Jahresb. Bd. 92 S. 121. — fr. 101 wünscht Crusius etwa: πέλεται <κάλος ἄβᾳ>, | ὁ δὲ κἀγ. αὐτίκα κἄι (semper), <πάϊ>, κάλος ἔσται; darin ist πάϊ mit langer Ultima metrisch anstößig. —

Erinna.

Verbesserungsvorschläge zu Erinnas Versen liefern:

1. M. Blaydes, Adversaria S. 69. Vgl. oben S. 78.

2. C. Häberlin a. a. O.

Von diesen verdient der Häberlins zu 6, 3: τὰ δέ τοι καλὰ σᾶμ' ἐφορῶντι | ὄμματα τὰν Βαυκοῦς κτλ. Erwähnung. Vgl. Jahresb. Bd. 92 S. 123.

Alkäos.

Leben und Dichtungen des Alkäos behandelt eingehend O. Crusius in Pauly-Wissowas Realencyklop. Bd. I S. 1498 flg. Ich hebe daraus besonders die Vermutung des Verf. hervor, daß κίκυς = ἰσχυρός ursprünglich von Antimenidas gebraucht gewesen sei, aber von einem Grammatiker in der Form Κῖκυς oder Κῖκις, bezw. Κίκις als Name eines zweiten Bruders des Dichters angesehen worden sei. Damit wird die Annahme, Alkäos habe zwei Brüder gehabt, mindestens zweifelhaft.

Mit der Erklärung und Verbesserung der Fragmente beschäftigen sich außer Crusius in der Neuherausgabe der Anthologie:

1. H. Jurenka, Alcaica. Wiener Studien XX. 1898. S. 3 flg.

2. M. Blaydes, Adversaria. S. 68 flg. 185. Vgl. oben S. 78.

3. Häberlin a. a. O.

Das Wichtigste daraus ist folgendes: fr. 2 flg. Jurenka sucht aus den Citaten des Himerios u. a. die Worte des Alkäos herauszufinden und zu Versen zu ergänzen; aber sichere Resultate ergiebt die Untersuchung nicht. — fr. 5, 2 tritt er für κορύφαισιν αὔταις ein, das er mit Κρονίδᾳ μίγεισα verbindet: „Jovem adeo pulchritudine exarsisse virginis in montibus conspectae, ut statim in montibus concubitum eius appeteret.“ Aber müßte dann nicht Κρονίδας Subjekt sein? — fr. 11 bezieht er auf die bei Hom. ϑ 266 flg. erzählte Episode, was wahrscheinlich ist; anders Wilamowitz, Nachr. der Kgl. Ges. d. Wiss. zu Göttingen. 1895. S. 219 flg. — fr. 15 hält Jurenka für ein vollständiges Gedicht trotz δέ im 1. Vers, worin ich ihm nicht beistimmen kann; aus dem letzten Verse schließt er, daß es sich hier um Verschwörung und Bürgerkrieg handelt. — fr. 16 ist nach Crusius

zweifellos nicht allegorisch. — fr. 18, 1 verteidigt Jurenka gut gegen Michelangelis Auffassung, vgl. auch vorig. Jahresb. Bd. 92. S. 123 flg.; zweifelhaft bleibt aber die von ihm vorgenommene Verbindung von fr. 22 und 27: <αἰ δ'> . . . . | λόφον τε σείων Κ., <αὖθί κεν> | ἔπταζον κτλ. und noch mehr die von fr. 59 und 60, wo jede Verbindung fehlt. Gegen die Vereinigung von fr. 77 und 79 spricht die Überlieferung, die das Fut. κἀπιπλεύσειν bietet, das sich kaum in κἀπιπλεύην ändern läßt. — fr. 32 schreibt Jurenka: ἀγγέλλην, κᾶρυξ, τάδε Fοίκαδ' ἔμῳ Μελανίππῳ· | Ἄλκαιος σόος, ἔντε' ἀρεύι' | οὔ· τὸ κύτευς δ' ἀλκτήριον ἐς Γλαυκώπιον ἶρον | Ἄττικοι ὀγκρέμασαν κτλ. Aber ob Alkäos dieses von Archilochos angewandte Versmaß gebrauchte, ist sehr zweifelhaft; jedenfalls wünschte man in V. 2 μέν und δέ; auch die Elision am Ende des 2. Verses ist bei Alkäos anstößig und wird durch Beispiele der sapphischen Strophe nicht gedeckt; endlich hat der Hexameter V. 3 keine Cäsur, und der Ausdruck τὸ κύτευς ἀλκτήριον erinnert mehr an Tragiker als Lyriker. — Von fr. 50 bezweifelt Crusius in seiner Ausgabe, ob es von Alkäos herrühre. — fr. 62 lesen Crusius und Jurenka richtig Κρόνῳ ohne vorhergehendes Satzzeichen und weisen das Fragment den Hymnen zu; die erwähnte Göttin ist nach Jurenka Juno oder Venus. — fr. 67 lautet nach Jurenka: <ὄπποτ' ἂν (sive ὄπποτα cf. fr. 39, 4) γνάθοις> τὸ χαλίννων ἄρχος ἔσῃ, das letztere abgeleitet von εἰσιέναι; aber was soll γνάθοις sein? Weder Dativ noch Accus. ist möglich. — fr. 73 zieht Crusius zu den Hymnen, die Buch 1 und 2 füllten. — fr. 83 schlägt Crusius αὐτίχ' zur Ergänzung vor, das ich dem Bergkschen αὐτός vorziehe. — fr. 87 nimmt Jurenka die Überlieferung σαύτω gegen die Änderung σαύτῳ in Schutz. — fr. 90 bringt Crusius in ansprechender Weise mit Hor. od. I 18, 10 in Verbindung, indem er schreibt: <ἴλαθ',> ἐρραφίωτ'· οὐ γάρ, ἄναξ κτλ., ganz in Übereinstimmung mit der Überlieferung. — Das von J. Nicole in den Genfer Ilias-Scholien aufgefundene Fragment liest Crusius in der von O. Hoffmann hergestellten Fassung, vgl. Jahresb. Bd. 92. S. 127 flg.; nur daß er st. des ihm unmöglich scheinenden βεβάως den Genet. βεβάω liest. So wird μὴ βεβάω Attribut zu χέραδος, was an und für sich auffällig ist, da ja Geröll nie fest und sicher ist, hier aber auch nicht in den Zusammenhang paßt, da nicht das Loslösen des Steinblocks aus dem unsicheren Geröll an sich Gefahr bringt, sondern nur in dem Fall, wenn der Löslösende selbst keinen sicheren Stand hat.

Bias.

Über Bias handelt ausführlich O. Crusius in Pauly-Wissowas Realencyklop. Bd. III S. 383 flg. Was die ihm zugeschriebenen Verse betrifft, so liegt nach Crusius vielleicht nicht sowohl eine Fälschung,

als vielmehr das Mißverständnis einer Dichtung vor; es mag nämlich einen Agon der Sieben Weisen gegeben haben, in dem sie Verse vortrugen, wie Äsop und Cleobuline, vgl. Philolog. 52 S. 203 flg.

Stesichoros.

Über Leben und Gedichte des Stesichoros spricht

E. Rizzo, Questioni Stesicoree. I. Vita e scuola poetica. Messina 1895

eingehend, ohne jedoch, was Lebenszeit und Schicksale des Dichters anlangt, zu sicheren Resultaten zu kommen. Die Worte πάντα ὀκτώ möchte er am liebsten auf die Poesie des Stesichoros beziehen, dessen Gedichte aus je 8 Strophen zu je 8 Versen von je 8 Füßen bestanden hätten, ein Gedanke, der an sich unwahrscheinlich ist und auch in der Überlieferung durchaus keinen Rückhalt findet. Die Palinodie bringt der Verf. im Anschluß an Holm, Gesch. Sic. I S. 167 flg. und Pais, Atakta S. 37 mit dem Siege der Lokrer über die Krotoniaten am Flusse Sagras zusammen, indem er annimmt, daß der Dichter diesen darin verherrlicht habe. Dafür bietet die Überlieferung keinen Anhalt; Isokrates 10, 64 und Platon Phädr. 243 A wissen nichts davon, und auch die spätere sagenhaft ausgeschmückte Tradition bei Konon, Pausanias und dem Scholiast des Platon nennt den Namen Sagras nicht; auch machen sie über den Inhalt des Gedichtes keine Andeutung, sondern erklären nur, wie Stesichoros den Grund seiner Erblindung erfuhr, so daß man annehmen kann, die ganze Geschichte sei nur zu diesem Zwecke erfunden. Der Inhalt der Palinodie war ohne Zweifel dem ganzen Charakter der stesichoreischen Poesie entsprechend mythologisch; soweit man nach den erhaltenen Versen urteilen kann, behandelte sie den Aufenthalt Helenas in Ägypten und ihre Wiedervereinigung mit Menelaos. Ein solcher Stoff gab dem Dichter Gelegenheit zum Lobe Helenas, nicht aber ein Siegeslied auf die Schlacht am Sagras, wo sie neben den Dioskuren nur nebenbei erwähnt werden konnte. Außerdem wäre ein Siegeslied des Stesichoros auf die Schlacht am Flusse Sagras ein so bemerkenswertes Ereignis in der Geschichte der Poesie, daß sich die Kunde davon sicher erhalten hätte, zumal wenn dieses Lied die so oft genannte und berühmte Palinodie gewesen wäre. Ebensowenig wie in diesem Punkte kann ich dem Verf. beistimmen, wenn er die Gedichte Kalyke, Rhadina und Daphnis unserem Dichter abspricht, da sie sich inhaltlich mit seiner Poesie nicht vereinigen ließen. Kalyke ist durch das nicht zu beseitigende Zeugnis des Aristoxenos geschützt, und dieses Gedicht zieht auch die anderen nach sich, zu denen sich auch fr. 66 rechnen läßt. Man wird also daran

festhalten müssen, daß Stesichoros neben mythologischen auch volkstümliche Stoffe wählte, die von jenen gewiß nicht so sehr verschieden sind, daß man ihre Behandlung nicht einem Dichter zutrauen könnte. Die Nachricht, daß es von Stesichoros 26 Bücher Gedichte gab, faßt der Verf. so, als ob diesem Dichter alle Erzeugnisse zugeschrieben worden seien, die in der von dem alten Tisias sich herleitenden Dichterschule entstanden. Aber einerseits wissen wir von einer solchen Dichterschule nichts, andererseits wurde Stesichores sehr alt, so daß die große Zahl seiner Werke nicht auffallen kann, zumal da die Fruchtbarkeit griechischer Dichter und Schriftsteller bekannt ist. So wird es auch hier am besten sein, bei der Überlieferung stehen zu bleiben.

Mit der Erklärung und Verbesserung der Fragmente beschäftigen sich:

1. R. Holland, Heroenvögel in der griechischen Mythologie. Progr. Leipzig 1895.

2. Hamelbeck, Der ionicus a maiore mit aufgelöster erster Länge in den lyrischen und chorischen Dichtungen der Griechen. Progr. Mülheim a. Rh. 1896.

3. A. v. Premerstein, Philolog. 1899. S. 634 flg.

4. O. Immisch, Rhein. Museum. 1897. S. 127 flg.

5. M. Paulcke, De tabula Iliaca quaestiones Stesichoreae. Diss. inaug. Königsberg 1897. 109 S. 8.

6. F. H. M. Blaydes, Adversaria S. 70. Vgl. oben S. 78.

Daraus hebe ich folgendes hervor: fr. 18 flg. Paulcke tritt mit Recht dafür ein, daß Aeneas' Flucht nach der Zerstörung Troias und seine Fahrt nach Hesperien auf die Ἰλίου πέρσις des Stesichoros zurückgehe, der sie wahrscheinlich der Kumanischen Lokalsage entnommen habe; jedoch sei nicht anzunehmen, daß unser Dichter unter Hesperien schon Latium verstanden und Äneas zur römischen Urgeschichte in Beziehung gesetzt habe; dies sei erst in Rom geschehen. — fr. 26 flg. Immisch führt Verg. Aen. VI 517 „die fackeltragende Helena“ auf Stesichoros zurück, der diesen Zug der Volkssage entnommen habe, in der Helena im Gegensatz zu den Dioskuren als den Schiffern verderblich gegolten habe (schol. ad Eurip. Orestem 1636). — fr. 32 flg. Premerstein giebt auf grund der überlieferten Zeugnisse eine Rekonstruktion der Palinodie, die im wesentlichen das Richtige treffen wird; einzelnes wird freilich immer zweifelhaft bleiben. Holland meint, in diesem Gedichte sei auch die Verbindung der Helena mit Achilleus auf der Insel Leuke erwähnt gewesen. Ich halte dies für

unmöglich, da es ja die Wiedervereinigung des Menelaos mit der Helena feierte. Überhaupt kenne ich keine Stelle, die darauf hindeutet, daß Stesichoros jene in Himera und Kroton herrschende Sage benutzt habe, geschweige denn, daß man auf ihn die bei Philostrat. Heroic. erwähnte Verliebung des Achilleus in Helena durch Fernwirkung zurückführen dürfte.

Ibykos.

Textkritische und erklärende Beiträge zu Ibykos liefern:

1. R. Holland a. a. O.

2. M. Blaydes a. a. O.

Daraus ergiebt sich folgendes: fr. 2, 3 schlägt Blaydes Κύπριδος ἕλκει vor st. βάλλει: ich schrieb in der neuen Ausgabe von Buchholz' Anthologie βιάζει; die seltene aktive Form mag die Verschreibung in βάλλει veranlaßt haben. — fr. 8 vermutet Wilamowitz gut: ἐπ' ἀκροτάτοισ' ἱζάνοισι ποικίλαι | π. καιολόδειροι λ. καὶ | ἀλκ. τ.; V. 2 gefällt mir noch besser Crusius' Vorschlag: πανέλοπές τε καὶ αἰ., da es dem Metrum mehr entspricht. — fr. 37. Holland glaubt, daß nicht Ibykos, wie der Scholiast sagt, zuerst die Verheiratung der Medea mit Achilleus erwähnt habe, sondern schon Eumelos und die Naupaktien. Meiner Meinung nach wäre dies dem Scholiast sicherlich nicht entgangen.

Anakreon.

Mit Anakreon beschäftigen sich:

1. O. Crusius in Pauly-Wissowas Realencyklopädie Bd. I S. 2035 flg.

2. L. Weber, Anacreontea. Diss. inaug. Göttingen 1895. 119 S. 8.

3. M. Blaydes, Adversaria S. 73 flg. 192. Vgl. oben S. 78.

4. *W. K. Ernstädt, zu Anakreon. Journ. d. russ. Min. f. Volksaufklärung 1896 S. 97—102.

Crusius behandelt die Überlieferung über Anakreons Leben und Werke eingehend. Seine Arbeit berücksichtigt Weber, der im 1. Kapitel seiner Dissertation ebenfalls über das Leben Anakreons und die alten Ausgaben seiner Gedichte spricht. Etwas wesentlich Neues ist durch diese Untersuchungen nicht zu Tage gekommen. Zu zweifelnd drückt sich Crusius aus, wenn er meint, Bathyllos mag bei Anakreon vorgekommen sein. Daß dies in hervorragendem Maße der Fall gewesen sein muß, beweist der Umstand, daß gerade dieser Name in der späteren

Litteratur in den Vordergrund gestellt wurde. Freilich treffen wir ihn in den erhaltenen Fragmenten nicht; aber ebensowenig kommt in diesen Polykrates vor, trotzdem Strabon XIV 638 bezeugt, daß Anakreons πᾶσα ἡ ποίησις πλήρης ἐστὶ τῆς περὶ αὐτοῦ μνήμης. Wir erkennen aus diesen Thatsachen nur, wie trümmerhaft die lyrische Poesie auf uns gekommen ist.

Was die Anakreon-Ausgaben im Altertum betrifft, so können wir darüber zu keinem sichern, sondern nur zu wahrscheinlichen Ergebnissen gelangen. Weber wendet sich gegen Bergk, der aus Hephaest. p. 70 W. verglichen mit p. 75 W. schloß, daß die mit ἡ νῦν bezeichnete Ausgabe die des Aristarch sei, der die des Aristophanes entgegenstehe; denn p. 75 sei nicht ἡ νῦν ἔκδοσις der 'Αριστοφάνειος ἔκδοσις entgegengesetzt, sondern ἡ νῦν ἡ 'Αριστάρχειος. Er kommt zu dem Resultate, daß ἡ νῦν ἔκδοσις nicht bestimmt werden könne, die von ihr p. 70 aber unterschiedene die Aristarchs sei. Wie aber, wenn p. 75 ἡ 'Αριστάρχειος nur der Erklärung wegen zu ἡ νῦν gefügt ist? Ist es dann nicht wahrscheinlich, daß, wie bei Alkäos, so auch bei Anakreon die zur Zeit des Hephästion gebrauchte Ausgabe die Aristarchs war, der die des Aristophanes gegenüberstand? Auf eine Ausgabe Aristarchs weist auch Athen. XV p. 671 flg. Ob auch Zenodot eine Ausgabe besorgte, muß dahingestellt bleiben.

Bei Suidas liest man unter Anakreon: ἔγραψεν ἐλεγεῖα καὶ ἰάμβους, 'Ιάδι πάντα διαλέκτῳ; dann eine spätere Notiz: συνέγραψε παροίνιά τε μέλη καὶ ἰάμβους κτλ. Crusius ergänzt aus dieser zweiten die erste: ἔγραψε <μέλη ἐν βιβλίοις γ'>, ἐλεγεῖα καὶ ἰάμβους, richtig, sobald man ἐν βιβλίοις γ' wegläßt, worauf Weber und H. Stadtmüller Berl. phil. Wochenschr. 1896 No. 24 S. 739 flg. hinweisen; denn wenn auch nur 3 Bücher μέλη citiert werden, so folgt daraus doch nicht, daß es nicht mehr gab. Die ἐλεγεῖα und ἴαμβοι waren nach Crusius' treffender Bemerkung μονόβιβλοι.

Die Sprache des Anakreon unterwirft Weber einer sorgfältigen Untersuchung. Das 2. Kapitel seiner Dissertation handelt de forma verborum, das 3. de syntaxi, das 5. de delectu verborum, passend in Episches und nicht Episches zerlegt, wobei noch besonders darauf Rücksicht genommen wird, ob die epischen Wörter von Anakreon in derselben Bedeutung, wie im Epos, oder in anderer gebraucht werden. Diesem Abschnitt fügt der Verf. noch eine Aufzählung der von unserm Dichter gebrauchten Sprichwörter, sowie eine kurze Übersicht über das bei ihm vorkommende epische, ionische und äolische Sprachgut bei. Sehr dankenswert ist der index vocabulorum, der den Schluß bildet.

Zu den einzelnen Fragmenten ist etwa folgendes zu bemerken:

17, 3 vermutet Wilamowitz παρ' Ἰάμβῃ st. παιδὶ ἅβρῇ; der Name an sich ist mir bei Anakreon anstößig, dann aber auch die Verbindung des Eigennamens mit τῇ φίλῃ. Etwa παρὰ παιδὶ oder παρ' ἑταίρῃ? — 53 verbessert Wilamowitz gut λατάζων st. δαίζων. — In dem bei Ptolemäos περὶ διαφορᾶς λέξεων (vgl. Herm. XXII S. 409 = Anthol. ed. Crus. fr. 89a) überlieferten Fragment schreibt Crusius λίην δὲ δειλιάζεις, Wilamowitz λίην δὲ δὴ λιάζεις vgl. Weber S. 87. — Crusius weist die sprichwörtlich gebrauchten Verse: ἔκητι Συλοσῶντος εὐρυχωρίη, Ἄβδηρα καλὴ Τηΐων ἀποικιή, σὺ δ' ἐννόει καὶ στέφε τὴν τύλην dem Anakreon zu, was zweifelhaft bleibt. — Weber faßt Himerius V 3 mit Welcker so auf, daß Anakreon ein Gedicht auf Polykrates gemacht habe, in dessen Anfang Xanthippos angeredet worden sei. Daß dies nach dem Zusammenhang der Stelle unmöglich ist, zeigt C. Teuber, Quaestiones Himerianae. Breslau 1882. S. 12 flg.; man muß zwei Gedichte annehmen, das eine auf Xanthippos, das andere auf Polykrates. Nun weist Weber aber mit Recht die Ansicht Welckers, der sich auch Crusius anzuschließen scheint, zurück, als ob Anakreon schon vor dem Tode des Polykrates einige Zeit in Athen geweilt habe und dann wieder nach Samos zurückgekehrt sei; ebenso unhaltbar ist aber nach dem Gesagten seine eigene Ansicht: carmen esse videtur, quod in tyranni mortui memoriam fecit, cum Athenas sese contulisset. Auch Wilamowitz' Änderung τὸν ξανθὸν Μεγίστην st. τὸν μέγαν Ξάνθιππον ist, wie Weber zeigt, unmöglich. So bleibt nichts anderes übrig, als einen Irrtum des Sophisten anzunehmen, wie es schon Teuber a. a. O. S. 21 gethan hat. Für die Echtheit von Himer. III 1 = fr. 124 tritt Weber gegen Blaß ein; doch bleibt das Versmaß der angeblich anakreontischen Worte auffällig.

Im 4. Kapitel handelt Weber über die Epigramme Anakreons, die auch J. Mayer, Studia in epigr. Graeca. 1893 besprochen hat. Beide sind der von mir im vorigen Jahresber. ausgesprochenen Ansicht, daß kein Grund vorliege, alle Epigramme ohne weiteres dem Dichter abzusprechen. Ähnlich urteilt Crusius. Weber hält Epigr. 102. 106. 108. 115 und 116 für unecht; nach Mayer ist auch 101 nicht von Anakreon; dazu fügt Stadtmüller a. a. O. noch 113. Was 101 und 102 betrifft, so bemerke ich, daß die dorische Färbung der Sprache auch bei Anakreon nicht auffallen kann, wenn das Epigramm für einen Dorier verfaßt wurde. Auch 106 darf man dem Dichter wegen des Namens Ἀρηΐφιλος nicht absprechen, da dieser auf einer Stufe mit Δίφιλος, Ἑρμόφιλος, Θεόφιλος u. s. w. steht. Epigr. 101 liest Weber ἦν πολέμῳ, wofür Stadtmüller ἦν πολεμεῖν vorschlägt coll. Hom. N 483.

Anacreontea.

Mit den Anacreonteen beschäftigen sich außer Crusius und Blaydes, die bei Anakreon schon genannt wurden, noch:

1. H. Richards, Passages in the poetae Lyrici. Journ. of Philol. 1897 S. 83 flg.

2. C. Häberlin, in Wochenschr. f. kl. Philol. 1898 No. 25 S. 676 flg.

Crusius in Pauly-Wissowas' Realencykl. Bd. I S. 2044 flg. spricht über die spätere Anakreonteenpoesie. Die Gründe, die gegen die Echtheit der Gedichte in der palatin. Sammlung zeugen, stellt er übersichtlich in 5 Gruppen zusammen. Er glaubt, daß die Sammlung aus verschiedenen Liederbüchern verwandten Inhalts zusammengeschrieben wurde. In der Abgrenzung der einzelnen Teile folgt er im wesentlichen Fr. Hanssen in der Praefatio zu seiner Sylloge; aber in der Charakterisierung der Gruppen und der Festsetzung der Entstehungszeit der in ihnen enthaltenen Gedichte berichtigt er ihn vielfach. Die erste und älteste Gruppe ist um den Beginn unserer Zeitrechnung entstanden.

Für die einzelnen Gedichte ergiebt sich aus den genannten Arbeiten etwa folgendes: 4, 19 schlägt Crusius ἄλλῃ Φ. ἀθύροι st. ἂν μῇ vor; ich weiß diesem ἄλλῃ keinen mich befriedigenden Sinn abzugewinnen und vermute ἀκμήν „gerade eben, im Augenblick". — 34, 4 wünscht Crusius ἵν' ἂν Χάρων oder θάνατος ἐπέλθῃ; θάνατος verlangt auch Richards: allerdings ist die Substantivierung und Personifizierung von θανεῖν auffallend; ob aber deshalb zu ändern ist? — 35, 11 schreiben Crusius und Richards gut δ' ἐκφιλῆσαι coll. Anth. Pal. XII 250, 4. — 56, 4 verbessert Crusius φεύγει in φεύγοι. Ebenderselbe sah, daß V. 15: προσεῖφ' unmöglich ist; er schreibt προσεῖρφ', aber ich nehme an dem Imperf. Anstoß und ziehe deshalb πρόσεισ' vor. V. 20 flg. vermute ich χρηστοὺς πλέον τὰ νεῦρα | πόθους, κέκλυθ', ἰάλλει, was dann im folg. σὺ γὰρ κτλ. begründet wird. V. 29 vermutet Crusius richtig: λύρης δ' ἐμῆς ἀοιδὰ | οὐκ ἂν λίποι με τυτθόν, aber auch im vorherg. Vers ist δέ durch σύ zu ersetzen als Gegensatz zu τῆς λύρης. Den Schluß des Liedchens liest Crusius recht ansprechend: ἐμοὶ δὲ τῷ λ. | μοῦσα φρεσὶν πάροικος, | ἀγὰν δ' ἐὰν ὀρίνοι, | αἴγλαν τε λαμπρὰν ἴοι, nur würde mir αἴγλαν τε λαμπρύνοι μοι besser gefallen. — 58, 9 ändert Richards ποικίλον passend in πυκινόν oder πυκινοῖς.

Simonides.

Über das Leben und die Dichtungen des Simonides, wobei auch Dialekt und Metrik berührt werden, handelt

A. Michelangeli, I tempi e l'opera di Simonide Ceo. Riv. di storia antica. 1896. S. 24 flg.

Der Aufsatz ist ein Kapitel aus den Prolegomena zu den Frammenti della Melica greca, die der Verf. jetzt nach der Veröffentlichung des letzten Bändchens erscheinen lassen wird. Wesentlich Neues wird darin nicht gerade geboten; aber die einschlägigen Fragen werden mit Sachkenntnis und selbständigem Urteil besprochen. Nach dieser Probe zu schließen, werden die Prolegomena genaue litteraturgeschichtliche Einleitungen zu den in den Frammenti enthaltenen melischen Dichtern geben.

Mit der Kritik und Erklärung der Fragmente des Simonides beschäftigen sich außer Michelangeli im 5. Bd. der Frammenti, Crusius in der Anthologia lyrica und mir in der Neuherausgabe von Buchholz' Anthologie:

1. Hamelbeck, vgl. oben S. 121.

2. Fr. Blaß, Die Danae des Simonides. Hermes 1895. S. 314 flg.

3. M. Blaydes, Adversaria. S. 66. 191.

Von den Ergebnissen dieser Arbeiten erwähne ich folgende: fr. 5 ist Michelangeli der Ansicht, daß nach den beiden ersten Versen ἄνδρ' ἀγαθὸν . . . . τετυγμένον eine größere Lücke ist, der auch noch die 2. Strophe zum Opfer fiel. Hierin kann man dem Verfasser beistimmen, wenn sich auch über den Umfang der Lücke etwas Sicheres nicht aussagen läßt. Anders steht es mit der Annahme einer Lücke nach οὐδέ μοι ἐμμελέως . . . ἐσθλὸν ἔμμεναι, deren Berechtigung der Verf. aus Plat. Prot. 344 B: μετὰ τοῦτο ὀλίγα διελθών herleiten will, indem er μετὰ τοῦτο auf Pittakos' Wort bezieht. Diese Beziehung ist unmöglich, weil im Vorhergehenden nur von den Worten des Simonides die Rede ist und das, was über Pittakos gesagt wird, nur ihrer Erklärung wegen beigefügt ist. Demnach muß die bisherige Auffassung, daß sich μετὰ τοῦτο auf Simonides' Worte bezieht, bestehen bleiben, die auch durch Platons direktes Zeugnis p. 341 E bestätigt wird, wo ausdrücklich gesagt wird, daß unmittelbar nach Pittakos' Wort (εὐθὺς τὸ μετὰ τοῦτο ῥῆμα) der Satz θεὸς ἂν μόνος κτλ. folge. Für diese Annahme spricht auch das Folgende: ὡς ἂν εἰ λέγοι κτλ.; denn diese Worte geben, wie ὡς ἂν εἰ zeigt, eine Erläuterung, in der naturgemäß noch einmal auf das Frühere zurückgegriffen und dann mit ἀλλὰ θεὸς κτλ. das Neue angereiht wird. Die 4. Strophe läßt der Verf. mit ἄνδρ' ἀγαθὸν μὲν ἀλαθέως γενέσθαι | χαλεπόν, οἷόν τε μέντοι ἐπὶ χρόνον γ'. ἐμμένειν γεγαῶτα δ' οὐκ ἀνθρώπινον beginnen, woran sich dann θεὸς ἂν μόνος κτλ. schließt. Er hat dabei zweierlei nicht berücksichtigt, erstens daß eine solche Wieder-

holung derselben Worte und eine so prosaische Ausdrucksweise keinem Dichter, am allerwenigsten dem Simonides zuzutrauen ist, und zweitens daß, wenn dieser Satz im Gedichte vorgekommen wäre, ein Zweifel über die Auffassung nicht hätte entstehen können. Im Anfang der 6. Strophe ergänzt der Dichter: οὔποτέ σ' ἔψεγον ἂν μέσως λέγοντα. | διὰ ταῦτ' οὐ νῦν σε, Πίτταχ', ἐγὼ ψέγω, ὡς φιλόψογος ὤν· ἔμοιγ' ἐξάρκεσεν κτλ., weder sprachlich noch inhaltlich glücklich. — 26 B spricht Wilamowitz comment. metr. I. Göttingen 1895 S. 7 dem Simonides ab, da die reinen Cretici, ununterbrochen angewandt, nur der religiösen Dichtung, nicht der späteren Kunst entsprechen. Das Fragment ist nicht unter Simonides' Namen überliefert; die angeführten Gründe hindern aber die Zuweisung an unsern Dichter nicht; denn das Fragment kann ja einer religiösen Dichtung angehören; sodann wissen wir aus Hephästion 13, daß Bakchylides ganze Lieder im kretischen Takte abfaßte. — 37. Blaß meint, Dionys. Halic. habe sich geirrt, wenn er unserm Gedicht strophische Gliederung zuweise. Wie unglaublich dies ist, setzt Michelangeli in s. Ausgabe S. 50 auseinander. Blaß hält mit Ahrens die Verse für ἀπολελυμένα und ist der Ansicht, daß wir hier einen vollständigen Dithyrambos Δανάα erhalten haben, trotzdem die Redende nicht mit Namen genannt, außerdem keine Einleitung und kein Schluß vorhanden ist. Der Name steckte nach ihm im Titel, der mit zum Gedichte gehöre. — V. 3 liest Michelangeli: δείματ' ἐφεῖρπεν οὔ γ' ἀδιάντοισι παρειαῖς; ich kenne diese Konstruktion von ἐφέρπειν nicht; Eurip. Alk. 269 steht σκοτία δ' ἐπ' ὄσσοις νὺξ ἐφέρπει; danach könnte man an unserer Stelle schreiben ἐφεῖρπ' ἐπ' οὐ κτλ.; doch erscheint mir der Ausdruck zu schwach und γ' unpassend. — V. 9 liest ebenderselbe: τᾶνδ' | ὡς ἀγλαᾶν δ' ὕπερθεν τεᾶν κομᾶν βαθειᾶν | παριόντος κτλ., was mir — von der Häufung der Genetive abgesehen — wegen τᾶνδ' und besonders ὡς nicht gefällt. — V. 15 vermißt Blaß hinter oder vor εὑδέτω δὲ πόντος die Worte εὑδέτω δ' ἄνεμος, die doch wohl schon in εὑδέτω δὲ πόντος liegen. — V. 18 flg. schlägt ebenderselbe vor: ὅττι δ' ἢ θαρσαλέον ἔπος εὔχομαι ἢ νόσφιν δίκας, σ. μοι; dagegen scheint mir der Sinn zu sprechen; denn ungerecht oder unberechtigt ist die Bitte der Danae nicht. Ich schrieb τέκνου ἐπὶ δίκᾳ mit Synizesis: „auf grund des Rechtes, das das Kind dem Vater gegenüber hat“, also „um des Kindes willen“. — 45. Crusius kehrt mit Recht zur Überlieferung zurück, indem er Bergks Zusätze wieder beseitigt. V. 2 will er ἀρυόντεσσι von ἐπίσκοπε abhängen lassen, was mir zu hart scheint. Ich lese: πολύλιστ' ἀρυόντεσι θεά, χρυσόπεπλε, θεά mit Synizesis. Nach ὕδωρ V. 3 fügt Crusius λάβοις bei. — 58, 3 schreibt Michelangeli θοὸν χῶρον; aber θοός „spitz, steil“ ist bei Simonides äußerst zweifelhaft; außerdem stört νῦν und μίν, da ja das Subjekt dasselbe bleibt. Daher schrieb ich

λῆν δ' ἄμμ' ἐνθέους χῶρον κτλ. Sinn: die ἀρετά wohnt auf steiler Höhe und will, daß wir, von ihrer Göttlichkeit ergriffen, zu ihr emporklimmen. — Den Fragmenten des Keers reiht Crusius Athen. VII 318 F = Semonid. Amorg. 29 ein; „ad polypodis fabulam spectat, quam Simonidem ἐν τῷ εἰς Ὄριλλαν (Ὀρσίλαν Cr.) ἐγκωμίῳ narrasse testatur Diogenianus".

Ganz besonders zogen die Epigramme des Simonides die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf sich. Mit ihnen beschäftigen sich:

1. A. Hauvette, De l'authenticité des épigrammes de Simonide. Paris 1896.

2. St. N. Dragumis, Σιμωνίδου ἐπίγραμμα καὶ ὁ ἐν Σαλαμῖνι τάφος τῶν Κορινθίων. Mitt. d. ath. Instit. 1897. S. 52.

3. U. v. Wilamowitz-Möllendorff, Simonides der Epigrammatiker. Nachr. d. Gött. Ges. 1897. S. 306 flg.

4. H. Stadtmüller, Festschrift zur 350jährigen Jubelfeier des Heidelberger Gymnasiums. 1896. S. 49.

5. A. Ludwich, Kritische Miscellen. Königsberg 1897. S. 4 flg.

Die ausführlichste und verdienstlichste Arbeit über die simonideischen Epigramme ist die Hauvettes, die so angelegt ist, daß der Verf. zunächst die Schriftsteller, durch welche Epigramme des Simonides auf uns gekommen sind, auf ihre Glaubwürdigkeit hin prüft. Daraus ergeben sich ihm 20 echte Epigramme, nämlich 91. 92. 94. 111. 130. 131. 136. 137. 138. 147. 157. 159. 165. 167. 171. 172. 173. 174. 175. 176, und 11 unechte, nämlich 82. 163. 178. 179. 180. 181. 185. A. B. 186. 187. 188. Ausgeschlossen bleibt, als nicht zu den Epigrammen gehörig, 177. Darauf folgt eine eingehende Betrachtung und Würdigung der echten Epigramme nach Inhalt, Form und Sprache, welche die Grundsätze für die Beurteilung der übrigen ergiebt. Für wahrscheinlich echt erklärt der Verf. 21 Epigramme, für wahrscheinlich unecht 49 Epigramme. Im ganzen sind also nach ihm 20 + 21 = 41 echt, 11 + 49 = 60 unecht.

Die Art, wie der Verf. seine Untersuchung führt, ist, wie man sieht, nicht einwandfrei. Er nimmt als ausgemacht an, daß die Schriftsteller in der Lage waren, über simonideische Epigramme authentische Angaben zu machen; aber gerade das mußte er zuerst beweisen. Wilamowitz bestreitet dies entschieden; er meint, auf dem Boden der Überlieferung können wir nichts von einer besonderen Bedeutung des Simonides als Epigrammatiker behaupten, und bezweifelt, daß auch nur eins der historisch wichtigen Epigramme der Perserkriege in dem Bande Ἐπιγράμματα der alexandrinischen Ausgabe gestanden habe; denn Epi-

gramm und Elegie seien von den Grammatikern vernachlässigt geblieben, da sie keine Schwierigkeit boten. Plutarch und Aristides hätten für die Anführung von Epigrammen nicht eine Ausgabe des Simonides, sondern eine Sammlung anonymer Epigramme benützt, über die wir nichts Näheres wissen. Favorin nenne zwar Simonides als Verfasser einiger Epigramme; allein das beweise nicht, daß er die Werke des Simonides eingesehen habe; denn es habe damals schon Epigrammsammlungen mit Dichternamen gegeben. Die Frage sei aber nur die, wie es mit diesen und dem Gewicht ihrer Lemmata stehe, und da sei es ein übles Präjudiz, daß der Text dieser Sammlungen infolge von Fälschungen der unzuverlässigste sei. Auch sei es unrichtig, daß sie aus Meleager geschöpft hätten, der übrigens auch seinerseits keinesfalls die alexandrinische Ausgabe der Werke des Simonides zu Rate gezogen habe; vielmehr hätten sie selbst die anonymen Gedichte durch den berühmten Namen interessanter und verkäuflicher machen wollen.

Wäre diese Ansicht von Wilamowitz begründet, so stände es allerdings sehr schlimm um die Epigramme des Simonides. Daß dem aber nicht so ist, zeigt schon die eine Erwägung, warum man gerade den Namen Simonides den anonymen Gedichten vorsetzte, da es doch noch viele andere berühmte Dichter und Schriftsteller gab. Offenbar, weil er eben in dieser Art von Gedichten berühmt und anerkannt war. So wird also gerade durch die Überlieferung die besondere Bedeutung des Simonides auf dem Gebiete des Epigramms bewiesen, und damit ändert sich sofort die ganze Sachlage. Es läßt sich kein Grund erkennen, warum die Alexandriner nicht auch bei Simonides, wie bei den andern Dichtern, Elegien und Epigramme in die Ausgabe mit aufgenommen haben sollten. Lag aber eine alexandrinische Ausgabe vor, so hat sie Meleager auch sicher benützt, da er ja durch die Aufgabe, die er sich stellte, geradezu darauf angewiesen war. Dagegen spricht der Umstand nicht, daß Plutarch und andere simonideische Epigramme ohne Nennung des Verfassers anführen; denn dies war eine Sitte der griechischen Historiker, die ihre Begründung darin fand, daß eben nur die Verse, nicht der Dichter zum Beweise des Behaupteten dienten. Nun fügt aber Wilamowitz mit Recht bei, daß der simonideische Ursprung der Gedichte dadurch nicht im mindesten gesichert werde, daß sie in der alexandrinischen Sammlung standen. Dies führt uns auf die Frage nach der Unterlage der alexandrinischen Sammlung und damit auch auf die nach der Ausgabe der Epigramme durch Simonides. Hierüber habe ich im letzten Jahresb. Bd. 92 S. 132 flg. gesprochen und sehe auch jetzt nach den Auseinandersetzungen von Wilamowitz keinen Grund zu einer Änderung.

Zu dieser Frage, nämlich ob Simonides, bezw. einer von seinen

Verwandten oder Freunden, die Epigramme herausgab und in welchem Zustande diese auf die Alexandriner kamen, hätte Hauvette bestimmte Stellung nehmen müssen. Wenn ich seine Andeutungen richtig fasse, so nimmt er eine Ausgabe durch den Dichter selbst oder einen der Seinen an; aber die Frage nach den Schicksalen dieser Ausgabe wirft er nicht auf. Hätte er es gethan, so hätte er gefunden, daß sie sich nicht lange rein erhielt, sondern bald durch Eindringen fremder Epigramme erweitert wurde und wahrscheinlich mit einer andern Epigrammsammlung verschmolz. So ergiebt sich die Notwendigkeit zu prüfen, ob das betreffende Epigramm sonstwie glaubwürdig unter dem Namen des Simonides überliefert ist, wie 94. 111. 147, oder nur auf die Sammlung zurückgeht. Die letzteren sind a priori alle verdächtig, und es kann sich nur darum handeln, die größere oder geringere Wahrscheinlichkeit ihrer Abfassung durch Simonides darzuthun. Zu diesem Zwecke muß man alle inschriftlich überlieferten Epigramme des 6. und 5. Jahrh. beiziehen, um daraus die damals geltenden Normen hinsichtlich der Form, der Sprache und des Inhalts festzustellen. Das von Hauvette hierfür verwendete Material, nämlich die 20 von ihm als echt bezeichneten Epigramme, reicht nicht aus; auch seine Aufstellungen in betreff des Dialekts sind unzulänglich; τῇδε und τριηκοσίαις neben Πελοποννάσου und τέτορες ist unmöglich. Natürlich dürfen auch die andern Kriterien, besonders das chronologische, nicht außer acht gelassen werden. Nach diesen Grundsätzen ist 136 aus der Zahl der Epigramme zu streichen; Wilamowitz erklärt es für eine Elegie. Auch 103 halte ich wegen μνησώμεθα für jünger: ebenso 112 wegen μνήσομαι und 113 wegen οἰκτίρω: denn die 1. Person bezeichnet hier abweichend von dem sonstigen Gebrauch denjenigen, der das Denkmal aufgestellt hat. Umgekehrt können aus der Zahl der für unecht erklärten Epigramme dem Simonides angehören 89. 96. 97. 98. 107. 118. 127. 128. 129. 133. 134. 150.

Ich wende mich jetzt den einzelnen Epigrammen zu. Fr. 96, 1—2 wurde von Dragumis auf einem Stein in der Nekropolis von Salamis gefunden, allerdings nicht vollständig, sondern von dem 1. V. nur ον ποκ' ἐναίομες ἄστυ Κορίνθου, von dem 2. nur ντος; Schrift und Sprache ist korinthisch und stammt aus der Zeit unmittelbar nach der Schlacht bei Salamis. Wilamowitz hält das Epigramm damit für abgeschlossen; es fehlten nur noch die Namen der Gefallenen, die auf andern Platten des Polyandrions geschrieben gewesen seien; die Vv. 3 und 4 seien spätere Fälschung. Aber gerade sie enthalten die notwendigen Angaben auf die Fragen wann und warum. Konnten nicht auch sie auf einer anderen Platte des Polyandrions stehen? Was der Verf. sprachlich und inhaltlich gegen sie vorbringt, ist nicht ent-

scheidend. Dions Abweichungen können von ihm selbst herrühren, die prosodische Messung Πέρσᾶς kann in einer korinthischen Grabschrift nicht auffallen, zur Verbindung Πέρσας καὶ Μήδους vergleicht schon Bergk Herod. VIII 89; hier ist sie zur Hervorhebung der Verdienste der Gefallenen gewählt, die ja in diesen Gedichten naturgemäß stark übertrieben werden, vgl. 97 und 98. Wilamowitz nimmt in 96 und 98 daran Anstoß, in 97 aber nicht. Ebensowenig wie diese Verse, sind 97, 3 flg. später von einem Fälscher hinzugefügt, wie W. glaubt. 101 nimmt Hauvette meiner Meinung nach mit Unrecht gegen Hiller und Preger in Schutz. — 110, 1 schlägt Stadtmüller φωτῶν st. θνατῶν vor, und in der That kenne ich kein Beispiel, wo θνητοί in der Bedeutung Menschen den Tieren entgegengestellt wäre. — 131 hält Hauvette mit Recht für vollständig. — 137. Wilamowitz hält an seiner Auffassung fest, nur mit dem Unterschied, daß er nicht mehr glaubt, Plutarch selbst habe den Text aus der Gedichtsammlung des Simonides genommen; seine Ansicht geht jetzt dahin, daß er sehr viel von dem gelehrten Material zur Widerlegung Herodots bereits gesammelt überkommen habe. — 140 hält derselbe die von Plutarch und Aristides überlieferte Form für die ursprüngliche; ich glaube, daß V. 2 bei diesen durch einen Zufall ausgefallen ist. — 141 läßt er nur das 1. Distichon als echt gelten; aber so vermißt man den Grund der Widmung; er mußte doch wenigstens das letzte noch dazu nehmen. — 159 ergänzt Ludwich Ἑρμῆν τόνδ' ἀνέθηκε ν[έον] Δημήτριος ['Αρκάς], [χαῦνα μέν,] ὄρθια δ' οὐκ, ἐν προθύροις [ἀγαπῶν], nicht eben glücklich. — 165 vermutet derselbe διχθά σφισιν: „wir hundert Schalen waren unter sie [die Athener und Spartaner?] in zwei Teile getrennt, jetzt aber sind wir vereinigt zum Weihgeschenk für". — 169 tritt Ludwich mit Recht für die Lesart der Anthol. und des Athen. ein: πολλὰ πιὼν καὶ πολλὰ φαγὼν κτλ. — 171—173 erscheinen Crusius unecht; „in dialogo aliquo Hieronis Xenophontei compari Simonidem depictum esse suspiceris cum Hierone convivantem et colloquentem: unde haec Chamaeleo transcripserit."

Pratinas.

Crusius in der Neuherausgabe der Anthologie hält gegen O. Müller und Blaß (vgl. Jahresber. Bd. 75 S. 231) daran fest, daß fr. 1 ein Hyporchem sei; „velim locos mihi proponant, sagt er, e dramate satyrico vel tragico petitos, quibus de arte musica ea ratione disputetur, qua in fragmento Pratinae. Contra simillimi hyporchematum Simonidis versus nonnulli (cf. 29. 30. 31) et Pindari (fr. 112. 116)." Aber auch keine dieser aus Hyporchemen angeführten Stellen zeigt einen ähnlichen Inhalt. Michelangeli Frammenti VI S. 4 flg. weist darauf hin, daß

die Verse des Pratinas nicht an Apollon gerichtet sind, wie es sonst bei Hyporchemen Sitte ist, sondern an Bakchos, und da Pratinas eben doch an erster Stelle Dichter von Satyrdramen war, so ist die Wahrscheinlichkeit auf der Seite von Müller und Blaß; wir werden hier ein Hyporchem aus einem Satyrdrama vor uns haben, und ähnlicher Art werden auch die anderen Fragmente sein. Daß Pratinas unter die eigentlichen Lyriker gerechnet wurde, folgt weder aus Plut. de mus. 31 noch aus 9. — V. 8 wünscht Wilamowitz κώμοις und θέλοι, das letztere wohl mit Recht. — V. 10 bemerkt Crusius φρυναίου = φρύνου, gewiß eine leichte Beseitigung der Schwierigkeit, wenn nur die Form feststände. — Einige Konjekturen bietet Blaydes Adversaria S. 69 flg., die mir, soweit sie neu sind, als unnötig oder unbrauchbar erscheinen.

Praxilla.

Crusius spricht die Skolien der Praxilla ab, indem er beifügt: „in fine opinor libelli, quo Praxillae carmina propagabantur, scolia quaedam adiecta erant, sicut in editionibus carminum Hesiodi Archilochi Anacreontis aliorum sub finem potissimum dubiae fidei versiculi legebantur." Vgl. dazu Jahresb. Bd. 92 S. 137. Michelangeli Frammenti VI S. 25 flg. tritt für die Echtheit von fr. 3 und 4 ein, weist aber Vermutungen über die Verfasserschaft der anderen Skolien zurück.

Bakchylides.

Die bisher schon bekannten Verse des Bakchylides sind neu bearbeitet von Michelangeli Frammenti VI S. 29 flg. und von Crusius in der Neuherausgabe der Anthologia lyrica. Dazu kommen jetzt noch die Gedichte und Fragmente, die in einem im Britischen Museum befindlichen ägyptischen Papyrus entdeckt und hauptsächlich durch die Bemühungen F. G. Kenyons entziffert wurden. Von ihnen liegt ein Faksimile vor unter dem Titel:

Bacchylides, an autotype Facsimile of the Papyrus in the British Museum. Oxford 1897. LIII, 246 S. Fol. With 20 plates

und überdies folgende Ausgaben:

1. The poems of Bacchylides edited by F. G. Kenyon. 1897.
2. Bacchylides carmina cum fragmentis ed. Fr. Blaß. Leipzig 1898.
3. Die neugefundenen Lieder des Bakchylides. Text, Übersetzung und Kommentar von H. Jurenka. Wien 1898.
4. Bacchylides, le odi e i frammenti. Testo greco, traduzione e note da cura di N. Festa. Firenze 1898.

nebst den Übersetzungen:

1. Les poèmes de Bacchylide de Ceos traduits par A. M. Desrousseaux. Paris 1898.

2. Bacchylides, poèmes choisis traduite par E. d'Eichthal et Th. Reinach, illustr. d'après des oeuvres d'art contemporaines des poètes. Paris 1898.

3. Bacchylides, a prose translation. London, Macmillan. 48 S. 8.

Die editio princeps, die F. G. Kenyon herstellte, verdient in hohem Maße Lob und Anerkennung. Die Einleitung handelt über Leben und Poesie des Bakchylides, sowie über Beschaffenheit und Inhalt des Papyrus nebst einer Analyse der in ihm enthaltenen Gedichte. Der Text dieser wird doppelt geboten, auf der linken Seite in Uncialschrift, auf der rechten in der jetzt üblichen Schreibweise. Die verschiedenen Hände, die sich in der Schrift des Papyrus zeigen, werden sorgfältig geordnet, und über sie wird in den Anmerkungen unter dem Text genaue Auskunft gegeben; außerdem werden hier kritische und exegetische Fragen behandelt. Den einzelnen Gedichten sind Vorbemerkungen vorausgeschickt, die über Veranlassung, Inhalt und Form Aufschluß geben. Im ganzen sind es 20 teils mehr, teils weniger vollständige Gedichte, darunter 14 Epinikien, die für uns wegen der Vergleichung mit Pindar ein besonderes Interesse haben, zumal da zwei, No. V und XIII, dieselben Personen feiern, wie Pindars 1. olympische und 5. nemeische Ode, nämlich Hieron und den Ägineten Pytheas. Noch wichtiger sind die Gedichte No. XV flg., Hymnen, Päane und Dithyramben, da sie Aufschluß über neue Dichtgattungen bringen. Dann folgen die Fragmente, zunächst die neuen, 40 an der Zahl, dann die schon von Bergk gesammelten, abgesehen von denen, die sich auch im Papyrus finden, nämlich 1, 2, 6, 8, 9, 17, 29, 30, 41, 42, 47, 52, 59 und 61. Den Schluß bildet ein sehr verdienstlicher Index verborum, in dem die neuen Wörter mit einem Sternchen bezeichnet sind.

Auf Kenyons Ausgabe fußen die anderen; im Vergleiche mit ihr bezeichnet die von Blaß einen bedeutenden Fortschritt, sowohl was die Ausbeutung der Hss. als auch was die Ausgestaltung des Textes betrifft. Über die Hss. handelt das 1. Kap. der Praefatio; Blaß setzt sie auf grund der Orthographie in das 1. Jahrh. n. Chr., während sie Kenyon wegen der Form der Buchstaben, bes. des Ξ, um 50 v. Chr. geschrieben sein läßt. Die Korrekturen stammen aus der Vergleichung mit einer anderen Hss; doch sind nicht alle besser als der ursprüngliche Text, weshalb in jedem einzelnen Fall eine besondere Prüfung notwendig ist. Die Epinikien berechnet Blaß auf etwa 1200 Verse; sie stellen eine vollständige alexandrinische Bücherrolle dar, wofür auch der schon von Kenyon hervorgehobene Umstand spricht, daß das

1. Gedicht einem Keer, also einem Landsmann des Dichters, das letzte einem Thessaler gewidmet ist. In einer 2. Rolle standen die übrigen erhaltenen Gedichte, die Blaß auf grund von Servius zu Verg. Aen. VI 21 mit dem Titel Διθύραμβοι versieht, was ich nicht billigen kann; denn das Wahrscheinlichste ist doch, daß Servius' Angabe auf einem persönlichen Irrtum beruht, und selbst wenn man soweit geht, daß man annimmt, er habe das 17. Gedicht, auf das er doch wohl hinweist, in seiner Ausgabe unter den Dithyramben gelesen, so folgt daraus für die uns vorliegende Ausgabe noch nichts, da zuerst nachgewiesen werden müßte, daß Servius gerade diese benützte. Richtig hat aber Blaß erkannt, daß die Lieder der 2. Rolle alphabetisch nach den Titeln geordnet sind. Die 40 Fragmente Kenyons sind bei ihm auf 13 herabgesunken; er hat also 27 in die erhaltenen Lieder eingereiht. Doch bleibt die Zuweisung bei etwa zwei Drittel unsicher, da die aus dem Metrum und Inhalt genommenen Indicien nicht genügen. Zurückzuweisen ist die Vereinigung von Gedicht VII und VIII, vgl. Jurenka Zeitschr. f. österr. Gymn. 1898. S. 989 und Häberlin Wochenschr. f. kl. Phil. 1899. No. 7 S. 169 flg.

Im 2. Kap. giebt Blaß eine wohlgelungene Charakterisierung der Poesie des Bakchylides. Dabei spricht er auch über das Verhältnis, in dem bei ihm der Mythus zum Gedichte steht; doch geht er hier in der Annahme von geheimen Beziehungen bisweilen zu weit; man vgl. z. B. nur, was er beim 1. Gedicht bemerkt. Recht dankenswert ist die S. XXIII flg. gegebene Übersicht über den Dialekt des Dichters; aber seine metrischen Grundsätze, nach denen er die Daktylo-Epitriten durch einen versus enhoplius mit der Grundgestalt: (⏓) — ⏑⏑̄ —⏑̄⏑ — (⏓) ersetzen möchte, werden trotz allem, was er zu ihrer Rechtfertigung im 3. Kap. vorbringt, keine allgemeine Billigung finden; sie haben in der Überlieferung keine Stütze, und die Rhythmik spricht gegen sie [?]. Der Text ist, wie bei Kenyon, doppelt gedruckt, links in der Weise des Papyrus, rechts in der gewöhnlichen; es ist dem neuen Hrsg. gelungen, durch eine ganze Reihe gelungener Konjekturen ihn lesbarer zu machen.

Jurenka beschenkt uns mit der 1. vollständigen Ausgabe mit Kommentar. In der Einleitung tritt er warm für eine gerechte Würdigung des Dichters Bakchylides ein; dann behandelt er die Beziehungen zwischen dem Mythus und der Person des Siegers und legt seine metrischen und rhythmischen Grundsätze dar, die auf den Theorien Böckhs und Westphals beruhen. Die Einrichtung der Ausgabe ist so, daß links der griechische Text, rechts die deutsche Übersetzung, am Fuße der Seiten zunächst der kritische, dann der exegetische Kommentar steht. In den letzten „hat nur das, was zum Verständnis wirklich notwendig ist und

was hervorragend dazu beiträgt, das Verhältnis des Dichters zur älteren und gleichzeitigen Lyrik, insbesondere zu Pindar, aufzuhellen und seine Einwirkung auf die folgenden Dichter zu erweisen, Aufnahme gefunden". Die Beeinflussung durch Homer ist nicht in jedem Falle durch Anführung von Parallelstellen nachgewiesen, und aus Kenyons Ausgabe ist nur das ganz Unentbehrliche wiederholt. Der Text ist von dem Verf. unter Benützung aller ihm zu Gebote stehenden Hülfsmittel selbständig festgestellt; von seinen eigenen Verbesserungen und Ergänzungen erwähne ich hier nur die geschickte Einfügung des 17. Fragm. in das 19. Gedicht V. 40 flg. Für die Übersetzung hat der Verf. die Form der freien Rhapsodie gewählt, da er auch den poetischen Wert des Originals zum Ausdruck bringen wollte; doch ist der letztere Zweck durch störende Wendungen und Ausdrücke bisweilen etwas beeinträchtigt.

Mit der Ausgabe Jurenkas hat die Festas Ähnlichkeit; auch hier ist der Text selbständig bearbeitet und der Kommentar auf das für das Verständnis Notwendigste beschränkt. Aber die beigegebene Übersetzung verfolgt nur den Zweck, den Sinn des Originals treu wiederzugeben. Die Einleitung behandelt das Leben und die Werke des Dichters, in besonnener und überlegter Weise: nur hätte der Verf. die Verbannung des Bakchylides nicht anzweifeln sollen.

Zum Schlusse füge ich noch bei, daß auch ich in der neuen Aufl. der Buchholzschen Anthologie vier Gedichte des Bakchylides, nämlich II, V, XVII und XVIII, erklärt habe, wobei ich auf die Erschließung des Inhalts und auf die Darlegung des Verhältnisses, das zwischen unserem Dichter und Homer und den Lyrikern besteht, das Hauptgewicht gelegt habe.

Die neugefundenen Gedichte zogen natürlich sofort die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf sich und riefen zahlreiche Beiträge zur Kritik und Exegese hervor:

1. F. Blaß, Litt. Centrblalatt 1898. No. 3 S. 98 flg. No. 5 S. 175 flg.

2. —, Bacchylides' Gedicht auf Pytheas von Aigina. Rhein. Museum 1898. S. 283 flg.

3. K. Busche, Zu Bakchylides. Berl. ph. Wochenschr. 1898. No. 43 S. 1342 flg.

4. E. Bruhn, Zeitschr. f. Gymn. W. 1898. S. 691 flg.

5. W. Christ, Zu den neuaufgefundenen Gedichten des Bakchylides. S.-Ber. bayr. Akad. 1898. S. 3 flg.

6. M. Columba, Rassegna di antichita class. 1898. S. 81 flg.

7. A. Croiset, Acad. des Inscriptions 28. I. 98.

8. —, Bacchylide. Rev. des études gr. 1898. S. 6 flg. S.XXXIV flg.

9. O. Crusius, Aus den Dichtungen des Bakchylides. Philol. 1898. S. 150 flg.

10. L. Cwiklinski, Über die neuentdeckten Gedichte des Bakchylides. Anz. d. Akad. d. Wiss. in Krakau 1898. April.

11. M. Desrousseaux, notes sur Bacchylide. Rev. phil. 1898. S. 184 flg.

12. M. L. Earle, notes on Bacchylides. Class. rev. 1898. S. 394 flg.

13. E. d'Eichthal et Th. Reinach, deux odes de Bacchylide. Rev. des études gr. 1898. S. 41 flg.

14. R. Farnell, archaeological notes on Bacchylides. Class. Rev. 1898. S. 343 flg.

15. M. Fennell, Athenäum No. 3668 S. 215. No. 3682 S. 661 flg.

16. G. Fraccaroli, Bacchilide. Riv. fil. 1898. S. 70 flg.

17. A. Goligher, Bacchylides XVII 35. Class. Rev. 1898. S. 437.

18. P. Graindor, Bacchyl. IX 53. XIII 125. Rev. de l'instr. publ. en Belg. 1898. S. 18.

19. Fr. Groh, Listy fil. 1898. S. 161 flg.

20. C. Häberlin, Wochenschr. f. klass. Philol. 1898. No. 25 S. 676 flg.

21. E. Harrison, notes archäological and mythological on Bacchylides. Class. Rev. 1898. S. 85 flg.

22. B. Haussoulier, Acad. des Inscriptions 19. XI. 1897.

23. O. Hense, Zu Bakchylides XI. Rh. Mus. 1898. S. 318 flg.

24. H. v. Herwerden, Zu Bakchylides. Berl. ph. Woch. 1898. No. 5 S. 159 flg.

25. H. v. Herwerden, A. Platt, A. E. Housman, critical notes on Bacchylides. Class. Rev. 1898. S. 210 flg.

26. E. Housman and J. E. Sandys, Athenäum No. 3661 S. 887. No. 3664 S. 87.

27. C. Jebb, notes on Bacchylides. Class. Rev. 1898. S. 152 flg.

28. V. Inama, le poesie di Bacchylides. Rend. d. R. Ist. Lombardo di scienze e lett. II, 31, 6.

29. S. Jones, Bacchylides and the fate of Croesus. Class. Rev. 1898. S. 84 flg.

30. H. Jurenka, Z. f. öst. Gymn. 1898. S. 982 flg.

31. H. Lipsius, Die neuentdeckten Gedichte des Bakchylides. Jahrb. f. Phil. 1898. S. 225 flg.

32. A. Ludwich, Bemerkungen zu den Inschriften der ilischen Tafeln und zu Bakchylides. Mit Anhang von O. Roßbach. Progr. Königsberg 1898.

33. L. Mallinger, Bacchylide avant et après 1896. Musée Belg. 1898. S. 188 flg. 295 flg.

34. A. Nairn, Class. Rev. 1897, S. 449 flg.

35. F. Nencini, le poesie di Bacchilide. Riv. d'Italia 1898, 1.

36. E. Piccolomini, le odi di Bacchilide. Atene e Roma 1898. S. 3 flg.

37. —, osservazioni sopra le odi di Bacchilide. Rend. d. R. Accad. dei Lincei 1898. V, 7 S. 152 flg.

38. A. Platt, R. Ellis, W. Headlam, E. Housman, C. Pearson, H .Richards, E. Sandys, W. Thomas, Y. Tyrell, C. Jebb, G. Kenyon, E. Harrison, critical notes on Bacchylides. Class. Rev. 1898. S. 59 flg. S. 123 flg.

39. A. Poutsma, ad Bacchylidem. Mnemosyne 1898. S. 339.

40. Th. Reinach, notes sur Bacchylide. Rev. des études gr. 1898. S. 17 flg.

41. B. Reynolds, notes on Bacchylides. Class. Rev. 1898. S. 254.

42. C. Robert, Theseus und Meleagros bei Bakchylides. Herm. 1898. S. 130 flg.

43. O. Schröder, Berl. ph. Wochenschr. 1898. No. 10 S. 321 flg. No. 28 S. 865 flg.

44. M. Stahl, Zu Bakchylides. Rh. Mus. 1898. S. 322 flg.

45. F. Vivona, due odi di Bacchylide. Palermo 1898.

46. J. Walker, Über die 5. von Kenyon herausg. Ode des Bakchylides. Athenäum No. 3660 S. 856.

47. —, Bacchylides XVI 112. Class. Rev. 1898. S. 436 flg.

48. H. Weil, Journal des Savants 1898. S. 43 flg.

49. U. v. Wilamowitz, Bakchylides. Berlin, Weidmann, 1898. 34 S. 8.

50. —, Gött. gel. Anzeigen 1898. II. S. 122 flg. 228 flg.

51. O. Zuretti, spigolature Bacchilidee. Riv. fil. 1898 S. 134 flg.

52. Lehmann, S.-Ber. der archäol. Gesellsch. zu Berlin 1898. März, vgl. Archäol. Anzeiger 1898. S. 122 flg. Ode III 23 flg.

Dazu kommen noch, die schon bisher bekannten Fragmente berücksichtigend:

53. M. Blaydes, Adversaria S. 67. 191. Vgl. oben S. 78.

54. U. v. Wilamowitz, commentariolum metricum I. Ind. schol. Göttingen 1895.

Da das Wesentlichste, was die Arbeiten hinsichtlich der neugefundenen Verse zu Tage gefördert haben, in den oben angeführten Ausgaben verzeichnet und verwertet ist, so habe ich hier nur noch einige Worte inbetreff der alten Fragmente, die bei Bergk gesammelt sind, beizufügen. Michelangeli will fr. 20 εἶπεν ἔστ' κτλ. lesen; aber das ionische εἶπεν ist der Form nach bei Bakchylides unzulässig und der Bedeutung nach an unserer Stelle unpassend; im übrigen vgl. vor. Jahresb. Bd. 92 S. 137. — fr. 27, 3 schreibt derselbe Κύπριδος. ἐλπὶς διαιθύσσει, indem er annimmt, ος in Κύπριδος sei infolge des F von ἐλπίς und wegen des Iktus lang gebraucht; selbst wenn man dies bei Bakchylides zulassen wollte, würde die Konstruktion noch Schwierigkeit machen, da sich θάλπειν τινός nirgends findet. — fr. 31 schlägt Wilamowitz δῆλ' ἀγνοήσειν st. δ' ἄλλ' vor. das Bergk in τἄλλ' verwandelte; Sicherheit läßt sich bei der Kürze des Fragm. nicht gewinnen.

Mit dem Leben und den Werken des Bakchylides beschäftigen sich, von den schon oben genannten Gelehrten abgesehen:

1. O. Crusius, Pauly-Wissowas Realencykl. Bd. II S. 2793 flg.

2. L. A. Michelangeli, Della vita di Bacchilide e particolarmente delle pretese allusioni di Pindaro a lui e a Simonide. Messina 1897. 48 S. 8. (Auszug aus Riv. di stor. antica e scienze affini II, n. 3—4.)

3. —, Dopo il Bacchilide pubblicato dal Museo Britannico. Messina 1898. 22 S. 8. Auszug aus Riv. di stor. antica III, n. 1.)

4. *Βακχυλίδης ὁ μελοποιός. Ἑλλάς VI S. 185 flg.

5. R. Lanciani, i busti di Bacchilide e Pindaro nelle ville antiche. Rendic. d. R. Accad. dei Lincei ser. V, vol. VI S. 6 flg.

Crusius' Artikel in Pauly-Wissowas Realencyklopädie wurde vor der Veröffentlichung der neuen Funde geschrieben; einige Nachträge und Abänderungen giebt der Verf. im Philol. 1898. S. 177 flg.

Der 1. Ansatz der ἀκμή des Dichters bei Eusebius in Ol. 78,2 = 467 mag auf das 3. Gedicht zurückgehen, das den Wagensieg Hierons in Olympia feiert; in ähnlicher Weise könnte der Ansatz des Chron. Pasch. in Ol. 74 = 484 die Abfassungszeit der 13. Ode angeben, des nachweislich ältesten Epinikions unseres Dichters. Die anderen Ansätze sind offenbare Versehen, und Michelangeli sucht mit Unrecht Ol. 87, 2 = 431 durch Betonung von ἐγνωρίζετο in Schutz zu nehmen; denn von einem Dichter, der schon 484 Epinikien dichtete und Hierons Siege wiederholt verherrlichte, zum Teil im Wettkampf mit Pindar, kann man nicht sagen: ἐγνωρίζετο Ol. 87, 2. Im übrigen sind Michelangelis Ansätze wahrscheinlich, nämlich Geburt 507, Blüte 467, Reise nach Syrakus etwa 477, endgültiges Verlassen dieser Stadt 468 oder 467. Was Lipsius dagegen bemerkt, scheitert schon daran, daß er gezwungen ist, ξένος in V, 11 nicht auf Bakchylides', sondern auf Simonides' Verhältnis zu Hieron zu beziehen.

Am Hofe Hierons trafen Simonides und Bakchylides sicher mit Pindar zusammen. Die Frage, wie das Verhältnis des letzteren zu dem ersteren sich gestaltete, ist eine vielumstrittene. Nach der Überlieferung war es ein gespanntes, wofür manche Stellen aus Pindar zum Beweise angeführt werden: Pyth. II 97. 125 flg. Ol. II 149 flg. Nem. III. Ol. I 37. Isthm. II. Ol. IX. Michelangeli untersucht diese aufs genaueste und kommt dabei zu dem Ergebnis, daß nirgends ein Grund vorliege, die betreffenden Worte auf Bakchylides, bezw. auf Simonides und Bakchylides zu beziehen. Daraus schließt er, daß die Nachrichten von einem Gegensatz und einer feindlichen Stimmung dieser Dichter gegeneinander der thatsächlichen Grundlage entbehren, und Jurenka stimmt ihm darin bei. Ich erblicke in dem Umstande, daß die Scholiasten solche Worte auf Simonides und Bakchylides bezogen, ohne durch die Stelle selbst dazu veranlaßt zu sein, einen Beweis dafür, daß sie sonstwoher Kenntnis von der litterarischen Fehde zwischen diesen Dichtern hatten; denn wie wären sie sonst gerade auf diese Namen gekommen? Das Vorhandensein einer solchen gewinnt aber durch den neuen Fund an Glaubwürdigkeit; wir sehen, wie beide Rivalen sind, sogar bei denselben Personen, wie viele Anleihen Bakchylides bei Pindar macht, wie er diesen schließlich bei Hieron sogar aussticht; denn Hieron überträgt die Verherrlichung seines Wagensieges in Olympia nicht dem Pindar trotz des Schlusses von Ol. I, sondern dem Bakchylides. Dadurch wird auch die Nachricht, daß Hieron den Bakchylides dem Pindar vorgezogen habe, bestätigt, die Crusius noch für ein αὐτοσχεδίασμα des Scholiasten erklärt hatte. Ist es unter diesen Umständen nicht natürlich, daß sich Pindar ärgerte und seinem Ärger auch in Anspielungen in seinen Gedichten Luft machte? Bakchylides konnte dies weniger, und

doch fehlen solche Anspielungen auch bei ihm nicht, vgl. fr. 14 und auch Simon. fr. 75. Ich halte also mit Crusius, Lipsius u. a. an der Überlieferung fest. Hieron und die andern werden an diesen versteckten Angriffen ihre Freude gehabt haben, wie das ja auch anderwärts vorkommt; daß dieser Gegensatz aber zu einer Störung des Hoflebens geführt habe, ist gewiß eine übertriebene Annahme.

An der Verbannung des Bakchylides aus Keos und an seinem Aufenthalt im Peloponnes muß man festhalten; zwar hat man über diese Ereignisse keine genaueren chronologischen Angaben, aber die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, wie auch Michelangeli annimmt, daß sie in die Zeit nach dem Aufenthalt des Dichters in Syrakus fallen. Wenn Wilamowitz aus der Thatsache, daß sich Bakchylides im Peloponnes und nicht in Athen aufhielt, auf eine Abneigung gegen Athen schloß, so ist er jetzt gründlich widerlegt; nicht weniger als 4 Gedichte beziehen sich auf diese Stadt, und die Annahme ist ganz unabweisbar, daß der Dichter auch in Athen war. Man sieht auch hieraus wieder, wie unsicher alle Schlüsse ex silentio sind. Über Zeit und Art seines Todes sind wir auch jetzt ohne Kenntnis.

Als Dichter wird Bakchylides von Wilamowitz sehr ungünstig beurteilt, und andere haben sich leider diesem Urteil angeschlossen. Dagegen treten vor allen Jurenka, Blaß, Inama und Weil mit vollem Rechte auf; Bakchylides ist ohne Zweifel, was Erfindung, Darstellung und Sprache anlangt, ein bedeutender Dichter. Genauere Untersuchungen über Sprache und Metrik fehlen noch; Inama bietet eine schöne Übersicht über die Epitheta, und Weil spricht über die Freiheit in der Responsion bei unserm Dichter; ebenso Schröder. A. Croiset weist — allerdings etwas ironisch — auf seine litterarische Kenntnis und Belesenheit hin, und Columba sucht die tiefer liegenden Beziehungen zwischen Mythus und Personen aufzudecken.

Melanippides.

Kritische Beiträge zur Verbesserung der Fragmente liefern:

1. Hamelbeck, Der Ionicus a maiore etc. Progr. Mülheim a. Rh. 1896.

2. M. Blaydes, Adversaria S. 71. 192.

3. C. Häberlin, Wochenschr. f. kl. Phil. 1898. No. 25 S. 676 flg.

1, 3 schreibt Crusius in der Anthol. lyr. ἀν' εὐήλι' ἄλσεα, gut, aber so vermutete schon Madvig. — 4, 3 schlägt Hamelbeck ἀπωλλύοντο vor, was Crusius schreibt, indem er bemerkt: „ἀπωλλύοντο (deficiebant) fere traditum esse monuit Kaibel“.

Ariphron.

Über Ariphron vgl. O. Crusius in Pauly-Wissowas Realencykl. Bd. II S. 846. In dem Päan auf Hygieia V. 8 tritt Hamelbeck a. a. O. für Beibehaltung von πάντα ein, so daß τέθαλε zum vorhergehenden Verse gezogen wird; Crusius behält es bei ohne diese metrische Änderung, was mir weniger gut scheint. V. 9 liest Crusius gut X. ὀάροις.

Likymnios.

4, 1 schreibt Crusius mit Wilamowitz λ. μᾶτερ ὑψίστα, θρόνων st. μᾶτερ, ὑψίστων θρ., gewiß richtig.

Philoxenos.

2, 8 vermutet Häberlin a. a. O. παντόθεν εὖ (oder πανταχόθεν) λιπάοντες ἐν ἐγχελεῶσιν (oder ἐπ' ἐγχελεῶνος) ἄριστον | γόγγροι τ' ἠδ' οἴων τεμαχῶν τρύβλιον (oder πάτανον) πλῆρες θεοτερπές. — 2, 29 schreibt Crusius mit Kaibel γαλακτοτρόφου, 3,4 flg. mit demselben κέρας. ταῖσιν δὲ μέσσαις | ἐγκαθιδρύθη κτλ.; beide Änderungen billige ich. — 5,1 weist Crusius die Schreibung προτομαῖς ταύρων κεραστῶν, die Wilamowitz und Kaibel befürworteten, mit Recht zurück, da ja Athenäus gerade wegen κέρατα unsere Stelle citiert. Er selbst schreibt ἐν χρυσέαις <φιάλαις> προτομαῖς τε, | ἄλλοι δ' <ἐκ> κεράτων ἐβρέχοντο κατὰ μικρόν; aber mit προτομαί werden keine Gefäße bezeichnet, und aus dem Zusammenhang bei Athenäus geht hervor, daß hier von gold- und silberverzierten Hörnern die Rede sein muß. Offenbar handelt es sich um Hörner, die mit goldenen Tiergesichtern geschmückt waren; daher vermute ich: πῶμ' ἐκ χρυσέαις προτομαῖς τεχναστῶν κεράτων, ἐβρέχοντο δὲ κτλ. — 14, 2 ergänzt Häberlin <σοῦντ' (oder σῶντ')> εἴσω θ., leicht und dem Sinne entsprechend.

Timotheos.

12, 2 tritt Crusius für Hillers Änderung καὶ τὰ <καινὰ> γὰρ ἅμα κρείσσω ein, die ich Jahresb. Bd. 75 S. 232 verwarf. Er hält mir vor, der Sinn sei: nempe quae recentia sunt, eadem (ἅμα) sunt potiora. Aber gerade dieses „eadem“ wegen habe ich ja ἅμα zurückgewiesen; denn der Zusammenhang verlangt: ich singe das Alte nicht, weil das Neue besser ist, nicht aber: weil das Neue neu und zugleich besser ist. — 13, 1 schlägt Crusius σύ τ' ἰὼ und 3 ἐχθροῖσι vor, so daß wir hier anapästische Dimeter hätten; widerspricht dem aber nicht ἀκτῖσι V. 2? — Blaydes Adversaria S. 71 will dem Timotheos das Fragm. bei Athen. 14 p. 636 D "Ἄρτεμι σοί μέ τι φρὴν κτλ. zuweisen, ohne dafür eine Begründung beizubringen; Bergk stellt diese Verse mit mehr Recht unter die carmina popularia, vgl. 3; Kaibel und Crusius wollen sie dem Alkman zuweisen.

Lykophronides.

2, 1 vermutet Crusius ῥυτόν st. ῥόδον, jedenfalls besser als Blaydes a. a. O. S. 72, der τόξον verlangt. Ich glaube, daß nichts zu ändern ist, vgl. auch Anth. Pal. VI 154, 5 flg.

Mesomedes.

Mit Mesomedes' Hymnen beschäftigen sich:

1. Th. Reinach, Rev. des études gr. 1896. S. 1 flg.

2. J. Ilberg, Die Sphinx in der griechischen Kunst und Sage. Progr. Leipzig 1896.

1 behandelten zuletzt F. A. Gevaert, La melopée antique etc. 1895. S. 42 und K. v. Jan, Musici scriptores Gr. 1895. S. 460 flg. Reinach stimmt hinsichtlich des Rhythmus mit Westphal, Christ und Jan überein; des N ist eine der chromatischen hypolydischen Tonart entnommene Note, die 3. des Tetrachords διεζευγμένων, angewandt zur Hebung der Modulation. — 5 besteht nach Ilberg aus 3 Variationen: 1—2. 3—5. 6—11, was Stadtmüller, der selbst an 4 Variationen: 1—2. 3—5. 6—7. 10, 11, 8, 9 dachte, und ich billigen. Crusius nimmt 1—2 und 6—11 als Frage, worauf 3—5 die Antwort sei, die aber an falscher Stelle in den Text geraten sei.

Skolia.

E. Maaß Herm. 1896. S. 382 Anm. bemerkt gegen Reitzenstein, daß Pind. fr. 95 nicht die Quelle für das 5. Skolion gewesen sein könne, da sich die Übereinstimmung nur auf typische Epikleseis beziehe, das jedem der beiden Lieder Individuelle aber grundverschieden sei: damit fallen auch die von Reitzenstein gezogenen chronologischen Folgerungen. Dasselbe Urteil habe ich Jahresb. Bd. 92 S. 139 abgegeben. — Einige Konjekturen zu den Skolien, die jedoch meiner Meinung nach unbrauchbar sind, bringt F. H. M. Blaydes Adversaria S. 72.

Carmina popularia.

Zu den carmina popularia liefern Beiträge:

1. W. Headlam, Journal of Philol. 1895. S. 297.

2. H. Richards, ebenda 1897. S. 83 flg.

3. C. Häberlin, Wochenschr. f. klass. Phil. 1898. No. 25 S. 676 flg.

4. M. Blaydes, Adversaria S. 73.

Daraus ergiebt sich, wenn man noch Crusius' neue Ausgabe der Anthologia lyrica hinzunimmt, etwa folgendes: fr. 4 will Crusius dem

Alkman zuschreiben; denn in Sparta wurde 'Ἀφροδίτα 'Αμβολογήρα verehrt, vgl. Wide, lakon. Kulte S. 143. — 7 schlägt Wilamowitz bei Kaibel Athen. III S. 372 vor: ἀνάγετ' εὐρυχωρίαν ποι- | εἴτε τῷ θεῷ· ἐθέλει γὰρ | ὀρθὸς ἐσφ. κτλ., was der Überlieferung näher kommt. — 9 liest Crusius: ἔπιθι, Κόρη, γ. | ὅσον οὔπω· 'τριπόλεον δή, indem er sich möglichst nahe an die Überlieferung hält; dasselbe gilt von 26, wo er Bergks Ergänzungen γᾶς und ἐχθρῶν zurückweist. Hinsichtlich des Metrums halte ich es für das Beste, wenn man drei daktylische Kola mit Einschnitten nach νυκτιβόαν und ἀνωνυμίαν annimmt. — 28, 2 empfiehlt Richards Umstellung: τοῖς Λ. εἴπετ' 'Α., wodurch das Ganze an Einheitlichkeit gewinnt. — 39 schlägt Headlam φυτεύειν st. φυτεύετε vor; wohl richtig; Bergk hat φύτευε geschrieben. — 46, 4 vermutet Richards mit Recht παρῆχ' (Perf.) st. παρῆν, was Porson in παρῆγ' (Imperf.) änderte. Übrigens bemerkt Crusius richtig, daß dieses Lied kaum unter die Volkslieder gehöre, ebensowenig wie 12 und 27. Auch in der Zurückweisung des von Hiller hier eingereihten Verses ὦ Ζηνὸς κτλ. (vgl Terpander 4) stimme ich ihm bei; nur hätte er auch die ebenfalls von Hiller hierher gestellten Verse Terp. 3: σπένδωμεν ταῖς Μ. κτλ. dazu nehmen sollen. Neu reiht Crusius ein θύραζε, Κῆρες· οὐκέτ' 'Ανθεστήρια, vgl. s. Anal. ad paroemiogr. S. 48. 146, dann ἔφυγον κακόν, εὗρον ἄμεινον, wozu er bemerkt: „formula sacra e paroemiogr. et Demosth. de cor. S. 259, ferner φίττα, Μαλιάδες, φίττα, 'Ροαὶ . . ., vgl. Poll. IX 127. Eustath. p. 855, endlich die Εἰρεσιώνη. In dem letzten Gedicht vermutet er V. 2: μὲν φυσᾷ vel μ. ὀρέπεται vel πέπνυται; meiner Meinung nach ist zu schreiben: ὅς μέγα μὲν γάνυται, μέγα δὲ βρύει, ὄλβιος αἰεί; γάνυσθαι und βρύειν bezeichnend für den ἀνὴρ μέγα δυνάμενος. — V. 12 ändert und ergänzt derselbe ἀλλὰ φέρ' αἶψα | (πήρης) τὠπόλλωνος (ἀγυρτίδος) <ἀγλαὰ δῶρα>, worin mir der Genetiv anstößig ist.

Fragmenta adespota

Einige Vermutungen zu den fragm. adesp. giebt M. Blaydes, Adversaria S. 72.

Fr. 6, das Hiller als sprichwörtlichen Vers ausschloß, nimmt Crusius mit Recht in Schutz; ebenso 11 B, ohne dies Fragm. jedoch wieder an seine Stelle zu setzen, weil es vermutlich von einem alexandrinischen Dichter herrühre. Auch 8 A schreibt er einem solchen zu. — 84, 14 vermutet Crusius: Αἰγυπτίας δὲ Ν. ὕλην <γᾶς> ἐπιλιμπάνων κτλ, indem er ὕλην = ἰλύν faßt. — 88 lautete nach Crusius vielleicht: 'Αφροδίτας ὀνομαθετῶν (ὀνοματοθ—) καὶ Χ. ἀ., wozu er bemerkt: „scholiastam Aristotelis poeta melico usum esse Bergkius non comprobavit." — 90, 5 tilgt Crusius πίθοι mit Recht als Glossem. — 100 denkt Cr. an ζαέντος = διαέντος, da Plut. de garrul. 2 ζέοντος st. πνέοντος hat. —

101, 4 stellt Wilamowitz bei Arnim Dion Prus. I S. 314 richtig θρ. τε φιλήνεμοι γόαι her, was Crusius aufnimmt. — Außerdem vermehrte Crusius die elegischen Adespota um 2 Nummern, die iambischen um 21 und die melischen um 4; sehr zweifelhaft bleiben die iambischen.

Neue Funde.

Das Seikelos-Liedchen wurde musikalisch bearbeitet von A. Thierfelder, Seikelos. Epigrammation. Für Singstimme und Pianoforte (Harfe) mit griech. und deutschem Text. Leipzig, Breitkopf und Härtel.

Zu den delphischen Hymnen liefern Beiträge H. v. Herwerden in Mnemosyne 1895 S. 122 flg. zum Päan des Aristonoos 4, 2, *M. Kawczynski, dwa hymny delfickie na czesc Apollina. Eos II S. 28 flg., Wilamowitz, commentariolum metricum I. Ind. schol. Göttingen 1895. S. 1 flg. Musikalische Bearbeitungen liegen vor von Fr. A. Gevaert, le nouvel hymne delphique. Gand 1896. Hoste 41 S., A. Thierfelder, Hymnus an Apoll, für den einstimmigen Männerchor mit Instrumentalbegleitung eingerichtet und übersetzt. Klavierauszug. Leipzig 1896. Breitkopf und Härtel. 11 S. 4, Th. Rheinach, exécution du second hymne delphique à Apollon. Transscription pour harpe et chant. Rev. des études gr. 1897. S. XXXV flg. J. Wackernagel, Das Zeugnis der delphischen Hymnen über den griech. Accent. Rh. Mus. 1896. S. 304 flg., kommt zu dem Resultat, daß die mit dem Gravis versehene Silbe, gerade wie die mit dem Acut, durchweg in der Melodie einen höheren Ton als alle übrigen Silben des betreffenden Wortes oder doch wenigstens einen gleich hohen, nie einen tieferen hat. Zugleich ordnet sich aber die mit Gravis versehene Silbe dem folgenden Wort unter; denn sie ist nie höher als seine Anfangs- und seine Accentsilbe. Somit steht ein Wort mit Gravis auf gleicher Linie mit den vortonigen Silben eines Einzelwortes; ja, es ist insofern noch entschieden Baryton, als es sich nie über die vortonigen Silben des nächsten Wortes erhebt. Der Tonsetzer war also durch den Wortaccent stärker beengt, als man bisher glaubte.

Einen neuen Hymnus veröffentlicht H. Weil, un péan delphique à Dionysos. Bulletin de corr. hellén. 1895. S. 393 flg. Er ist im 4. Jahrh. von einem gewissen Philodamos gedichtet. Verbesserungen dazu liefert H. Diels, Zu dem delphischen Päan des Philodamos. S.-Ber. Berl. Akad. 1896. S. 457 flg.

P. Grenfell, an Alexandrian erotic fragment and other Greek papyrus. Oxford 1896, hat in einem ägyptischen Papyrus erotische Verse entdeckt, über die O. Crusius Philol. 1896 S. 353 flg., Wilamowitz Nachr. d. Gott. Ges. 1896 Heft 3, vgl. auch Fr. Leo, Die

plautinischen Cantica und die hellenische Lyrik. Abh. d. Gött. Ges. 1897, und A. Manzini, sul frammento erotico Alessandrino del Grenfell. Riv. di stor. ant. 1897 No. 3 S. 1 flg., gehandelt haben; dazu kommen noch die Abhandlungen von Fr. Blaß, rhythmische Prosa aus Ägypten. Jahrb. f. Phil. 66 S. 153 flg. und 347 flg. und von H. Weil, un monologue grec récemment découvert. Rev. des études gr. IX S. 169 flg. Wilamowitz hat das Fragment passend „des Mädchens Klage" betitelt. Es ist eine Arie im Stil und Versmaß der euripideischen Tragödie, der Gattung der Hilarodia angehörig. Crusius denkt an den Hilaroden Simos von Magnesia als Verfasser. Manzini hält das Gedicht für vollständig, glaubt aber nicht, daß es zur Aufführung bestimmt, sondern nur in litterarischer oder rhetorischer Absicht verfaßt ist; daher fehlen auch alle Hindeutungen auf bestimmte Vorkommnisse und Personen.

IV. Bukoliker.

Über Entstehung und Charakter der Bukolik handeln:

1. E. Hoffmann, Die Bukoliasten. Rh. Mus. 1897. S. 99 flg.

2. G. Knaack, Bukolik. Pauly-Wissowas Realencykl. Bd. III S. 998 flg.

E. Hoffmann hebt mit Recht hervor, daß die Entstehung des Hirtenliedes in allen drei Berichten, die wir darüber haben, mit dem Kult der Artemis in Beziehung gesetzt wird. Wenn er aber weiter meint, sie knüpfe an eine ältere Bevölkerung an, die von neuen Ankömmlingen unterdrückt worden sei, so ist dies in der Überlieferung nicht begründet. Damit fallen aber auch die daraus gezogenen Folgerungen, nämlich das Fest, an dem die Hirtenlieder gesungen worden seien, sei ein Sühnfest zur Besänftigung der Göttin gewesen, die vordem im Lande geherrscht habe, damit ihr Zorn den neuen Herren kein Unglück bringe; die Sühne sei in einer symbolischen restitutio in integrum bestanden, d. h. den Unterworfenen sei für die Dauer des Festes ihre Freiheit und zugleich auch die Erlaubnis zu Scherz und Spott gegeben worden.

Was außer der Erwähnung der Artemis in den drei Berichten noch Gemeinsames hervortritt, ist die Herleitung der Bukolik aus ἴδιαι ᾠδαί oder ἴδια ποιήματα der Landleute, die in der 3. Version ἄγροικοι ᾠδαί genannt werden. Hätte Knaack dieses berücksichtigt, so hätte er nicht bemerkt: „Orestes ist nach den neuesten Forschungen als eine dem Dionysos verwandte Gottheit anzusehen; somit sind die ἴδια ποιήματα zu Ehren der Artemis verständlich, aber zur Erklärung der εὕρεσις τῶν βουκολικῶν tragen sie nichts bei und haben wohl auch nichts damit zu

thun,“ zumal da der Name Orestes nur nebensächlich ist, zur Einführung der Hauptsache, der Artemis, gewählt. Welcher Art diese Lieder waren, kann man aus der Schilderung der syrakusanischen ersehen; Mummenschanz, Wettgesang, Scherz und Spott hatten dabei ihre Stelle. Unsere Überlieferung setzt solche Gesänge bei den Bauern auf dem Lande voraus und will nur erklären, bei welcher Gelegenheit sie allgemein und öffentlich bekannt wurden; denn was Knaack nur von der syrakusanischen Legende annimmt, gilt von allen drei. So sehr diese nun auch in der Angabe des Anlasses — Perserkriege, Rückkehr des Orestes aus Tauris, Aufstand in Syrakus — auseinandergehen, darin stimmen sie überein, daß es bei Gelegenheit eines Artemisfestes war, und das ist ganz natürlich; denn Artemis ist ja die Göttin des Ackerbaues und die Schirmherrin der Viehzucht, deren Gunst sich die Landleute auf jede Weise verschaffen wollen, deren Feste sie also möglichst prächtig feiern.

Wir sehen also, daß die Bukolik nach unserer Überlieferung aus den an den Artemisfesten vorgetragenen Liedern der Hirten hervorgegangen ist, und haben keinen Grund, an der Richtigkeit dieser Überlieferung zu zweifeln; denn einerseits gleicht diese Entstehungsweise der anderer Dichtgattungen, z. B. des Dramas, anderseits enthielten jene Lieder wirklich alle Keime, die später in der Bukolik zur Entwickelung kamen. Auch auf die Frage, wo der geschilderte Hirtengesang seine Hauptstätten hatte, giebt uns unsere Überlieferung Antwort, indem sie Sicilien, besonders Syrakus, und Lakonien nennt. So bleibt nur noch übrig zu untersuchen, wann dieser Volksgesang mit der Kunstpoesie in Berührung kam, wie er diese beeinflußte, welchen Umständen und Bedingungen er seine Entwickelung zu einer Kunstgattung verdankte. Alle diese Punkte behandelt Knaack eingehend und der Hauptsache nach gewiß richtig; in einigem jedoch weiche ich von ihm ab.

Knaack will den attischen Heros eponymos Diomos mit dem von Epicharm erwähnten sicilischen βουκόλος Diomos identifizieren, wogegen mir alles zu sprechen scheint. Den Daphnis hat nach ihm Stesichoros aus dem Sagenschatze seiner chalkidischen Heimat entnommen; der Beweis dafür steht aber auf schwachen Füßen; es ist das Schol. Theokr. VIII 55: ὁ Ἑρμησιάναξ λέγει τὸν Δάφνιν ἐρωτικῶς ἔχειν τοῦ Μενάλκα. Da Daphnis Sohn des Hermes heißt, so erblicke ich in ihm eine Hypostase dieses Gottes als Beschützers der Herden; so erklärt sich seine feste Verbindung mit Artemis. Diese Sage kam vermutlich aus dem Peloponnes mit den Kolonisten nach Sicilien; wenigstens ist Daphnis bei Theokrit Sikeler. E. Hoffmann benützt auch die Sage des Daphnis zur Stütze seiner Hypothesen; er soll „blind“ gemacht worden sein wegen des Anklangs von ἀλαός an ἄλη, ἀλάομαι, ἀλαῖος, ἀλήτης; zum

„Heimatlosen“ aber sei er durch die Beraubung seines Landes geworden, was durch den Treubruch der Artemis gegenüber zum Ausdruck gebracht werde. Was endlich den Theokritos und seinen Kreis betrifft, so weist Knaack natürlich den Versuch Reitzensteins, sie zu sakralen Bukolen zu stempeln, entschieden zurück. Er erblickt in ihnen „eine Genossenschaft jugendlicher Dichter, die, wahrscheinlich zu einem festen Verbande organisiert, in dem Kostüm von Hirten und unter poetischen Spitznamen, etwa in dem 1. Jahrzehnt des 3. Jahrh. auf Kos die Musenkunst pflegten“. Zum Beweise dafür kann er nur auf die Thalysien Theokrits hinweisen; aus diesen folgt aber für mich, wie für andere, nur, daß um die angegebene Zeit eine Anzahl junger Dichter auf Kos bei Philetas weilten. Wenn Theokrit in seinen Thalysien diese als Hirten einführt und dementsprechend benennt, so brachte dies die ganze Art seiner Poesie mit sich, worauf schon Hiller Jahresb. Bd. 54 S. 186 aufmerkam machte; keinesfalls läßt sich darauf ein sicherer Schluß auf einen festen Verband als Hirten kostümierter und mit Spitznamen benannter Dichter bauen. Dagegen scheint mir schon der Umstand zu sprechen, daß gar nicht alle in dem Gedichte Theokrits Namen tragen; außerdem wären doch, wenn ein solcher festgeschlossener Bund von lauter Dichter-Hirten bestanden hätte, sicher nicht bloß unter dem Namen Theokrits bukolische Lieder vorhanden. Es scheint, daß eben Theokrit der einzige eigentliche Bukoliker der Gesellschaft war. Übrigens geht Knaack auch in der Umdeutung poetischer Namen und Situationen auf wirkliche Personen und Verhältnisse viel zu weit. Es läßt sich ja allerdings nicht leugnen, daß Anspielungen bei den alexandrinischen Dichtern vorkommen; allein wenn man festen Boden unter den Füßen behalten will, darf man solche doch nur da annehmen, wo eine äußere oder innere Nötigung dazu vorliegt. Wie willkürlich manche dabei vorgehen, zeigt einmal der vollständige Mangel an Übereinstimmung in diesen Fragen unter den Gelehrten, sodann auch die Notwendigkeit, für dieselbe Person bei dem gleichen Dichter verschiedene Spitznamen zulassen zu müssen. An diesem Fehler leidet auch der Aufsatz G. Knaacks, Über die Hirten bei Theokrit. Verhandl. der 44. Phil.-Vers. in Dresden. Leipzig 1897 S. 48 flg., der nichts wesentlich Neues bietet.

Theokrit.

Alte Ausgaben der Gedichte Theokrits sucht

E. Bethe, De Theocriti editionibus antiquissimis. Ind. lectionum. Rostock 1896. 13 S. 4

zu erweisen. Nach ihm deutet das Epigramm ἄλλος ὁ Χῖος κτλ. auf eine mit dem Bildnis des Dichters versehene Ausgabe hin. Dieser

Beweis ist meiner Meinung nach gänzlich mißlungen; unter einem Bilde ist ἄλλος ὁ Χῖος unmöglich, während es als Aufschrift einer Gedichtsammlung zur Unterscheidung der Werke des Syrakusaners von denen des Chiers ganz an seinem Platze ist. Dagegen hat Bethe recht, wenn er in Abrede stellt, daß Μοῦσαν δ' ὀθνείην οὔτιν' ἐφειλκυσάμην nach ὃς τάδ' ἔγραψα bedeuten könne: „ich nahm kein fremdes Gedicht mit in meine Ausgabe auf". Der Sinn kann nur sein, daß er als Syrakusaner die Bukolik nicht als eine ausländische, sondern einheimische Dichtgattung gepflegt habe, womit auf den bekannten Streit über den Entstehungsort des Hirtengesanges angespielt wird. Damit fallen die Folgerungen, die man bisher aus diesen Versen zog, nämlich daß sie auf eine nur theokritische Lieder enthaltende Ausgabe hinwiesen, im Gegensatz zu der mit βουκολικαὶ Μοῖσαι κτλ. eingeführten Ausgabe, in die auch unechte mitaufgenommen gewesen seien; beide Epigramme führen ganz allgemein Theokrit-Ausgaben ein. Weitere Ausgaben erschließt der Verf. aus der Thatsache, daß die Hypotheseis auch in Hss ohne Scholien stehen; es war also eine Ausgabe vorhanden, die nur die ὑποθέσεις, und eine, die außerdem noch die Scholien enthielt. Die Ausgabe mit den ὑποθέσεις fällt in die Zeit nach Aristophanes von Byzanz, der durch seine Ausgabe der Tragiker mit ὑποθέσεις die Anregung dazu gab. Den terminus ante quem will der Verf. aus dem Schlusse der 8. Ekloge Virgils gewinnen; da nämlich hier Virgil der Dienerin Amaryllis zwei Verse giebt, während bei Theokrit Thestylis nichts spricht, so meint Bethe, Virgil habe das gethan, weil er in der Hypothesis des 2. Idylls den Tadel gelesen habe: τὴν δὲ Θεστυλίδα ὁ Θεόκριτος ἀπειροκάλως ἐκ τῶν Σώφρονος μετήνεγκε μίμων. Dieser Schluß ist bei der Freiheit, die sich Virgil dem Theokrit gegenüber besonders am Ende seiner Eklogen wahrt, nicht zwingend, der terminus ante quem jener Ausgabe also bis jetzt unbestimmt.

An neuen Ausgaben und Übersetzungen sind zu erwähnen:

1. Theocritos, oeuvres. Traduction nouvelle, par R. Pessonneaux. Paris 1895.

2. Theocrite, l'Oaristys. Texte grec et traduction de M. A. Bellesort. Illustrations de G. Bellenger, gravées par E. Froment. Paris 1896.

3. Theocritos. Translated into English verse by C. S. Calverley. London 1896.

4. Teocrito. Il ciclope o il rimedio contro l'amore. Prefazione. raffronto e versione di G. Manera. Reggio-Emilia 1897.

5. Keos uit Theocritos' Idyllen door J. L. Haller. Brüssel 1894.

Textkritische und exegetische Beiträge liefern:

1. J. Vahlen, Zum 7. Idyll. Ind. lect. Berlin 1895/96. 21 S.

2. H. Stadtmüller, Zu den Epigrammen. Festschrift zur 350jähr. Jubelfeier des Gymn. in Heidelberg. 1896. S. 49.

3. J. Cholmeley, notes on Theocritus. Class. Rev. 1896. S. 299 flg.

4. M. Blaydes, Adversaria S. 26 flg. 190.

Daraus hebe ich — von Dialektischem abgesehen — folgendes hervor: 2, 128 schlägt Blaydes in ansprechender Weise πάντως κα πελέκεις κτλ. st. καί vor. — 3, 16 vermutet derselbe δρυμῷ δὲ st. τε. — 5, 36 will er ὄμμασι σοῖς ὀρθοῖσι oder ὀρθοῖς ὀφθαλμοῖσι oder τοῖς ὅσσοις ὀρθοῖσι schreiben; leichter und völlig genügend ist ὄμμασι τοῖσδ' ὀρθοῖσι st. τοῖς ὀρθοῖσι. — Vahlen handelt ausführlich und sehr belehrend über V. 76: εὖτε χιὼν ὥς τις κατετάκετο κτλ. — 8, 15 ist wohl mit Blaydes χαλεπός γ' ὁ πατήρ zu lesen. — 11, 58 mit demselben ἀλλ' ἃ μὲν θέρεος κτλ. st. ἀλλὰ τὰ μὲν θέρεος.— Zu V. 60 macht er viele Vorschläge, von denen νῦν αὐτὸ νέειν γα μαθεῦμαι das beste ist; ich vermute νῦν αὐτὸ τὸ νεῖν γε μαθεῦμαι: „jetzt will ich sogar das Schwimmen lernen.“ — V. 107 ist Blaydes' ἁμετέραισι χ' ἱκοίμαν ansprechend, aber doch wohl nicht nötig. — 21, 59 tritt Cholmeley mit Recht für ὤμοσα δ' οὐκέτι λοιπὸν κτλ. ein; die Änderung in ὤμοσα μηκέτι, die jetzt vielfach aufgenommen ist, ist schon wegen V. 58: καὶ τὸν μὲν κτλ. nicht möglich, da auf καὶ . . . μέν notwendig δέ folgen muß. Aus 58 einen Nebensatz zu machen, wie es in der Regel geschieht, geht nicht an; aber eine sichere Emendation für die korrupte Überlieferung καὶ τὸν μὲν πιστεύσασα χαλαγετὸν ἠπήρατον ist bis jetzt nicht gefunden; meiner Meinung nach lautete der Vers etwa καὶ τὸν μὲν δὴ ἔχευσα μάλ' ἄσμενος εὖ ἐνὶ πήρᾳ. Zu ὤμοσα δ' οὐκέτι κτλ. vergleicht Cholmeley Herondas 6, 93; eine bessere Parallele bietet Plat. apol. 35 C: καὶ ὀμώμοκεν οὐ χαριεῖσθαι, οἷς ἂν δοκῇ αὐτῷ, ἀλλὰ δικάσειν κατὰ τοὺς νόμους, wo ebenfalls οὐ einem folg. ἀλλά gegenübersteht, wie an unserer Stelle. — 27, 19 wünscht Blaydes οὐ φευξεῖς; mir gefällt die Frage ἦ φεύγεις κτλ. besser, für die auch die Antwort φεύγω ναὶ τὸν Πᾶνα spricht. — V. 44 emendiert er gut δεῖξόν μοι st. δεῖξον ἐμοί, aber V. 60 ist τάχ' ἂν st. τάχα δ' besser als τάχα χ'. — V. 68 ist ἀνεγρομένη kaum richtig überliefert; man müßte denn nur annehmen, daß die ursprüngliche Bedeutung des Wortes völlig erloschen sei, und es nur noch „aufstehen“ bedeute, wofür ich kein Beispiel kenne; ich schlage ἀνεσταμένη vor; das seltene Perfekt veranlaßte die Verschreibung. — 29, 34 nimmt Blaydes mit Recht an πελώμεθ' Anstoß, vgl. V. 27, 36; aber st. πέλωμεν ist πέλωμες her-

zustellen, das auch der überlieferten Schreibung näher kommt. — 30, 3 vermutet Cholmeley μᾶκος μὲν μετρίω, ἀλλ' ὁπόσον τῶ πεδὰ περρέχει | τᾶς γᾶς, τοῦτο χάρις coll. Anthol. Pal. XII 93; aber der Hiatus sowohl als πεδά ist anstößig. — Epigr. 6, 5 schlägt Blaydes ταὶ δὲ κ. st. αἱ vor, vielleicht richtig. — Stadtmüller weist darauf hin, daß die Epigramme Anth. Pal. VII 658—663 Theokrit nicht angehören; der Name sei vielleicht aus 660, 1 erschlossen und an den Rand geschrieben worden; später sei er dann auf alle Epigramme übertragen worden.

Die Sprache und Metrik Theokrits untersuchen:

1. L. Wahlin, De usu modorum Theocriteo. Göteborg 1897.

2. Ph.-E. Legrand, Etude sur Théocrite. Thèse pour le doctorat. Paris 1898.

Wahlin behandelt zuerst die Modi in unabhängigen Sätzen, dann in den abhängigen, wobei er die einschlägigen Stellen ziemlich vollständig anführt. Der Wert der Arbeit ist aber dadurch beeinträchtigt, daß der Verf. die Kritik nicht in wünschenswerter Weise zu ihrem Rechte kommen läßt.

Umfassender und verdienstlicher ist die Untersuchung Legrands im 4. Kapitel seines Buches. Unter sorgfältiger Benützung der bisherigen Arbeiten auf diesem Gebiete wird hier in umsichtiger und besonnener Weise über den Dialekt, den Wortschatz, die Grammatik, die Metrik und den Stil des Dichters gehandelt. Das Ergebnis ist, daß wir in Theokrit einen für seine Zeit einfachen und ungekünstelten Dichter haben; allerdings hat auch er seine Schwächen, aber sie treffen weniger den eigentlichen Stil, als vielmehr die sprachlichen Elemente, wie einzelne Wörter und Formen, wie denn überhaupt bei ihm die technische Fertigkeit hinter der poetischen Begabung zurücksteht.

Mit der Echtheit der überlieferten Gedichte beschäftigen sich:

1. C. Prinz, Quaestiones de Theocriti carmine XXV et Moschi carmine IV. Dissert. Vindobon. V S. 65 flg.

2. Ph.-E. Legrand, a. a. O. S. 1 flg.

Prinz tritt mit Erfolg gegen Hiller für die Echtheit von Theokrit XXV ein. Seinen Versuch aber zu beweisen, daß das Gedicht schon im 1. Jahrh. für theokritisch gegolten habe, halte ich für verfehlt; denn aus dem Umstand, daß IX 5 ἀτιμαγελεῦντες und XXV 132 ἀτιμαγέλαι vorkommt, folgt nicht, daß der Dichter jener Verse diese gekannt und für theokritisch gehalten habe. Damit fällt aber auch die Folgerung, daß das 25. Gedicht schon vor Virgil dem Theokrit zugeschrieben worden sei, da diesem auch das 9. in seiner jetzigen Gestalt vorgelegen habe. Noch unsicherer ist die Annahme, daß das Epigramm

des Artemidoros βουκολικαὶ Μοῦσαι σποράδες κτλ. den 28. Vers des 9. Idylls nachahme, wonach man dieses und damit auch das 25. Idyll in die Zeit vor Artemidoros setzen müßte.

Diese letzte Bemerkung richtet sich auch gegen Legrand, der im Anschluß an Ahrens in 9, 28 flg. einen dem Einleitungsepigramm βουκολικαὶ Μοῦσαι κτλ. entsprechenden Epilog einer Sammlung bukolischer Idyllen sieht, die später in die von Ahrens mit T bezeichnete Sammlung aufgenommen worden sei. Nun sind aber die genannten Verse, abgesehen von dem Fehlen jeder Beziehung auf jenes Epigramm, an sich so unsicher überliefert, daß sie kaum eine feste Grundlage für irgendwelche Schlüsse abgeben können. Immerhin scheint aus V. 31 flg. zu folgen, daß sie eher von dem Dichter des 9. Idylls als von einem Sammler herrühren; darauf deutet auch ἄεισα, das Bücheler ganz willkürlich durch ἄκουσα ersetzen wollte. Damit steht die Überlieferung ᾠδάν, τάν im Einklang, und auch V. 30 widerspricht nicht. Die Blase auf der Zunge ist die Strafe für die Lüge; nun hat der Dichter die Sache so dargestellt, als ob er die mitgeteilten Lieder von Daphnis und Menalkas gehört habe; diese „Lüge“ nimmt er mit V. 29 flg. zurück, indem er angiebt, daß das Gedicht von ihm selbst stamme, einem den Musen ergebenen Sänger; so erklärt sich auch die nachdrückliche Versicherung ἐγὼ τήνοισι παρὼν ἄεισα νομεῦσι. Bei dieser Auffassung liegt aber auch kein Grund vor, Teile des Idylls für unecht zu erklären; alle passen zusammen; der Dichter erzählt zunächst in direkter Rede seine Aufforderung an Daphnis und Menalkas zu singen, dann berichtet er ihre Lieder und die Art, wie er sie für ihren Gesang belohnt hat, endlich wendet er sich mit der Bitte an die Musen, sein Lied bekannt werden zu lassen (φαίνετε ᾠδὰν κτλ.), da er ja ein Freund der Musen sei.

Mit dieser Sammlung, deren Schluß Id. 8 und 9 gebildet haben sollen, fallen aber auch die von Legrand auf grund derselben gegen die genannten Gedichte erhobenen Verdächtigungen, nämlich daß der Sammler unzweifelhaft echte theokritische Idyllen gewiß nicht an den Schluß gestellt hätte. Freilich ist damit die Echtheit der beiden Gedichte noch nicht erwiesen; sie sind sonst so vielfach beanstandet, daß man in ihrer Verwerfung dem Verf. beistimmen wird, und ich nehme dabei auch 8, 53—60, 63—70 und 72—80, die der Verf. retten möchte, nicht aus. Außerdem scheidet er Id. 19. 20. 21. 23 und 27 aus, alle nach dem Vorgang anderer. Von den Epigrammen hält er 2. 3. 4. 5. 6 und 14 für sicher unecht. Die andern Idyllen und Epigramme läßt er, allerdings zum Teil zweifelnd, unserm Dichter.

Über Leben und Dichtungen Theokrits handeln:

1. R. Helm, Das Geburtsjahr Theokrits. Jahrb. f. Philol. 1897 S. 397 flg.

2. Ph.-E. Legrand, a. a O. Kap. II. III und V.

Helm setzt die Geburt Theokrits in 305/300, und 305 nimmt auch Legrand als Geburtsjahr an. Dagegen wendet sich Fr. Susemihl, Philol. 1898 S. 328 flg., nach dessen Ansicht unser Dichter etwa um 315 geboren sein muß. Seine Jugendzeit läßt ihn Legrand im Anschluß an Wilamowitz in Sizilien und Unteritalien verleben. Nachdem er sich um 275/273 mit Id. 16 vergeblich um Hierons Gunst bemüht hatte, reist er nach Legrand in den Orient, und zwar zunächst nach Kos, wo Id. 12 gedichtet ist. Von hier geht er nach Alexandreia und verfaßt dort um 272/271 das 17. Idyll, über das auch H. v. Prott, Theokrits 17. Gedicht und die Zeitgeschichte. Sitz. d. K. d. archäol. Inst. 22. XII. 1897 und Rh. Mus. 1898 S. 460 flg. zu vergleichen ist. Zwischen 274 und 270 sind nach Legrand auch Id. 7 und 11 entstanden; aber das wird ihm hinsichtlich des 7. Gedichts kaum jemand glauben. Von Alexandreia aus läßt er den Theokrit wieder nach Kos zurückkehren, wo er sich — von Reisen abgesehen — bis zu seinem Tod aufgehalten habe; nach Syrakus kam er nicht wieder. Fast alle Gedichte sind nach ihm im Orient geschrieben; aber daß sich Theokrit in den Streit zwischen Kallimachos und Apollonios eingemischt habe, erscheint ihm unwahrscheinlich. Mit Recht weist er Knaacks Hypothese, daß das 13. Idyll eine beabsichtigte Korrektur von Apollon. I 1207 flg. sei, zurück, vgl. Gött. gel. Nachr. 1896 S. 883 flg.

Über die Gedichte selbst spricht Legrand im 3. und 5. Kapitel; hier behandelt er die darin zu Tage tretende Gelehrsamkeit, die Darstellung der Liebe, das Stadt- und Landleben, die Kunst der Charakterisierung, die Mythen, des Dichters Talent zu erzählen und zu schildern, die Einheit der Gedichte, den buchmäßigen Charakter der Sammlung und die Vermischung der Dichtgattungen miteinander. Die interessanten Ausführungen des Verf. verdienen gewiß Lob und Anerkennung; aber manches reizt auch zum Widerspruch. So erblickt er in Lykidas, an dessen durch nichts gerechtfertigter Identifizierung mit Leonidas von Tarent er festhält, und in Simichidas, dem Pseudonym für Theokrit, die Repräsentanten zweier verschiedener Auffassungen des Landlebens: Theokrit verspotte die übertriebene Schwärmerei seines Freundes, und daraus ersehe man, daß er seine bukolischen Gedichte überhaupt in der Absicht geschrieben habe, die Verkehrtheiten der zeitgenössischen Dichter, die das Landleben mit Lob und Preis überschütteten, zu berichtigen und zu beseitigen. Außerdem nimmt er auf die Vorliebe der Alexandriner für alles Episodenhafte zu wenig Rücksicht. Auch seine Ansicht, Theokrit habe nur für die Lektüre geschrieben, wird wenig Zustimmung finden. Endlich fällt auch seine Beurteilung des Theokrit im Vergleich zu Herondas zu ungünstig für den ersteren aus, vgl. vor.

Jahresb. Bd. 92 S. 106. Vgl. auch A. Ferrari, saggio di uno studio sul genere pastorale, applicato principalmente a Teocrito e Virgilio. Palermo 1896. Barravecchio e figlio. 34 S. 8.

Das Verhältnis Virgils zu Theokrit untersuchen:

1.* G. B. Grassi, Teocrito ed alcuni suoi imitatori antichi e moderni: riscontri. Cronol. del anno scol. 1895/96. Palermo.

2.* G. Casali, Virgilio e Teocrito. Atti e memorie di R. Accad. di Mantova. 1895/96.

3. A. Cartault, Études sur les bucoliques de Virgile. Paris 1897.

4. P. Jahn, Die Art der Abhängigkeit Virgils von Theokrit. Progr. des Köllnischen Gymn. zu Berlin 1897 und 1898.

Jahn behandelt im 1. Progr. die 3. Ekloge, im 2. die 2. und von der 8. Vv. 14—61. Er und Cartault verfahren im Prinzip in der gleichen Weise, indem sie den Versen Vergils die entsprechenden Theokrits gegenüberstellen; aber Jahn geht viel mehr ins einzelne. Die Untersuchungen bestätigen und weisen noch eingehender nach, was man bis jetzt schon wußte, nämlich daß Vergil dem Grundsatz der Contaminatio huldigte; er dachte sich ein Thema aus, suchte dann die Vorlagen dafür und fügte dazu, wo es notwendig war, auch Eigenes, das aber nicht immer paßt und bisweilen auch Lücken läßt. Indes geht Jahn in der Einschränkung der Selbständigkeit Vergils entschieden zu weit.

Zum Schluß erwähne ich

W. F. Nicholson, Theocritean hexameters. Oxford 1897.

Bion.

Zu Bion teilt Blaydes Adversaria S. 79 flg eine Anzahl Konjekturen mit, von denen erwähnt zu werden verdient V 7: ἐν εὐφροσύνᾳ καὶ χάρματι st. ἐς εὐφροσύναν καὶ χάρματα, in Übereinstimmung mit dem folg. ἐνὶ μόχθῳ.

Moschos.

Mit Moschos beschäftigen sich:

1. R. C. Christie, The earliest appearance in print of the first idyll of Moschus. Class. Rev. 1897. S. 191.

2. E. Maaß im Hermes 1896. S. 399 Anm.

3. C. Prinz a. a. O. Vgl. oben S. 150.

4. M. Blaydes, Adversaria S. 80.

Id. 1 wurde nach Christie zuerst in der 3. Aufl. der Grammatik von Laskaris. Vicenza 1489. S. 98 und 99 ohne den Namen des Dichters

und den Titel Ἔρως δραπέτης mit der Überschrift στίχη ἡρωικοὶ εἰς τὸν ἔρωτα gedruckt; der Verf. fügt die Hauptabweichungen dieses Druckes von dem gewöhnlichen Text bei. — V. 6 vermutet Blaydes entsprechend πᾶς κε μάθοι νιν st. πᾶσι μάθοιμι. — V. 22 wünscht derselbe αὐτῶ; damit ist nichts gebessert. Es ist wohl zu lesen πολὺ πλεῖον δ' ὅτι αὐτῷ κτλ. „viel mehr aber will es noch heißen, daß er" u. s. w. Zum Hiat bei ὅτι vgl. Theocr. 1, 88. 91.

III 81 (76) ist nach Maaß mit „Pegasosquelle" die Hippukrene gemeint. — V. 118 (108) schlägt Blaydes φθονέω τι st. φθονέοιμι vor, was Beachtung verdient.

IV stammt, wie Prinz mit Recht gegen Hiller bemerkt, nicht von demselben Verfasser wie Theokr. 25; es gehört einem mittelmäßigen Dichter aus alexandrinischer Zeit. Auch zur Erklärung liefert Prinz Beiträge. V. 117 vermute ich ὄπιδ' (ὄπιν) ὁπλότερος st. ὄπιδα προτέρην, so daß ὁπλότερος und πολιοῖο einander entgegenstehen.

V. Anthologien.

Über griechische Anthologien handelt ein von L. Schmidt verfaßter, von R. Reitzenstein durchgesehener Artikel in Pauly-Wissowas Realencykl. Bd. I S. 2380 flg. Wenn dieser auch kaum etwas Neues bietet, so eignet er sich doch gut zur raschen Orientierung über die in betracht kommenden Fragen. Ähnlich verhält es sich mit den bis jetzt ebenda erschienenen, größtenteils von Reitzenstein verfaßten Artikeln über Dichter und Dichterinnen der Anthologie; nur daß der Verf. hierin öfter zweifelhafte oder auch ganz unhaltbare subjektive Anschauungen zum Abdruck gebracht hat, wie z. B. unter Asklepiades und Anyte.

An die Anthologie Pal. betreffenden Ausgaben sind zu nennen:

1. V. Haberton, Meleager and the other poets of Jacobs Anthologie from Plato to Leonidas Alexandr. together with the fragment of Hermesianax and a selection from the adespota. With a revised text and notes. London 1895. IV und 580 S.

2. J. Geffcken, Leonidas von Tarent. S.-A. aus 23. Suppl.-Bd. der Jahrb. f. klass. Philol. Leipzig 1896. 164 S. 8.

3. R. Paton, Anthologiae Graecae erotica. London 1898.

4. Epigrammata arithmetica scholia Pal. cod. Anthologiae in Diophantus Alexandrinus ed. P. Tannery. Vol. II S. 43 flg. Leipzig 1895.

Über Tannery genügt es, auf den vor. Jahresb. Bd. 92 S. 174 flg. zu verweisen. — Habertons Ausgabe ist ohne großen Wert; An-

ordnung, Text und Erklärung lassen zu wünschen, was jedoch nicht ausschließt, daß sich da und dort eine gute Erklärung oder eine richtige Emendation findet. — Besser ist Patons Ausgabe, die den griechischen Text samt einer englischen Übersetzung in Versen enthält. Die hds. und kritischen Bemerkungen sind der Stadtmüllerschen Anthologie-Ausgabe entnommen; aber der Hrsg. bringt manchen beachtenswerten Verbesserungsvorschlag, und auch in den Erklärungen fehlt es an selbständigen Auffassungen nicht. — Geffcken stellt zuerst das Eigentum des Tarentiners Leonidas fest; dann läßt er den griechischen Text mit kritischem Apparat folgen; hieran schließt sich ein exegetischer Kommentar zu den Epigrammen; hierauf wird eine Schilderung des Dichters Leonidas gegeben und ein Index der wichtigsten Wörter beigefügt. Bei der Feststellung der Epigramme des Leonidas werden die Adespota unberücksichtigt gelassen; VI 45 wird dem Tarentiner abgesprochen, aber an der Echtheit von V 187. 200. 262. VII 19. 455. IX 337 hält Geffcken gegen Stadtmüller fest, der in der Berl. ph. Wochenschr. 1897 No. 31/32 S. 961 flg. auch IX 179 und VII 656 dem Alexandriner, VII 13 dem Meleager zuweist. Die Anordnung der Epigramme ist ganz willkürlich; sie ist lediglich durch die Anschauungen bedingt, die sich der Verf. von dem poetischen Entwickelungsgang des Leonidas gebildet hat. Diese sind aber bei dem vollständigen Mangel an festen Anhaltspunkten rein subjektiv und um so problematischer, je größeren Einfluß der Verf. den unbewiesenen Ausführungen Reitzensteins auf sich zugestanden hat. Auch dem Dichtertalent des Leonidas wird Geffcken nicht gerecht; er schätzt ihn entschieden zu niedrig ein, wovon ihn schon die Anerkennung hätte überzeugen müssen, die der Tarentiner zu seinen Lebzeiten und noch mehr bei der Nachwelt gefunden hat; einem bloßen Nachahmer, dessen ganzes Verdienst nur darin besteht, daß er das fremde Gut in seiner Weise ausgeschmückt hat, wäre man nicht so entgegengekommen. Überhaupt weiß sich Geffcken im Aufspüren von Nachahmungen nicht genug zu thun; fast scheint es, als wäre er der Ansicht, es könnten nie zwei oder mehrere Menschen unabhängig voneinander auf denselben Gedanken kommen. Daher muß Leonidas seine Gedanken und Motive bald von Asklepiades, bald von Anyte, bald von Kallimachos, ja sogar von Antimachos, dessen Thätigkeit als Epigrammatiker noch sehr fraglich ist, und von den Kynikern haben. Aber wenn irgendwo, ist gerade in diesen Fragen die größte Zurückhaltung geboten, da die Überlieferung außerordentlich lücken- und trümmerhaft ist, so daß wir nicht einmal über den Entwickelungsgang des Epigrammes nach seinen verschiedenen Seiten hin genau unterrichtet sind. Sprache und Metrik des Leonidas hätte der Verf. eingehender behandeln dürfen; auch wäre man ihm für einen

vollständigen Wortindex dankbar gewesen. Der Kommentar verdient Lob und Anerkennung, obwohl es auch hier an sonderbaren Erklärungen nicht fehlt, z. B. VII 452, 472, 11 flg. IX 320, 5 flg.

Hieran reihe ich

M. Rubensohn, Griechische Epigramme und andere kleinere Dichtungen in deutschen Übersetzungen des 16. und 17. Jahrh. Weimar 1897. (A. u. d. T.: Bibliothek älterer deutscher Übersetzungen hrsg. von A. Sauer Bd. 2—5.)

Der Verf. dieses interessanten Buches stellt die Nachbildungen, die sich von Epigrammen der griechischen Anthologie in der deutschen Dichtung des 16. und 17. Jahrh. finden, zusammen; dazu fügt er noch eine beträchtliche Zahl von indirekten Nachahmungen, sowie eine Übersicht über die Motive, welche die deutsche Lyrik der griechischen Epigrammdichtung zu verdanken scheint. In der Einleitung giebt er eine gelungene litterar-historische Würdigung der deutschen Epigrammatiker, die leider nur etwas zu breit und umfangreich ausgefallen ist.

Mit den Quellen der Anthologie beschäftigen sich:

1. C. Radinger, Der Stephanos des Meleagros von Gadara. Philol. 1895 S. 296 flg.

2. R. Weißhäupl, Zu den Quellen der Anthologia Palatina. Serta Harteliana. Wien 1896. S. 184 flg.

3. C. Radinger, Zu den kyzikenischen Epigrammen der Palatinischen Anthologie. Beiträge für Wachsmuth. Leipzig 1897. S. 116 flg.

C. Radinger weist darauf hin, daß Meleager an einen altgriechischen Brauch anknüpft, wenn er die Gedichte, bezw. Dichter und Dichterinnen mit Blumen vergleicht; für die Wahl dieser waren teils ästhetische Urteile, teils äußere Umstände maßgebend, ohne daß jedoch Vollständigkeit beabsichtigt wurde. Jedem in den Stephanos eingereihten Gedicht war der Name des Verf. vorgesetzt, oft noch mit der Angabe der Heimat, besonders zur Unterscheidung von Homonymen; dagegen fehlten Inhaltslemmata. Die Doppeltitel rühren großenteils von der Nachlässigkeit der Abschreiber oder von Randbemerkungen späterer Gelehrter her, manche gehen aber nach Radinger auf Meleager selbst zurück, dem trotz der Benutzung der alexandrinischen Gesamtausgaben, sowie der Einzelausgaben der Dichter bei allen Gedichten von bestrittener oder zweifelhafter Autorschaft nur dieser Ausweg blieb, wenn er nicht Anonymität vorzog. Der Umfang des Stephanos belief sich auf mehrere Bücher oder Rollen; die Anordnung war nach

dem bekannten Scholion alphabetisch. Diese Überlieferung wird aber durch unsere Sammlung nicht bestätigt, wie der Verf. an V 133—214 zeigt; danach bildete Verwandtschaft des Stoffes der Epigramme das Anordnungsprinzip, neben dem allerdings auch noch die Benutzung der Quellensammlungen Einfluß ausübte. Zu ähnlichem Ergebnis gelangt auf grund der Untersuchung von VII 406—529, 646—665 und 707—740 Weißhäupl, der nachweist, daß sich der Ordner sogar durch entfernte Berührungspunkte formaler oder inhaltlicher Art zur Einreihung von stofflich fremden Gedichten (439 flg, 484, 498, 648, 663, 710—712) und von Nicht-Epitymbien (430, 730) verführen ließ. Will man diesen Untersuchungen gegenüber die Überlieferung von der alphabetischen Anordnung des meleagrischen Kranzes halten, so bleibt nichts anderes übrig, als anzunehmen, daß die ursprünglich alphabetisch geordnete Sammlung später nach stofflichen und formalen Gesichtspunkten so gründlich umgestellt und verändert worden sei, daß von ihrer ersten Anlage nichts mehr zu finden ist. Ob damit aber die Rettung der Überlieferung nicht zu teuer erkauft ist?

Hinsichtlich der kyzikenischen Epigramme zeigt Radinger, daß sie unmöglich inschriftlich sein können; Sprache und Metrik weisen auf eine spätere Zeit hin. Dagegen seien die prosaischen Lemmata, die nicht aus den Epigrammen geschöpft seien, zuverlässig. Beide, Lemmata und Epigramme, seien aus einer ausführlichen Beschreibung des Denkmals der Attaliden-Mutter Apollonis geschöpft. Nach den Lemmata seien es 20 Reliefs, alle die Kindesliebe behandelnd, die sich auf die Seiten des nach Norden orientierten Tempels verteilen; jedoch sei der Tempel wahrscheinlich kein Grabtempel.

Andere Arbeiten haben den Zweck, über die Geschichte der Anthologie, über einzelne Dichter und Dichtgattungen aufzuklären: dahin gehören:

1. H. Omont, Deux lettres sur les Anthologies. Rev. phil. 1895 S. 182 flg.

Es werden hier zwei Briefe des Salmasius an von Thon über die griechische und lateinische Anthologie mitgeteilt, von denen der erste die Epigrammensammlungen von Meleager bis Planudes behandelt, jedoch nur historisches Interesse hat.

2. C. Radinger, Meleagros von Gadara. Eine litterargeschichtliche Skizze. Innsbruck 1895.

3. E. Ermatinger, Meleagros von Gadara, ein Dichter der griechischen Decadence. Hamburg 1898. (Sammlung gemeinverständlicher wiss. Vorträge Heft 304.)

Radingers Arbeit ist eine Ergänzung zu H. Ouvrés Buch über denselben Gegenstand, vgl. vor. Jahresb. Bd. 92 S. 178 flg., mit dem sie sich vielfach berührt. Sie behandelt das Leben und die Werke des Dichters, sein Eigentumsrecht auf Epigramme der Anthologie, seine Stellung und Bedeutung als Dichter, seine Dichtungen und Arbeitsweise. Radinger nimmt an, daß die Auswanderung Meleagers aus Gadara mit der Eroberung dieser Stadt durch Alexander Jannäos im J. 98/97 v. Chr. in Verbindung stehe, und setzt demnach seine Geburt um das J. 120 v. Chr. an. Seine Ansicht über den Stephanos ist schon oben dargelegt, und ebenso im vor. Jahresb. a. a. O., welche Epigramme er unserem Dichter zuweist, und wie seiner Meinung nach das 12. Buch der Anthologie zusammengesetzt ist. Epigr. XII 69 möchte jetzt Stadtmüller, Berl. phil. Woch. 1897 No. 40 S. 1220 flg. dem Dioskorides geben. Was Radinger zur Charakterisierung Meleagers und seiner Gedichte sagt, ist interessant und treffend. — Ermatingers Schriftchen wendet sich an ein größeres Publikum, das es mit der Alexandrinischen Litteratur, besonders mit unserem Dichter bekannt machen will; Erwähnung verdienen die gelungenen Verdeutschungen meleagrischer Gedichte, die der Verf. in seinen Aufsatz eingelegt hat.

4. E. Loch, Zu den griechischen Grabschriften. Festschr. z. 50 j. Doktorjubiläum L. Friedländer dargebracht. Leipzig 1895, S. 275 flg.

5. R. Herkenrath, Studien zu den griechischen Grabschriften. Progr. Feldkirch 1896.

Beide Arbeiten enthalten zwar nichts wesentlich Neues, wie es auch bei dem schon wiederholt bearbeiteten Thema natürlich ist, aber es sind lesenswerte Zusammenstellungen, die einander in schöner Weise ergänzen. Herkenrath stellt aus einer umfangreichen Materialsammlung alles systematisch geordnet zusammen, was sich auf Tod und Begräbnis bezieht, während Loch eine Übersicht über die historische Entwickelung der hauptsächlichsten Formen der griechischen Grabschriften giebt. Das bekannte ταῦτα auf Gräbern faßt er als Stoßseufzer: „das nun ist das ganze Leben", manchmal auch in dem Sinne von: „das sage ich dir zum Trost".

Zur Kritik und Exegese haben außer den schon erwähnten Gelehrten noch beigesteuert:

1. R. Ellis, A contribution to the history of the Greek Anthology. Journ. of Philol. 1896 S. 161 flg.

2. — On an epigramm of Leonidas (IX 335). Class. Rev. 1897 S. 100.

3. W. Headlam. Journ. of Philol. 1895 S. 290 flg.

4. H. v. Herwerden, Ad Anthologiam Graecam. Mnemosyne 1895. S. 1 flg.

5. Th. Korsch, Ad Anthologiam Palatinam. Filolog. obosrj. VII S. 127 flg. S. 140 flg. VIII S. 83 flg. X S. 210.

6. P. Sakolowski. Philol. 1895 S. 402.

7. U. v. Wilamowitz. Herm. 1895 S. 186.

8. G. Setti, Studi critici sull' Antologia Pal. Riv. fil. XXIV S. 234 flg.

9. — Anthol. Pal. XI 9. Rassegna di ant. class. 1896. S. 64 flg.

10. H. Delehaye, Une epigramme de l'Anthol. grecque (I 99). Rev. des études grecques 1896. S. 216 flg.

11. C. Häberlin, Noch einmal Besantinos. Philol. 1896. S. 186 flg.

12. Herrlich, Archäol. Anzeiger 1896. S. 206. (Anth. P. III 6.)

13. E. Maaß, Hermes 1896. S. 399 Anm.

14. M. Rubensohn, Zur griech. Anthologie XII. Charon. Berl. phil. Wochenschr. 1895 No. 36. S. 1147 flg. — Anth. P. IX 667. 669. Ebenda 1896. S. 701. — Zur griech. Anthol. XIII. Der Schild des Achilleus. Ebenda 1897 No. 36. S. 1116 flg.

15. H. Stadtmüller, Zu einigen Grabschriften der Palat. Anthologie und ihren Verfassern. Festschrift des Gymn. Heidelberg 1896. S. 49 flg.

16. O. Crusius, Anthol. Pal. XI 17. Philol. 1897. S. 70.

17. P. Krumbholz, Rhein. Mus. 1897. S. 276. (Appendix 97.)

18. M. Blaydes, Adversaria. S. 84 flg.

Daraus führe ich folgendes an: I 10, 30 vermutet Herwerden θεογηθέα st. θεοπειθέα. — 99, 3 ergänzt Delehaye auf grund der ältesten Vita des hl. Daniel, die er in den Analect. Bolland. veröffentlicht hat, mit Th. Reinach: τοὔνομα <μὲν> Δανιήλ, <μεγάλῳ> Συμεῶνι δ' ἐρίζει, während E. Kurtz Συμεῶνι δ' ἐρίζει <ἀγαυῷ> wünscht. Mit κίονι διχθαδίῳ (V. 4) ist der Standort des Heiligen bezeichnet, zwei nebeneinander stehende, zu einem Ganzen vereinigte Säulen (συμβολὴ τῶν δύο κιόνων). V. 5 tritt D. für ἀμβροσίῃ und ἀναίμονι ein, vgl. zu dem letzten Suidas: τουτέστιν ἀγγελικῇ· αἷμα γὰρ οὐκ ἔχουσιν οἱ ἄγγελοι, καθὸ οὐδὲ ἐσθίουσιν.

III 5, 2 schlägt Herwerden für θέλων μιᾶναι, bezw. μιάναι, vor μιᾶν' ἐθέλων, d. h. er setzt an die Stelle einer auffallenden Quantität eine in dieser Dichtgattung nicht weniger auffallende Apostrophierung, was man um so weniger billigen kann, da es der Verfasser dieser Epigramme auch sonst mit der Quantität nicht genau nahm, vgl. 3, 2, wo die Hs. Φοίνικος ἦδ' ἐθέλει παῦσαι χόλον γενέτου hat, das man nicht ändern sollte; ferner 4, 1. 6, 1, wo Sternbach allerdings γηγενέταν herstellen will; dann 7, 5, wo man ἄγε ebenfalls änderte, 14, 3 und 4, wo βοράν sowohl als εἴασε sicher vom Verfasser selbst herrührt, 16, 4 und 19, 2. — 6 führt uns nach Herrlich Apollon und Artemis bei der Tötung des Python in erwachsenem Alter vor, wie eine Silbermünze von Kroton, vgl. Overbeck, Kunstm. Apollon, Münztafel V No. 21, und eine der Wandmalereien im Hause der Vettier in Pompeji, vgl. darüber A. Mau, Röm. Mitteil. 1896. — 8, 3 γεγῶσαν verteidigt Herwerden mit Recht gegen Änderungen; ebenso 12, 2 ἀμυνόμενος, zu dem ποινάν als eine Art Accus. des innern Objekts tritt. — 16, 3 schlägt Blaydes vor γὰρ καλοί τε πεφήνατε χἄλκιμοι ἄνδρες.

IV 3, 32 vermutet Herwerden recht ansprechend ἐρεῖ τις, οὐ λέγων σοφῶς st. οὐδὲ τῶν σοφωτάτων, wofür Stadtmüller οὐκ ἐτὸς ψέγων schreibt.

V 1, 4 schlägt Herwerden ἄχρι μάλ' εἰς ἠῶ vor, passend. — 48, 1 schreibt Paton πρὸς ἓν λάχος st. τάχος; besser gefällt mir Stadtmüllers τέλος. — 61, 4 emendiert Paton gut ἦρ ὅλον st. ἢ ῥόδον. — 139, 2 wünscht Herwerden passend Ἔρως κάλλει ὑφηνιοχῶν, freilich mit trochäischem Hiat, oder Ἔρῳ Κάλλος ὑφηνιοχοῦν. — 174, 3 schreibt Paton gut μηνύει κἄγρυπνον. — 187, 5 schreibt Geffken ἔχω · κεἰ θνητὸς κτλ.; ich vermute τῷ θνητὸς τὸν ἀλιτρὸν ἐγὼ, κεἰ ἀλιτρὸς ὁ δαίμων,| τίσομαι „deshalb werde ich als Mensch den Frevler, auch wenn der Gott der Frevler ist, bestrafen“. — 197, 6 schlägt Herwerden κρύπτετ' vor, mit Recht, coll. Soph. Ai. 241. Trach. 474. — 205, 8 vermutet Geffken οὐ κροτέουσα θ., wohl richtig. — 207, 3 flg. verlangt Paton καλά μ' ἐνέχει π.; ich schlage vor: καλὰ μὲν ἔχειν π., | δεινὸς δ' ἔστ' ἄρσην κτλ. — 226, 2 wünscht Herwerden ἐπιστρέφεται st. ἀποστρέφεται mit Accus. vgl. Eurip. Androm. 1030. — 242, 3 emendiert derselbe richtig ἀθέριζεν st. ἀλέγιζεν. — 254, 13 verlangt er ἀντιτόνοισι st. ἀντιπόροισι, kaum nötig. — 285, 10 schlägt er ansprechend ἡ μήτηρ st. ἀρητήρ vor.

VI 40, 5 vermutet Herwerden passend φιλάμηθ' ὅδε τέτρατος, aber vgl. vor. Jahresb. Bd. 92 S. 192. — 47, 6 schlägt derselbe τὸ ποθεῖν st. τὸ θέλειν vor. — 132, 2 verlangt er ὀξυμάχων. — 200 ebenso wie 262 gehören nach Setti dem Tarentiner Leonidas; ebenderselben Ansicht ist Geffken. Stadtmüllers Änderungen sind unbegründet, außer σοί 200, 2 st. τοι. — 288, 6 schreibt Geffken πανία κἐργαστὰς

τούσδε ποτιρροπέας; ich vermute τ' ἐργαστὰς τ. ποτιρροθίους, τέ dem folg. καὶ entsprechend; noch besser ist vielleicht πανία, σκιρτασταὶς τ. ποτιρροθίους „die Spulen, diese heranrauschenden Tänzer"; zur Kürze vor σκ vgl. VI 205, 9: ἀμφίξουν τε σκέπαρνον. — 298, 4 ist οὐχ ὁσίας σκέπανον überliefert; dies will Herwerden in οὐ λασίας verwandeln: ich vermute οὐχὶ σόον σκέπανον, was zu den vorhergehenden Attributen stimmt.

VII 10 gehört nach Stadtmüller dem Antipater. — 12, 6 emendiert Headlam richtig ἄγειν δὲ χορούς st. ἔχειν. — 15 fand Ellis in einem cod. Bodl. Lat. class. d. 5 mit der Überschrift ἐπίγραμμα εἰς Πέργαμον 'Ασίας περὶ Σαπφοῦς, ohne neue Varianten. — 19, 3 Geffken nimmt nach diesem Vers eine Lücke von 2 Versen an, ohne Not. — 131, 2 vermutet Stadtmüller ἀλλὰ γὰρ οἰκεῖ | σῶμα κάτω, ψυχὴ δ' ἄλτο πρὸς οὐρανίους. — 156, 6 weist derselbe die Konjektur von Wilamowitz καὶ ἠέρα st. καὶ πτερά durch Vergleichung von Lykophron 105 ληῖτιν ἐμπταίσασαν ἰξευτοῦ πτεροῦ gut zurück. — 183, 1 ist fälschlich aus 184, 1 herübergenommen; Stadtmüller ergänzt den 1. Vers: παρθενικῇ γλυκὺς ἦλθε γάμος· φθονερὸς δ' ἀποδρέψας | Αἴδης κτλ. und weist das Gedicht dem Bianor zu. — 184, 3 liest Stadtmüller τὴν γὰρ ἔμ' οὔπω und 185, 2 τῆλε πάτρας ψαμάθων. — 230, 1 schlägt derselbe δέρξατο st. δέξατο vor. — 237, 5 flg. wünscht Stadtmüller θ. ἵνα πρῆγμα | κ. Μάγνης σηκὸς ἀ.; mir gefällt θ. ἵνα σηκὸς | κ. Μάγνης δῆνε' ἀ. besser. — 281, 3 verlangt Stadtmüller αὖα st. αὐτά und V. 4 ἀναδοθήσεται; das Epigramm rührt nach ihm von Herakleitos aus Halikarnaß her. — 304 bezieht sich, wie Wilamowitz richtig bemerkt, auf das kretische Magnesia; daher auch ἐκ Κρήτης. Die Gleichheit des Namens veranlaßte die Zurückführung seines Geschlechts auf Thessalien. — 305 ist nach Stadtmüller von Alpheios von Mitylene. — 329, das Dilthey dem Julian zuweisen wollte, erinnert Stadtmüller an Makedonios, vgl. XI 63. Dabei macht er darauf aufmerksam, daß es eine besondere Sammlung von Epigrammen des Julian gab, der zahlreiche Themata der verschiedenartigsten Vorgänger aufnahm und manches Thema oft variierte; eine solche Julian-Reihe ist 307—310 und 356—360, etwa mit Ausnahme von 358, das von Antipater dem Jüngeren sein kann. V. 4 schlägt er τερπνὸν ἔπεστι βάρος vor; ich vermute τερπνὸν ἔπεστι τάφῳ, so daß τερπνόν zu σύμβολον gehört. — 346 gehört nach Stadtmüller dem Lukianos. — 382, 5 vermutet Korsch passend χανοῦσα st. κενοῦσα. — 426, 3 liest Korsch υἱῶ θ. Τελευτία, mit Beziehung auf τίνος. — 429 spricht Stadtmüller jetzt dem Alkäos von Messenien zu, 433 dem Damagetos; das Epigramm des Tymnes auf denselben Demetrios ist ausgefallen; das letzte Distichon scheint bei Ps.-Plut. Lac. apophth. 241 a erhalten zu sein. — 448, 3 ergänzt er <πῶς δαίμοσιν ἄνδρα> oder <δ' οἰκτρῶς στενάχοντες> oder <τίπτ' ἐσθλὸν ἀφέντες>;

Geffken schlägt <δ' ὑμῖν βασιλῆες> vor. — 467, 3 schreibt Stadtmüller gut ἐς κενόν; für παμμέλεος V. 4 schlägt er πᾶς μελέτας vor. — 492 gehört nach ihm dem Antonios Thallus von Milet, einem Dichter des philippischen Kranzes, dessen Epigramm wegen inhaltlicher Verwandtschaft der Meleagergruppe angereiht ist. — 549, 1 schreibt er θρήνοις ἀναλύζει und 3 γόων; so ist Isopsephie hergestellt und das Epigramm dem Alexandriner zugewiesen. — 642, 2 schlägt Korsch, um Übereinstimmung mit dem Lemma zu erzielen, vor κρύψεν Διοφάνευς Σαμίου; im 4. V. wünscht er κἂν νούσῳ. — 656, 3 flg. schreibt Geffken εἰ καὶ πᾶν κέκρυμμαι . . . ἐγὼν ἠρίον Ἀλκιμένευς, was Stadtmüller, Berl. phil. Wochenschr. 1897 No. 31/32 S. 963 flg. widerlegt; St. selbst ändert V. 1 τήνδ' ὀλίγην, V. 2 τλήμονος, V. 3 πᾶν <συγ>κέκρυπται und V. 4 ἧς ποτ' ἔφυ δήιος, wodurch Isopsephie entsteht. — Diese findet er auch 660 durch die Schreibung χειμέριος (V. 2) und ἀντὶ δὲ βώλου (V. 3); beide Gedichte gehören also dem Alexandriner. — 726, 10 vermutet Korsch ἡ καλὰ καὶ ὠκαλέως, besser Geffken ἡ καλὴ καλῶς. — 744 sucht Korsch in ursprünglicher Form wiederherzustellen: ἐνὶ Μέμφει λόγος ἐστίν ποτε μοίρην ἰδίην | Ἐύδοξον παρὰ ταύρου μαθέειν καλλίκερω. | Ὁ δ' ἔλεξεν μέν οἱ οὐδέν· πόθεν; οὐ λόγον βοΐ | πόρε φύτλη οὐδὲ μόσχῳ λάλον Ἆπιδι στόμα, das andere nach der Überlieferung, nur daß er im letzten Verse πέντ', ἔτι καὶ τρεῖς ἐσ. ποιίδας liest.

IX 6, 1 will Headlam durch die Schreibung μ' εὔπνοον ἔκτισας ὄγχνην herstellen; leichter ist sicherlich χερσί μ' ἔθηκας εὔπνοον ὄγχνην. — 13, 6 ändert Blaydes ἀκροβάτει ansprechend in ὀρθοβάτει coll. 11, 4. — 55, 2 verlangt derselbe πολλὰς st. πολλῶν, wohl mit Recht. — 60 und 61 weist Stadtmüller dem Dioskorides zu. — 115 und 116 nimmt Rubensohn in der herkömmlichen Form als zwei Gedichte in Schutz gegen Stadtmüller, der 115, 1—4 für ein vollständiges Epigramm hält, an das sich mit V. 7 (= 116, 1) ein zweites anschloß; der nach diesem ausgefallene Pentameter lautete etwa: ἀνδρείαν κρίνων κρείττονα τῆς ἀπάτης; den Schluß bildeten Vv. 5 und 6. Die Verse 116, 2 flg. sind ein drittes Epigramm. Ich stehe auf Seiten Rubensohns, der aber meiner Meinung nach ohne Grund an στυγερήν (V. 5) Anstoß nimmt, wofür sich allerdings leicht ψογερήν, σφαλερήν oder φθονερήν einsetzen lassen; auch ὣς st. καί in demselben V. ist unnötig. — 177, 2 vermutet Headlam δεινῆς st. κακῆς; meiner Meinung nach ist κακῆς aus τοίης verschrieben. — 179, 3 ändert Stadtmüller gut ποθ' in που und κεῖται in κεῖσαι; so wird das Gedicht isopseph und gehört dem Alexandriner. — 230, 2 ist, worauf Maaß aufmerksam macht, mit der Pegasosquelle die Hippukrene gemeint. — 335, 1 verteidigt Ellis τώγάλμαθ' gegen Geffkens Änderung τὤγαλμα mit Recht; V. 2 vermutet er Ἑρμῆς τ'. ἀλλ' κτλ. — 397 stammt nach Stadtmüller von Paulus.

— 540, 2 verlangt Headlam mit Recht ἀτραπιτός. — 653, 6 schlägt derselbe αἰπύτερον θάλαμον, bezw. αἰπύτερος θάλαμος vor; ich halte die Überlieferung in der Form πιστότατος θάλαμος für richtig. Der Dichter spielt mit dem Begriff ἀρετή, indem er ihn zugleich als Göttin faßt, zu der man nach Hesiods Anspruch nur im Schweiße seines Angesichts gelangen kann, zugleich aber auch als Inbegriff alles Schönen und Herrlichen. Unter Strömen von Schweiß hat er die Spitze des Turmes erklommen und genießt nun die herrliche Aussicht. Da ruft er, beides zusammenfassend, aus: „wahrlich, es ist wohl ganz ohne Zweifel der Sitz der Arete". — 667 und 669 beschreiben nach Rubensohn eine Enneakrunos. — 744, 2 schreibt Geffken passend ὦ ξένε, πὰρ λοφιᾶν. — 746, 2 vermutet Headlam ὥς πάσας, indem er zu ὡς μίαν ὥς πάσας Theogn. 495 ὅμως ἐνὶ καὶ συνάπασιν vergleicht.

X 23, 6 schlägt Sakolowski ansprechend εὔπλοος st. ἔμπορος vor.

XI 9, 2 schreibt Setti χάρμα st. ἄρτα als Apposition coll. Hom. E 325 und V. 3 mit Casaubon. ἀγροπόνοισι; so wird das Gedicht isopseph und gehört dem Alexandriner Leonidas. — 17 ist nach Crusius für Namenserweiterung bezeichnend; zu καὶ παῖς (V. 1) vergleicht er Petron. Trimalch. 69. 75; auch Διονυσιοπηγανόδωρος (V. 5) läßt sich halten; das πήγανον wird von Alexis unter die ἡδύσματα gerechnet. — 196, 2 liest Headlam wohl richtig οἶμ' ἂν ἀπαγχονίσαι. — 430, 2 ist überliefert αἰπόλος ἐστι Πλ., was Korsch in αὐτίκ' ἄρ' ἔστι Πλ. ändert. Ich sehe darin eine Beteuerungsformel: ναὶ μὰ τὸν (vgl. XII 201, 2) oder ναὶ μὰ Δί'; nachdem das ν in ναί nach εὐπώγων weggefallen war, lag die Verschreibung in αἰπόλος nahe, zumal von τράγος die Rede ist.

XII 29 ist nach Stadtmüller von Maikios, 30 von Adäos. — 202, 4 emendiert Headlam richtig ὕστερος coll. Eupolis 118. Anth. P. VI 259. Cougny III 41.

XV 27 wiederholt Radinger, worauf Häberlin hinweist, die von Bergk, Anthologia lyr. 1868 S. LXXXVII Anm. ausgesprochene Vermutung.

Appendix 97. Krumbholz ist der Ansicht, daß die gesamte Tradition hinsichtlich der Grabinschrift des Sardanapal auf eine Inschrift zurückgeht, die wir allerdings nicht kennen. Auch liegt kein Grund vor, daran zu zweifeln, daß unsere 7 Verse von Chörilos dem Jüngeren stammen und eben die sind, die Porphyrio zu Horaz A P. 357 erwähnt.

Über litterarische Komposition spricht

H. Ouvré, Quelques remarques à propos de l'Anthologie. Rev. des études grecques. 1895. S. 332 flg.,

wobei er die Nachweise für seine Darlegungen der Anthologia Pal. entnimmt. Die Ausführungen bieten nichts Neues, sind aber wohl lesenswert.

Zu E. Cougny Epigrammatum Anthologia Palatina vol. III liefern Beiträge:

1. W. Headlam, Journal of Philology 1895. S. 293 flg.

2. R. Ellis. Ebenda 1896. S. 161 flg.

Daraus erwähne ich: I 246, 9 wünscht Headlam ἀμφὶ δὲ νίκᾳ oder νίκαν. — 325, 2: ἐπὶ στρατιῇ. — II 163, 4 flg. τόξου und Κρήτη. — 302, 5: τίς ἐλπίδας οὐ[χὶ δακρύσει coll. 637, 3. — 324, 6: θανόντος ἔ[χῃ. — III 53, 1 liest Ellis auf grund von Plut. de Alexandri sive virtute sive fortuna IX p. 406 Didot: αὐδάσσοντι; βλέπτων ist vielleicht Nebenform zu βλέπων. — 120, 1 verlangt Headlam ἄστρων τε φοράν. — VI 122, 1: βασιλῆι. — Addenda II 173c, 3 flg.: γηραλέω, <τὰ δὲ> τέκνων τέκ[ν' ἐπιδ]όντας | ὁ. θ. π[ρηύτατ]ος (oder πρηύτερος) κ. coll. Anth. Pal. VII 78. — 447b, 1: ἦλθε δὲ παῖς ὅς, V. 4: ἔραξε, V. 5: ἀθρό' ἀμέρσας | ὀρφανίην | εὐνὴν οἶκον ὑπὸ σποδιήν (oder σποδιῇ).

Kaibel, Epigramm. 825 behandelt W. Schwarz, Jahrb. f. Philol. 1896 S. 160; V. 2 ist mit Puchstein, εὔοδον zu schreiben, da nicht Pan, sondern der ägyptische Gott Chem gemeint ist.

Neugefundene Gedichte behandeln:

1. H. Weil, Rev. de phil. 1895 S. 180 flg. ein von Kenyon aufgefundenes Epigramm auf die Schlacht bei Aktium in 14 Versen.

2. M. Rubensohn, Berl. phil. Wochenschr. 1895 No. 12 S. 380 flg. und No. 19 S. 603 flg. das Thermenepigramm von Kausa.

3. E. Kurtz, Byz. Zeitschr. 1895 S. 539 flg. ein Epigramm auf Johannes Geometres.

4. G. Kaibel, Die Vision des Maximus. Sitz.-Ber. der Berl. Akad. 1895 S. 781 flg.

5. H. Diels, Die Elegie des Poseidippos aus Theben. Preuss. Akad. der Wissenschaften. 22. Dec. 1898.

Zum Schluß erwähne ich noch:

*1. Ch. des Guerrois, Étude sur l'Anthologie grecque. Extrait du Mém. de la soc. acad. de l'Aube. LIX. 1895.

*2. S. Piazza, L'epigramma alessandrino. Padova 1897. 50 S.

Jahresbericht über Pindar 1897—1900.

Von

Dr. L. Bornemann.

Das Ergebnis dieser Jahre ist wiederum gering, und zwar hat dies seinen besonderen Grund in dem Umstande, daß die sonst beteiligten Gelehrten ihre Kraft auf die Fragmente des Bakchylides geworfen haben (welche, der bisherigen Verteilung dieser Jahresberichte entsprechend, dem Referenten über griechische Lyrik zufallen). Irgend nennenswerte Fortschritte im Verständnis Pindars sind mit jenem Funde nicht gemacht, mögen auch gewisse Parallelen und gewisse Unterschiede im einzelnen hervorgetreten sein. Auch der unten eingehend zu würdigende Aufsatz Jurenkas über Nem. VI, den der Verf. „das erste Glied einer ganzen Kette von Einzeluntersuchungen" in dieser Richtung nennt, hat nach meinem Urteil den angegebenen Zweck nicht erreicht, „von dem noch ungemünzten Golde des Bakchylidesfundes einiges für das Verständnis des Pindar auszuprägen". Es ist vielmehr zu wünschen und zu hoffen, daß alte und neue Kräfte den vorübergehend brachliegenden Boden der pindarischen Gedichte selbst von neuem anbauen. Am wenigsten aber soll man auf negativen Resultaten aus jenen Fragmenten Schlüsse aufführen, z. B. etwa darauf, daß Bakchylides uns „nicht" an die Hand giebt, ob die Mythen in den Epinikien als Spiegelbilder der Wirklichkeit zu fassen seien. Jurenka, der mit einer derartigen Schlußfolgerung die Ansicht der Modernen betreffs der Auffassung der Mythen in Pindars Gedichten empfehlen zu wollen scheint, kommt in demselben kurzen Aufsatz (Ph 1900 S. 313 ff.: Der Mythus in Pindars erster olympischer Ode und Bakchylides III) zu meiner Überraschung selber dahin, daß er sagt: „Und doch muß der Mythus einen Zweck haben . . . . . . Die Antwort muß auf der Oberfläche liegen, und die Zuhörer mußten sie sofort finden." Analog dem dritten der bakchylideischen Gedichte, dessen Mythus Jurenka nur in Parallele zur Wirklichkeit deuten kann („kein Mensch kann sich rühmen, des

Goldes mehr dem Loxias gesandt zu haben als Hieron . . . also wird auch König Hieron zu den Hyperboreern kommen"), sieht er im Mythos von Ol. II die dem Theron ausgesprochene Zusicherung heroischer Ehren, und auch der Mythos von Ol. I hat nach Jurenka „den Zweck, dem damals schon kranken Könige Hieron den Ausblick auf unsterbliche Ehren nach dem Tode zu eröffnen". Ich kann in diesen Erörterungen Jurenkas — zu meiner Freude — nur eine ganz wesentliche Annäherung zu seinen früheren Gegnern erblicken, wenn anders meine bisherigen Berichte über Jurenkas Stellungnahme, insbesondere das Referat in Band 82 S. 225 No. 24 einigermaßen zutreffend dasjenige wiedergegeben haben, was der österreichische Gelehrte gesagt hat.

Wie der soeben erwähnte Aufsatz von Jurenka gleichzeitig eine Fortsetzung und Nachtrag zu No. 20 und 21 des vorigen Berichtes ist, so habe ich noch drei anderweitige Nachträge zu machen:

1. Zu No. 4 (Pomtow, die drei Brände des Tempels zu Delphi) ist Beilage III im RhMPh 52 (1897) S. 105 ff. erschienen. Als allgemeines Ergebnis hält Pomtow fest, daß erst spätere Geschlechter der Freigebigkeit der Alkmäoniden einen Makel angehängt haben, während Pindar und Herodot sie anerkennen; betreffs des chronologischen Scholions zu P 7 aber werden wir nunmehr in einem Nachtrage mit einer neuen (vierten!) Lösung des Verfassers beglückt.

2. An No. 8 (Otto Schroeder) schließt sich der Aufsatz Ph 56, 78 ff.: Pindarica III, Zur Genealogie der Handschriften. Derselbe legt auf V mehr Gewicht als bisher, während in ZG 51, 284 ff. die Wolfenbütteler Handschrift J als entbehrlich bezeichnet wird.

3. Zu No. 28 (W. Christ) findet sich eine sehr ausführliche Besprechung von Jurenka ZöGy 1897, 1071 ff. Da diese Ausgabe im vorigen Bericht nur in aller Kürze noch besprochen werden konnte, ziehe ich sie im folgenden mehrfach heran, wozu die soeben, ebenfalls im Teubnerschen Verlage erschienene Ausgabe Schroeders, die wichtigste Leistung der Berichtszeit, unmittelbar Anlaß giebt.

Die neue Ausgabe

Pindari carmina recensuit Otto Schroeder. Lipsiae, Teubner, MCM. 514 S. 8. M. 14.

bildet Abteilung I 1 der fünften Auflage von Bergks Poetae lyrici. Um einen kritischen Einblick in dieselbe zu ermöglichen und um zugleich den gegenwärtigen Zustand unserer Pindarlitteratur zu kennzeichnen, welche viel Verwickelung und wenig Fortschritt zur Schau trägt, lege ich das von Jurenka Ph 58 (1899) 348—361 eingehender behandelte sechste nemeische Siegeslied zu Grunde und stelle folgende Bemerkungen zusammen.

A. Zu den Handschriften.

Schroeder hat sich jahrelang um neue Durchforschung und um Sichtung des handschriftlichen Apparates bemüht und eigene, vollständige Kollationen von ABCDI, an zweifelhaften Stellen auch von EV beschafft. Er klassifiziert die Handschriften in „ambrosianische“ ACNOV (aber für das erste olympische Lied nicht A, sondern D) und „vatikanische“ BDE (aber für das erste olympische Lied nicht D, sondern A). Zur Nachprüfung von Schroeders Angaben kommen für das sechste nemeische Lied nur BDV in betracht. Nun habe ich selbst die Handschriften nicht gesehen, aber es befinden sich in meinem Besitze bisher nicht verwertete Kollationen von Resler aus dem Jahre 1848, die mir E. von Leutsch überwiesen hat.*) Sie betreffen für OI und sämtliche pythischen, nemeischen, isthmischen Oden die Handschriften Med. A bis J, Vat. B und Bened. B; oder mit den Mommsenschen Zeichen BDḌ + ḍ + δ̣′ EFQΛ u ụ ṳ̈ o′. Vgl. die ausführliche „Descriptio“ Ph 4 (1849), 510—532. Daß Resler nicht absolut einwandsfrei ist, deutet Mommsen zu den Scholienhandschriften 136—139 an; aber sein Zeugnis bleibt durchaus beachtenswert, und die folgende Zusammenstellung für N 6 wird, wie ich denke, nach mancher Richtung lehrreich sein.

Ich erwähne folgende Lesungen Reslers:

1. nach *Vat. B* = *B*. vs. 7 ἄντι|ν᾽: Mommsen (= Ms) und Schroeder (= Schr) ἄν τιν᾽. 27 ἀντὶ σκοποῦ τε τυχεῖν: Ms Schr ἄντα σκοποῦ τετυχεῖν. 29 ἐπ εὐ|κλέα. παρ: Ms ἐπέων εὐκλέα. | παρ, Schr ἐπέων. 34 εἵνεκεν: Ms ἕνεκεν omnes, Schr —. 35 ἱμάντωθείς: Ms Schr ἱμαντωθείς. 39 πὸντον: Ms Schr —. 51 ἀχιλλεύς: Ms ἀχιλεὺς, Schr —. 51 καμβὰς: Ms κάμβας, Schr κὰμβὰς. 62 πολυτιμίδαν: ebenso Ms; Schr —. 63 Ὀλυμπιάδος (mit der Beifügung „vielleicht das erste Mal ου in diesem Worte im cod. Rom“; cf. Schr prll. II 2) ebenso Ms; Schr —. 64 δ′ ἄλμας: ebenso Ms; Schr —.

2. nach *Med. B* = *D*: | ἐκ α man. poster.: Ms Schr —. 7 ἄν τιν᾽: Ms Schr ἄν τιν᾽. 15 ἰσχύεσι: Ms Schr —. 19 (Resler —): M ἰσθμοῖ ῶ, Schr ἰσθμοῖῷ. 31 Βασιδ.: Ms ebenso, Schr —. 35 ἱμόντῳ θείς: Ms Schr ἱμαντωθείς. 43 δ᾽ ἀσκίοις: Ms Schr δασκίοις. 44 ὄρεσι: Ms ebenso, Schr —. 50 οὐκ ἂν ἀπον.: Ms ebenso, Schr —. 51 ἀχιλλεύς:

*) Beiläufig wird eine genauere Lesung des in Syrakus gefundenen Steins gegeben, den Bergk zu O 6, 92 ff. nach Matranga Ann. Inst. Arch. 1845 wiedergiebt; ferner eine minutiöse Zusammenstellung über die Überlieferung des part. aor. auf -σις in den Handschriften.

Ms ebenso, Schr —. 56 μεγάλαι: Ms —, Schr μέγεται. 56 παντὶ ὃς: Ms Schr παντιὸς. 58 τούτῳ: Ms Schr —. 60 ἐπόρκεσεν: Ms Schr ἐπάρκεσε.

Das giebt wohl ein Gesamtbild der Lage. Für die Textgestaltung ist, wie man bemerkt, das Ergebnis der großen Mühewaltung gering; Grundlage müssen nach wie vor Mommsens Angaben bleiben. Bei Schroeder begegnen wir nebenbei einer besonderen Begünstigung von V (ähnlich wie in Abels Scholienausgabe, vgl. diese Jahresbb. Bd. 42, 76), in welcher Handschrift von N 6 nur vs. 33—44 vorhanden sind. Sie bietet nach Ms Schr vs. 33 παρέχει für παρέχειν, 38 φλέγειν für φλέγεν, und doch meint Schroeder vs. 37 ihre Lesart Κασταλίαν bevorzugen zu müssen coll. O 9, 3. 17. P 3, 78 (Boßler ist darüber ungenau, bei Rumpel finden sich noch einige Belege, aber der Dativ herrscht vor).

Eine alte Verwechselung zwischen α: und ε soll nach Schroeder vs. 60 und 64 vorliegen (beides irrig, vgl. unten B) c) S. 173 u.). Die S. 8 zusammengestellten zehn anderen Belege dafür bedürfen sehr der Sichtung: P 6, 50 handelt es sich nur um eine Vermutung des Herausgebers ὦ δέσποθ' statt ὀργαῖς πάσαις ὃς, sodann O 6, 31 um Fortführung der Infinitivkonstruktion, auch O 13, 79 und P 4, 233 liegen anders (siehe Mommsens Ausgabe), O 13, 42 kann man nur dann anführen, wenn man (was ich für unrichtig halte) einem Teil der Scholien gegen die Handschriften Recht giebt, endlich die Vertauschung von τε und καὶ P 10, 58. 69. N 4, 64 darf doch wohl nicht mitzählen, — und es bleiben nur O 10, 20 καὶ für κε und N 10, 72 ἐχέοντο für ἐχαίοντο.

Das wesentliche Interesse des Herausgebers für orthographisch-grammatische Fragen (Proll. S. 11—46) belegen folgende Schreibungen: vs. 6 ἐφαμερίαν. 21 Σαοκλείδα' (Ms suppl. 165 f. ist ebensowenig beweiskräftig wie die verderbte Stelle J 7, 11 ff.). 22 'Αγησ. und δέων. 28 ὦτ'. 33 ἐργμάτων (mit V). 36 ἀδών (desgl.). 44 Φλειοῦντος. 48 πέτεται. 50 ἀπονοστήσαντος.

Vollständig sind die Angaben aus den Handschriften bei Schroeder nicht, auch nicht hinsichtlich der maßgebenden Handschriften, sollen es auch wohl nach Absicht des Herausgebers nicht sein, ebensowenig wie früher bei Bergk. Dasselbe gilt erst recht von den zahlreichen Versuchen und Vermutungen (deren Gewährsmänner beiläufig übersichtlicher und kürzer hätten bezeichnet werden können unter Benutzung der Mommsenschen Abbreviaturen), und der Herausgeber zeigt sich bei dieser Auswahl durchweg gegen die „Hartungi“ eingenommen und für die „Humboldti“, wie er sich selbst einmal ausdrückt. Dieser konservative Charakter seiner Ausgabe tritt schon aus der im Vorwort erwähnten Abrede mit dem Verleger hervor, „ut Pindari potius quam Bergkii edendi potestas . . . daretur.“ Infolgedessen ist Bergk[4] durch Schroeder keineswegs antiquiert, und der Pindarleser muß sich um die überall zerstreuten Bemerkungen und Be-

mühungen der Gelehrten stets auf eigene Hand umthun, Schroeders Auswahl reicht nicht entfernt aus. Aus N 6 sei nur als Beleg angeführt, daß die Konjekturen zu vs. 51 bei Mommsen ausnahmsweise flüchtig, bei Bergk[4] ziemlich vollständig, bei Schroeder oberflächlich erwähnt sind. Jede Seite und jeder schwierigere Vers kann das des weiteren bestätigen. Es wäre wirklich eine verdienstliche und vielleicht gar nicht so öde Aufgabe für eine jüngere Kraft, etwa im Anschlusse an die Ausgabe Mommsens (vielleicht auch zuweilen zu ihrer Ergänzung aus früherer Zeit) die sämtlichen seitdem vorgeschlagenen Textänderungen zusammenzustellen. Die tausend-und-ein exegetischen Beiträge dagegen, die im verflossenen Jahrhundert gezeitigt sind, dürften wohl am besten immer für einzelne Oden zusammengestellt werden. Solche Zusammenstellungen — zunächst rein referierend — würden nicht bloß für den Fortschritt der Forschung bequem, sondern auch für Seminarübungen sehr brauchbar sein. Aber diese Bemerkung hat uns schon über den Rahmen unseres ersten Abschnittes hinausgeführt.

B. Zur Metrik*) und Textkritik.

a) Einzelheiten:

positio durch F. — Mit Recht hat Schroeder die Überlieferung vs. 65 wiederhergestellt mit ἴσον Fείποιμι (entsprechend vs. 21 Σαōκλείδᾳ [aber Dativ!] und vs. 43 mit den mss. νικάσαντ', nach Wilamowitz ἤρεφε). Dagegen verwunderlich ist die immerhin hypothetische Notiz zu vs. 58 „πέμπτον ἐπὶ libri metrum non violaturi, si ἐπὶ (F)Fείκοσι legere liceret, ut ἐπὶ (F)ρηγμῖνι licet“. Auch S. 14 der prolegomena (über F und hiatus) hat neben der umfangreichen, trefflichen Schrift von Heimer, Studia Pindarica, Lund 1885 wenig Berechtigung. Richtig zwar wird τοιοῦτōν Fέπος J 6, 42 festgehalten (auch für J. H. H. Schmidt, Metrik S. 182 der einzige, doch ausreichende Beleg) aber die von Heimer S. 50 angeführte Stelle N 10, 15 ignoriert, wo der vorigen analog dessen Vermutung ἔναρεν· Fοῖ δ' den Vorzug verdient: beide Stellen übrigens, wie mich dünkt, deutliche Spuren von F in den mss., wofür Schroeder p. 8 nur die (ähnliche) Stelle O 10, 87 will gelten lassen. Der gleichfalls verständigen Vermutung Heimers P 4, 253 ἐπέδειξαν κρίσιν Fεσθᾶτος will Schroeder durch seinen (unten zu besprechenden) Polyschematismus — ∪ ∪ — für — ∪ — — (!) aus dem Wege gehen, ebenso J 3, 66 statt χρὴ δὲ πὰν Fέρδοντα (zweifelhaft! siehe vorigen Bericht S. 214) die Responsion — ∪ ∪ — zu — ∪ — — einführen. O 2, 42

*) Bei Mommsen fehlt für N 6, wie auch sonst bisweilen, der Absatz über Metrik, obwohl die Anmerkungen öfters darauf zurückverweisen.

πέφνεν Ϝοι, führt auch Heimer p. 50 schon an. J 7, 32 γόνον Ϝάνακτα ist, wie schon Bergk bemerkt, wegen der Responsion der Länge zu zwei Kürzen unsicher; das soll nach Schroeder vaticinii gravitate begründet sein.

Berechtigt finde ich Schroeders Stellungnahme p. 28 f. gegen zweisilbiges λόγιοι vs. 30 u. ä., trotz Jurenka S. 356, dessen Bemerkung über die Bedeutung von λόγοι neben ἀοιδαί und ὕμνοι (angeblich = „Reden der Mitbürger") nicht zutrifft, weil N 11, 47 eben der Genetiv ἀστῶν ausdrücklich dabei steht, aber O 11, 5 statt μελιγάρυες ὕμνοι nur μελίγαρυς zu lesen ist (Jahresb. Bd. 92 S. 207 f.). Nur das von Schroeder P 1, 56 zugelassene θεός (einsilbig und lang, — ∪ — — statt — ∪ ∪ —) kann ich nicht billigen; G. Hermanns τις ist nicht „pessumum hoc loco", weil im Zusammenhange der Stelle keine Beziehung mehr besteht zu den von Schroeder angeführten Worten τις 52 und ἥροας 53, sondern in vs. 56 der neue Gedanke „wie auch Philoktet später geheilt wurde" zu ergänzen ist (übrigens das Komma nach πέλοι, nicht nach χρόνον!)

Die drei ersten Silben von str. vs. 1 als besonderen Vers zu konstituieren liegt keine Nötigung vor; für ep. 6 hat Schroeder der Neigung zur Teilung in zwei Dipodieen nicht nachgegeben. — Betreffs des gemischt äolisch-daktyloepitritischen Charakters bedurfte es nicht des Hinweises auf E. Graf; das sagten schon Roßbach Metrik III 523 und Leop. Schmidt, Pindars Leben S. 513. — vs. 18 fehlt ein Partizip (Boßlers Bedenken gegen zwei Partizipien beseitigt O 10, 63), und der Begriff des ἕνεικεν (Bergk) neben dem Dativ Αἰακίδαις trifft das Rechte nicht; ich vermute ἔρνε' ἀπαρξάμενός ποτ' ἀπ 'Αλφεοῦ und billige an den entsprechenden Stellen der anderen Epoden das Verfahren Schroeders. vs. 20 stimme ich der Änderung Hermanns τρεῖς ebenfalls zu. vs. 60 lasse ich die beliebte Entschuldigung „Eigennamen" für metrische Unebenheiten (Christ, Schroeder) nicht gelten. Zu vs. 65 ist die gebräuchliche Messung irrig notiert.

b) Die metrische Konstituierung:

Wir haben soeben schon fünf seltsame **Polyschematismen** bei Schroeder kennen gelernt, wozu noch der „choriambus pro ditrochaeo" vs. 29 οὖρον ἐπέων kommt, desgleichen die Notierung im Anfang von str. vs. 7b — ∪ — — neben ∪̄ — ∪ ∪ und ∪ ∪ — ∪. Solche Notierungen stellen zuletzt fast alles, was wir seit Boeckh gelernt haben, auf den Kopf. (Umgekehrt beseitigt Schroeder mit Früheren vs. 53 das gefällige und anstoßlose ταύταν, das auch Jurenka S. 357 zurückfordert. Die syllaba anceps im ersten Takt der logaödischen Reihe ist häufig genug; bereits in dem nächst vorausgehenden logaödischen Liede N 4 finden wir sie an einer ganzen Reihe von Stellen.) Für Schroeder ist jene Regellosigkeit der „metathesis metrica" oder „anaclasis" Prinzip.

Zunächst sagt er darüber Einiges in den Prolegomena p. 13 unter Berufung auf Bakchylides, welcher „omnem haesitationem ademit“. So wird in Schutz genommen O 3, 35 διδύμοις (διδύμνοις) 6, 28 σάμερον (σαμέρους) 6, 100 εὐμήλοιο λιπόντος (εὔμηλον λιπόντων 'Αρκαδίαν?) P. 3, 6 γυιαρκέος (γυιαρκέων sc. νωδυνιᾶν) 4, 118 ἱκόμαν (ἂν ἵκοι?) 4, 184 πόθον ἔνδαιεν (ἐνέδαιεν?) N 10, 75 δέ. Ferner zählt Schroeder hierher je drei Stellen, wo er sich weigert, die Formen Διώνυσος und Οὔλυμπος anzuerkennen. (O 13, 18. fr. 30, 5. 124, 3 und O 13, 92. N 10, 84. J 3, 72), während doch gerade der Umstand, daß eben diese zwei Wörter dabei ihre Rolle spielen, ihn von seinem prosodischen Aberglauben hätte heilen sollen. Außer diesen angeblichen Belegen für — ∪ ∪̄ — führt er noch zwei für — ∪̄ ∪ — an: O 7, 86 (Ms 90) Αἴγινα (selber Οἰνώνα vermutend) und P 9, 19 ὑπέδεκτο (anceps wie das soeben besprochen ταύταν). Endlich folgende Fälle für ∪̄ ∪ — (—): O 3, 45 κενὸς εἴην (eigene Vermutung, daneben κεννὸς, ich habe κενεόϜελπις vorgeschlagen) N 10, 5 καταοίκισθεν (eigene Vermutung Schroeders) J 4, 33 'Ηρακλῆι πρότερον (Ms zu metr. ep. vs. 4) 4, 37 τίς γὰρ 6, 4 τὶν (kurz). Um aber dies dürftige Material noch bedeutend zu vermehren, verlangt der Herausgeber von uns das Zugeständnis, daß wir ja nicht mit absoluter Evidenz nachweisen könnten, daß muta cum liquida im Ionicus sowie im Choriambus keine Positon bewirke. (Schroeder führt J 2, 36 an; schon Breyer, Analecta Pindarica (1880) verfiel aus statistischen Gründen auf solche positio debilis im Epitrit: siehe Phil. Rundschau I 655).

Speziell die Daktyloepitriten werden nun im Gegensatz zu Boeckh und noch neuerdings Christ, dagegen in Anknüpfung an Blaß, zu ionischen Reihen komponiert. In unserer N 6 begegnet man bei Schroeder z. B. in ep. 3 der Notierung — — ∪ ∪ | — ∪ ∪ — | ∪ ∪ — — | ∪ ∪ —; in der langen P 4 muß man sich mit kakeidoskopischen Versen wie — ∪ — — | — ∪ ∪ — | ∪ ∪ — — | — ∪ — — | — ∪ — ∪ abquälen. Solche und andere Gebilde werden uns in einer besonderen Appendix „de metro dactyloepitritico“ S. 497—509 vorgeführt.

Aber damit geraten wir bereits in die — man muß leider sagen — Parteifragen der Metrik. Für mich, von J. H. H. Schmidt beeinflußt, dem die „Andern“ wiederum nur Achselzucken entgegenbringen, ist Christs Bemühen um die metrische Klarlegung der Oden noch einigermaßen verständlich, wiewohl ich die übermäßige Ansetzung von Pausen und Dehnungen für einen Mißbrauch halte. Zu einheitlichem Überblick der rhythmischen Perioden dringt nur Schmidt, nicht Christ vor — womit durchaus nicht den Schmidtschen Resultaten ohne weiteres zugestimmt sein soll. Für unsere N 6 z. B. finde ich, von ihm wesentlich abweichend, die Perioden 242 · 44, 35 · 353, 322 · 232 unter Dehnung beider Silben in ἀνδρῶν (τεκ)μαίρει (ἐ)πεί Fοι (ἀ)οιδαὶ (πλα)τεῖαι (φα)εννᾶς,

und in den Epoden 52 · 4 · 52, 55, 4 · 4 · 4 mit einer Dehnung in κεῖνος πόντου κλειτᾷ. Ebenso bedauere ich, daß auch Schmidt O 2 und zum Teil P 5 (Christ außerdem O 10) päonisch zerlegt statt logaödisch; in etwas erinnert das an die Schroederschen Daktyloepitriten-Ionici. Aber ich eile von diesen vorläufig aussichtslosen Gedanken zur

c) Wiederherstellung des verwirrt überlieferten letzten Verses der Strophen von N 6:

Die gegenwärtige Erörterung kann einen Prüfstein für die „Fortschritte auf dem Gebiete der Pindarlitteratur“ abgeben. Bekanntlich hat Gottfried Hermann allein vier Abhandlungen über diese Ode mit etwa zwanzigjährigen Zwischenräumen (1789—1844) geschrieben, und Christ erklärt p. 276: „totius carminis colometria cum ipsa per se ob insolentiam numerorum difficillima sit, etiam difficilior facta est multis et gravibus corruptelis verborum“. Es betrifft dies besonders den Ausgang der Strophen. Auch die Thesen Lübberts am Schlusse seiner Dissertation de elocutione Pindari enthalten einen bisher übersehenen Versuch von 1853. Wie weit es zutrifft, daß Schroeder diese Stellen „nulla fere ne 51 quidem versui graviore medicina adhibita“ behandelt habe, wird im Laufe der Besprechung hervortreten. Richtig scheidet Schroeder vs. 7a (ἄμμε πότμος) von 6 wegen Hiatus in 28/29 und hält ant. β' für den sicheren Ausgangspunkt; doch ist er wegen des überlieferten τε in ant. α', das er mit den Früheren allerdings streicht, um dann die Verbalendung αι einzufügen („medicina“ I), nicht befugt 7a und 7b zu trennen, und ebensowenig besteht 7a als Epitrit zu Recht: str. β' οὖρον ἐπέων fordert choriambische Messung (es sei denn, daß wir an Schroeders Polyschematismus glauben), womit auch die Überlieferung ant. α' νύν τε πέφαντ' und ant. β' αἷμα πάτρας völlig stimmt, desgleichen str. α' ἄμμε πότμος, wo dann freilich das konsonantisch anlautende, durch Schroeders Verweisung auf Soph. OC 1163 und Ant. 42 nicht abgefertigte ποίαν folgen muß. Auf dieser Grundlage wären die einzelnen Stellen zu prüfen.

vs. 7, wo Schroeders „medicina“ II δραμέμεν allerdings nicht „gravior“ ist als unsere Ergänzung des nach πότμος leicht übersehenen ποι, gehen die sehr bedenklichen Worte οὐδὲ μετὰ νύκτας voraus. Jurenkas Parallele für den Plural (P 4, 256) findet sich schon bei Heyne und Mezger, wird aber von Schroeder mit Recht abgewiesen; die Deutung des μετὰ νύκτας bezw. νύκτα durch noctu (so mit vielen anderen Boßler, Christ und offenbar auch Jurenka) ist hinfällig; die Zusammenstellung ἐφαμερίαν οὐκ . . . οὐδὲ μετὰ νύκτας soll für Jurenka (und auch wohl andere) floskelhaft sein = „zu keiner Zeit“, während überdies in der Parallelstelle O 2, 35 die Nacht sinngemäß fehlt. Das ist so eine Sammlung von Anstößen (die Härte der Konstruktion un-

gerechnet), um die man sich wegschiebt. Schreiben wir aber ὧδε μεταναστάς, so fällt dies alles weg, und wir erhalten folgenden Gedankengang: der Himmel ist ein ἀσφαλὲς αἰὲν ἕδος („Wohnsitz" ohne Wechsel und Umzug), uns Menschen dagegen verpflanzt der πότμος nach Gutdünken und ungeahnt; er ist jetzt mit uns „hierher umgezogen", aber wer weiß, ob er nicht schon für heute mit seiner Meßschnur einen neuen Ort abgesteckt hat, und vielleicht müssen wir schon heute zu dieser Neugründung, die er entworfen hat (ἔγραψε), eilen.

Ist vs. 14 die Überlieferung νύν τε πέφαντ' οὐκ ἄμμορος heil, wie wir glauben, so muß freilich vs. 15 ἴχνεσι τ' geschrieben werden; aber die Anordnung der gehäuften Attribute wird dann auch klar und geschmackvoll: er hat 1. jetzt Jagdbeute mitgebracht und ist 2. in die Spuren seines Großvaters getreten. Jedenfalls ist dann auch der Versuch Jurenkas hinfällig, den Praxidamas als das „edle Wild" zu bezeichnen, dem der Sieger nachjagt. Für das unglückselige ὁμαιμίου, das uns unter C) noch beschäftigen wird, setze ich, dem Sinne nach mit Hm.[4] Sw. Ra. übereinstimmend, ὁμαεθλίου ein, den für das Folgende und auch für den Schluß der Ode vs. 62 ff. notwendigen Begriff, zu welchem man auch ὁμόκλαρος O 2,49 vergleichen mag.

vs. 28 muß Schroeder παροιχ. in ἀποιχ. ändern („medicina" III). Christ begnügt sich mit der Behauptung: „εὐκλεῖα ex εὐκλεέα contractum, ut saepe in Boeoticis titulis genet. in -κλεῖος exit". Bei beiden haben wir ein sehr verwegenes, aber dafür auch sehr inhaltleeres Beiwort zu οὖρον. Ich meine, das Adverb εὔκαλα beseitigt uns die Schwierigkeit: der Dichter ist im Begriff, etwas Großes zu sagen, er darf es „getrost".

vs. 51 setzt Schroeder (medicina" IV) statt νεῖκος ἔμπεσ' (ἔντεσ') 'Αχιλεὺς ('Αχιλλεὺς) mit Boehmer ἔπλεν, eine nicht völlig sichere Bildung, wobei er außerdem einen Polyschematism zulassen muß. Dazu bemerke ich: erstens erscheint mir wegen des Erklärungssatzes mit εὖτε die Änderung σφιν ἕλκος nötig, auf die, wie ich nachträglich zu meiner Freude sehe, auf Ahrens gekommen ist, unter Billigung seitens Sw. Hm. sowie teilweis auch Ra. und Bg.; sodann werden wir um die Umstellung zweier Wörter ebensowenig wegkommen wie vs. 27 (hier auch Schroeder) und werden schreiben müssen σφιν | ἕλκος 'Αχιλλεὺς πᾶξε vgl. die umgekehrte Verschreibung ἐκόμιξαν vs. 30.

Endlich vs. 58 verwirft freilich Schroeder die beliebte Einfügung von γ', gerät aber durch Einfügung von τ' („medicina" V) in einen ganz verzwickten Satzbau bis zum Schluß, muß infolgedessen 'Αλκιμίδαν ἐπαρκέσαι schreiben („medicina" VI), von δύο μὲν bis 'Ολυμπιάδος eine Parenthese ansetzen, κε vs. 64 in καὶ umschreiben (medicina" VII), die Stellung von καὶ an zweiter Stelle und den bloßen Optativ künstlich motivieren, — und hat doch endlich trotz allem formell nur die hinkende Ver-

bindung eines Partizips (γαρύων) mit einem Verbum finitum (εἴποιμι), inhaltlich aber eine Deutung des δίδυμον ἄχθος zu Wege gebracht, die uns unter C) unthunlich erscheinen wird. Wieviel simpler ist es, auf das von Schroeder nicht angeführte ἐσβᾶν von Bg.[2] zurückzugreifen! es war soeben vom Schiff die Rede, auch erinnere ich an meine Vermutung P 6, 4 νάεσι. Dann Elision vor εἴκοσι, wie auch Ahrens wollte, jedoch ohne sonstige Änderung der Überlieferung.

C. Zur Wort- und Sacherklärung.

Indem nunmehr Schroeder in den Hintergrund tritt, kommen Christ und Jurenka zu Worte. Aber dieser neue Abschnitt gestaltet sich fast noch bunter als der vorige; unsere Pindarexegese liegt im Argen. Gerade die ersten fünf einfachen Wörtchen unserer Ode ἓν ἀνδρῶν, ἓν θεῶν γένος sind so recht ein phänomenaler Beleg für die Fortschritte der Exegese im abgelaufenen Jahrhundert. Meint Pindar damit Gleichheit oder Ungleichheit? Einige Verklausulierungen beiseite lassend, setze ich die historische Liste hierher, die sich wohl noch verlängern läßt: Dissen bei Boeckh 1821 Ungleichheit, G. Hermann 1844 Gleichheit, Bippart 1848 Gleichheit, Croiset 1880 Gleichheit, Mezger 1880 Ungleichheit, Rumpel 1883 Ungleichheit, Bury 1890 Gleichheit, Fraccaroli 1894 Gleichheit, Christ 1896 Ungleichheit, Jurenka 1899 Gleichheit. Daneben findet Christ noch Muße für die Notiz, daß „ἀνδρῶν hic ut saepe apud Pindarum et alios scriptores notionem hominum mortalium, non virorum masculi generis habet“. Nicht viel besser steht es mit vs. 2 πᾶσα κεκριμένα. Schroeder schweigt, Christ übersetzt πᾶσα mit „omnis generis vel omni ex parte“ und erklärt κεκριμένα für acc. neutr. plur. („discreta“ tenet genera), während Jurenka letzteres wiederum bestreitet und die Übersetzung „völlig verschiedene Kraft“ festhält. Da haben wir eine erste Schwierigkeit in πᾶσα, eine ungewöhnliche Bedeutung von κεκριμένος und eine Tautologie neben διείργει. Mit der Lesung παισὶ κεκριμένα wäre das alles überwunden. Zu vs. 4 trägt Christ wiederum eine auffallende Bemerkung bei, indem er zu μέγαν νόον die Worte setzt: „quem tum maxime Anaxagoras omnium rerum principium esse docebat“. Jurenka seinerseits wendet sich an Xenophanes und schließt aus dessen der Form nach sehr ähnlichem fr. 12 οὔτε δέμας θνητοῖσιν ὁμοίιος οὔτε νόημα, daß Pindar unter νόος (nicht den hochgemuten Sinn des Kämpfers J 1, 40. P 5, 110 und vielfach, sondern) „den luftigen Bestandteil des Menschen“ und unter φύσις (nicht die Naturkraft des παλαίστης, sondern) „die Körpergestalt“ gemeint haben müsse und sich als Verfechter des Antropomorphismus gegen jenen Philosophen bekenne. Nicht übel freilich ist die Heranziehung

von fr. 15 αἰεὶ δ' ἐν ταὐτῷ μίμνει (sc. τὸ θεῖον) κινεύμενον οὐδέν, οὐδὲ μετέρχεσθαί μιν ἐπιπρέπει ἄλλοτε ἄλλῃ: vgl. unsere obigen Bemerkungen unter B) c) zu vs. 7, während Jurenka fälschlich an die menschlichen „Geschicke" denkt. Hinwiederum aus den Pluralen θεῶν und ἀθανάτοις bei Pindar eine Polemik gegen den Eleaten im Interesse des Polytheismus herauszupressen, ist doch zu viel. Auch soll nach Jurenka die Gesamttendenz der ersten elf Verse, in bewußtem Gegensatz zu seiner Auslegung der ersten fünf Worte, darauf hinausgehen, daß wir ein Spielball des Schicksals sind. Wir werden sehen.

Damit kommen wir auf vs. 8 τεκμαίρει καί νυν 'Αλκιμίδας τὸ συγγενὲς und besonders auf dies letzte, auf mancherlei Weise gedeutete Wort, sowie im Zusammenhange damit auf die Erlebnisse der siegreichen Familie. S. 352 bei Jurenka und S. 416 bei Mezger reichen aus, um die in vs. 8—11 (= Mezger 9—13) vorliegende oder hineingetragene Verwickelung zu würdigen; andere Kommentare würden das Bild noch buntfarbiger machen. Hinzu kommt die harte Konstruktion, die Christ ohne Bedenken wiedergiebt „cognationem ejus videre liceat non longe distantem a frugiferis arvis"; im Infinitiv ἰδεῖν sowohl wie im Gebrauch von ἄγχι liegen die Anstöße. Gedankengang und Ausdrucksweise klären sich sofort durch die Textänderung ἴσον ἀρτικαρποφόροις, und damit wird denn auch der Erfolg, nicht der Wechsel des Geschicks als Hauptsache deutlich hingestellt.

Außerdem betreffen die engere Familie die schwierigen Verse 16 und 21 ff. sowie die zugehörigen Scholien, über deren Glaubwürdigkeit man sehr verschieden denkt. Über das Attribut ὁμαιμίου, welches wir bereits unter B) c) zu vs. 14 durch ὁμαεθλίου ersetzt haben, giebt es wiederum eine ganze Litteratur, deren Niederschlag bei Ms. Bg.[4] Schr. vorliegt, und wozu Schroeder selbst noch die Vermutung ὁμαιμίοις fügt, während Jurenka Burys neue Deutung mit Großvaterbruder oder genauer Großvaters nachfolgender (zweiter) Bruder empfiehlt. Letztere Ansicht kann erst mit vs. 21 ff. erörtert werden. Dagegen gehört hierher der Schluß des Siegesliedes, welcher in ganz ungewohnter Weise dem nemeischen Sieger und dem Polytimidas einen olympischen Kranz zuspricht, den sie nicht erlangen konnten, ganz offenbar im Anklang an das deutlich hervorspringende κεῖνος γὰρ 'Ολυμπιόνικος ἐὼν vs. 17. Da giebt es zunächst wieder eine Menge von Meinungen über den κλᾶρος προπετής. Um nur die drei neueren Gelehrten, die uns beschäftigen, anzuführen, so denkt Christ mit G. Hermann an die Abweisung wegen allzugroßer Jugendlichkeit (Paus. 6, 14), wobei denn freilich der Begriff des κλᾶρος hinfällig wird, Jurenka läßt unter Heranziehung von Bakchylides 11, 16 ff. den Dichter über die entscheidende Stimmabgabe eines der Hellanodiken mäkeln, nach Schroeder endlich wären bei über-

großem Andrange von Kämpfern die beiden Ägineten durch das herausspringende Los ausgeschlossen. Indem ich meinerseits beiläufig betone, daß die Verbindung ἄνθε' Ὀλυμπιάδος neben Κρονίου παρ τεμένει als tautologisch abzuweisen ist, kann ich in der Sache nur G. Hermann mich anschließen, muß aber auf die Änderung καιρὸς und Verbindung dieses Wortes (das übrigens auch Paus. 6, 14, 3 zufällig vorkommt) mit Ὀλυμπιάδος dringen; das Attribut προπετής ist für den καιρὸς das bezeichnendste, wie er denn auch nach den Denkmälern (Baumeister 77) als „vorgeneigt“ und „eilig vortretend“ bezeichnet wird. Wie dem auch sei, ich sollte denken, daß der Sinn von ἐπάρκεσε vs. 60 genau derselbe ist wie von O 9, 3 ἄρκεσε: der nemeische Sieg „mußte genügen“ (meine schon in Bd. 42, 97 dieser Jahresberichte vorgetragene Deutung von O 9, 8 findet durch die unten zu erwähnenden chronologischen Beiträge von Lipsius jetzt ihre Bestätigung). Die relativische Verbindung τό γ' erscheint notwendig, damit man überhaupt erfährt, wessen 25. Sieg denn gemeint sei (nämlich der κλειτὰ γενεά, die vom Dichter seit langem nicht erwähnt ist), und nun bleibt wohl, um den Vokativ Ἀλκιμίδα zu motivieren, nichts übrig als die Änderung des ἄπο, τοὺς vs. 59 in τεόν, οὓς.

Aber wir kehren zur Familie und vs. 21 ff. zurück. Den gewöhnlich angenommenen Stammbaum finden wir bei Christ: „Alcimida . . Theonis filius, Praxidamantis nepos, Soclidae pronepos, Agesimachus abnepos“. Unter diesen soll Soclides keinen agonistischen Erfolg errungen haben, sein Name aber wird höchst auffallend ausposaunt, während „patris ignavi nomen pius poeta silentio premit“. Von diesem verewigten Unglücksmenschen wird nun noch mehr erzählt. Er soll ὑπέρτατος υἱέων, wie man gewöhnlich verbindet, gewesen sein, nämlich der „älteste“: diese Bedeutung glaubt man dem Didymus! Endlich soll ἐπεί Fοι augenscheinlich nichts mehr sein als ᾧ, und οἵτε πόνων ἐγεύσαντο soll die überflüssige Ausschmückung qui „libenter [wo steht das?] labores subierunt“ abgeben. Jurenka aber treibt die „Ältesten“-Idee noch weiter, indem er sein obiges „Großvaterbruder“ benutzt: der Wechsel des Schicksals soll stets den ältesten Sohn getroffen haben, so daß Praxidamas als ältester Großonkel des Siegers siegreich war, aber dessen ältester Onkel (so Jurenka) Sokleidas vergeblich kämpfte. Nur so trat nach Jurenka „eine irgendwie auffällige Regelmäßigkeit des Wechsels“ ans Licht. Ich meinerseits muß leider diesen wirren Knoten wiederum zerhauen durch die Vermutung ἀγησιμάχοις ὑέπιν: vor der Zeit des berühmten Praxidamas lebte (mit einer dazwischenliegenden Pause) Sokleidas, vermutlich Urgroßvater des Großvaters, der drei siegreiche Söhne, οἵτε πόνων ἐγεύσαντο, d. i. παῖδες ἐναγώνιοι hatte. Plutarch de nobilit. c. 20 hatte bereits den verderbten

Text, machte aber dazu, indem er ὑπέρτατος = ἐξοχώτατος faßte, eine Bemerkung über Pindars Neigung zu phrasenhaften Elogen. Diesem Gedanken analog ist die seltsame Deutung von vs. 24 bei Mezger (daselbst vs. 28): „hätte er [Sokleidas] sich mit agonistischen Übungen abgegeben, so wäre es gewiß auch ihm wie allen seinen Brüdern gelungen". So dreht sich's im Wirbel.

Es erübrigt noch einiges von dem οἶκος Βασσιδᾶν zu sagen, dem Inhaber der meisten στεφανωμάτων Ἑλλάδος ἁπάσας im Faustkampfe (wie wohl statt στεφάνων μυχῷ Ἑλλάδος ἁπάσας zu lesen ist, was nach Christ u. a. „omnes convalles omnis Graeciae" bedeuten soll), und damit die vss. 29 ff. und ihre moderne Behandlung zu beleuchten. Vorerst empfehle ich, sich in die langwierigen Überlegungen bei Leopold Schmidt zu vertiefen, der seine Ansicht kurz so zusammenfaßt: „Der Dichter fühlt sich aufgefordert, zum Preise dieser Familie seine beste Kunst aufzuwenden, und dazu fehlt es ihm nicht an Gelegenheit, denn während seine Vorgänger vielfach den Stoff der alten Sage zu ihrer Verherrlichung benutzt haben, bietet das Geschlecht [Geschlechtsverband] der Bassiden, von dem sie ein Zweig ist, in seiner eigenen Geschichte der dazu benutzbaren Momente genug." Demgegenüber ist die Wortkargheit, womit sowohl Mezger wie Christ an dem allen vorübergehen, sehr bezeichnend. Für Christ steht voran ein „locus communis", nämlich „mortuorum hominum facta carminibus et orationibus resuscitari", wobei der seltsame Umstand, daß nach dem „genitivus absolutus" noch der dativus σφιν steht, angeblich durch den dazwischenliegenden Strophenschluß entschuldigt werde; die relativisch angeschlossene Konstruktion mit σπανίζει, die ohne Beispiel ist, wird nicht erläutert, die Nominativ-Apposition γενεά zum Dativ Βασσίδαισιν wird nicht belegt, ἴδια ναυστολέοντες ἐπικώμια soll eine „metaphora a nautis et suas et alienas merces vehentibus tracta" sein (also „eigene Siegeslieder zu Schiffe verfahrend"?), der plötzliche Wechsel des Bildes bei ἀρόταις und der ungewöhnliche Gebrauch von ὕμνος wird keines Wortes gewürdigt: — aber für die pluralische Apposition zu γενεά findet der Herausgeber Muße. Wenden wir uns zu Jurenka, so finden wir ihn bemüht, durch eine neue Erklärung von παλαίφατος und ἴδια „das Geheimnis der Komposition des ganzen übrigen Teils unseres Liedes" zu entschleiern. Wie denn? Die Familie des Alkimidas sei ein „altgefeiertes Geschlecht, das zu dem Ruhme seiner Vorfahren — nämlich der Aeakiden! — auch noch den eigenen d. h. den der späteren und jetzigen ἔγγονοι hinzufügt", und biete den Dichtern vielen „Sangesstoff" dar. Rhetorisch ein auffallender Gegensatz zwischen eigenem und nicht-eigenem Geschlechtsruhm, sachlich eine unbegründete Vermengung der Landesheroen mit diesem Geschlecht.

Die Beifügung meiner eigenen Ansicht wird die gehäuften Schwierigkeiten noch mehr ins Auge springen lassen. An einen Geschlechtsverband neben der Familie glaube ich nicht, wie denn auch L. Schmidt unter οἶκος vs. 25 noch immer die Familie verstehen muß.

Die Stellung der Worte τὰ καλά σφιν ἔργα schafft der Auffassung von Hartung Recht: „Die Gesänge und Sagen von dahingeschiedenen Männern haben ihnen ihre Großthaten gewartet.“ Parallel vs. 53 f. von den Aeakiden (mythisches Spiegelbild!) καὶ ταύταν μὲν παλαιότεροι u. s. w. Man beachte an dieser letzteren Stelle das καί: „auch diese Straße haben die älteren Sänger eingeschlagen, und ich wandere mit“; — was Rumpel S. 229 B, Zeile 24—38 über καί zusammenbringt, hält nicht Stich. Damit ist auch das δίδυμον ἄχθος vs. 57 erklärt. Während Dissen bei Boeckh an die Verbindung der neuesten Siegesfeier mit dem Jubiläum denkt, Mezger und Fraccaroli aber die gemeinsame Verherrlichung des Alcimidas nebst seiner Familie und des Geschlechtes meinen, L. Schmidt und Christ nebst Schroeder an Alcimidas und seinen Lehrer denken, kann ich nach obigem nur (mit Bury und Jurenka) den gemeinsamen Preis der Aiakiden und der Bassiden in betracht ziehen, deren Erfolge beiderseits eine volle Schiffslast ἄχθος vs. 57 ausmachen. — Vs. 32 lies Βασσιδᾶν νυν ἅ τ' οὐ σπανίζει παλαίφατος γενεά, woran sodann angeknüpft wird: „die mit diesen (ihnen von früher) eigenen Siegesliedern (und dem neuen Kranze) hinüberfahren zu den Ackersleuten der Musen, welche imstande sind (δυνατοῖς!) ihnen für ihre stattlichen Thaten reichen Liederpreis zu bereiten“: und nun werden drei Scenen aus jenen Liedern des Faustkämpfergeschlechtes, drei von (25—[9+3+1]=) 12 Siegen in gedrängter Anschaulichkeit skizziert. Damit ist für mich ausgeschlossen, daß Kallias vs. 36 zu den drei ἀεθλοφόροι vs. 23 gehörte; einig dagegen bin ich mit Christ und Schroeder darin, daß Kreontidas nicht = Kallias ist. Polytimidas aber vs. 62 wird ein Vetter (jedenfalls kein Bruder) des Siegers sein.

D. Einheit der Komposition.

Wir haben bis hierher den Leser durch ein Gewirr von Einzelheiten hindurchführen müssen, um ein einigermaßen zureichendes Bild der heutigen Sachlage zu geben. Beiläufig ist freilich schon 1) allgemeinhin die Erkenntnis vermittelt, daß bei einer derartigen Sachlage jedwedes Aburteilen über den dichterischen Wert, speziell die Einheitlichkeit der Komposition sehr wenig befugt ist; zugleich aber ist 2) eine Reihe von positiven Andeutungen gegeben, die den Aufbau des Ganzen zu verstehen dienlich sind. Daß man „sich gewöhnen müsse, kühler über Pindars Dichtkunst zu denken“ (Schroeder), ist eine Wendung, die sich den Schein giebt, als wäre die heutige Forschung ziemlich über die konstituierenden Einzelheiten erhaben und zu wissenschaftlichem Gesamturteil berechtigt. Wilamowitz, der in seiner Bearbeitung des euripideischen Herakles vielfach auf Pindarstellen eingeht, sagt über N 10, 9 (II^2 236), es sei „absurd“, wenn Pindar den Amphiaraos als πολέμοιο νέφος bezeichne. Durch ein solches Urteil wird, wiewohl es sich um eine Einzelheit handelt, die dichterische Qualität aufs bedenklichste herabgezogen. Wäre es zutreffend, so würde jene Stelle allein ausreichen,

uns von Pindar „kühler denken“ zu machen, teils wegen der Absurdität des Bildes, teils auch, weil hier wieder einmal „luce clarius“ gezeigt wäre, daß Pindar homerische Verse nicht zu verstehen fähig war; bemerkt doch auch Christ a. O.: „nubem ventis agitatam poeta Amphiaraum dixit, locum Homeri P 243 ἐπεὶ πολέμοιο νέφος περὶ πάντα καλύπτει Ἕκτωρ respiciens et cum parte scholiorum ita interpretatus, ut νέφος appositionem nominis Hectoris esse putaret.“ Tritt einer aus den Kreisen der „Hartungi“ auf den Plan und bemüht sich, den Widersinn zu beseitigen, wobei es natürlich manchmal nur zu tastenden, verfehlten Versuchen kommt, so heißt er (mit Schroeders Worten) caelum terramque miscens, und man hält die eigene Position (nämlich die Idee von Pindars geringerem Wert) für doppelt gesichert durch solche Blößen der Gegner. Auch an unserer Stelle liegen unsichere Versuche von Rauchenstein, Bergk, van Herwerden vor, welche sämtlich ein anderes Attribut zu μάντιν suchten. Dem Zusammenhang des Ganzen (Argos reich an großen Männern, aber auch an Frauen) hilft doch wohl, die beregte Häßlichkeit beseitigend, die Änderung πολέμου δ' ἔδαφος ab (natürlich zum Folgenden gehörig; ἔδαφος wie in den bei J. H. H. Schmidt, Synonymik III No. 96, 12, aufgeführten Beispielen aus Theophrast vom guten, fruchttragenden Boden). Damit wäre denn das absprechende Urteil über Pindar, das wir anführten, hinfällig.

In diesem Sinne sind uns die Konjekturen dem höheren Zwecke dienstbar, und das unterscheidet unser Vorgehen wesentlich von Männern wie van Herwerden, der uns wieder mit etwa fünfzig Lesungen überschüttet (Mnemosyne 25, 37 ff. und 27, 378 ff.), oder Blaydes in seinen *Adversaria in varios scriptores graecos ac latinos Halle 1898. Eben deswegen haben wir auch oben als Probe das Lied N 6 zu grunde gelegt und nicht etwa das andere von Jurenka mit mehreren kritisch-exegetischen Notizen bedachte Lied O XIII (Analecta Pindarica, Wiener Studien XIX, 71 ff.), obwohl das Gesamtergebnis ähnlich ausgefallen wäre wie oben und wir andererseits auch im einzelnen allerlei Besserungen hätten beibringen können, wie etwa vs. 7 ταμίας δασύπλουτος vs. 11 ff. τόλμα τε . . . λέγειν, ἄμαχον δὲ κύψαν τὸ συγγενὲς ἦθος oder vs. 17 σοφίσματα, πᾶν δ' εὕροντο Fέργον. Aber nicht auf solche Einzelheiten, sondern auf die Gesamtauffassung und die neuesten Fortschritte darin kam es uns an. Die Lage ist wenig erfreulich, und es ist zwar etwas überschwänglich, aber nicht eben leichtfertig von A. Leitzmann geredet, wenn er (Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts N. F. 8/12, Sechs ungedruckte Aufsätze über das klassische Altertum von Wilhelm von Humboldt, Leipzig 1896 S. XXXIII) zu Humboldts Bruchstück über Pindar, das von 1795 (!) stammt und jetzt gedruckt vorliegt, die Bemerkung macht: „Um den hohen Wert [?] der vorliegenden Charakteristik zu empfinden, vergleiche man sie mit der neuesten kurzen Darstellung und Würdigung Pindars bei Christ, Geschichte der griechischen Litteratur² S. 141.“ Bei dieser Vergleichung zweier Arbeiten, zwischen denen ein Jahrhundert liegt,

handelt es sich um einen Gelehrten wie Christ, nicht aber etwa um Schwickert, der uns in seiner neuesten Schrift über Pindar belehrt, daß ἄεθλος von ἀ und ἐθέλω kommt, „quod non est secundum voluntatem alicujus“, oder daß ἀλώπηξ von ἀλάω + πήγνυμι stamme „technarum inter animalia cetera structor“ (Quaestiones ad carminis Pindarici Olympici primi emendationem spectantes atque explanationem, Würzburg 1899).

E. Beiwerk.

Wieweit *Glaser, Die zusammengesetzten Nomina bei Pindar, Progr. Amberg 1898 die Zusammenstellungen von Bräuning (siehe darüber Jahresb. Bd. 42, 1885 S. 70) fortführt, und inwiefern *Brandt, De particularum subjunctivarum apud Pindarum usu, Diss. Leipzig 1898 sich mit Breyer (ebenda S. 72) berührt, kann ich nicht sagen. Über *Scott, A comparative study of Hesiod and Pindar, Diss. Chicago 1898 orientiert Peppmüller WklPh 1899, 1197 ff. Bei v. Wilamowitz, Lesefrüchte (Hermes 34, 223 f.) finden wir ein Parthenienfragment aus Plut. de Pyth. or. 29 nachgewiesen. Körte im RhMPh XXV (1900) verbreitet sich über den Pindar-Kommentator Chrysippus und hält es für möglich, daß es Ciceros Freigelassener war. Auffallende Aufstellungen bietet Blaß, Vermischtes zu den griechischen Lyrikern und aus Papyri, ebenda S. 91 ff., nämlich über sog. „Responsion“ (vgl. Mezger und Bury), teilweis sich selber „etwas minder sicher fühlend“. Danach sollen in fr. 107 „respondieren“ vs. 4 ἀνδράσι mit vs. 11 φθίσιν, vs. 6 τί νεώτερον mit vs. 13 κενέωσιν, vs. 8 Θήβαις mit vs. 16 θήσεις u. s. w. Es soll sich fr. 124 A (gegen Bergk) im fr. 218 A fortsetzen wegen Διωνύσοιο und πολυχρύσοιο, desgleichen fr. 108 in fr. 142 wegen θεοῦ δὲ und θεῷ δέ, κέλευθος . . . τελευταί und κελαινεφεῖ . . . . καλύψαι. Erfreulich endlich ist die Bereicherung unserer sachlichen Anschauungen durch das prächtige Werk über Thera von Hiller v. Gaertringen.

Es erübrigt nur noch die Chronologie der Gedichte, und hier ist ein wesentlicher Fortschritt zu verzeichnen. Aus ägyptischen Papyri sind uns durch einen ganz besonders glücklichen Zufall gerade die olympischen Siegerlisten der einschlägigen Zeit genauer bekannt geworden, ein sehr wertvolles Material, dessen erste ausführliche Verarbeitung Robert vergönnt war im Hermes XXXV (1900), 141—195: Die Ordnung der olympischen Spiele und die Sieger der 75—83. Olympiade. Damit ist die kurz vorher veröffentlichte neuere Arbeit von Christ, Ber. d. Münch. Akad. 1898 Heft 1, weit überholt. Eine gedrängte Übersicht bietet die Tabelle zu Roberts Aufsatz (der übrigens auch auf die Reihenfolge der einzelnen Kampfspiele eingeht); von einem Auszuge sehen wir also ab, verzichten auch auf vereinzelte Berichtigungen, zumal da mit Sicherheit anzunehmen ist, daß auf dieses wichtige Seitengebiet sich ehestens eine ganze Anzahl von Mitarbeitern werfen werden, wie bereits Lipsius in den Ber. d. sächs. Akad. 52, I (1900) den Anfang gemacht hat.

JAHRESBERICHT

über

die Fortschritte der classischen

Altertumswissenschaft

begründet

von

Conrad Bursian

herausgegeben

von

L. Gurlitt und W. Kroll.

Hundertundfünfter Band.

Achtundzwanzigster Jahrgang 1900.

Zweite Abteilung.

LATEINISCHE KLASSIKER.



LEIPZIG 1901.

O. R. REISLAND.

Inhalts-Verzeichnis

des hundertundfünften Bandes.

Bericht über die Lucrezlitteratur, die Jahre 1896—1898 umfassend*)

von

Dr. **Adolf Brieger**

in Halle.

In den drei Jahren, die seit der Veröffentlichung des vorigen, die Zeit von 1890 bis 1895 umfassenden Berichtes verflossen sind, ist auf dem Gebiete der Lucrezkritik und Lucrezexegese nicht weniger als in den vorangegangenen Zeiträumen gearbeitet worden, und zwar vor allem in Deutschland, Italien, England, Holland und Schweden. Die bedeutendste Leistung aber ist die Lucrezausgabe Carlo Giussanis.

I. Wohl niemals ist ein Herausgeber und Erklärer des Gedichtes *de rerum natura* mit den Ergebnissen so vielseitiger Studien ausgerüstet ans Werk gegangen wie dieser Mailändische Gelehrte. Nicht weniger als 9 umfassendere Monographien, vor allem über die Fragen des von Lucrez dargestellten Systems, hatte er in drei Jahren — von 1893 bis 1896 — veröffentlicht, die alle ein reiches Wissen und einen eindringenden Scharfsinn bekunden; s. Jhrg. 1895 p. 159—184.

Er wie sein Verleger Hermann Loescher, in dessen 'Collezione di classici greci e latini con note italiane' die neue Lucrezausgabe erschienen ist, verdienen Dank dafür, daß sie jene Abhandlungen, vermehrt durch drei neue, in einem besonderen Bande den den Text enthaltenden Bänden vorausgeschickt haben.

Die Einleitung giebt im ersten Kapitel eine Würdigung des Dichters, die beste, die bisher geschrieben ist. Ich hebe aus ihr nur die treffende Bemerkung hervor, daß das, was sich von trüber Weltanschauung in dem Gedichte finde, auf Lucrez Temperament, nicht auf das System zurückzuführen sei (p. XXIII). Das zweite, weit umfassendere Kapitel beschäftigt sich mit Epikur. G. hält, gegen Usener, die ratae sententiae für echt. Seine Widerlegung der Gründe Useners scheint mir wohl gelungen (p. XXXI ff.). Was die angebliche Unbildung des 'Gargettiers' betrifft, so weist G. nach, daß sich diese nur auf

*) Die bibliographische Übersicht erscheint diesmal am Schluß.

die Rhetorik, die komplizierte Aristotelische Logik und die Mathematik bezieht, während er offenbar die Schriften des Aristoteles über die Physik sehr gut gekannt hat (p. XXXIV f.). Um Epikurs Philosophie nach ihrem Ausgangspunkte und Zweck verständlicher zu machen, giebt G. in lichtvollen Zügen ein Bild der Entwickelung der vorepikurischen Philosophie (XL—XLIX). Als Epikur anfing, selbständig zu philosophieren, erkannte er, daß er von Demokrits Atomismus aus zu einer Lösung der Antinomie zwischen λόγος und αἴσθησις gelangen könnte. Den Skeptikern, die die Möglichkeit einer sinnlichen Erkenntnis bestritten, stellte er den Satz entgegen, alle Sinneswahrnehmung sei an sich eine Botin der Wahrheit. Der Irrtum entstände nur durch die hinzukommende Meinung (δόξα, opinio). G. meint, die Gründe Epikurs für die objektive Existenz der sinnlichen Qualitäten, so wie sie erschienen, seien nicht ohne Gewicht gegenüber den Gründen des skeptischen Relativismus, den er mit ihnen bekämpfte (p. LIII). Ich verstehe hier G. nicht. Jeder Sinneseindruck muß doch gedeutet werden, und diese Deutung ist eben eine δόξα. Wie unterscheide ich nun die falsche Deutung von der richtigen? Die von Epikur begründete 'veracità del senso' (p. LV) ist ja ohne allen Wert für die Naturerkenntnis, weil sie nur die Übereinstimmung des Sinneseindruckes mit seiner unmittelbaren Ursache, bei Gesichtseindrücken mit dem Sehbilde, bedeutet, nicht die mit dem Objekte. Das hat zuerst Tohte (Epikurs Kriterien der Wahrheit, 10 ff.) geltend gemacht, und es gelingt G. nicht, ihn zu widerlegen (p. LVII f.). Er deutet p. LVI auf rat. sent. XXIV hin, ohne die Stelle zu citieren, und auf der folgenden Seite sagt er, 'nicht der λόγος, sondern der wiederholte Versuch unter gewollten Bedingungen ('ἐπιμαρτύρησις') hat in den verschiedenen Fällen zu entscheiden, ob ein εἴδωλον nur sich selbst treu wiedergiebt, oder das Objekt, von dem es ausgeht'. Damit hat er den Schlüssel in der Hand, aber er gebraucht ihn nicht. Was anders als der λόγος entscheidet denn, ob eine zweite Beobachtung vorzunehmen ist? Die täuschende Sinneswahrnehmung kann doch nicht selbst sagen, daß sie unsicher sei. Nun sagt G. wiederholt, der λόγος sei nichts als eine Atomenbewegung, eine sekundäre, abhängig von den Bewegungen der Sinneswahrnehmungen und durch sie hervorgerufen — und er müßte das allerdings sein, wenn Epikur hier ganz konsequent wäre. Dann entschiede also eine von der Sinneswahrnehmung abhängige Bewegung darüber, ob eine einzelne Sinneswahrnehmung glaubwürdig ist oder nicht. Es gelingt G. nicht, die Folgerung, daß hier ein 'circolo' vorliege, zu widerlegen. So nötigt uns gleich die Art, wie der erste Grundsatz des Systems eingeführt wird, entweder an Epikurs Klarheit oder an seiner wissenschaftlichen Ehrlichkeit zu zweifeln. Die sehr scharfsinnige Auseinandersetzung G.s

mit Natorp p. LIX—LXVI muß ich hier übergehen. Aus den Erörterungen über die Ethik Epikurs (p. LXVII bis LXXXII) hebe ich hervor, daß G., im Einklange mit Natorp, den wesentlichen Zusammenhang nachweist, der zwischen Epikurs Hedonismus und den Gedanken Demokrits besteht (p. LXVIII), und daß er zeigt, wie Epikur (zum ersten Mal) den Lusttrieb und die Flucht vor dem Schmerz als in der Natur der empfindenden Geschöpfe begründet erwiesen hat (p. LXX f.). Epikur ist 'il creatore dell' utilitarismo', 'des moralischen Systems, welches, um moderne Ausdrücke zu gebrauchen, zuerst wissenschaftlich den Egoismus in Altruismus umwandelte' (aus dem Egoismus heraus den Altruismus entwickelte). Die Moral Epikurs behandelt einmal die Pflichten des Menschen gegen sich selbst und dann seine Pflichten gegen andere. Sie geht aus von der Frage nach dem höchsten Gut. Ein Gut ist nur die Lust, und Lust ist im allgemeinen die Abwesenheit des Schmerzes. Sie hat aber verschiedene Grade — der höchste Grad ist 'ein ruhiger und heiterer Zustand der Gesamtempfindung'. Der Weise verschmäht eine Lust niederen Grades, wenn sie durch das Opfer einer Lust höheren Grades erkauft werden müßte.

In diesem kurzen Referate ist freilich ebensowenig die Feinheit wie die Eigenart der Giussanischen Darstellung wiedergegeben. Ebenso lichtvoll ist die Untersuchung über die Übel, von denen die Furcht vor dem Tode und den Göttern und die Begierden die schlimmsten sind, schlimmer als alle körperlichen Leiden. Gerade dieser Teil der Ethik Epikurs ist in vorzüglicher Weise dargestellt. Es folgt die sociale Ethik Epikurs ('la morale epicurea in ordine ai rapporti sociali'). Besonders eingehend erörtert G. die Frage, welche Bedeutung für den moralischen Menschen Epikurs die Furcht vor der Strafe des Unrechtes habe. Der italienische Gelehrte kommt zu dem Ergebnisse, daß niemand, der anderen Unrecht thue, nach Epikurs Meinung je von einer solchen Furcht frei sein könne, und so hat für diesen die Frage, ob jemand, der von ihr frei wäre, Unrecht thun dürfe, keine praktische Bedeutung. Er gesteht zu, daß in diesem Punkte der Ethik 'der kühne Versuch durch historische Notwendigkeit gehindert war, zu der vollendeten Harmonie (wörtlich: zum harmonischen Inbegriff) der modernen Theorie zu gelangen'. Giussani ist das Verdienst zuzusprechen, daß er in vortrefflicher Weise den Zusammenhang des Epikureischen Moralsystems mit der Epikureischen Physik und die Konsequenz dieses Moralsystems nachgewiesen hat.

Kap. II handelt vom Leeren, zu I 329—417. G. behauptet, Lucrez gebrauche *inane*, *spatium* und *locus* als vollkommen gleichbedeutend. Daß das nicht der Fall ist, ergiebt die musterhafte Untersuchung von Hoerschelmann, Observationes Lucret. alt. 1877 p. 183 ff.

— s. Jahresb. 1877 p. 65 ff. (über den Vers 426 Bern*) s. u.). — Dasselbe scheint auch für Epikur gelten zu sollen, wenn auch G. nur sagt 'e cosi Epicuro (ep. ad Her. § 40) dice: τόπος ὃν κενὸν καὶ χώραν καὶ ἀναφῆ φύσιν ὀνομάζομεν'. Eine ähnliche Stelle übersetzt Lucr. I 420. Hier muß es vor allem ὃ heißen — so haben Borbon. gr. 253 und Laurent. LXIX 28 — und wohl ὃ<καὶ> κενόν. Es ist eine Art Parenthese. — 'Dasselbe wie τόπος bezeichnet (in anderer Beziehung) auch . . .' Wenn Ep. nicht so nachlässig schriebe, so stellte er nicht χώρα zwischen κενόν und ἀναφὴς φύσις, die identisch sind. Daß Ep. die drei Begriffe unterschieden hat, bezeugt ausdrücklich Plut. Epit. I 20 Diels, Dox. p. 371a 9 ff. An obiger Stelle steht τόπος als Hauptbezeichnung, weil der Beweis von der Bewegung hergenommen wird. Vom Leeren als dem zweiten Faktor der Dinge braucht Ep. das Wort nie; er sagt, 8mal im Brf. an Herod., κενόν.

Die folgenden acht Abhandlungen sind schon im vorigen Jahresberichte besprochen. Nur einige der Auseinandersetzung mit dem Ref. gewidmete Nachträge sind hier zu erwähnen. Zuerst die Append. zu der Abhandlung über Epikurs Psychologie, p. 197—227. Gegen das Zeugnis des Plutarch, adv. Colot. 20, der die vierte Natur das sein läßt, womit der Mensch 'urteilt und sich erinnert und liebt und haßt, und überhaupt das Logische und Vernünftige', macht G. die fehlende Erwähnung der αἴσθησις und der πάθη vergebens geltend; daß Pl. die vierte Natur als mit dem Geiste identisch bezeichnet, bleibt bestehen. Richtig ist allerdings, daß Lucr. III 231—272 auch die vierte Natur einen Bestandteil der Seele sein läßt, aber, im Widerspruche damit, lokalisiert er sie ja dann gewissermaßen, indem er von ihr das *penitus latere subesseque* aussagt, und dafür, daß er sie bei Ep. als mit dem Geist identisch gefunden, spricht eine merkwürdige Übereinstimmung dessen, was er von beiden aussagt: 138 heißt es vom Geiste *dominari in corpore toto* und 280 f. wird das *dominatur corpore toto* von der *nominis expers vis* ausgesprochen. G. versucht diese Thatsache durch die Behauptung abzuschwächen, *dominari* könne auch gleich *invadere* sein, aber diese Behauptung bleibt unerwiesen, denn an den von G. dafür angeführten Stellen giebt das Wort in der gewöhnlichen Bedeutung einen passenden Sinn. Die größte Schwierigkeit aber, welche die Verteidiger der vierten Natur als eines Bestandteils der ganzen Seele zu überwinden haben, liegt in 396 ff., vor allem in 411. Wenn Arme und Beine abgehauen sind, so ist ja damit ein großer Teil auch

*) Die Zahlen der Verse sind, außer bei Umstellungen, wo ich natürlich die der Leidenses gebe, die von Bernays, die ja auch in meiner Ausgabe, in schräger Schrift, beigedruckt sind.

des vierten Stoffes hinweggenommen und damit die Bedingung, unter der nach 252 ff. der Tod eintreten muß, erfüllt, und doch lebt der Mensch noch. Hier stellt nun G. eine wahrhaft geniale Vermutung auf, p. 206. Die vier Elemente der Seele sind in der Brust mehr verdichtet. Wenn sie wie ein Nebel durch den ganzen Leib ergossen sind, so haben sie in der Brust einen Kern — wie ein Komet, das scheint G. vorzuschweben —. 'Diese größere Verdichtung macht dort eine größere Mannigfaltigkeit und Kompliziertheit (complessità) der Atomenbewegungen möglich', also auch der *motus sensiferi* und der Formen des *sensus*, sei es der vierten Natur in sich selbst, sei es in Berührung (so möchte ich 'in rapporto' freier übersetzen) mit den gröberen Elementen; solche Formen sind die Affekte wie Haß, Furcht, Zorn, Liebe und die Thätigkeit des Denkens und des Mitteilens, und darin und damit ist auch 'das Ich, die Einheit und Centralität des Bewußtseins gegeben'. 'So rufen, wenn ich den Finger an die Flamme halte, die *semina* des vierten Elementes, die in ihm sind, die sinnliche Empfindung des Brandschmerzes (la sensazione di bruciore) hervor, die dort bleibt, aber sofort — es geschieht dies vermöge der innigen Vereinigung dieses Teiles der Seele mit dem Centralkern — empfindet (? prova) dieser zwar nicht selbst den Schmerz, aber er hat das Bewußtsein des Schmerzes im Finger.' Hier hat alles Hand und Fuß und es wäre so ein Teil der Schwierigkeiten beseitigt. Lucrez irrte freilich noch immer mit der Behauptung von 411 ff., aber doch nur insofern, als er von der g a n z e n *quarta natura* aussagt, was nur von ihrer in der Brust verdichteten Hauptmasse gilt. Ein anderer Mangel, der noch bleibt, ist der, daß der Schmerz im Finger — kein Schmerz ist, was er doch sein soll; vgl. Lucr. III 350 ff. und die Angabe bei Plut. Ep. IV 23 (Dox. p. 414 20 ff), daß nach Epik. nicht nur die πάθη, sondern auch die αἰσθήσεις (die Empfindung, die ohne das Bewußtsein keine wäre) ausschließlich ἐν τοῖς πεπονθόσι τόποις sein soll. Indessen kann natürlich keine Erklärung Mißverständnisse des Dichters oder Irrtümer seines Meisters aus der Welt schaffen.

Es folgt eine Besprechung von ad Herod. 63—67. p. 20, 2 soll συμπαθές = *una patiens, una sentiens* sein, womit allerdings die Annahme einer Lücke fallen würde. Aber τὸ μέρος (mss.) = mit Ergänzung von τοῦ σώματος ist unmöglich, weil ja kurz vorher die Seele selbst als σῶμα bezeichnet ist. Also doch wohl τι μέρος, Woltj. cf. Brg. Epic. Lehre von d. Seele p. 10 f. — Im Par. 64 z. 14 liest G. mit Us. ἕτερον ἅμα συγγεγενημένον für ἑτέρῳ (ἑτέρω) ἅμα συγγεγενημένῳ: die Änderung ist sachlich unbegründet, denn der Leib schafft ja in der That dem Seelenstoff die Möglichkeit als Seele zu fungieren, indem er ihn zusammenhält, Lucret. III 556—577 — s. Jbr. 1895 p. 171. —

Par. 65 21 z. 1 denkt G. wieder zu ἄλλου τινὸς μέρους ἀπηλλαγμένου hinzu τοῦ σώματος, während τῆς ψυχῆς zu ergänzen ist. Dann . . . κινεῖται <τὰς αὐτὰς κινήσεις> mit Brg., mit dem er auch an εἴθ' ὅλου εἴ τε μέρους τινός Anstoß nimmt. Er meint aber λυθέντος bedeute vielleicht nur eine Zerrüttung, wie sie II 944 ff. geschildert werde.(?) — Mit den Göttern beschäftigt sich die Abh. II. Mit Recht behauptet G., Epikurs Götterglaube sei ehrlich. Er vergleicht Epikurs Götter mit den Göttern Demokrits, doch finde ich nicht, daß dabei etwas Fruchtbares herauskommt. Wir sind eben über Demokrits Götter zu schlecht unterrichtet. Von Epikurs Göttern steht so viel fest: Ihre Existenz ist, aus den bekannten Gründen, zweifellos, ebenso ihre Seligkeit und Unsterblichkeit und ihre menschliche Gestalt. Sie wohnen in den Intermundien und thun niemand Gutes oder Böses.

Wie können sie aber als Atomengebilde unsterblich sein? Nach G., der fast selbständig auf dasselbe Ergebnis gekommen ist, wie vor ihm Lachelier und Walter Scott, bestehen die Götter nicht 'der Zahl nach' (κατ' ἀριθμόν *ad numerum*), sondern 'nur der Art nach', κατ' εἶδος oder καθ' ὁμοείδειαν, p. 259 f. G. vergleicht den Götterleib mit einem Wasserfall, dessen Erscheinung dieselbe bleibt, während das ihn bildende Wasser jeden Augenblick ein anderes ist. Das in dieser Weise Existierende ist, wenn der Zufluß des gleichartigen Stoffes nicht aufhört, ewig, denn jede Unterbrechung des so in beständigem Werden Bestehenden ist ohne dauernde Wirkung, 'wie ein Schuß in einen Wasserfall'. Daß es nach Epikureischer Anschauung solche ewigen Existenzen geben kann, bezeugt Philodemus περὶ εὐσεβείας — Gomperz, Hercul. Stud. p. 110. Soweit hat G. unzweifelhaft recht. Unrecht aber scheint er mir in zwei Punkten zu haben. Einmal behält er bei Cic. de nat. deor. I 49 das *ad deos adfluat* bei und läßt also die Götter aus Bildern entstehen. Aber Cicero läßt den Velleius ja auseinandersetzen, wie wir die Götter durch nur dem Geiste sichtbare Bilder wahrnehmen, und es ist logisch und stilistisch unmöglich, die Bilder, von denen in dem mit *cum* — oder auch mit *tum* (Giuss.) — beginnenden Satze die Rede ist, nicht von den Bildern zu verstehen, durch die wir die Götter wahrnehmen. Es ist also *ad nos adfluat* zu schreiben. Und welche Ungeheuerlichkeit wäre es, wenn Epikur die Götter aus Bildern entstehen ließe! Diese Bilder könnten natürlich nur Systasen sein. Wären sie aber das, so brauchten sie doch nicht erst Götterleiber zu bilden, um vom Geiste gesehen zu werden, sondern sie könnten und müßten direkt in unsern Geist kommen. Sie bewiesen ja also gar nicht das Dasein von Göttern. Eine zweite Ungeheuerlichkeit, von der ich bis jetzt nicht glauben kann, daß Epikur ihrer wirklich schuldig sei, ist die, daß die Götter bloße

Schattenrisse sein sollen. 'Sono spettri, semplici *species*, *facies*, senza spessore' sagt G., indem er auf Cic. ib. 75 verweist. Dort sagt ja aber Cotta die Unwahrheit, wenn er behauptet, Velleius gebe an, die Göttergestalt (species deorum) hätte nicht nur *nihil solidi* — das entspricht dem *nec soliditate quadam*, — sondern auch '*nihil expressi, nihil eminentis, sitque pura, levis, perlucida?* Das ist offenbar eine falsche Folgerung, eine Verdrehung, deren Zweck ist, die Götter Epikurs noch lächerlicher zu machen, als sie schon sind. Solche Silhouetten könnten ja auch nicht einmal ein quasi-Blut haben — was doch nicht von einer Färbung zu verstehen wäre — weil jede Ader mehrfache Atomenschichten voraussetzt, und ebensowenig eine Seele, also auch keine Glückseligkeit, und wie könnten die einfachen Bilder — Bilder entsenden? Nein, es handelt sich um wasserfallähnliche, aus nicht verbundenen Atomen bestehende dreidimensionale oder 'plastische' Körper.*)

Velleius weist de n. d. I 50 darauf hin, daß das Dasein ewiger Wesen auch wegen des Gesetzes der ἰσονομία anzunehmen sei, das fordere, daß in der Unendlichkeit *omnia omnibus paribus paria respondeant*, und daß, da es unendlich viele zerstörende Kräfte gäbe, es auch unendlich viele erhaltende geben müsse. Von dieser Isonomie soll nun Lucr. II 529—568 die Rede sein. Nein, erst 569—580 erscheint das Gesetz der Isonomie als eine Folgerung aus dem Vorangehenden. —

Abh. XII ist L'origine del linguaggio, a. V.' 1026—1088. Diese Abhandlung ist der zweite Teil der 'Memoria', die dem Lombardischen Institute im Febr. 1896 unter dem Titel 'La questione del Linguaggio secondo Platone e secondo Epicuro' vorgelegt wurde. Die ersten Absätze fassen die Ergebnisse der auf Plato bezüglichen Untersuchung zusammen und leiten zur Würdigung von Epikurs Theorie über. Von p. 270 an haben wir es nur mit der letzteren zu thun.

Nach Epikur, Diog. Laert. X 75, 'waren die ersten bezeichnenden (espressivi) Töne natürlich, durch physiologische Notwendigkeit hervorgebracht'. Aus diesem 'Embryo' haben dann die Menschen, in Erkenntnis des Nutzens, den eine alles zu bezeichnen fähige Sprache haben müsse, eine solche gemacht, indem sie bewußt und absichtlich den Dingen Namen beilegten ('ponendo θέσει dei nome alle cose'). Diesen Kompromiß zwischen der Physis- und der Thesis-Theorie versucht G. vergeblich als der modernen Anschauung nicht widersprechend darzustellen. Er kann zuletzt nur sagen, die Sprache sei 'in effetto'

*) In m. Bespr. in der Berl. philol. Wochenschr. 1898, 9. März p. 301 habe ich G. infolge eines Mißverständnisses diese Auffassung beigelegt.

so, als wenn sie schlechtweg konventionell wäre. (?) In der weiteren durchaus verständigen Erklärung der Worte Epikurs weist er darauf hin, welche Blöße sich der Philosoph giebt, wenn er, der sonst die Einheit der menschlichen Natur betont, die ursprüngliche Verschiedenheit der Sprachen aus der Verschiedenheit der Rassen erklären will, p. 277.

Das zweite von Epikur beschriebene Stadium der Entwickelung der Sprache ist dann in Vergessenheit geraten. Bei Lucr. kann man in '*utilitas expressit nomina rerum*' 1026 f. vielleicht noch einen Hinweis auf dasselbe finden, aber der Dichter hält die beiden Stadien nicht auseinander; ja er widerlegt scharf und witzig diejenigen, die in der Art eine θέσις annehmen, daß einer die andern die Sprache gelehrt habe, eine Argumentation, die ihr naheliegendes Analogon in der Widerlegung der Erweiterung und Verbesserung der Sprache durch Verabredung haben würde. Lucr. V 1026—1038 (1015 ff. Brg.) findet G. eins der 'bei Lucrez nicht seltenen logischen Anakoluthe'. Ich kann hier durchaus keinen logischen Anstoß finden. Es mag noch erwähnt werden, daß G. mit Recht behauptet, Epikur sei, was die Unveränderlichkeit (Festigkeit 'fissità') der einmal gebildeten Arten betreffe, ein entschiedener Antidarwinist gewesen.

In den 'Osservazioni preliminari' t. II. V. ff. entwickelt Giussani die Grundsätze, die er in der Feststellung des Textes verfolgt. Es sind im großen Ganzen dieselben, die Ref. in den Prolegomenen seiner Ausgabe entwickelt hat. Er hebt drei Abweichungspunkte hervor. 1. Er ist noch konservativer als Brieger und nimmt weniger Lücken als dieser an. 2. Er gebraucht seltener als dieser die bekannten Seklusionszeichen. 3. Er läßt noch mehr Wiederholungen als echt gelten.

Dafür geht er aber im Umstellen viel weiter als Brg. s. zu III 523.

Ich will hier noch bemerken, daß G. sorgfältig arbeitet. Versehen wie das bei I 24, wo der Vergilische Vers Georg. II 178 als Lucrezisch citiert wird, sind mir sonst nicht aufgestoßen.

Jedem Buche geht eine übersichtliche Inhaltsangabe voran, dem ersten eine Untersuchung über das Prooem 1—145. Die Vv. 50—61 klammert G. nicht, als von Lucr. selbst verworfen (Brg.), ein, sondern stellt sie vor 80 ff., womit der Hauptanstoß nicht beseitigt wird, s. No. XII. 136—145 stellt er hinter 79 unter Annahme einer Lücke. 6—9 setzt er nicht zwischen Parallelen. S. die Append. zu meiner Ausgabe.

82 (88 B.) *ex utraque pari parte* ist: pariter ex utraque parte r. 822 perveniant (Pius, Brg.) — 141 *quemvis efferre laborem* (Langen, Brg.) — 182 f. *genitale concilium* hat hier noch nicht die spätere technische Bedeutung, wie G. meint, denn zur Atomistik sollen wir ja erst kommen. —

188 ff. *omnia . . . crescentes* ohne Lücke, aber hier wäre der Soloecismus durch keine unüberwindliche metrische Schwierigkeit entschuldigt. — 205 hinter 214 (Sturenb. Bkm. Brg.), s. auch No. — 282 *quam largis imbribus auget.* — 286 *molibus* = Brückenpfeiler, r. — 305 *solis annis* = Sonnenkreise, r. — 321 *speciem videndi* = *visum.* Wie soll das möglich sein? — 326 nicht umgestellt. (?) Brg. 327 ‖ 326* ‖ Die Partie sei unfertig. — 334 mit Brg. erklärt. Lm. verwirft den V. — 356 *quae* (nicht *quod* wie Brg.) *nisi inania sint, qua possent corpora quaeque transire, haud ulla fieri ratione videres.* — 367 *vacui minus* Goeb. 1—419 '*omnis* è forse genitivo di *omne*' (?) — 428 *quoquam diversa meare.* f. (*quaquam* Venet. Ald. Lbn. Brg.). — 433. 434. 435 wie Lm., aber s. Prolegg. u. Append. — 450 *harum* (*rerum*) mit Bkm. u. Brg. — 454 *tactus . . ., intactus* mit Brg. beibehalten. — 469 *aliud saeclis* Bern. . . *ipsis* ohne Lücke. Der Text kann unmöglich richtig sein, denn jedes Geschehen ist ja ein *eventum* von Körper und Raum. 473 f. *Tyndaridis forma conflatus amoris ignis* mit Bkm. (Brg.) — 518 f. mit Unrecht eingeklammert, s. Prolegg. — 524 *corpus inani* distinctum, quoniam* mit Hoerschelmann und Brg., die aber *distinctumst* schreiben. — Hinter 547 Lm. nimmt G. eine größere Lücke an. Es soll eine Polemik gegen Anaxagoras ausgefallen sein, wie G. Vol. I 43 ff. nachzuweisen versucht. Man sehe aber Jbr. 1895 p. 159 ff. — 555 *<ad> summum aetatis pervadere finis* mit Brg. — 577—583 hinter 564; s. dagegen Jbr. 1895 aaO. — *possint tamen omnia reddi* mit OQ. Bern. u. Brg. — 634 Lücke. G. vermißt hier den Gedanken von 584—598, speziell den von 591, dem er hier die Form giebt: 'Ho demostrato che *i primordia* sono immutabili'. Ebensogut kann aber die mit *quapropter* beginnende polemische Partie ursprünglich unmittelbar auf 598 gefolgt sein. — 653 *talibus in causis* 'in tali condicioni, date cause siffatte', vielmehr 'bei solchen Urstoffen', cf. αἰτία in Bonitz Ind. Aristot. — 819 *et quos inter se dent motus* etc. 'Die unsichtbaren Atomenbewegungen in den Körpern, beschrieben II 80 ff.', also eine Vorwegnahme, wie III 430—433. — 866 sanieque r., s. Append. — ‖ 873 ‖ wie Brg., der aber den V. hinter 869 stellt. — 884 *cum lapidi in lapidem terimus*, ohne vorangehende Lücke, durch eine richtige Sacherklärung sicher gestellt. — 886 *latices* OQ. edd., aber sachlich unmöglich, s. Append. Ebendort ist auch die Unmöglichkeit von *quali sunt ubera lactis* erwiesen. 'Ubera non habent saporem, nisi cum cocta edimus.' 952 '*invicta* = *aeterna*' so ungenaue Erklärungen, die mit seiner sonstigen Klarheit und Schärfe in einem befremdlichen Gegensatze stehen, giebt G. öfter. — 961 f. *ut videatur quo non longius haec sensus natura sequatur* 'die Wahrnehmung dieses bestimmten Gegenstandes'. Daß *sensus* vielmehr Objekt ist, hat Bockem. gesehen. — 1002

—1007 mit Goeb. hinter 997, dann 998—1001. falsch, s. Append. — 1013*, wie allgemein anerkannt, 'so daß, wenn auch nur eins von den zweien unendlich ist, das All unendlich ist.' Aber es fehlt offenbar noch mehr. Die ganze Schlußpartie ist übrigens in vorzüglicher Weise erklärt. 1086. 1085. — 1091 *caeli tonitralia templa* mit Brg. und den vorlachmannschen Herausgebern. — 1106 *si . . . perductus**. Es folgen vier Exkurse, zu 159—314. 215—264. 830—920 (über Anaxagoras) und zu 1021—1051, alle vier durchaus belehrend.

II 11 ff. 'So konnte ein Freund des Memmius sprechen, nicht ein niedriger Klient (wie Marx will).' 18 *mensque*, nicht Brg. zuerst, sondern Woltjer. 21. *dolorem, delicias . . . possint* (?) 105 || *paucula quae* etc. || 'eine Variante zu 109. *multaque* etc.' *paucula* soll = 'rari, dispersi, isolati' sein, das ist begrifflich unmöglich und kann auch durch IV 67 ff. nicht bewiesen werden. — 308—332 hinter 141. Die Umstellung ist sinnreich und ansprechend. 152 *diverberat* (nicht *diverberet*) OQ. Woltj, Brg. — 159 f. *suis e partibus una unum* etc., mit Munro, eine unnötige Änderung. — 164.* 166 ff. 165, mit Brg. — 197 f. *ursimus alte derecta* OQ. Mr. Bgr. — 226 ferantur, mit Brg. — 250 *qui possit cernere sensu* (f. *sese*) (?) 255 *ne . . . sequatur*. Das *ne* soll nicht final, sondern konsekutiv sein. Das ist unmöglich. Die Folge wird als Absicht aufgefaßt. — 257 f. *avolsa voluntas . . . voluptas* f. cf. Append. — 268 *conixa*, aber vielleicht sei *conexa* mss. Brg. richtig. — 276. 281—283. 277 ansprechend. 291 *quasei*. — 300 *quae consuerint*, f. — || 334 || vielleicht. 341*. Die Begründung scheint mir für das unfertige Werk des Lucrez zu subtil. 363 *subitam* III 688 *subitis* = *quae subiit, subierunt*, an sich bedenklich, und wegen der Zweideutigkeit erst recht unwahrscheinlich. *381 *perfacilest animi ratione* OQ. Brg. — 454. 453. 455. (?) 457 *mirabile debet** Bern. — Den Abschnitt 465—477 Lm. größtenteils mit Goebel. 477 *quo magis . . . possunt*. — 477. 456—463 mit Hoerschelmann. — 460 *terebrareque saxa*. Wann und wie thut das Feuer das? *penetrare* OQ. edd., indem es sie glühend macht, s. Append. — 461 f. *quodcunque videmus *sensibus esse datum*, mit Brg. — 463* 478 ff., mit Brg. — 483 *namque in eadem una cuiusvis iam brevitate*, mit Brg. — ebenso 499*. Dagegen 501 . . . *tacta colore*, mit Lm.: gesuchter Ausdr. 501* 502 f. *aurea . . . saecla* r. — 518 *interutrasque*, wie überall, wo das Wort überliefert ist. — 529 f. *probavi, versibus ostendens* mit Mr. (?) — 547 *sumantur uti* mit Wnklm. 553 *cavernas, caverna* mss., *guberna* Lm. Giuss. ist versucht IV 422 (437) *guberna* als Femininum aufzufassen; es kann aber dort doch ebensogut Neutr. Plur. sein. Wenn Servius zu Aen. II 19 angiebt, *cavernae* wären von einigen für Schiffsrippen erklärt worden, so ist es ganz klar, daß es bei Vergil 'Hohlräume' heißt, und es ist unglaublich, daß je vernünftige Menschen ge-

krümmte Hölzer 'Höhlungen' genannt haben, denn das heißt 'cavernae' doch. — 593 *ex imis* mit den mss., dies bilde den Gegensatz zu *sola terrae*. Wenn es nur nicht so ferne läge *ex imis* von *ignibus* zu trennen! — 651 Lm. 652—654. ‖ 655 ff. ‖ (?) 659 *dum vera re tamen ipse* 'nell' intimo suo pensiero' (?) — 681* mit Mr. Bern. u. Brg. — 700—724 und 688—699. G. weist nach, daß die Restriktion *non quo multa parum — constant* (723 f.) sich auf den Gedanken 'Verschiedenheit der Gestalten, Verschiedenheit der das Ding bildenden Atomenformen' bezieht und daß die Partie von den Buchstaben in den Wörtern 688—695 und also auch das folgende bis 699 mit dieser Restriktion zusammengehört. Er vermutet, daß 723 f. — die ich unter den Text gesetzt habe — und 689—699 ein späterer Zusatz sei, denn 722 und 725 ff. gehören ja allerdings unmittelbar zusammen. — 719* mit Brg. — 734 *alium quemvis quae sunt inbuta colorem*, vielleicht auch was *inbuta* betrifft, mit Recht. — 743 an seine Stelle zurück, mit S. u. Brg. — 747* und ebenso 749* mit Brg. — Dagegen glaubt er um die Lücke hinter 787 umhinkommen zu können. — 800. *refulget* OQ. — 802 *cervicemst*, mit Brg. — 804 *quodam sensu*. G. weist auf IV 446 hin, wo *sensu* aber etwas vom Subjekt Ausgehendes bezeichnet. — 831 *disperditur* OQ. Brg. — 846 *proprio de corpore*. Da an keinen Gegensatz, *sed alieno de c.* zu denken ist, so ist *proprium* OQ. Goeb. notwendig. — 880 *hinc* 'aus den Speisen'. 889 *latices* für *lapides*, einschmeichelnd aber unsicher. — 903* 904, mit Brg. nach Christ. — 905 *quaecunque (?) videmus* — 911 *namque †alios sensus*, gerechtfertigte Vorsicht. — 916. 915 (?). — 926 quod *diximus* (für *fugimus*) *ante*, wie Brgs. *vidimus* doch nur ein Notbehelf. — 975 *auctumst* und 986 *auctus* mss. Brg. — 1011 *in summis*, nicht mit Lm. u. Brn. *cunctis*. — ‖ 1013—1022 ‖. — 1030 statt *principio* mit Brn. *suspicito*, eine bei G. fast beispiellose Kühnheit. — 1050 ff. *factus et ipse* (Brg.) *saepe offensando* <*ut*> und *coluerunt* (Lm.). — 1070 f. . . . *omnis* vis* <*que*> *eadem* <*et*>. — 1080 *inice mentem* Wkm. — 1089 *hic generatimst rebus abundans* (Mr.)?. — 1121 *hic* für *his*, mit Christ. — 1122—1143. Hier findet G. drei Stadien unterschieden, ich sehe nur zwei. Die Katastrophe ist kein Stadium. — ‖ 1146—1149 ‖ mit Brg., ebenso 1162 f. *suppeditat iam* und *augentque laborem*. — 1172 1168 ff. 1173 mit Bergk.

Buch III *tu, pater es, rerum inventor* erscheint mir sonderbar. — 22 *ridet*, nicht *rident*, sc. *deorum sedes?* — 58 *eliciunter* mss. edd., außer Lm. u. Brn. — 84 in summa (= omnino?) *pietatem evertere fraude* (Brn).? — 146 *ulla* f. *una* beachtenswert. — 147 *et quasi* = *quod genus*, wohl eher = *ut*: 'wie wenn uns z. B. der Kopf wehthut'. — 172 f. *petitus saevus et in terra* (Brn.)? — 198 *spicarumque* mit OQ., den edd. vor Lm., u. mit Brg. — 237 *animi* mit den mss. — 239 f. *recipit*

mens (mss.) . . . *nedum* Polle, Postgate (ansprechend): *quae mente volutat*, letzteres unmöglich. 258 *intersese mixta*, der V. ist cäsurlos. (Juvenalverse beweisen nichts für Lucrez). — 267 *calor* (nicht color) mss. (?) — 284 *aliis aliud.* 188 f. *est etiam* mss. (?) *acrius* mss. Brg. — 306 *interutrasque sitast* Brg. — 337—349 nicht zwischen Parallelen. — 354 *quis adferet* mss. (?) — 358 *cum expellitur aevo* Lm. (quom). — 361 *difficilest* mss. Brg. — 362 ohne Lücke; mir unverständlich. — 374 *animae elementa minora* mss. Mr. Brg.— 391 ff. die handschriftliche Folge hergestellt. gew. 391, 393, 392. Die Erklärung der Überlieferung genügt nicht cf. Append. Ebensowenig 403 f. die von *adempta anima circum membrisque remota.* — 415 *alioqui* mss. Brg. Woltjer. — 420 *digna tua . . . vita* mss. — 428 *iam longe.* Lm. für *nam*, f. cf. prolegg. XXII. — 444† *incohibescit.* — G. stellt 472 f. hinter 462, zu dem sie unzweifelhaft gehören, aber cf. Prolegg. — 490. *vi morbi distracta per artus* turbat* (Brg.), *agens animam spumat* (mss. und Brg. *spumans*) *ut in. . . Spumāt?* — Nun folgen gewaltige Umstellungen: 523 (Lm.) 548—591. 607—614. 798—799. 592—606 (von Brg. hinter 591 zwischen Parallelen). 615–669. 526—547. 670—797. 800—. . . In der Kühnheit der Umstellungen hat G. einen Vorgänger in Susemihl, Philol. XXVII p. 45 ff., der sich aber so ausdrückt, daß man erkennt, er würde diese Umstellungen, in betreff derer er übrigens mehrfache Möglichkeiten zugesteht, im Texte des Gedichtes nicht vorgenommen haben. Brg. hat sich begnügt, in diesem ganzen Abschnitt nur 592—606 zu sekludieren, was jedenfalls ein sanfteres Mittel ist. — 580—591 und 607—614 gehören ja zusammen, aber daß dann 798 f. hinter 614 zu stellen sei, das an seiner Stelle in den mss. sich sehr wohl rechtfertigen läßt, und nun 592—606 folgen müsse, wird G. uns nicht leicht überzeugen, und ebensowenig davon, daß an 615—669 sich 526—547 anschließen müsse. — 571 sq. *corpus enim atque animans erit aer, si cohibere sese anima* (OQ.) *atque in eo* (OQ. *eos*) *poterit concludere motus, quos* etc. G. mit Faber und Munro: Lm. Brn. Brg. mit Wkf. *in se animam atque in eos* . . G. meint, wenn Lucr. so geschrieben hätte, so legte er den Gegnern die Ansicht bei, die Luft sei ein genügendes *cohibens* für die Seele. Nein, er widerlegt ja die Gegner, indem er sagt: die Luft wird, (fast gleich würde) ein Leib und ein lebendes Wesen sein müssen, wenn die Seele sich in ihr zusammenhalten können sollte. *In eos motus concludere* ist praegnant gesagt für *concludendo eam eos motus efficere*, wie II 439 *semina confundunt* (= *confundendo efficiunt*) *sensum.* — 643 *hominis vis* 'la coscienza' unmöglich. Der Mensch merkt im höchsten Aufgebot seiner Kraft den Schmerz nicht. — 655 f. *micanti serpentis cauda, procero corpore truncum.* — 661 *ardenti . . . dolore* mss. Aber wie soll ein Leser dazu kommen nicht vielmehr

ardenti morsu zu verbinden? — 678 *animi vivata potestas*, aber s. V. 685, wo diese potestas auch in den Zähnen sein soll. — 788 *quod si posset enim*, von Madvig gerechtfertigt. — 798—821 erörtert G. eingehend in Vol. I p. 219—225. Seine Rechtfertigung von 798—803 ohne Lücke wird schwerlich jemand befriedigen. 'L. sagt: Sterbliches ist unverträglich mit Ewigem deshalb, weil von zwei aufs engste verbundenen Elementen — so eng, daß sie nur ein Ding bilden (das bedentet *iunctum in concilio* 803; man erwartet bloß: *in concilio*) — nicht das eine Stürmen ausgesetzt sein kann, wenn es das andere nicht ist.' Nun steht ja aber nichts einem 'impossibile' entsprechendes da, sondern *diversius aut magis interse disiunctum discrepitansque.* Darüber meint G. durch Annahme einer 'sincope logica' hinwegzukommen: eine unglückliche Künstelei. Dagegen hat er in seiner Verteidigung von 804—815* mss. gegen Lachmann, der sie verwirft, recht. — ‖ 840—859 ‖ Brg., von G. gebilligt und gerechtfertigt. — 849 *repetentia nostri* mss. edd. Mr. Brg. — 866 *an nullo* wie Brg. — 894—911. 919—930. 912—918. Brg. sekludiert 912—918 an seiner Stelle. — 938 *in offensast* mit Postgate (u. Brg.). —992 *aut alia quavis scindunt cuppedine curae*, vulgo. Begierden quälen wohl mit Sorgen, aber nicht Sorgen mit Begierden, daher Brunos *aliae quoius cuppedini' curae* notwendig. 1066 *fugit: at quem* . . ., weder ohne Erklärung verständlich noch mit Giussanis Erklärung möglich erscheinend. Dem Buche folgt eine allgemeine Untersuchung über sein Schlußkapitel 828—1092. Aus ihr hebe ich den Nachweis hervor, daß 931—971 Lm. ('929—969') und 1024—1052 eng zusammengehören (972—977 paßt aber doch auch nicht weniger vor 1024) und daß 978—1023 Lm. den Zusammenhang unterbrechen und dabei nicht umgestellt werden können. G. sieht hier eine deutliche Spur, daß Lucr. stückweise gearbeitet hat, ohne viel an eine endgültige Disposition zu denken, und daß zwei verschiedene Rezensionen vorliegen. Endlich weist G. Epikureische Argumente gegen die Todesfurcht in dem pseudoplaton. Dialog Axiochus nach.

B. IV. 1—25 von Lucr. so für diese Stelle umgestaltet. 41 *in sua quaeque* mss. Mr. — 25, 48—51. 26 Marull. — 58—60 *lubrica serpens . . . illorum.* Das wäre eine mutwillig herbeigeführte Inconcinnität — ‖ 65—69 ‖ (?) — 79. 'Mich anlehnend an Brgrs. *sunt ita clausa*': *sunt his clausa theatri moenia*, gut. — 97. Meine Umstellung von 230—238 hinter 97 als falsch erwiesen. — 99 (110 Brg.) *ex ea imaginibus* Lotze Brg. — 108—174 Umstellungen. G.'s Erklärung genügt nicht. — 165 (180 Brg.) *res ibi respondent* O. Wkm. Mr. — 173 Lm. (172 Brn.) *reddere dictis** (?). — 179 (974 Brn.) *simulacra . . in quem quaeque locum diverso numine* (mss.) für *momine*) *tendit* (mss.). Der Singul. soll besser die große Mannigfaltigkeit bezeichnen; aber dann müßte es doch *quodque*

heißen. — Zur Erklärung von 181—206 zieht G. im Exkurs die von ihm mit Unrecht (s. Jhbr. 1895 p. 162) angenommenen Moleküle heran. — 192 f. soll Lucr. seine Quelle nicht verstanden haben (p. 282) — 195 an s. handschriftlichen Stelle Mr., ebenso 203. — 211 *sidera respondent . . . mundi.* — 217—229 Lm., die Lm. athetiert, beibehalten, aber s. Prolegg. und Append. — 283. *in idem* Mr. — 306 <*e*> *speculo* mit Brg. 308 *convertit* mss. — 346 f. hinter 331 Lm., auf grund eines Mißverständnisses. *aequi flexus* bezeichnet rechte Winkel.

359 *terantur* Mr. (?) — 386. 435. Lm. aber 435 paßt ja an seiner Stelle durchaus. — 416 *despicere* — 417 und 460 *mirande* (mss.) mit Recht. — 417 *abdita caelo* (?) — 482 *quae . . ortast*: *aptast* (Hoefer) ist notwendig. — 505 ff. ohne Lücke. *vitare* und *sequi* sollen von *concidat* abhängen: *meminisse iacet* ist bei Lucr. ein unicum; so wäre niemand darauf gekommen, die Inifinitive von etwas anderem als von *ausis* abhängen zu lassen. — 530 *expletis . . oris* wie Brg., aber anders erklärt. — 577 *iterabant dicta* (nicht *docta*) *referre* ('τὸ *dicta referre*, ossia l'eco'), sprachlich unmöglich. — 596 *colloquium . . . videmus* = wir vernehmen; hier unmöglich, s. Append. — 612—614 Lm. hinter 602 wohl richtig cf. Append. — 630 *umectum* Marull. Brg. — 631 *ut videamus* mss., dann Lücke mit Brg. — 640 *id quibus ut* unwahrscheinlich, weil es keinen metrischen Gewinn bringt. — 661 . . . *quaeque* quippe* mit Brg. — 679 f. *quo tulerit . . ., ducit* mss Brg. — 739 *equi atque hominis*, ebenso.— ‖ 768—776 ‖; dahinter ‖ 818—821. 826 Lm. ‖ s. u. — 789 *repetunt* mss. 793 *quod sentimus* (?) — 820 *avemus te effugere* Brn. — 833 *ante . . . lumina nata* mss. Mr. — 902 *multa pondera magna* Lm., nicht *pondere magno* mss. — 930 f. *aeriis auris . . atque eius* mss. Mr. — 1004 *magnis quae mentibus edunt magna*, als ob alle Menschen großes vollbrächten. — 1007 . . . *iugulentur ibidem* ohne Komma, f. — 1014 *ut qui praecipitent ad terram corpore toto exterrentur* letzteres richtig, s. No. X, aber durch das Fehlen des Kommas vor *corpore* scheint mir eine Zweideutigkeit zu entstehen. — 1019 *puri* = *pueri* (?) — 1025 *e corpore quoque* mss. Mr. r. — 1065—1112. In diesem Abschnitte findet G. merkwürdigerweise keine einzuklammernden Wiederholungen. — 1088 *quae vento spes raptat* (mss.) dh? — 1122 *Alidensia* Jessen. — 1144 *quam praepetis.* — 1191 *si non ipsa quod illarum subat*, *ardet abundans natura* Wkm. *illarum* jedenfalls richtig. — 1201 f. *virilem . . . vim* mit Brg. und Bruno. — 1224. 1227 f. 1225 Mr. (?) — 1251 *crassaque.*

'Excursus I a 181—206'. G. hat darin recht, daß Lucr. die Sache nicht verstanden hat, aber seine Erklärung der Vorgänge hat zwei falsche Voraussetzungen, die, daß *prima minuta* und *minuta corpora* die angeblichen Moleküle bezeichnen können, und die, daß die Be-

wegung der Atome durch nichts und die der Komplexe nur durch innere Anstösse verlangsamt würde. — 'Excursus II a 720—819' (706—803 Brg.). Die Notwendigkeit der Briegerschen Einklammerung von 768—776 wird eingehend erwiesen, aber mit Unrecht bringt G. 818—821. 826 hierher, um sie mit einzuklammern. — 797—799 sollen weder lückenhaft noch eingeschoben sein. Nur 797 muß außerhalb der Parallelen stehen.

Buch V v. 13. G. unterscheidet scharf die verschiedenen Fälle, in denen Adjectiva asyndetisch zusammengestellt werden können. — 26 f. nicht umzustellen, gegen Brg., r. — 58 '*solidas aevi rescindere leges* i. e. l'inexorabile legge di tempo' 'cioè la morte'. Doch auch Alter und Krankheit s. zu I 952. — 128—137 ohne Klammern. — Die Veränderungen gegen III 782—791 wohl Lucrezisch, aber sie machen die Verse hier für den Zusammenhang nicht geeigneter. — 154 *tenues de corpore eorum* (mss.), vielleicht r., wenn auch die Beispiele nur zum Teil passen. — 170. 173—176 ff. falsch, denn der Gedanke kann kein anderer sein als der des Epikureers bei Cic. de n. d. I 27: nur vom Leben der ewigen Götter, nicht von dem noch nicht existierender Menschen kann gefragt sein, ob es vor der Schöpfung der Welt elend gewesen wäre, cf. Append. — 201 *avidam partem*; beispiellos. Was G. anführt, ist unähnlich. — Zu 222 widerlegt G. die tendenziöse Fabel von der Trostlosigkeit der Epikureischen Lehre. — 247—305. G. ändert die Reihenfolge der Abschnitte über die Elemente nicht, weil sie eben die gewöhnliche sei. — 294 *fuligine* mit Bentl. (Brg.). — 312 *quaerere proporro sibi sene senescere credas* (Mr.) findet G. nicht unwahrscheinlich. Es würde ja heißen: sie leugnen ihren Verfall. — 369 *aut aliam quamvis cladem importare pericli* behält G. bei, ohne es befriedigend erklären zu können. — 408 *corpora plura coorta* * *inde*, mit Brg. — 429 *convecta* und *fiunt exordia saepe* mss. Mr. Brg. — 449 sqq. Daß der Äther ursprünglich eine horizontale Fläche gebildet haben soll, ist richtig — s. m. Abh. die Urbewegung der Atome u. s. w. p. 18.—508. 539—563. 509, mit Bkm. und Brg. — 564 *nec nimio solis maior rota nec minor ardor* unmöglich wegen 573, wo G. das *nil adeo* falsch erklärt; es ist 'durchaus nichts'. Auch *ardor* ist unmöglich, was ja G. halb zugesteht, indem er von der Möglichkeit einer falschen Übersetzung spricht. — 687 f. . . . *distinet aequato caelum* (Subjekt) *discrimine metas*, mit Mr. Aber weder ist der Zusatz *suas* i. e. *caeli* zu *metas* entbehrlich — bei Ovid. Met. III 145 *sol ex aequo meta distabat utraque* liegt die Sache anders — noch kann man sich unter 'der Himmel hält seine Grenzsäulen in gleichem Abstande auseinander' etwas denken. Die (zweimal) im anni nodus, im Äquator, stehende Sonne hält die himmlischen Grenzsteine ihres Laufes

in gleichem Abstand auseinander, d. h. sie ist von beiden gleich weit entfernt.

692. 693 Lm. *obliquo — lumine*, worauf es gar nicht ankommt, richtig Lm. 693. 692 *orbis obliqui.* — 701 *certa de surgere* parte, mit Postgate r. (Lm. *desurgere*) cf. Jbr. 1895 p. 141. — 702* mit Mr. — 735 sq. *Veneris . . graditur, Zephyri* etc. mss. Mr. — ‖ 798—802 ‖. Die Einklammerung hilft nur über einen Teil der Schwierigkeiten hinweg. — 849 *semina qua possint . . . remissa*, natürl. r. — 920 *res quaeque* r. — 945 *silvestria templa petebant* (nicht *tenebant*), wie Brg. und mit dessen Begründung. — 987 *linquebant labantis* (für *labentis*, Lm. u. a. *lamentis* r.) *lumina vitae.* G. hat das metrisch unmögliche *labantis* dann selbst zurückgenommen. — 999 *aequora lidebant navis ad saxa* OQ., wie G. VI 563 auch *minent* und IV 417 und 460 *mirande* beibehält. Wir haben uns durch die Machtsprüche Lachmanns zu sehr einschüchtern lassen. cf. übrigens Lm.s Comm. zu V 1001. — 1008 *nunc dant* <*aliis* Brn.>, auch G., das einfachste, *sollertius ipsi* OQ. auch darin hat G. wohl recht. Das *ipsi* hat eine gewisse Prägnanz: wollend und wissend. G. stellt mit Recht 1191—1104 hinter 1027, mit Unrecht aber 1105—1160, wo der Gebrauch der Sprache vorausgesetzt ist, vor 1028—1090, wo ihre Entstehung erzählt wird. — 1056 *si . . notaret* (OQ.) gegen den Sprachgebrauch; *notavit* r. Frerichs. — 1076. Mit Recht schreibt G. *ubi* und unterscheidet mit Lm. drei Arten des Wieherns. — 1080 *praedaeque repugnant* 'die Seevögel kämpfen gegen die Beute an' hat keinen Sinn. Die Beute kann gegen den Räuber ankämpfen, Il. XX 200 ff. Horat. Carm. IV 4, 11. — Übrigens zeigt die Vergleichung von 1061—1065. 1066—1070 (und 1071—1075) doch wohl, daß vor 1080 etwas ausgefallen ist. — 1110 *viresque vigebant* stellt G. mit Vahlen (und Brg.) wieder her. — 1125 sq. *deicit ictos invidia interdum . .* 1131 sq. *invidia quoniam* Mr. — 1158 *celata diu in medium* mit Mr. und Brg. gegen Lm.'s Gesetz. Lm.s *mala* ist jedenfalls unpassend. — ‖ 1196—1201 ‖ Die Einklammerung nicht nötig, da an 1201. 1202 ff. leidlich anschließen. — 1205 sq. *in pectora cura . . caput erigere infit.* cf. d. Append. — 1212 *solliciti motus.* Bentleys sinnreiche Konjektur ist zweifelhaft. Der lautlose Ansturm der unsichtbaren Atome wäre mit *tacitus motus* durchaus poetisch bezeichnet. *et* wäre sozusagen konzessiv. — 1241 ingenti (nicht ingentis) ardore, mit Brg. — 1264 *parent possint*, zweifelhaft. — 1270 *nec poterant*, zweideutig. — 1338 *fera fata* Q. . . . *cum dedissent* Q. *facta c. d.* O. Mr. ist ein Monstrum. — 1339—1347 eingeklammert, nur die mittleren drei, die von einem Spötter herrühren — s. I 44—49 — mit Recht. — 1403 *aderant solacia somno* (statt *somni*), unmöglich, weil 'Schlaf' doch nicht für 'Schlaflosigkeit' stehen kann. 'Trost' ist =

'ein gewisser Ersatz'. — G. macht darauf aufmerksam, daß 1382 f. (Lm.) und 1407 von der Rohrpfeife, 1384 f. von der Flöte, 1409 f. von den Fortschritten der Musik die Rede ist. Er stellt die Reihenfolge her, die von Lucrez beabsichtigt sein muß. Diese und ähnliche Verwerfungen — G. weist noch eine ganze Anzahl nach — können unmöglich bei dem Abschreiben eines durchaus zusammenhangenden Originalmanuskriptes entstanden sein. Der Zustand der Urhandschrift muß also so gewesen sein, wie Lachmann annimmt. Es ist wichtig dies zu konstatieren gegenüber Versuchen, die Lucrezkritik in einem Hauptpunkte auf den vorlachmannschen Standpunkt zurückzuwerfen. — 1454 sq. *corde videbant*, *artibus* etc. Sehr mit Unrecht ist Polles einleuchtendes *cordi' videbant artibus* verschmäht.

B. VI 45 ff. *et quaecumque in eo fiunt fierique necessest* * mit Brg. *pleraque dissolui*, *quae restant percipe porro*, *quando quidem — currum* * (Brn. Brg.) *ventorum existant*, *placentur ut omnia rursum* * (Brn. Brg.) *quae fuerint*, *sint placato conversa furore*, *cetera*, ohne Lücke hinter *furore*, aber s. Brg. Prolegg. — 83 *est ratio caeli speciesque* (Mr.) *tenenda*. *tenenda* schon wegen *canenda*, sc. *mihi* unmöglich, und wenn *tenere* festhalten (im Geiste 'colla mente') sein soll, was hat dann *speciem caeli tenere*, 'den Anblick des Himmels festhalten' hier für einen Sinn? — ‖ 102—107 ‖, mit Brg. — 103 *lapides et ligna* (nicht *tigna*), zuerst Purm. r. — 158 *in artum concreti montes* OQ. — 209 *quippe <et>enim* r. *quin etiam* Lm. —

242 *monimenta virum commoliri atque ciere*. G. beruft sich auf *montes sua sede moliri*, aber hier fehlt ja das 'wovon fort'; wegen *ciere* s. Append. — 286 *opprimere* und 292 *revocare* ohne Objekt (?). — ‖ 299 ‖, ebenso ‖ 313 f. ‖ (?) und, mit Brg. ‖ 324 ‖. — 350 *perfigit* mit corr. O. und Lm., weniger passend. — 367. 365. 368 mit Bkm. und Brg. — 399. 421 sq. 404 f. (?). — 400—403 hinter 416, sicher mit Unrecht. — 453 *moris* (für *modis*) *exiguis* mit Lm., unter wunderlicher Mißdeutung einer Vergil- und einer Senecastelle, s. Append. — 456 *inde haec comprendunt inter se*. '*Haec* pro *ea* scribendo Lm. B. Mr. nihil efficiunt, nisi ut obscurius loquatur poeta'. Append. — 527 *quae seorsum crescunt seorsumque creantur*. Vahlen hat *sursum* ('oben') gerechtfertigt, ich habe 531, das dazu nicht paßt, eingeklammert. — 550 *nec minus exsultant res*, *ut lapi' cunque viai . . . succutit*, mit Bkm. (und Brg.). — 574 *recipit prolapsa suas in pondera sedes*, sichergestellt durch die Erklärung: *recipit pondera in suas sedes*. — 674 G. hält die handschriftliche La. mit ihrer Tautologie: 'der größte Fluß, den jemand gesehen hat, der noch keinen grösseren gesehen hat' fest, — 697* (Mr.) . . mari res *cogit aperto*. *mare apertum*, 'das offene, freie Meer' im Gegensatze zum Meer an der Küste, paßt ja hier gar nicht. — 731

(738) f. *Averna tibi quae sint loca* (statt sunt Bkm.) *cumque* . ., *expediam quali natura praedita constent*. Dafür spricht nichts als die Handschriften, die doch, vor allem in B. VI, keinen blinden Glauben beanspruchen können. — Ebenso ist es mit *principio quod Averna vocantur nomine* (nicht *quo*), *id ab re impositumst* (740). — 755 *natura loci opus efficit*, mit OQ. Brg. — 769—799. Hier nimmt G. eine gewaltige Umwälzung vor. Mit Brg. stellt er 781 f. 777—780. Überhaupt aber stellt er so: 769 f. 788. 771. 776 f. 781 f. 777—780. 797 f. 783—787. 791—796. 799 ff. Es ist doch im höchsten Grade unwahrscheinlich, daß die Verse so durcheinandergekommen sind. Man möchte fast sagen, es müßte sie dann jemand mutwillig durcheinandergebracht haben. G. meint, 788—790 und 797 f. störten vor allem den Zusammenhang. Erstere Verse geben eine nachträgliche Bemerkung, die hier doch nicht beziehungslos steht. 797 f. stören nicht sowohl, als sie hier entbehrlich sind und als ein ähnlicher Gedanke vor 783 am Platze wäre. Diese Umstellung ist also statthaft. Unstatthaft ist aber 769 f. 788. 789 f. In der Erde giebt es Atomenformen jeder Art. Diese steigen nämlich (*scilicet*) deshalb alle in verschiedener Weise aus der Erde auf, weil die Erde sie gemischt enthält und gesondert abgiebt. Dieser Zusammenhang ist unlogisch, aber auch der Gedanke der drei Verse an sich ist unlogisch. Man braucht aber dem Dichter nicht zu der einen Unlogik noch eine zweite aufzubürden. Übrigens entwickelt G. auch hier einen glänzenden Scharfsinn. — 778 *aspera tractu* (f. *tactu*), 'beim Einziehen durch die Nase', nur möglich, nicht sicher, weil *tactu* ja auch aus dem folgenden Verse stammen kann. 800 sq. *plenior et fueris* (*effflueris* mss.) mit Brg. — 804 sq. *cum membra domans percepit fervida febris, tum fit odor vini plagae mactabilis instar*. Eine Lücke hinter 804 ist viel wahrscheinlicher. — 868 *quae calidum faciunt* laticis (OQ.) *tactum atque vaporem. saporem* r. Lmb. Lm. alii. — 899 *ignis* . . *latentis* mit Brn. — 916 *pervalet* OQ. Brg. G. — 953 *suevit. denique qua circum caeli* (Lm. *Galli*) *lorica coercet* mit Brg., die nächsten Verse zum Teil anders. — 958 *raro corpore nexum* OQ. (?) — 1010 *quod dicitur* (OQ.) [*ex elementis*] scheint mir verwerflich, weil wir durch die leichte Änderung *quod ducitur ex elementis* einen durchaus passenden Sinn erhalten. — 1037 *intus *scilicet ille eodem fertur quo praecipitavit iam semel*. — Die Annahme der Lücke ist unbedingt notwendig wegen der letzten Worte, die in diesem Zusammenhange keinen Sinn geben. — 1062 *Magnesi flumina saxi*, mit Brg. — 1130 *iam pigris balantibus*. Man staunt, daß G. gegenüber der schönen Konjektur Brunos *lanigeris* das sinnlose *iam pigris* beibehält, er, der sich nicht scheut I 1030 mit B. *principio* in *suspicito* zu ändern. — 1130 . . *natura coruptum*, s. meine Prolegomena. — 1174 *sitis . . . corpora mersans* mit O. und Lm. Mir scheint

das Bild, das in *mersans* liegt, nicht nur kühn, sondern unmöglich. — 1186 *per fauces raucas* (OQ. *rauca*) *vix edita tussis* (*tusse* OQ.) mit Macrob. Sowie man *rauca tussi* liest, hat man die treffende Beschreibung einer sehr bekannten Art des Verschleimungshustens. — 1186 *inhorrescens rictum* f. s. Append. das *patens rictum* ist bei Sterbenden ganz gewöhnlich. — 1194 *rigida morte* OQ. alle vor Lm., ferner Brg — 1197 *tum* für *ut est*, höchst unwahrscheinlich. — 1202 *huc fluebat*, G., aber er neigt zu Brg.s hac. — 1225 Lm. *incomitata rapi certabant* OQ. *funera vasta* hinter 1246; wohl r. cf. 1189 f.—1257 *is maeror, languens quem contulit* etc. mit Mr. — 1260 *astu* mit Lm. — 1272 *templa manebant* vg. —

Was die äußere Einrichtung betrifft, so läßt sich ja die Beibehaltung der Bernaysschen Zahlen im allgemeinen rechtfertigen, aber bei den zahlreichen Umstellungen ist es eine grosse Unbequemlichkeit, daß nicht die Verszahlen der Leidenses daneben angegeben sind.

II. Neben den Aufgaben, die jedem Erklärer eines philosophischen Werkes oblägen, bezeichnet es Richard Heinze als die besondere Aufgabe des Lucrezerklärers, 'die fremde Lehre, die Lucrez darstellt, durchweg, soweit wir sie in origineller Fassung besitzen, zum Vergleich heranzuziehen, die Korrektheit und Vollständigkeit der Darstellung zu prüfen, etwa sich ergebende Ungenauigkeiten und Lücken auf ihren Anlaß hin zu untersuchen'. Dieser Aufgabe unterzieht sich Heinze mit ebenso viel Scharfsinn wie Gelehrsamkeit. Dem Texte, von dem später zu sprechen sein wird, folgt im Kommentar zunächst eine Einleitung. In dieser versucht H. zuerst, 'was wir von Epikurs Psychologie wissen, im Umrisse darzustellen'. Eine solche Darstellung muß zunächst und überwiegend durch die Kritik des Textes von ad Herd. par. 63—68 begründet werden. Aus dieser Kritik will ich eine Probe mitteilen, bei der es sich um einen Hauptpunkt der Ep. Psychologie handelt, p. 34 ff. 63 f. Us. Ep. 19 p. 13 ff. Μετὰ δὲ ταῦτα δεῖ συνορᾶν ἀναφέροντα ἐπὶ τὰς αἰσθήσεις καὶ τὰ πάθη —, ὅτι ἡ ψυχὴ σῶμά ἐστι λεπτομερὲς παρ' ὅλον τὸ ἄθροισμα παρεσπαρμένον, προσεμφερέστατον δὲ πνεύματι θερμοῦ τινα κρᾶσιν ἔχοντι καὶ πῇ μὲν τούτῳ προσεμφερές, πῇ δὲ τούτῳ. ἔστι δὲ τὸ μέρος (H. setzt hier ein Fragezeichen) πολλὴν παραλλαγὴν εἰληφὸς τῇ λεπτομερείᾳ καὶ αὐτῶν τούτων, συμπαθὲς δὲ τούτῳ μᾶλλον καὶ τῷ λοιπῷ ἀθρεύσματι. H. neigt der Auffassung zu, daß τὸ μέρος die ganze Seele als Teil des σῶμα bezeichne: Eben ist aber die Seele selbst als σῶμα bezeichnet worden: τὸ μέρος — mit oder ohne den Zusatz τοῦ σώματος oder ψυχικόν ist also nicht gut möglich. cf. p. 5. Woltjers schöne Konjektur τι μέρος dagegen paßt durchaus. Sie beseitigt vor allem die Wunderlichkeit, daß der Hauptteil der Seele hier nicht erwähnt gewesen sein sollte. Nun meint H. freilich, es scheine, als ob Epikur nicht von Teilen der Seele gesprochen habe, weil das Mißverständnis nahe liege,

als sei von Seelenteilen im Sinne Platos die Rede. Aber dies Mißverständnis ist offenbar nach dem vorangehenden ausgeschlossen, und aus Lucr. III 258 ff. folgt nichts darüber, ob Ep. von den betreffenden Stoffen als Teilen der Seele gesprochen hat oder nicht. Also τι μέρος.

Wir werden sehen, daß H. auch sonst leicht an dem einfachsten und zunächstliegenden vorbeigeht. Dem entspricht es auch, was er zuweilen von apologetischer Erklärung wagt. — 'Was auch selbst von ihr (der Seele) mit verloren gehen mag, wenn sich die Hülle ganz oder teilweise löst — so lange sie selbst fortdauert, wird sie Empfindung haben.' So übersetzt H. einen Satz des 65. Par. Von den unterstrichenen Worten εἴ θ' ὅλου εἴτε καὶ μέρους τινός hat Ref., Ep. Lehre v. d. Seele, p. 15, behauptet, sie seien sinnlos, denn es wird ja gleich darauf gesagt, daß die Seele, in dem Falle, daß sich die Hülle ganz auflöst, keine Empfindung mehr haben werde, cf. p. 13. Mit diesem Widerspruche findet sich H. folgendermaßen ab: 'Ja es könnte das ganze στεγάζον sich auflösen, und die Seele doch Empfindung haben, vorausgesetzt, daß sie dann noch dauern könnte, was freilich, wie im folgenden gezeigt wird, nicht der Fall ist'. Damit mildert H. die Verkehrtheit der Überlieferung willkürlich, indem er den Satz ἐάνπερ διαμένῃ falsch durch einen Ausdruck der Wirklichkeitswidrigkeit wiedergiebt. Und auch so bleibt der Gedanke höchst verkehrt.

Der letzte Teil der Einleitung p. 44 f. behandelt den Grundsatz, nach dem Lucrez im dritten B. die lange Reihe der Argumente geordnet hat, und damit hängt die Frage zusammen, in welchem Zustande, was die Anordnung der Partien betrifft, das Gedicht auf uns gekommen ist. 'Man stellt sich, eine Hypothese Lachmanns erweiternd, vor, Lucrez habe neben dem unvollendeten Werke auf einzelnen Zetteln eine große Anzahl von Bruchstücken hinterlassen, ohne sie in den Zusammenhang einzuführen'. Und von dieser Annahme ausgehend, habe man (nicht selten) größere Partien umgestellt. H. thut, zunächst im dritten Buche, keins von beiden. Er meint (p. 44), 'es würde dem Lucrez ein Leichtes gewesen sein, die Argumente nach gewissen Gesichtspunkten zu gruppieren und eine einheitliche Komposition zu schaffen, bei der jegliche Wiederholung vermieden worden wäre' — ein Leichtes? Wer's glaubt! — Aber mit vollem Rechte habe er darauf verzichtet, 'denn gerade durch die Wiederholung wollte er wirken' u. s. w. Im B. III soll er sogar gelegentlich dasselbe Argument an zwei verschiedene Stellen, aber in gänzlich verschiedener Form bringen, um den Eindruck zu erwecken, als sei es etwas Neues, p. 44. Es ist unbegreiflich, wie man einen Lehrdichter wie Lucrez eines so unehrlichen und kindischen Versteckspielens für fähig halten kann, der doch vor allem in B. I u. II deutlich erkennen läßt, mit welchem Eifer er nach einer sinngemäßen Anordnung

der Partien strebt. Es wird Heinze nicht gelingen, die, welche sich mit dem Studium des Gedichtes eingehend beschäftigt haben, zu überzeugen, daß Lachmann sich in einem so wesentlichen Punkte geirrt hat. Wenn übrigens dieser Versuch, die Lucrezkritik hier auf den vorlachmannschen Standpunkt zurückzuwerfen, scheitert, so hat Giussani, wenn er auch zuweilen in der Annahme von Verwerfungen zu weit geht, s. p. 18, einen hervorragenden Anteil daran; s. vor allem p. 17 f. Für H. ist aber nicht nur das ganze B. III in der Disposition auf uns gekommen, die von L. beabsichtigt war, sondern, was damit nicht zusammenhängt, auch fast lückenlos. Im ganzen Buche erkennt er nur zwei Lücken an. Was die Umstellungen und die Einklammerungen, die bei Brg. z. T. die unsicheren Umstellungen ersetzen, betrifft, so sind allerdings mehrere von H. als unnötig erwiesen, aber in einer Anzahl von Fällen ist ihm dies nicht gelungen und würde ihm auch dann nicht gelungen sein, wenn er die Schwierigkeiten ganz erkannt hätte. So weist 472 *dolor* und *morbus* unzweifelhaft auf 460 f. hin und *leti fabricator* steht mit *participem leti* 462 in der klarsten Beziehung, aber in 471 verknüpft unverkennbar das *contagia morbi* den Abschn. 463—471 mit 472 ff., und diese doppelte Verknüpfung, die die 9 Verse als eine spätere Einschiebung erscheinen läßt, muß den Herausgeber, wenn er die 'Schichtenfolge' sichtbar machen will, veranlassen, sie zwischen Parallelen zu setzen. H. sagt: 'Diese rein seelischen Leiden werden ganz kurz abgehandelt und mit v. 462 nur ein vorläufiger Abschluß erzielt, da die prinzipielle Begründung der Behauptung auch noch für das Nächste gilt und also erst 472 folgen kann'. Bei der Ansicht, die H. von dem Dispositionsprinzip des Lucrez hat, kommt es freilich auf eine Ungeschicklichkeit mehr nicht an. In betreff der, von anderen eingeklammerten oder umgestellten, Verse 590—604 meint H., der Dichter habe die schon 459 ff. in mannigfacher Wendung als Argument verwertete Thatsache hier wieder vorbringen können — gewiß, wenn sein Anordnungsprinzip die interessante Unordnung war. Er behauptet übrigens mit Recht, daß diese Verse weder hinter 575 (M.) noch hinter 579 (Christ) passend untergebracht werden könnten. Deshalb klammert Brg. sie ja eben ein. Ebenso ist es mit 613—621 (615 ff. Lm.), einem Abschnitt, von dem es heißt, er berühre sich inhaltlich nahe mit 785 (l. 784) — 799 (782—797 Brn.), die dasselbe Argument ausgeführter enthielten. 'Aber die Form ist, offenbar mit Absicht, so verschieden wie möglich, so daß der Gedanke an ein Duplikat also völlig ausgeschlossen erscheint.' 'Offenbar mit Absicht', das konnte H. nur schreiben, wenn er seine wunderliche Hypothese, L. habe in unehrlicher Weise mit seinen Lesern Versteck gespielt, als unanfechtbare Wahrheit ansah. Auch bei 632—667 (634 ff. Lm.) ist die

Rechtfertigung dafür, daß dieser Abschnitt nicht mit 524—545 (526 ff. Lm.) u. s. f. verbunden ist, unzureichend. Recht hat H. dagegen 910—916 ff. gegen Brg.

Ehe ich nun zu den nicht die Anordnung des Gedichtes betreffenden Einzelheiten der Textkritik übergehe, will ich ein wunderliches Mißverständnis erwähnen, das Heinze auf dem Gebiete der Realien begegnet. Wir lesen p. 52 'Innerhalb der Welt ist das *inane* mit Materie angefüllt'. — Das ist wohl nur ein verunglückter Ausdruck, denn angefüllt besagt nicht notwendig weniger als gefüllt, und ein gefülltes, also volles Leeres ist ein Widerspruch. Der Verf. will nur sagen: in der Welt (nat. muß es heißen: 'in den Welten) überwiegt die Materie', was auch noch zweifelhaft ist — 'außerhalb ist es ein *inane vacuum*'. Was heißt das? Ein *inane*, in dem sich gar keine Atome befinden? Ein solches sind auch die Metakosmien nicht, sie sind τόποι πολύκενοι. In dieser Beziehung besteht also zwischen Welt und Außerwelt nur ein relativer Unterschied. *Vacans* bringt nichts Neues zu *inane* hinzu: etwas ist nur insofern *inane*, als es *vacat*. Man vgl. Hoerschelm., quaest. Lucr. alt. Lips. 1877, vor allem Kap. V. H., der sich auf diese vorzügliche Arbeit bezieht, wird offenbar von seinem Gedächtnisse getäuscht. Vor allem aber fehlt ihm die innere Anschauung.

Kürzer kann ich die Textkritik im engeren Sinne und die exegetischen Bemerkungen und Erörterungen behandeln. H. ist sehr konservativ, vor allem berücksichtigt er selten eine nach-Munrosche Konjektur. Recht hat er wohl gegen Brg. in V. 58 mit *eliciuntur et eripitur* (nicht *deripitur*) *persona* vg. (doch sehe man auch Append.), und sinnreich ist sein *mala re.* Höchst charakteristisch ist dagegen die Begründung der Ächtung von *spicarum*, die, nach Brg., ein Gegenstück und einen Gegensatz zu den Steinen (Steinchen) bilden sollen, indem sie, leicht, aber durch ihre Grannen miteinander verhäkelt, sich schwerer auseinander blasen lassen. 'Zunächst sind Steine, soweit sie nicht poliert sind, in der That rauh', und dafür beruft er sich auf — Lucrez, der einmal einen beim Beißen Schmerz erweckenden Stein und einmal eine nicht spiegelnde Felswand (oder Zimmerwand) als rauh bezeichnet. Man sieht, es fehlt diesem Gelehrten nicht nur an innerer Anschauung. Fast in allen Ebenen und breiteren Thälern sind die losen Steine, auf die wir treten, poliert — vom Wasser. Ein Haufe von Kieseln ist natürlich gemeint, nicht ein solcher von Felsblöcken, die als schwerer den Mohnkörnern entgegenzusetzen albern wäre. 231—322 soll 'im Zusammenhange des Buches merkwürdig isoliert dastehen', weil er nämlich nicht dazu diene, den Grund für den Beweis der Sterblichkeit der Seele zu legen. Lucrez nahm, meine ich, mit Recht an, daß es seine Leser interessieren werde,

etwas Näheres über die Natur des Dinges zu erfahren, von dessen Dasein und Entschwinden Leben und Tod abhängt. Darin hat H. aber recht, wenn er sagt, es fänden sich Angaben, die mit früher Gelehrtem teils wirklich unvereinbar wären, teils erst bei eindringender Betrachtung als vereinbar erkannt würden. H. vermutet, L. habe diesen ganzen Abschnitt einer anderen Schrift entnommen als seiner Hauptquelle. So schon Brg. Ep. Lehre v. d. Seele p. 10. Was die Sache, die Frage des Verhältnisses der 4 Stoffe und des Geistes und der Seele betrifft, so giebt nur Giussani eine Erklärung, die wenigstens einen Teil der Widersprüche beseitigt, s. p. 4. — 288—320. 'Wärme und Zorn, Wind und Furcht, Luft und Seelenruhe gehören zusammen; je nach dem Übergewicht der einen oder der anderen Substanz neigen Tiere wie Menschen zu der einen oder der anderen Gemütsverfassung.' H. scheint zu verkennen, daß zuerst von verschiedenen Gemütszuständen, dann erst von dauernden Eigenschaften die Rede ist. Sonst würde er 284 auch *alias aliud* schreiben und 289 *acrius* beibehalten, wo der Gegensatz ist: als wenn derselbe Mensch nicht zürnt. Viel weiter reicht ein anderes Mißverständnis (p. 87 u.). Die Seele soll vor dem Auseinanderfliegen geschützt werden durch 'die Enge der Verbindung, worin ein Atom das andere hält und von ihm gehalten wird'. Das ist ja bei der Glätte und Rundheit der Seelenatome einfach unmöglich. Das Gewebe der Leibesatome hält als στεγάζον das Gemenge der Seelenatome zusammen, das bezeugt Epikur, und zehnfach bezeugt es Lucrez, und H. selbst sagt p. 37 v. das richtige. — 337 *propterea* für *praeterea*, f. Nirgends knüpft L. einen ganzen Abschnitt mit *proptea* an den vorhergehenden. — 350—395. In diesem Abschnitte beeinträchtigt, sagt H. richtig, das Streben nach Kürze mehrfach die Klarheit. — 358 *multaque . . . quom expellitur aevo.* Das sei ungeschickt, denn der flüchtige Leser könne *praeterea* auf das vorliegende *quod non proprium fuit eius* beziehen statt auf das zurückliegende *sentire*. Auf das kann es kein Mensch beziehen. Von Ungeschicklichkeit ist nicht die Rede. Der *sensus* v. 366 wird bezeichnet als etwas, *quod non pr. f. e in aevo*, und auf dies *sensus* weist der Sache nach *praeterea* hin, nicht auf *sentire*. So wird die Annahme einer Lücke allerdings entbehrlich. — Anders ist es 362: H. giebt *trahit atque . . . detrudit* ohne Lücke. 'Der Gesichtsinn' (genauer: die Empfindung während des Sehens) 'weist unausweichlich auf die Augen selbst als das funktionierende Organ' (Polle). Es liegt durchaus kein genügender Anhalt vor, dies 'als das funktionierende Organ' zu ergänzen. Der jetzt verstümmelte Gedanke scheint der gewesen zu sein: Der Eindruck, den das Auge von Dingen empfängt, an die wir augenblicklich nicht denken, lenkt dieses eben diesen Dingen selbst zu. In mein Auge kommt ein Aufblitzen, und unwillkürlich wendet es sich dorthin, von

wo der Schimmer kommt. Das könnte es nicht, wenn es nur ein Fenster wäre. Es muß mehr als ein Vers ausgefallen sein. 365 *quia cernimus ipsi. qua* (mss.) 'wo wir sehen' sei hier nicht am Platze. Schlechtweg wo heißt *qua* ja gar nicht, sondern 'auf welchem Wege', 'wo entlang', 'wo hindurch', und daß die Thüröffnung, durch die hindurch wir sehen, dabei keine Anstrengung erleidet, ist ja ganz klar. Richitg ist die Bemerkung zu 381 über den bei Lucr. aus guten Gründen häufigen Gebrauch der Abstracta auf *tus* und *sus*. 391 ff. *et quam sis (f. quantis*, Lm, *quam in his) intervallis*. Das ist sinnreich, aber was H. zur Erklärung des übrigen überlieferten Textes bietet — er stellt 392, 393 nicht um — genügt doch nicht, um die 'nicht eben glückliche Fassung' als echt erscheinen zu lassen. — Ganz unglücklich ist H. 402 ff. in der Verteidigung der gewöhnlichen Lesung . . . *adempta anima circum membrisque remota*, cf. Append. — 489 ff. . . . *membra fatigat* (der Epileptische), *nimirum quia vis morbi distracta per artus* — *distracta* soll auf die *membra* gehen müssen, der folgende Vers ist als verderbt bezeichnet. H. vermutet *turbat agens animă spumas* etc. Das soll heißen — denn ohne Heinzes Erklärung würde es schwerlich jemand verstehen — (Der Kranke) . . ermüdet die Glieder, indem er sich hin und her wirft, nämlich deshalb, 'weil die Kraft der Krankheit aus der Seele, die natürlich in den *membra* selbst *turbatur*, Schaum heraustreibt'.*) Es ist nichts Wunderlicheres und Unwahrscheinlicheres zu dieser Stelle ausgesonnen. Vorher hat H. in bezug auf Tohtes und Briegers Konjekturen gesagt, es liege auch wirklich am nächsten, *distracta* auf die Seele zu beziehen. Gegen Briegers *vi morbi* . . unter Ergänzung eines Verses, den dieser so bildet *<tum penitus disiectatur natura animai> turbat* etc. macht H. die Härte des Wechsels des Subjekts geltend und die Wiederholung, die unschön sei. Das ist so recht eine Probe von H.s Art zu polemisieren. Dürfen Haupt- und Nebensatz kein verschiedenes Subjekt haben? (Subjekt zu *turbat* ist noch der Kranke.) Und mußte Lucrez nach *anima* oder *natura animai* die Phrase *animam agere* vermeiden? Um aber zu sehen, wie willkürlich die Behauptung wäre, die Wiederholung sei als solche unschön — doch wohl nach Lucrez Geschmack — braucht man nur 40 Verse zurückzugehen, um in vier aufeinander folgenden Versen *viribus*, *vis*, *viribus*, *viribus* zu lesen. Wie man sieht, darf man Heinzes allgemeinen Angaben oder Andeutungen über Lucrez' Sprachgebrauch nicht ohne weiteres trauen.

688 *subitis* e frugibus. Man soll nicht s. und fr. verbinden, sondern zu *subitis*: *dentibus* ergänzen — eine sonderbare Zumutung —

---

*) Enn. Ann. 507 soll Schweiß aus einer heißen oder hitzigen Pferdeseele kommen d. h. eine Folge der Erhitzung sein. H. mißversteht das *ex*. —

und *subiti dentes* kann doch unmöglich 'plötzlich zubeißende Zähne' bezeichnen. — 715 *sin ita sincera e membris,* mit Pontanus, für *sinceris,* wie früher Brg., Philol. XXVII p. 53 f., und aus demselben Grunde. Aber L. sagt: Die Seele entweicht, wenn der Körper noch unversehrt ist; wenn später die Verwesung eintritt, woher kommen dann die Würmer? Was in *sincera* liegen soll, ist ja aus dem quoniam-Satze zu entnehmen. — 736 *cum subeant.* 'Sie bilden den Körper, während sie gleichzeitig sich in ihn schmiegen, sie bilden ihn gewissermaßen (!) aus sich heraus'. Schwebt dem Erklärer die sich verpuppende Raupe vor? Die Raupen haben den Stoff in sich, der die Puppenhülse bildet, aber die Würmerseelen können doch nicht als den Körperstoff enthaltend gedacht werden. — 800—803 giebt H. die Vulgata. Von dieser glaube ich Phil. XXVII 54 f. nachgewiesen zu haben, daß sie unsinnig ist. Und H.? Er findet den V. 803 *iunctum in concilio saevas tolerare procellas* 'in mehrfacher Beziehung sehr auffällig'. An sich doch nicht, sondern nur, weil er mit dem Vorangehenden *(quid) magis inter se disiunctum discrepitansque, quam mortale quod est inmortali atque perenni* nicht zusammen paßt, und das erkennt auch H. Er stellt nun folgende befremdliche Vermutung auf. 798—805 Lm. soll ursprünglich hinter (615—)623 gestanden haben, hinter einem Abschnitte, der, den Zusammenhang unterbrechend, von dem bestimmten Platze des Geistes im Körper handelt. Der Abschnitt endet — N. B.! vergleichsweise — mit den Worten *nec flamm acreari fluminibus solitast nec in igni gignier algor.* Daran soll sich 'als drittes' Ewiges und Vergängliches anschließen! — Der Absch. soll ursprünglich mit 802 (804 Lm.) geschlossen haben und 803 (805) erst bei der Umstellung beigefügt sein. Quicquid horum attigeris ulcus est. Und warum diese Häufung von Unwahrscheinlichkeiten? Weil man dann nicht 'mit Brieger eine Lücke nach 804' (802 Brg.) 'anzunehmen braucht'. H. leugnet auch die Lücken hinter 816 (818) und 820 (823). Man muß bei H. nachlesen, was er sagt, um glaublich zu machen, Lucr. habe dicht hintereinander einmal die Behauptung, auf die es gerade ankommt, und dann den Nachsatz zu einem jetzt in der Luft hängenden Bedingungssatze weggelassen. Es ist ein unglücklicher Hang dieses Gelehrten, fernliegende Erklärungen auszusinnen. 954 (952) *aufer abhinc* lokal. Unzweifelhaft. 992—1023 (975 ff.). Sehr richtig bemerkt H., die Art, wie L. die Hadesstrafen behandle, passe in eine Epikureische Trostschrift nicht hinein, und deutet damit an, daß sie aus einer nicht Epikureischen Quelle stamme. 1039 *Democritus* statt *Democritum* Bentl. 1078. *certe equidem* mss. (nicht *certa quidem* Lmb.). 'Quod nollem nuper probassem' sage ich in der Append. *Certa* ist poetischer. Wenn etwas für den Menschen gewiß ist, so ist es der Tod. H. besitzt eine sehr große Belesenheit und verwertet nicht wenig bis-

her nicht berücksichtigtes Material für Kritik und Exegese des Gedichtes. Sein Scharfsinn ist nicht minder groß, aber ihm fehlt der Sinn für das Einfache und Naheliegende. ἁπλοῦς ὁ μῦθος τῆς ἀληθείας ἔφυ.

III. Über den Anlaß zur Entstehung des Appendix zu den Prolegomena meiner Lucrezausgabe berichte ich in dieser selbst. Einen besonderen Wert enthält dieser Anhang dadurch, daß ich das wichtigste aus der Giussanischen Textgestaltung mitteile und zwar in der Weise, daß ich zu den betreffenden Lesarten Stellung nehme. Viele der erwähnten Punkte habe ich hier in der Beurteilung des Giussanischen Textes berücksichtigt, andere in anderen Nummern. Weiteres über den Inhalt jener zwei Bogen, die von meiner Bereitwilligkeit zeugen, mich belehren zu lassen, hier mitzuteilen, sehe ich keinen Anlaß.

IV. Georg Albert hat 'vor einiger Zeit — so schrieb er im Jahre 1896 — Lucrez nach Lachmanns Ausgabe studiert, und dabei auch andere Ausgaben zu Rate gezogen'. Er hat von seiner Expedition eine erschreckend reiche Ausbeute nach Hause gebracht. Die Zahl der Stellen, die er kritisch behandelt, ist gegen 200.

I 591 '*Immutabile materiae corpus* ist das natürliche; *im. m. c.* = *atomum physicam*'. Nichts ist geeigneter, die Sinnlosigkeit der Vulgata zu zeigen, als diese Erklärung, nach der Lucrez sagte: Die Vögel müssen — ein Atom haben. — 1050 *et tandem ut*? Warum? *Tamen* ist ganz klar, *tandem* kaum verständlich. — II 22 f. soll statt . . *gratius interdum* zu lesen sein (*delicias . . uti . . substernere possit*) *gratis, imperium neque natura ipsa requirit*: Das soll wohl heißen: 'Die Natur selbst verlangt nicht einmal, daß einer ein Imperator sei', oder was sonst? Jedenfalls kann hier, wie der Zusammenhang zeigt, vom *imperium* noch nicht die Rede sein. — 29. *at tamen*; das ist hier ja ganz unmöglich. — 43 *ornatas armis maribus pariterque animatam fervere cum videas classem* (!) — 380 *dissimili inter se quadam volitare figura.* Hier berührt A. allerdings eine Wunde. Was Giuss. anführt, um *quaedam* zu erklären, ist völlig anderer Art. Hier ist nicht von 'certi tipi di atomi' die Rede, sondern von den Atomen (in ihrer Gesamtheit). *Quadam* hat schon Winkelm. vermutet, aber auch das giebt keinen Sinn. Munros 'in some cases' zeigt nur die Sinnlosigkeit der Überlieferung. Einen Sinn gäbe *quoque item.* 'In diesem gewiß echten Verse lese ich statt des sinnlosen *haustus*: *lapsus*.' Hat der Urheber dieser 'Verbesserung' als Kind niemals Mohnkörner verschluckt? — — — 747 *quod quoniam vinco fieri, opus esse docebo.* Was heißt denn *opus esse?* — Daß A. auch nicht die ersten Elemente der textkritischen Kunst kennt, dafür hier einen Beweis. II 923. 'Hier hat, an *conveniundo* unmittelbar anschließend, Creech, durch Lambinus veranlaßt' (was heißt das? Creech hat den Vs. einfach von Lambin entlehnt), 'einen Vers, welcher unter

gehöriger Emendation sich ganz wohl in den Kontext schicken würde; über seine handschriftliche Beglaubigung vermag ich freilich nicht zu disputieren' (!!). Und nun verbessert er das berüchtigte Fabrikat Lambins, indem er schreibt *res extra Veneris quam homines armenta ferasque*, ebenso sprach- wie sinnwidrig. Alberts Konjekturen zeigen die Willkür Wakefields, die Schrullenhaftigkeit Bockemüllers und eine Sach- und Sprachunkenntnis, die nur ihm eigen ist. Ich glaube, die Leser werden mir weitere Proben schenken, so amüsant auch manchmal die Einfälle Alberts sind. Nur eine schlechte Konjektur will ich noch erwähnen. A. will II 854 und III 150 *que* in *ve* ändern; warum nicht auch V 983 *validive leonis*? oder sollen die Bestien die nächtliche Ruhestörung gemeinsam verüben? Solche Konjekturen liegen nahe; es gehört nur der Mut der Methodelosigkeit dazu sie zu machen.

Aber Albert hat auch Vermutungen ausgesprochen, die sich erörtern lassen. Er ist ein Mann von Geist und wissenschaftlicher Bildung, das lassen auch seine Irrtümer zum Teil erkennen. III 1011 . . . *Tartarus* . . *aestus*, *haec neque sunt usquam* für *qui*, so schon Marullus. Aber Lachmanns *quid* wäre doch als das leichtere vorzuziehen, wenn nicht vielmehr ein Anakoluth anzunehmen wäre, cf. m. Prolegomena p. XXI. — IV 69 *parva* für *pauca*, weil dieselben unmittelbar vorher *multa* hießen. Jedenfalls verständig. — V 1066 *ubi* (*canes*) *eos* (*catulos*) *tractant pedibus*. A. hat bei *jactant* wohl an ein in die Höhe werfen gedacht, was unmöglich wäre. *Jactant* bedeutet: sie kullern sie.

V. Später hat Albert den Lucrez wieder vorgenommen und giebt im Philol. v. 1897 eine Nachlese. Hier finden wir in der That einiges Bessere, aber auch ganz Tolles. II 600 f. *segnius in curru* (Lm.) 'mit gelassener Hand', eine schöne Goethereminiscenz. Es bleibt nur der Zweifel, ob *segnis* diesen edlen Sinn haben kann, und ob man lateinisch hat sagen können: *in curru agitare leones*. IV 592 *nugarum nimis est avidum genus agricolarum*: geistreich, aber seit es eine kritische Methode giebt, ändert man nicht gern das erste und zugleich das letzte Wort eines Verses. V 944 *allicit* adsidue (*claricitati a te* OQ.) gewaltsam. — 1012 keine Lücke . . . *cognita iam*. VI 694 ff. *praeterea* . . *frangens* (f. *frangit*) *fluctus* . . *ex hoc usque mari speluncas* (f. *speluncae*) *montis* . . . *hac ire faventes* (f. *fatendumst*) *sic flactus* (dh?) . . *penetrare avidi* (sc. *venti*?!) — für *maris vis* (f. res) *cogit aperta* . . *ideoque extollere flammam*. Eine ärgere Willkür ist nicht möglich. Diese Ungeheuerlichkeiten werden etwas begreiflicher aus der Vorstellung, die A. von der Beschaffenheit des Lucrezischen Textes hat. 'Ich habe aus der sorgfältigen kritischen Lektüre des Lucrez den Eindruck gewonnen, daß der Text zwar überhaupt in einer ziemlich kläglichen Verfassung auf uns gekommen ist, aber sein Hauptgebrechen in den zahl-

reichen willkürlichen Änderungen eigenmächtiger, überkluger Abschreiber liegt' (eben diese Abschreiber sollen nachher p. 252 einzelne lateinische Worte überhaupt nicht gekannt haben, wie *sensim* und *faventes*!), 'welche den Text auf eigene Faust verbessern wollten.' *Quis tulerit Gracchos de seditione querentes?*

VI. Sandersons Vermutung, daß die *vermina saeva*, die V 984 die von wilden Tieren angefressenen des Lebens beraubten, Würmer nicht Schmerzen seien, hat etwas Einschmeichelndes. Sollte *vermina* ursprünglich 'Wurmgewimmel', 'wimmelnde Würmer' bezeichnet haben? Das Adjektiv '*verminosus*', das S. anführt, könnte allerdings dafür zu sprechen scheinen. Doch ist es auch möglich, daß *verminosus* erst auf grund eines Mißverständnisses gebildet ist.

VII. V 435—441 f. . . . *nova tempestas* . . . *turbabat* . . *propter dissimilis formas* etc. *quod non omnia sic poterant coniuncta manere. Sic* soll nach J. Stanley 'equivalent' zu *dissim.* f.. etc. sein. Wenn ich ihn recht verstehe, soll *sic* bedeuten: bei dieser Verschiedenheit ihrer Formen. Was er vergleicht, wie Verg. Aen. V 619 *fit Beroe* . . . *ac sic* . . *Dardanidum mediam se matribus infert* ist recht unähnlich. *sic*: so wie sie eben damals waren.

VIII. Ellis schlägt vor I 555 *summum aetatis pervadere fini* zu schreiben, aber I 972 — *finique locet se* bedeutet *fini* 'am Ende', während es hier bedeuten müßte 'bis ans Ende'. Auch *summum aetatis* wäre befremdlich. — II 553 *transtra, cavernas*, s. No. I p. 10 f. — V 1449 (1440) *proreis florebat opertum: proris* ebenso unlucrezisch gesucht wie *opertum* für *odores* willkürlich cf. XIV.

IX. Housman macht hinter I 313 ff. aus den bei Isidor folgenden Worten *sumitque per detrimenta fulgorem: sumitque <in sulcis> per detrimenta nitorem.* Aber die Worte bei Isidor stammen wohl eher aus einer dunklen Erinnerung an Verg. Georg. I 46. — I 443 hält H. *nisi* (er will *nise* geschrieben haben) *corpus* oder *corpora* für notwendig und ebenso II 936 Goebels *nisi* ('*nise*') *conciliatum*; beides ist ja durchaus ansprechend. — II 217 *voluntati* Bkm. (Brg.), das er *voluntatei* schreiben will. — 491 f. *fere ferventi saxa vapore*, wie ältere Herausgeber, von Avancius an, statt *fero ferventia* (mss. *ferventi*) *saxa*, dafür spricht vielleicht Verg. Georg. III 363 *aeraque dissiliunt volgo.* — 804—816 sollen hier unecht sein, s. aber Prolegg. — IV 217—229, von Wkm. u. Goeb. (u. Brg.) mit Recht ausgestoßen. — VI 927 *per auris* Turneb. Lamb.? — I 1061, 1060. Die lebenden Wesen schweifen kopfunter umher, wie wir jetzt die Bilder der Dinge im Wasser gespiegelt sehen? Eine offenbare Verschlechterung. — II 460 *penetrareque saxa.* 'I can neither defend nor emend the *saxa*'. *Penetrare saxa* ist längst erklärt, cf. Philol. 1875 u. L. VI 952 f. *vaposque ignis, qui ferri quoque*

vim penetrare suevit und I 487 ff. — II 460 *senti ibus esse datum*, ein sonderbarer Einfall.

II 757—794. Hinter 787 soll keine Lücke sein und 757—794 einen Abschnitt bilden. — 757—771 Hypoth. a: Die Atome farblos. 772—775 Hypoth. b: Die Atome eines Stoffes einfarbig. 776—787 Hypoth. c: Die Atome eines Stoffes mehrfarbig. 'Nun kommen wir zu 788—794. Bei dieser Hypothese (c) muß die wirkliche Ursache, die die gewöhnlichen Leute antreibt, die Atome farbig zu denken, alle ihre Kraft verlieren, denn diese Hypothese c setzt, nicht weniger als die richtige Hyp. a, voraus (assumes), daß weiße Gegenstände anders als aus weißen Atomen gebildet sein können u. s. w.' Das ist ja ganz richtig, aber Lucrez pflegt seine Leser nicht für so klug zu halten, daß er sie einen Gedanken, den er leicht aussprechen konnte, aus einem größeren Zusammenhang entnehmen, oder sagen wir lieber, erraten läßt.

III 915 *aridu' torror*. Aber Enn. Ann. 550 giebt *torroribus caeli* (Baehrens) mindestens keinen besseren Sinn als *terroribus*: es ist dort wohl *terroribu' dvelli* (Gigantenkampf?) zu lesen. IV 85 *formarum fastigia* = *f. oras*; was H. aber aus Varro belegt, ist *fastigia* = Arten. Auch V 1259 *lacunarum vestigia* tastet H. an, offenbar weil er die explikative Natur des Genetivs verkennt. — IV 1166 f. H. macht sich über Lachmanns Unschuld — 'sanctissimus Lachmannus' — lustig, versteht die Sache aber ebensowenig wie dieser. Man sollte denken, daß jeder, 'semel admonitus', begriffe, daß es sich um den Geruch der menses handelt. Er schreibt: 'se suffit odoribus, ut romana simplicitate loquar, vissit (?) sive βδεῖ', als ob es sich nicht um etwas allen Weibern Gemeinsames und Periodisches handeln müßte. — V 1265 *materiemque dolare et radere tigna <valerent>*? — 1304. 1315, damit von den Elefanten und den ihnen aufgesetzten Federbüschen die Rede sei, unnötig. — 1440 *iam mari' velivolis florebat navibu' pontus*: *Maris pontus* ist im Lateinischen nicht zu belegen. — VI 574 *suas in pondera sedes*, i. e. *p. in suas* cf. Giuss. N. I p. 17. H. belegt die Stellung genügend. — VI 778 *aspera tractu*, wie gleichzeitig Giuss. N. I ibid. gut belegt. — 1178 *praenuntia mortis*, an sich passend. H. ist ein Gelehrter von Scharfsinn und Belesenheit und kennt seinen Lucrez gut.

X. Johannes Paulson behandelt in seinen Adversaria eine Anzahl Lucrezstellen. In I 282 möchte er *quom* (Woltj.) *magnis imbribu' turget* (Woltj. richtig *urget*) und in 286 *turgidus* für *turbidus* hineinbringen, ohne ausreichende Begründung. Nicht die bloße Wassermasse, sondern die wirbelnde Bewegung übt ja die zerstörende Wirkung. — 289 will er, wenn ich ihn recht verstehe, schreiben *ruit quia quidquid fluctibus obstat*. Das soll heißen: denn nichts ist so stark, daß es

seinen Fluten widerstehen könnte. Einen solchen Gebrauch von *quia* möchte man doch belegt haben. — 294 *rapidique rotanti turbine perflant.* Nicht unmöglich, weil *rapidāque* metrisch unmöglich ist und *venti flamina* sachlich = *venti* ist cf. Prolegg. p. XV. Übrigens ist P. zweifelhaft, ob nicht Lambius ursprüngliches *rapidoque rotantia turbine perflant* doch vielleicht richtig sei. Er vergleicht u. a. 279 *subito vexantia turbine raptant.* — 978 *fine inque*; höchst unglücklich. Locativus *fini* olet vetustatem. — IV 1013 corpore toto exterrentur, wie Giuss. Die angeführten Stellen Suet. Caes. 44 und Suet. Galb. 18 erheben *exterreri* = zusammenfahren und davon aufwachen, über allen Zweifel. Er will übrigens, wie die Verweisung auf Brg. zeigt, interpungiert haben: *ad terram, corpore toto exterrentur.*

XI. Hidén behandelt im Archiv f. Lex. zuerst den Accus. determinationis. Mit Recht läßt er V 1221 *membra* von *corripiunt* abhangen, nicht, wie Markgraf ibid. p. 216, von *percussi.* Ferner *quique*, daß II 372 richtig sei. In *tanto quique magis* III 698 und V 343 soll *quique* Ablativ sein, wie VI 460 *quoque* (mit Lm.): falsch. VI 460 mißversteht übrigens H. sonderbar, indem er an Vulkane denkt. Dort muß es *quaeque*, vulg. heißen. *quique* heißt 'jedenfalls'. — Ablativ soll auch *quod* in *quodsi* und *quod quoniam* sein. Es ist vielmehr Accus., 'wenn, was dies betrifft', 'da, was dies betrifft', ebenso *hoc* in *hoc ubi*, IV 551, 620 u. a. a. O. —

XII. Zu den Gelehrten, welche die Eigentümlichkeiten der Lucrezischen Sprache und seiner Art, die Beweise zu gestalten, am genauesten kennen, gehört Jan Woltjer, und da er auch in der Erforschung der in betracht kommenden Realien Bedeutendes geleistet hat — vor allem durch sein Buch 'Lucreti philosophia cum fontibus comparata' — so ist es ein bedeutender Gewinn, daß er seine Studia Lucretiana — in der Mnemosyne — fortsetzt. Er geht dabei von der Kritik der neueren Kritik aus und tritt besonders dem Ref. vielfach entgegen, und wenn er auch nicht immer recht hat — oft hat er es ja — so ist doch jede seiner Erörterungen anregend und belehrend. Über den ersten Abschnitt der Studia Lucretiana s. Jbr. 1895 p. 143. In der ersten Fortsetzung Mnems. 1896, p. 62—71 bespricht W. meine Seklusion von I 50—61 und 136—145. Wenn er mir entgegenhält nostrum non esse carmen imperfectum corrigere, sed formam eam restituere, quam postremam poeta reliquit', so trifft das nicht. Ich ändere diese Gestalt ja gar nicht, sondern bezeichne nur die Partien, die sich, weil sie älter oder jünger als ihre Umgebung zu sein scheinen, nicht gut einfügen und in dem vollendeten Werke wahrscheinlich ausgeschieden oder geändert sein würden. W. geht von dem *quod superest* aus, das in B. I nicht im Anfange einer neuen Periode vorkomme.

Aber was in III und IV einmal, in V viermal, in VI dreimal vorkommt, kann doch auch in I eventuell anerkannt werden. Es hat übrigens immer, bemerke ich gegen W., die Bedeutung: was das nächste ist, oder: was zunächst (oder: noch) in betracht kommt. Jedenfalls läßt sich aus dem *quod superest* über diese Stelle nichts folgern. W. weist darauf hin, daß der auctor ad Herenn. sage '*dociles auditores habere poterimus, si summam causae breviter exponemus.* Aber die Hälfte dieser Verse, 52—55, handelt ja gar nicht von dem, was nach W.s eigener Ansicht die Hauptsache ist, sondern sie giebt, hier durchaus unangemessen, die Namen der Urkörper an. Die Einklammerung von 136—145 Brn. aber deutet ja nur an, daß 102—135 und 146 ff. ursprünglich und zwar höchst passend aufeinander gefolgt sind. — 146 ff. rechtfertigt W. mit mir gegen Susemihl. — 205 ff. sollen nicht hinter 214 gestellt werden dürfen — s. Brg. Prolegg. — weil 213 ff. von einem *fieri meliora* die Rede sei, 206 f. nur von einem Entstehen der Pflanzen. Aber das *meliora fieri* ist ja sachlich nicht begründet und war ganz unwesentlich. Die Klausel, die doch das Wesentliche enthalten muß, können nur 205 ff. bilden. — Mnemos. 1896 p. 311—329. I. 531. Lm. weist auf 221 zurück, quod non habet inania, id perire non potest. Atomi non habent inania: Atomi non possunt perire. Richtig, nur fällt das *paulo ante* auf, aber jedenfalls muß 531 an seinen Platz zurück. W. verteidigt ferner die überlieferte Reihenfolge der Abschnitte 540 (Lm.)—550 und 551-564; beide 'pertinent ad τὸ esse, vel potius τὸ nunc, adhuc esse'. Dann sollen zwei Argumente folgen, die W. physisch nennen möchte: 565-576 und 577—580. 'Revera videmus etiamnunc esse res solidas' (ein verfehlter Ausdruck) 'et duras, quae igitur constant ex solidis atomis '(565—576), 'sed si atomi fragiles (non dicit molles) essent, non potuissent manere per — tempus praeteritum'(577—580). Aber letzterer Beweis bezieht sich doch ebensogut wie die der ersten Woltjerschen Gruppe darauf, daß die Dinge noch bestehen ('ad τὸ adhuc esse') und hat mit dem Beweise, der von der Existenz harter Stoffe hergenommen ist, nichts zu thun. Es bleibt also bei der Umstellung und Einklammerung. — I 998—1001 (Lm.) W. tadelt die Einklammerung dieser Verse. Mit Recht, s. Append. II 189 bekämpft W. die Seklusion mit Unrecht. Seklusion ist doch keine Athetese. 933 erinnert W. an das früher von ihm vorgeschlagene *quom proditur extra.* — Jhrg. 1897. p. 313—331 II 1013—1022. Lm. hält W. mit Sus. und Brg. für echt, 1022 eingeschlossen, letzteren natürlich in der Gestalt *intervalla viae plagae.* Allerdings liebt Lucr. erweiternde Wiederholungen, aber die überlieferte Form mit *vias* und *plagaes* spricht doch für Lm.s Annahme, ein Abschreiber habe V. II 726 gedankenloserweise hier beigefügt. II 1139 f. von Kanneng. und Brg. umgestellt. W. findet hier keinen Anstoß.

'1141—1143 proprie non sunt pars conclusionis, sed fundamentum. Anfechtbar. Aber beachtenswert ist es, wenn W. bemerkt: Est consuetudo Lucretiana, ut post conclusionem factam addat brevem explicationem'. I 295 f. *quare* und auch sonst mehrfach. — II 1146—1149. W. klammert diese Verse nicht ein. Der Dichter mache von dem vorher allgemein Gesagten die Anwendung auf die Welt. Jedenfalls erscheinen die Verse hier höchst überflüssig. — 1164—1167. 1170—1172. 1168 f. 1173 f. nach Bergk Brg. (und G). Ich verstehe W.s Bekämpfung der Umstellung nicht. Gleichen Umfang haben die beiden Partien weder mit noch ohne Umstellung und die Erwähnung des *agri modus* wird passender dem Feldbauer als dem Winzer beigelegt. — III 26 f. Eher als diese Verse seien noch 23 f. einzuklammern. Damit wäre nichts gewonnen. Auch hinter 17, wo gleichfalls vom *geri res* die Rede ist, können die Verse nicht gestellt werden, wie Bkm. wollte, dem W. eher beizustimmen geneigt wäre. Als Lucr. sie später beifügte, dachte er allerdings, was W. ihn denken läßt: Unter der Erde giebt es keine Hölle, sondern ein ewiges Atomengetümmel. Die ‖ ‖ bezeichnen nichts als den späteren Ursprung in den Zusammenhang nicht passender Verse. — 397 ‖ *398 ‖ Brg. W. behält 398 unmittelbar hinter 397 bei: *pectora qui rumpunt . . . nec capere possunt.* Der letztere Satz gebe eine Explikation: *nec* bedeute oft dasselbe (saepe eandem vim habet) wie *neque enim, quoniam non, non ita.* Er führt an I 264 f. (Brn) I 690 f. und andere Stellen, wo einfach ein verwandter, wenn nicht identischer negativer Gedanke mit einem positiven verbunden ist, genau wie in καὶ ὡμολόγησεν καὶ οὐκ ἠρνήσατο u. ä. Ausdrücken des N. T. Ähnlich wäre es auch hier, wenn der Zusatz nicht so schwächlich wäre. Auch von Störung der Symmetrie kann nicht die Rede sein, denn die Unterscheidung der Temperamente beginnt erst mit 294, und die drei Temperamente mit ihren Vertretern haben 4 Verse: 294—297, 3: 299—301 und 5: 302—306. — ‖ 337—349 ‖ Brg. W. behauptet dagegen, mit V. 337 beginne kein neues Argument und 348 f. enthalte die 'conclusio totius argumenti', worauf das *causa salutis*, das dem *causa salutis* in V. 324 entspreche, hinweise. Der zweite Beweis setze den ersten fort, 'et novi quid' füge er hinzu. Aber dabei kann 337—349 doch eine spätere Hinzufügung sein, denn 350 ff. schließe sich eng an 336 an, cf. Prolegg. — Jhrg. 1899*) p. 47—72 II 405 verteidigt W., gegen Lm., m. R., ebenso behält er 412 ohne Klammer bei, obgleich '*eorum* quo spectet non est perspicuum'. Er hält es für möglich, daß Lucr. *oclorum* geschrieben habe, was hier auch als Plur. ebensowenig ange-

*) Ich möchte Woltjers Erörterungen so weit als möglich in diesen Jahresberichten verfolgen, deshalb greife ich hier vor.

bracht wäre, wie *eorum*. An den Anfang dieses V. knüpft W. eine Untersuchung: quomodo Lucretius aliique poetae didactici et epici usi sint particulis quae sunt *enim*, *nam*, *namque*. Ich kann hier auf diese wertvolle Untersuchung nicht eingehen; nur so viel will ich sagen, daß sich in der Stellung des *enim* bei Lucrez ein bestimmtes Gesetz herausstellt. Wenn aber W. III 339 f. auf grund des sonstigen Stellungsgebrauches für *non enim, ut umor*: *non ut enim umor* schreiben will, so hat er unrecht, schon weil der Grund der Abweichung auf der Hand liegt. Warum soll also die vereinzelte Ausnahme hier weniger gelten als das an der Spitze des Satzes stehende *enim*, das W. VI 1274 Bern. annimmt, *pendebantur, enim praesens dolor exsuperabat*, eine Stellung, die Plautinisch, sonst aber nicht Lucrezisch ist? III 443—444 vermutet W. *incohibens sit*, was aber wegen des vorangehenden *rarus magis* unmöglich erscheint: III 601 f. liegt die Sache anders, das neben *inbecilla* stehende *prodita* hat verbale Kraft, während hier *incohibens* Adjektiv wäre. — III 463—471. Brg.: 459—462 ‖ 463—471 ‖ 472 f. Giuss. 463. 472 f. 464. W. wendet gegen beides ein, *dolor* bedeute bei Lucr. nur körperlichen Schmerz. Ich halte den Beweis nicht für erbracht. Weder nötigt das *aegris* III 902 die Schmerzen, von denen der Tote frei ist, als ausschließlich körperliche zu denken, noch ist es statthaft, IV 1042 f. (1058 f.) *certum dolorem* vom körperlichen Schmerze zu verstehen.

XIII Masson teilt Class. Rev. 1897 p. 307 mit, daß sich in der Bibliothèque Nationale eine Kopie der venetischen Lucrezausgabe befinde mit zahlreichen handschriftlichen Anmerkungen. Er unterscheidet drei Handschriften: die erste ist nach seiner Angabe die von Marullus selbst.

XIV. Von Hidéns Arbeit De casuum syntaxi Lucretiana habe ich anderswo (Berl. philol. Wochschr. 1896 N. 51) gesagt, es sei eine Inauguraldissertation, wie man sie selten finde, und dies Urteil schicke ich auch hier voran, weil in der Einzelbesprechung naturgemäß mehr der Widerspruch zu Worte kommen wird. Vor allem mag hier betont werden, daß Hidén mit philologischer Genauigkeit arbeitet und in zweifelhaften Fällen das kritische Material beibringt, bald sich für eine Lesung entscheidend, bald ein non liquet vorziehend. — Hidén ist nicht nur Philologe im alten Sinne, sondern auch Sprachvergleicher und als solcher mit den grammatischen Erscheinungen einer Reihe von Sprachen, vor allem der indogermanischen, wohl vertraut. Ob das freilich seiner Arbeit zu gute gekommen ist, das ist eine andere Frage. Hidén ist Lokalist, gesteht aber von vornherein zu, daß in den fortgeschritteneren indogermanischen Sprachen die lokale Kraft und Bedeutung der Kasus sehr abgeschwächt sei und die Kasus überwiegend

zum Ausdrucke grammatischer Begriffe ('ad notiones grammaticas exprimendas') — der Gegensatz ist anfechtbar, aber man weiß, was der Vf. meint — verwendet würden. Wenn dem so ist — und im Lateinischen ist die Thatsache schwer zu verkennen — so ist es eben deshalb höchst bedenklich, jene Theorie für die Kasuslehre einer jüngeren indogerm. Sprache zu grunde zu legen. — Das Kap. über den Nomin., wo die Theorie nicht in betracht kommt, ist gut. Was die Beispiele, wo *id* mit nachfolgendem Prädikat den Satz beginnt, besonderes haben, begreife ich nicht. Beim Accusativ soll die Grundbedeutung die lokale sein. Der Vf. kennt nur ein angeblich sicheres Beispiel, VI 742 *ea . . . loca cum venere volantes*, aber die lokale Urbedeutung folgt aus dem *ea loca venere* ebensowenig wie aus *domum* nach Hause und *rus* aufs Land. Ebensogut könnte man sie aus 'to go home' fürs Englische folgern. — Der Accus. objecti u. zwar zuerst der des äußeren Objekts. Par. 1 verba intransitiva, worunter der Vf. solche versteht, die überwiegend intransitiv gebraucht werden. Zu äußerlich. Wunderlich ist dann: a' Verba simplicia et cum eis composita, dem als b' entspricht V. composita (p. 27). Die Scheidung des simpl. und comp. ist nur da berechtigt, wo die Komposition den Begriff wesentlich ändert, sonst reißt sie oft Zusammengehöriges auseinander. In beiden Par. unterscheidet H. Verba quietis und V. motus, im ersten kommen noch V. affectuum hinzu, eine wunderliche Einteilung! Und inwiefern ist *consuescere* ein V. *quietis* und inwiefern *morari*? Hier bringt H. verschiedenartiges durcheinander. So heißt es p. 21 *remorari* ap. L. sine accus. reperitur II 95. 158. 564 IV 718. An 3 Stellen heißt *remorari* 'verweilen', an einer, II 158, heißt es 'aufhalten' (nichts hält die *primordia* auf) p. 23 werden 3 Beispiele von *quid* bei *nocere* angeführt, wo es sich doch um ein inneres Obj. handelt. — p. 32—44: die Verba, die, gew. transitiv, bei Lucr. auch intransitiv vorkommen. H. zweifelt, ob nicht III 569 *movere* zu lesen sei, aber es geht ja *moventur* vorher. Und VI 595 ist das Obj. nicht so leicht zu ergänzen, daß Lucr. es verständigerweise fortlassen konnte. — Inwiefern soll in *relinquere* der Begriff des zu etwas machens (faciendi notio) liegen? I 734 mißversteht H.; *quos diximus ante* heißt einfach: die vorher genannten. — Addenda II. Accus. verbis pass. appositus. H. sagt richtig, es stehe fest, daß das lat. Pass. ursprünglich Medium sei. Daraus erklärt sich der Objektaccusativ bei passivischen Formen. Oder ist dieser ein reiner Gräcismus? Das innere Obj. soll zunächst ein dem Vb. im Accus. beigefügtes Wort desselben Stammes sein, wie II 1137 und VI 816 *exaestuare aestus*, vgl. III 567. Dann, B., findet H. ein Beisp., 'quo subst. similis significationis cum verbo coniungitur', IV 544. Dann lesen wir unter C, es gebe Beispiele, 'in quibus pro obiecto interno ponitur accusativus voca-

buli, quod quasi quaedam determinatio est notionis substantialis verbi. a. Substantivi extat accus. his locis'. Und nun folgt III 487, *tremit artus*, das ja ein Acc. der Beziehung ist, und I 142 *noctes vigilare serenas*, wo es sich um den Acc. temporis — H. p. 54 — handelt. Der Acc. eines Pronom. oder Adjektivs als inneres Objekt wird IV 1266 *idque consuerunt scorta moveri* richtig erkannt. Unter den anderen Bsp. ist falsch VI 729 *quod pugnat uterque*, was doch so viel ist als *quod contendit* ('verficht') *uterque*, und II 17 *nil aliud sibi naturam latrare*, was doch nicht heißt, daß die Natur kein anderes Gebell erhebt, sondern daß sie nichts anderes mit hündischem Ungestüm fordert. — Im Par. 9 erscheint ein Accus. adverbialis. Hier fehlt die Hauptsache. Wir erfahren nicht, wie sich dieser aus dem Grundwesen des Kasus entwickeln soll. Ein Teil der hier angeführten Beispiele fällt übrigens zweifellos unter den Begriff des acc. mensurae, so IV 244 *quantum quaeque ab nobis res absit*: vgl. *abesse* in Par. 8. 2. — —

Der Versuch, den Dativ in irgend welcher Beziehung lokalistisch zu erklären, mußte natürlich erst recht scheitern. 'Der Dativ bezeichnet im Lat. durchaus etwas Persönliches oder doch persönlich Gedachtes, dem irgend ein Interesse — im weitesten Sinne des Wortes — an dem Geschehenden beigelegt wird'. — VI 1232 *morti damnatus ut esset* bringt H. unter den *dativus finalis loci*, während *morti* besagt, wem der Kranke verfallen zu sein glaubte. Ich gehe auf diesen Abschnitt nicht weiter ein. Die Einteilung ist nicht nur falsch, sondern sie ist auch so unklar und so willkürlich, daß der Vf. nicht selten schwankt, unter welche Rubrik er ein Beispiel bringen soll.

Es fehlt noch die Hälfte der Arbeit: der Genetiv und der Ablativ sind noch zu besprechen. Bei dem letzteren dürfte sich die Lokaltheorie weniger schädlich erweisen. Hoffen wir, daß es Herrn H. gelingt, in dem zweiten Teile seiner Arbeit bei der gleichen Sorgfalt in der Beibringung des Materials die Thatsachen richtiger und damit auch fruchtbarer zu deuten, als es ihm im ersten Teile der Arbeit vielfach gelungen ist. Sein Wissen und seine Verstandesschärfe befähigen ihn, Wertvolles zu leisten.

XV. Ein anderes wichtiges Kapitel der lateinischen Grammatik behandelt Theobald Edelbluth in seinen De coniunctionum usu Lucretiano quaestiones selectae, Doktordiss. Münster 1895. Ich habe diese Arbeit in der Berl. philol. Wochenschr. 1898. Aug. 20 mit überwiegender Anerkennung besprochen und denke diese hier nicht einzuschränken, wenn auch natürlich in einer mehr eingehenden Rezension mehr das hervorgehoben wird, worin ich dem Vf. widersprechen muß. Das erste, was ich vermisse, ist dieser Arbeit mit fast allen anderen ähnlichen Arbeiten gemein und nicht nur aus diesem Grunde verzeihlich.

Jede grammatische Untersuchung, die sich auf bestimmte Wortarten bezieht, müßte von der Herkunft oder wenigstens von der Urbedeutung der in betracht kommenden Wörter ausgehen, dann würden die verschiedenen Verwendungen desselben Wortes aus der Bedeutung entwickelt und sinngemäß geordnet werden können und natürlich vielfach in ein klareres Licht gestellt werden, als wenn empirisch aufgegriffene Deutungen oder meinetwegen Bedeutungen ziemlich willkürlich geordnet werden. So werden die Verwendungen von *sed* klarer, wenn man von der doch so wohlbekannten Grundbedeutung, wie sie in der sog. praepos. inseparabilis hervortritt, ausgeht. Wenn der Vf. das gethan hätte, so hätte er schwerlich von einer 'Konjunktion' *sed tamen* gesprochen p. 7, während *sed* an und für sich den Wert eines Hauptsatzes hat: 'das für sich', und dann ein zweiter Hptstz. mit *tamen* folgt. E. hat übrigens schreiben wollen: 'Coni. *sed tamen*, qua plerumque sententia eis, quae antecedunt, *restringitur*, nicht *constringitur*'. Bsp. IV 687 (671 Brg.). Ebenso hätte sich der Gebrauch von *at* viel besser erklären lassen, wenn von ihrer ursprünglichen Identität mit der Präpos. ausgegangen wäre. Und wie nützlich wäre erst ein Zurückgehen auf Ursprung und Grundbedeutung — vielleicht Grundbedeutungen — bei *quod* gewesen! Allerdings hat der Vf. nur *de coniunctionum usu Lucr.* schreiben wollen, aber es wäre fruchtbarer gewesen, wenn er tiefer hätte schürfen wollen.

Nun einzelnes. *At nunc* soll dasselbe sein wie *atqui* (p. 17), als ob die temporale Bedeutung in *nunc* je ganz erlöschen könnte! I 169 B. wie an allen ähnlichen Stellen ist aus dem Begriffe der gegenwärtigen Zeit der des wirklichen Zustandes hervorgegangen, ebenso wie beim deutschen: *aber jetzt.* Es ist genau so wie bei *quod nunc* u. ä., was der Vf. unmittelbar vorher ganz richtig erklärt. Auch *nunc igitur* soll meistens gleich *atqui* sein, p. 18! — Der Abschnitt über *tamen* 19 sqq. trägt trotz aller Spezialisierung nichts zum besseren Verständnisse dieses oft mißverstandenen und deshalb angetasteten Wortes bei. Die Spezialisierung geht überhaupt nicht selten von einer bloß möglichen Differenz der Übersetzung aus. So lesen wir p. 22 nach einem hypothetischen und dabei negativen Satze 'p. *aut* interpretamur *sonst*, *widrigenfalls*', so II 1042 f. *si tibi vera videntur, dede manus, aut, si falsumst, accingere contra.* Warum '*sonst*'? Ergieb dich oder wehre dich, — *aut* oder *aut-aut* ist ferner nie dasselbe wie *partim.* — V 983 soll *validique leonis* besagen, daß Eber und Löwe gemeinsam die Nachtruhe stören. Das wäre ein komischer Gedanke und folgt weder aus 980 noch aus 985. — p. 27 war zu bemerken, daß *ve* für *que* vorzugsweise an mit *qu* beginnende pronominale Wörter gehängt wird. In dem Art. über **nam** wird die Partikel im ganzen richtig aufgefaßt, und auf grund dieser

richtigen Auffassung werden verschiedene der beliebten Änderungen von *nam* in *iam* zurückgewiesen, nur nicht die von III 425 ff., wo das Anakoluth verkannt wird, cf. die Prolegomena m. Ausg. p. XXI sqq. — VI 1275 soll *enim* einen Satz beginnen. Oder begründet es den Gedanken: die Leichen blieben in den Tempeln liegen? 1273 B. — II 660 soll *itaque* die 599 unterbrochene Erörterung wiederaufnehmen, was durchaus seiner Natur widerspricht. Munros Umstellung, die durch die Sache erfordert wird, 659, 680, 652 ff., 660, giebt ihm die richtige Bedeutung wieder. Wunderlich beginnt der Abschn. über *quod*, P. (i. e. particulā) *quod* pronomen demonstrativum aut substantivum antecedentis sententiae primariae explicatur velut I 1002 *est igitur natura loci spatiumque profundi quod.* Unbegreiflich! Das folg. Bsp. III 208 enthält ein *quod* explicativum. Gut ist die Bemkg., daß *ut* öfter nach *m* ausgefallen sei. — p. 58 *quippe ubi* ist nicht *dann nämlich*, sondern *indem nämlich dann*, c. coni. ist V 1055 f. *quippe ubi . . . ferantur* = *quippe cum ferantur.* Sonderbar ist p. 61: *dum* sei gleich *indem*, *dadurch daß*, *weil*. *ardua dum metuunt* ist zunächst temporal, dann bezeichnet es das Zusammenfallen zweier Vorgänge: sie vermeiden und verlieren dabei. p. 69 giebt der Vf. von VI 1229 *morti damnatus ut esset* eine wunderliche Erklärung: *ita implicitum ut . . esset*, damit *ut* nicht für *ut si* stehe. p. 71 E. will II 272 *nec similest ut cum* nicht dulden, weil es ein Unikum sei; er l. *et* . . ohne Grund.

E. zeigt kritischen Sinn und hat eine gute Methode; so hat er eine recht nützliche Arbeit geliefert. Peinlich befremdet es, daß der lector philosophus bei ihm wieder auftaucht, p. 38 f. 40 f.

XVI. Der französische Gelehrte A. Cartauld hat den glücklichen Gedanken gehabt, eine Lucrezische Formenlehre zu schreiben, und zwar, durchaus zweckmäßig, in der Weise, daß er in dieser nur die wichtigeren Eigentümlichkeiten der Lucrezischen Flexion berücksichtigte. Die Anordnung des Stoffes wird nicht überall Beifall finden. C. teilt sein Werk in zwei Kapitel. Das erste behandelt die Deklination und zwar im ersten Teile die der Substantiva und der Adjektiva. § 1 handelt von der ersten Deklination. A. vom Genet. sing. B. von Dat. sing. C. vom Genet. plur. D. vom Dat. und Abl. plur. der Substantiva auf *ia*. E. von der Deklination der griechischen Substantiva. Bei dieser Anordnung wird allerdings mehrfach Zusammengehöriges auseinandergerissen, indessen sie ist die noch immer vorherrschende und empfiehlt sich für den Zweck der Arbeit durch die Bequemlichkeit, die sie den meisten Lesern des Buches gewährt. C. ist tüchtig vorbereitet ans Werk gegangen und berücksichtigt die neueren und neuesten Ausgaben des Lucrezischen Gedichtes durchweg. Er prüft überall, wo ein Zweifel sein kann, die betreffenden Formen auf ihre Beglaubigung und

unterscheidet dabei immer zwischen den Stellen, wo die Form durch den Vers gesichert ist, und denen, wo das nicht der Fall ist. Die Schreibung der Handschriften giebt er auch da an, wo die Abweichung von dem Richtigen fast konstant ist, wie wenn *a* für *ai* steht. Offenbar wollte er hier lieber zu viel als zu wenig thun. Sein kritisches Urteil zeigt Verstand und gute Schulung, wenn er, nach der Meinung des Ref., auch nicht selten das Unwahrscheinlichere wählt und mit seinen eigenen Konjekturen selten das Richtige zu treffen scheint. Es ist ja überhaupt eine bedenkliche Sache mit den beiläufig gemachten Korrekturen. Jedenfalls ist C. besonnen und vorsichtig und bekundet das auch darin, daß er nicht selten sich der Entscheidung enthält, so IV 40 und an anderen Stellen, wo *animi* und *animae* in Frage steht. VI 868 entscheidet er sich mit Recht gegen den grammaticus antiquus Lm.'s für das handschriftlich bezeugte *laticis*. I 454 verteidigt er das von Lm. geächtete *intactus* sehr gut. '*Intactus* est un mot scientifique exprimant une idée nécessaire et qui échappe aux règles des autres mots analogues de la langue courante' (p. 10). Die 'Hypallage' 'Magnesia flumina saxi' findet er für Lucrez zu gesucht, VI 1062, p. 17. IV 1200 f. *virilem femina vim vicit*. 'C'est une correction que j'avais trouvée indépendament de Bruno et de Brieger'. V 701 *certa de surgere parte*, nicht *desurgere*. Daß es nicht gut *desurgere* heißen kann, hat Postgate bewiesen, Journ. of Philol. Vole XXIV p. 288 (s. Jahresb. 1890—95 p. 141). — V 1110 viresque vigebant (mss. Vahlen-Brg.) begründet er in schlagender Weise (p. 35). Ebenso hat er recht, wenn er die von Lachm. verworfene Form *isdem*, die Lamb. II 693 und Pius V 349 konjiziert hat, für notwendig erklärt. Der Sinn erfordert sie an beiden Stellen durchaus, und es ist kein Grund zu denken, weshalb Lucrez, der zwischen den möglichen Formen mit so großer Freiheit wählt, sie vermieden haben sollte. VI 350 erkennt er *ipsis corporibus* als notwendig an. Von seinen eigenen Vermutungen, die mir bedenklich sind, erwähne ich V 1004: *improba navigiis ratio tum caeca jacebat*. VI 535 (559 Brg.) und VI 1088 (1081) bezeichnet *ratio* mit dem Dativ die Erklärung, die es für eine Sache giebt; hier paßt es also entschieden nicht (p. 17), II 1154 (1150). Daß *aurea* zu *funis* gehört und nicht zu *arva*, kann man doch nicht im Ernst bezweifeln (p. 54). IV 1008: *nunc dant alii sollertius* ipsis. Wenn man auch sagen kann *alii aliis dant*, 'ein Mensch giebt es dem andern', so kann man doch unmöglich sagen, 'andere geben es den Menschen'.

Doch dergleichen ist hier Nebensache. Die Hauptsache ist, daß uns Cartaults Buch eine auf kritischer Grundlage beruhende außerordentlich lichtvolle und bequeme Übersicht der gesamten Eigentümlichkeiten der Flexion bietet, die sich im Lucrezischen Gedichte findet.

Das ist ein entschiedenes Verdienst, für das ich ihm meine dankbare Anerkennung ausspreche.

XVII. Ignaz Schneiders Untersuchung 'de alliterationis apud T. Lucretium Carum usu ac vi' gehört zu den Arbeiten, auf die ihr Verfasser viel Fleiß verwendet hat, ohne daß die Ergebnisse diesen Fleiß lohnten. Unglücklicherweise schreibt er noch lateinisch, und das ist der Schärfe der Untersuchung und der Klarheit der Darstellung durchaus nicht förderlich gewesen, wie wir später sehen werden. Jetzt zur Sache! Nicht nur a, ae und au sollen allitterieren, sondern auch a, au und o. Ich denke, wenn au an o anklingt, kann es doch unmöglich an a anklingen. Eins von beiden! Die Disposition der Arbeit ist recht anfechtbar. Unter I spricht S. von der Verbindung zweier oder mehrerer Allitterationspaare, deren Schemata a a b b a b a b und a b b a seien, dann, in II von Alliterationen in mehr als zwei Wörtern, z. B. nec *calidae citius decedunt corpore febres*, dann, unter III, von Allitterationen 'in vocibus aut similis aut contrariae significationis, quae coordinatim coniunctae sunt', und behandelt unter A. 'Substantiva', unter B. 'Adiectiva (participia) et adverbia; numeralia', unter C. 'Verba'. IV handelt von der Allitteration nicht grammatisch gepaarter Wortformen. S. spricht von vocabula non coordinatim coniuncta. A enthält coniunctiones nominum, und zwar unter 1., 'Substantivum coniunctum est cum attributo und weiter, unter a., Subst. cum adiectivo attributo, darunter Gedankenlosigkeiten, wie auf p. 35: 'primordia principiorum' ('die Urkörper der Urkörper', während der Genetiv von *motibus* abhängt). Und so geht es weiter. Das Resultat, der Vf. spricht es nicht aus, ist, was man schon lange gewußt hat: es kann so ziemlich jeder Satzteil mit jedem allitterieren. Und nun geht unter V. der Vf. zu einem neuen, dem zweiten Hauptteil über. Er will zeigen, daß die Allitteration meistens 'certis versuum locis' ihren Platz habe, nämlich 'in initio ac fine', und das soll heißen — am Anfang oder am Ende. Erst unter VII finden wir den Fall, wo die Allitteration zwischen diesseits und jenseits der Cäsur stehenden Wörtern stattfindet. Das Resultat — ich verfolge die unklare und hier und da geradezu unlogische Disposition nicht weiter — ist auch hier ein solches, das die Mühe nicht lohnt. Im großen und ganzen bleibt auch hier bestehen, was man von vornherein angenommen haben wird, nämlich daß kein Teil des Verses mehr als der andere die Allitteration begünstigt. Wenn sich nach der Cäsur mehr der Alliterationen finden, als vor ihr, so erklärt sich das einfach daraus, daß in der großen Mehrzahl der Fälle die zweite Vershälfte ja länger ist als die erste.

XVIII. Der schwedische Gelehrte Johannes Paulson, welcher, beiläufig, ein tadelloses Deutsch schreibt, versteht unter der äußeren

Form des Hexameters die verschiedene Gestaltung des Verses, je nachdem derselbe aus Daktylen oder Spondeen, oder aus diesen beiden Versfüßen gemischt, gebildet ist. Im Gegensatz zu dieser soll die innere Form des Hex. seine Gliederung durch Cäsuren bezeichnen. Ich halte weder die beiden Bezeichnungen noch die Auseinanderreißung zweier so eng zusammengehöriger Dinge für richtig. Paulson wird das merken, wenn er, wie er das erfreulicherweise in Aussicht stellt, über die „innere Form der Hex." schreibt. Hoffentlich wird er, bis er diese Arbeit unternimmt, auch zu der Erkenntnis kommen, daß die Cäsur dem Hexameter ursprünglich als einem musikalischen Gebilde eigen ist und ein beliebiger Wortschluß an der geeigneten Stelle ohne weiteres genügt — oder doch ursprünglich genügte — sie herzustellen.

Von 32 theoretisch möglichen Schematen verwendet L. 22, und unter diesen sind nur 6, in denen ein Spondeus im 5. Fuße steht. In VI findet sich kein solcher Vers. Die Frequenz der Schemata in den einzelnen Büchern wird in übersichtlicher Weise dargelegt. P. stellt dann, um einzelnes zu berühren, ‘als Gesetz bei Lucrez fest, daß der vierte und fünfte Fuß nicht zugleich spondeisch sein können’. Dies Gesetz scheitert an III 190 *at contra lapidum conlectum spicarumque*, wo gegen das *spicarumque* kein sachlicher Grund spricht, s. No. II und Append., und es, formell, eine Willkür wäre zu behaupten, es könne bei einem Dichter kein Schema nur einmal vorkommen. Was das Fehlen der Versus spondiaci in VI betrifft, so sollen wir dies Buch noch in einer älteren Form haben, aus einer Zeit, wo sich Lucrez noch nicht zu der — alexandrinischen — Anschauung bekehrt hätte, daß der vers. spond. den Reiz der Dichtung erhöhe. Dafür fehlt jeder Beweis, ja jede Wahrscheinlichkeit, weil Lucr. doch, wie P. zugestehen muß, bei seinem Homer genug versus spondiaci fand. Und so ist es auch sehr zweifelhaft, ob man in dem größeren Spondeenreichtum ‘im ersten (und zweiten) Gesang’ die Spuren einer Überarbeitung sehen kann. — P. entgeht, wie ja schon Lachmann, der Versuchung nicht, dem Lucrez in der Metrik bis zu einem gewissen Punkte die Eleganz des Vergilischen Zeitalters aufzwingen zu wollen. Um Versausgänge wie *cum venerunt*, *ac mansuescunt*, *inventi sint* mit dem aus Vergil abstrahierten Gesetz in Einklang zu bringen, spricht er von Proklise und Enklise. Ich kann das durchaus nur willkürlich finden und frage, warum wir, wenn es wirklich eine solche Proklise und Enklise gab, nicht auch bei andern, bei späteren Dichtern ihre Spuren finden. Einstweilen halte ich die Annahme für einen Notbehelf, da angewendet, wo gar keine Not vorliegt.

Die, ja unzweifelhaft festgestellte Thatsache, daß bei Lucrez die Untersuchung des metrischen Charakters der Verse in kleineren Partien ein Resultat ergiebt, das von dem Durchschnittresultat wesentlich ab-

weicht, während das in der Äneide nicht der Fall ist, erklärt P. daraus, daß L. sein Lehrgedicht gewiß in Angriff genommen habe, ohne besonders mit der Kunst des Dichtens vertraut zu sein, während V., als er die Äneide begann, schon lange mit der metrischen Form fertig geworden war. Richtiger werden wir sagen, Vergil habe in Lucrez ein lateinisches Vorbild in der Verskunst gehabt, während dem Lucrez, wenn wir von Cicero absehen, ein solches fehlte. Der erstere hat also leicht zu einer größeren Gleichmäßigkeit vorschreiten können.

XIX. F. Guglielminos Untersuchung über die 'similitudini' im Lucrezischen Gedichte behandelt denselben Gegenstand wie Fenstells Abhandlung 'de comparationibus Lucretianis, s. Jhrbr. 1895 p. 153. Wenn der Vf. in der Einleitung den Beobachtungsgeist (spirito d' osservazione) des Lucr. rühmt — wir würden lieber sagen: sein Anschauungsvermögen — so hat er ja recht, wenn er aber sagt, 'seine Kunst ist, wie man jetzt sagen würde, eine veristische', so ist das doch schief. G. stellt dann die Lucrezische 'similitudini' ganz treffend den Vergilischen gegenüber: sie seien mehr 'dimostrative', die des Vergil mehr 'decorative', was natürlich nicht so zu verstehen ist, als ob die Lucrezischen nicht auch die Darstellung schmückten. Man erwartet dann eine genaue Begriffserklärung der 'similitudine'. Demokrit, Sokrates und auch Epikur haben die Fesstellung des Hauptbegriffes als den unerläßlichen Ausgangspunkt für jede Untersuchung gefordert und die moderne wissenschaftliche Methode fordert sie gleichfalls. Hier aber fehlt die Begriffserklärung, d. h. sie wird nicht nur nicht ausgesprochen, sondern der Vf. hat sie auch nicht. So wird höchst verschiedenartiges unter einem Namen zusammen gefaßt und, wo der Vf. den Versuch zu disponieren macht, scheitert dieser. Wie notwendig aber eine Definition und wie fruchtbar sie ist, hätte der Vf. an der Fenstellschen Arbeit sehen können, wenn sie ihm nicht, leider, unbekannt geblieben wäre. Wir finden in der Arbeit viel Sinniges und Hübsches, so den Hinweis darauf, wie anmutig die Vergleiche (oder Beispiele) aus dem Kinderleben wirken (I 936 ff. = IV 11 ff. IV 398 ff. II 55 ff.; zweimal wiederholt). Gut ist auch, was G. über den Vergleich der Atomenformen und der Buchstaben und seine Erweiterungen sagt. Aber je weiter er kommt, desto mehr rächt sich der Mangel klarer Begriffsbestimmungen. Auf p. 17 will er eine besondere Klasse von Gleichnissen hervorheben. 'Viele Lucrezische Vergleiche,' sagt er hier, 'haben folgende Eigentümlichkeit: Der Dichter vergleicht eine Erscheinung mit einer anderen häufiger vorkommenden und bisweilen (talora) auch nicht weniger bekannten, um uns erkennen zu lassen, daß beide unter dasselbe Gesetz fallen, daß sie von denselben Ursachen abhängen oder wenigstens unter ihnen eine entschiedene Ana-

logie stattfindet, so daß die eine die andere erklärt und von ihr eine höchst einleuchtende Vorstellung geben kann; der Vergleich hat so die Bedeutung (si vale) eines wahren Beweises.' Letzteres ist doch anfechtbar. Der Vf. hätte hier mit dem Begriff der Analogie, von der er ja spricht, operieren sollen. II (308—316) 317—332 liegt kein eigentliches simile vor, keine Veranschaulichung, sondern der, von vornherein ja absurde Einwand, man sähe die Bewegung der Atome nicht, wird noch mehr ad absurdum durch den Hinweis darauf geführt, daß man ja auch die Bewegung sichtbarer Dinge unter Umständen nicht sähe: das ist in kleinen Gemälden ausgeführt, aber nicht in Gleichnissen, wie es sich auch nicht um einen Beweis im engeren Sinn handelt, sondern nur um eine das zu Beweisende wahrscheinlich machende Analogie. Ähnlich ist es II 112 ff., wenn schon hier eher ein Vergleichscharakter zuzugestehen ist. Bloße Analogien liegen auch IV 257 ff. und 895 ff. vor, wo G. similitudini sieht. Ähnlich IV 167 ff. —III 147 ff. wird das Verhalten des Geistes bei körperlichem Schmerz dem des Körpers bei Schmerz eines Körperteils gleichgesetzt, oder, wenn man will, analog. Es ist eher eine Comparatio als ein Simile. Ebenso ist es III 266 ff. und auch sonst mehrfach. Auch auf pp. 33 ff. handelt es sich entschieden um Analogien. — III 990 ff. haben wir kein Gleichnis, sondern eine rationalistische Umdeutung erklärt religiöse Sagen allegorisch. III 830 (p. 41) *velut ante acto* ff. ist wieder eine rein verstandesmäßige Gleichsetzung, also eher eine Comparatio. — V 457—465 (p. 43) haben wir ein veranschaulichendes (echtes) Gleichnis, von dem man nur nicht begreift, weshalb es nicht schon früher erwähnt ist. Es fehlt eben eine Disposition.

XX. Vahlens Abhandlung über Ennius und Lucrez ist für den Enniusforscher wichtiger als für den Lucrezforscher. Wenn Servius zu Aen. VII 804 *florentis uere catervas* citiert, Lucretius *florebat navibus pontus*, so bemerkt V. sehr verständig: gemeint ist der in den Hss verderbt überlieferte Vers 1440 *florebat propter odores.* Der Vers wird wohl ein Rätsel bleiben. — Ennius hat nach Serv. zu Aen. II 173 von *salsae lamae* (= *lacunae*) gesprochen und Lucrez sagt V 781 (791) *nec terrestria* (*animalia possunt*) *salsis exisse lacunis.* Vahlen vermutet nun sinnreich, Enn. habe den Ausdruck *salsae lamae* da gebraucht, wo er sich, im Eingange seiner Annalen, durch den Mund Homers über die Entstehung der lebenden Wesen habe belehren lassen. Ebenso macht er es glaublich, daß das Lucrezische *boves lucas* . . . *tetras anguimanus* auf ein Ennianisches *tetros* . . *elephantos anguimanus* hinweise.

XXI. Hans Schröders Studie ‚Lucrez und Thucydides', behandelt das Verhältnis, in welchem Lucrez' Schilderung der athenischen

Pest, VI 1126—1284, zu der Thucydideischen Darstellung desselben Gegenstandes steht. Der athenische Historiker giebt in II 49, 50 die besonderen Merkmale der Krankheit (A) und schildert in 51, 52 die durch sie hervorgerufenen Zustände (B). 'Die Pest als Hauptkrankheit (a) durchlief 3 Stadien, nämlich als Affektion der Schleimhäute in Mund und Rachen, dann der Atmungsorgane, endlich des Magens, immer begleitet von innerer Hitze, die in den meisten Fällen zum Tode führte (p. 5).' Die Nacherkrankungen (b) waren Dysenterie, Affektionen der Extremitäten und zum Teil 'Verlust des Gedächtnisses in der Genesungszeit'. a giebt Lucr. 1136—1196 (1145—1198 Lm.) 'wo Bruchstücke der Übers. unter fremdes Material verstreut sind'. In dem S. 1164 will S. das *semper* auf *ventum et frigora*, nicht auf *vertere in utilitatem* beziehen. Wohl richtig; es entspricht den Worten des Thuc. 49,5 ὥστε μήτε — — ἐπιβολὰς μηδ' ἄλλο ἢ γυμνοὶ ἀντέχεσθαι und Lucr. 1171 hat die Nacktheit der Kranken zur Voraussetzung. S. macht es ferner wahrscheinlich, daß der Dichter, wenn er 1142 f. von Brust und Herz, statt vom Magen (καρδία) spricht, an seine Seelentheorie — III 140 ff., 396 ff. — gedacht hat. So hat er, meint S., von den drei Stadien, die die Krankheit bei Thucyd. durchläuft, eins fortgelassen und eines Ersatzes für das bedurft, was er hier an Steigerung verloren.(?)*) Deshalb hat er, nimmt der Vf. an, den Hippokrates zum Führer genommen, um den Eintritt des Todes noch eindrucksvoller zu schildern. Das läßt sich hören, dagegen hat der Versuch des Vf. nachzuweisen, daß den L. seine Seelentheorie auch veranlaßt habe, aus den drei Stadien zwei zu machen (p. 8 m), für mich nichts Überzeugendes.

Was die Nacherkrankungen betrifft, Thuc. § 6—8, so quält S. sich zunächst mit den Versen 1200 f. ab: *aut etiam multus capitis cum saepe dolore corruptus sanguis expletis naribus ibat.* Er vermutet, L. habe bei Thuc. § 7 ἰδρωθὲν für ἰδρυθὲν gelesen oder konjiziert, letzteres ganz unwahrscheinlich, weil ἰδρυθὲν ja viel verständlicher ist und αἷμα nicht dasteht. Wir haben vielmehr in dieser Angabe, mit Kopfschmerz verbundenes starkes Nasenbluten — verkehrterweise spricht S. von einem Blutsturz — sei eine gefährliche Nacherkrankung gewesen, etwas, das der Dichter anderswoher genommen haben muß. Woher, hätte S. vielleicht

---

*) 1171 will der Vf. *ardentia morbis* wiederherstellen. Ein so unnatürlicher Gebrauch des Pluralis ist absolut unlucrezisch, s. Philol. XXXII 481 f. Aus der Sprache des Ovid oder des Livius kann man selten etwas zur Rechtfertigung einer Lucrezischen La. beibringen und '*debilitata malis*' als für *d. malo* (= *morbo*) gesagt, zu erklären, ist verkehrt, da die Krankheit ja mit verschiedenen Schmerzen und Qualen verbunden war.

gesehen, wenn er nicht auf jene unglückliche Vermutung gekommen wäre. Hippokrates hat περὶ ἐπιδημιῶν geschrieben und ich zweifle nicht, daß Lucrez die Symptome, die er 1181 ff. angiebt, dorther hat und nicht aus den Prognostica, wo keine volle Übereinstimmung stattfindet. Was liegt näher als die Annahme, daß auch das heftige Nasenbluten als eine Nacherkrankung gleichfalls von Hippokrates berichtet worden ist? Ob Lucrez beides in der Originalschrift des großen griechischen Arztes oder bei einem gefunden, der ihn ausgeschrieben hat, muß natürlich dahingestellt bleiben. — S. hat recht, wenn er sagt, Lucrez habe die Worte καὶ εἴ τις ἐκ τῶν μεγίστων περιγένοιτο mißverstanden, indem er das τὰ μέγιστα auf das Nasenbluten bezogen. Anders steht es dagegen in dem folgenden Falle. In den Versen 1203—1210 findet S. eine Abweichung v. Thuc., wenn nicht V. 1210 gestrichen werde. Ich glaubte den Lachmannschen Fälscher, der charakteristisch Lucrezianische Verse macht, endlich abgethan. Thuc. sagt: viele lebten, der Hände (und) oder Füße (und) oder der Geschlechtsteile beraubt (στερισκόμενοι). L. versteht das von einer Operation. Er hat recht. Brandige Extremitäten müssen amputiert werden, wenn der Mensch am Leben bleiben soll. εἰσὶν δ᾽ οἳ καὶ τῶν ὀφθαλμῶν ist ein nachtragsartiger Zusatz, bei dem man wohl nicht an eine Operation zu denken hat. Das Hauptgewicht liegt bei Lucrez auf dem Gedanken, daß die Leute in so elendem Zustande doch noch leben wollten, was dem Epikureer verkehrt erscheint, vgl. III 48 ff., wenn dort auch von anderen Leiden die Rede ist. Thuc. c. 50 — S. legt auf γάρ — der Vf. meint doch wohl das erste — übermäßiges Gewicht. Wenn er meint, 'Thuc. wollte den Verlust des Gedächtnisses infolge der Krankheit mit dem Verhalten jener Tiere als besonders auffällige Merkmale der Pest zusammenstellen', so wäre das doch eine Ungeschicklichkeit, die der Dichter unmöglich nachahmen konnte.

Die γάρ, das erste wie das zweite, bedeuten 'nämlich'. Der Widerspruch, den S. bei Lucr. zwischen 1213 und 1217 findet, ist nicht vorhanden, nur ein Irrtum, Lucr. läßt allerdings Vögel und Raubtiere erscheinen, aber nur ausnahmsweise — *nec temere . . comparebat* — und diese wichen von den Leichen zurück oder fraßen von ihnen und starben (v. 1214—1210). Dann hat er allerdings eine Verkehrtheit begangen, indem er die Tiere in den Wäldern erkranken und sterben läßt. Nun schließt sich auch die Erwähnung des Sterbens der Hunde schlecht an. Das hätte S. tadeln können. Statt dessen spricht er hier einen ganz unbegründeten Tadel aus, wenn er sagt, Lucr. entdecke bei seinem Gewährsmann den sentimentalen Satz: 'wegen ihrer Anhänglichkeit an den Menschen (διὰ τὸ ξυνδιαιτᾶσθαι) hatten die Hunde unter den Tieren am meisten zu leiden'. Also der Dichter muß den Prosaiker mißverstanden

haben, wenn er hier den treuen Gefährten des Menschen eben als treu bezeichnet!

Zu cap. 51 wird berichtet, 'wie dem Übel durch das Verhalten der Kranken wie der noch Gesunden Vorschub geleistet wurde'. Diesem Teil entspricht Lucr. 1227—1249. Hier hat Mr. das *quippe etenim* 1232 unlogisch gefunden, weil das Folgende doch nicht das erste begründe. Giuss. stimmt ihm bei. Kann denn nicht *quippe etenim* bloß auf die letzten vorangehenden drei Worte bezogen werden? Daß Thuc. zwei nicht wesentlich zusammenhängende Gedanken durch καὶ verband, ging den Dichter doch nichts an. S. mißversteht übrigens das *morti damnatus ut esset* — 'tanquam esset ad mortem damnatus' sagt Rzach; man vgl. auch Mr. im Comment — in unbegreiflicher Weise, wenn er es übersetzt: 'um dem Tode verfallen zu sein'. Daß 1236 ff. ein Mißverständnis der Worte des Thucyd. vorliegt, ist möglich, dann hat aber der Dichter die Stelle um eine Schönheit bereichert, indem er die, welche ihre kranken Angehörigen verließen, bald darauf verlassen sterben läßt. — 1243 S. versucht um die Lücke herumzukommen, indem er *certantes* auf *optimus quisque* bezieht (!) und *inque* (?) *aliis aliud*, *populum* schreibt 'und bei andern (an der Pest Verstorbenen) noch auf andere Weise'. Soweit verständlich, verkehrt, wie Giuss im Boll. di fil. class. VI. 6. 131 f. eingehend nachweist. Ebenso unglücklich vermutet er, mit einer künstelnden Erklärung, es sei 1248 f. zu lesen *quem neque morbo* (OQ) *sic* ('bis etwas Besseres gefunden wird') *mors nec luctu* (s. *luctus*) *temptaret tempore tali.* Die Gewaltsamkeit dieser Änderung ist aber gering gegen die, welche S., unter Hinzutritt einer ebenso gewaltthätigen Auslegung, bei dem V. 1225 (Lm.), den er hinter 1224 beibehält, anwendet. Für *incomitata* soll etwas anderes wie *incunctata* oder *iam celerata* gelesen werden, *funera* sollen Todesfälle sein, was anderswo möglich wäre, und *rapi* soll etwa: rasch erfolgen bedeuten. Thuc. cap. 52. Der Dichter soll sich eines argen Mißverständnisses schuldig gemacht haben. In vv. 1250 ff. soll er von der 'Not auf dem platten Lande' reden. Woraus folgt das? Der Schaf- und Rinderhirt und der Pflüger, die erkranken, sind ja in der Stadt. Das beweist also nichts. Aber 1257 ff. beweisen allerdings, daß der Dichter glaubt, die Landbevölkerung sei schon krank in die Stadt gekommen. Genau hat er also die der Schilderung der Seuche vorangehenden Kapitel nicht gelesen, aber daß er sie garnicht gelesen, hat S. nicht bewiesen. Später, S. 26, beweist er auch nicht, daß L. cpp. 47, 48 nicht gelesen haben kann.

1278 will S. das *repedabat* des Obl. mit *mos* als Subjekt rechtfertigen. Der dem O wesentlich gleichwertige Q hat *trepidabat*, das S. umsonst anficht.

Das *multo cum sanguine saepe rixantes*, dem in unsern Thucyd-

texten nichts entspricht, könne, meint S., daher stammen, daß L. für ἀπῆσαν: ἐπῆσαν konjiziert habe. Eine luftige Vermutung! Es lag dem Dichter doch wahrlich nahe genug, die Sache so weiter auszumalen, wie wir es bei ihm lesen

Aus N. III. habe ich oben schon das Ergebnis einer Untersuchung vorweggenommen. — Der Vf. findet es mit Recht unglaublich, daß Lucr., was er aus dem Thuc. übersetzt oder umbildet, einem Buch Epikurs oder eines Epikureers entnommen habe. Lucr. selbst ist der Übersetzer. Die Behauptung, daß 'die der Nachahmung zu grunde liegende Übersetzung vielfach verfehlt' sei, ist nicht bewiesen. S. selbst weist ja gleich darauf vortrefflich nach, daß Lucr. etwas ganz anderes gewollt habe als Thuc., nämlich durch ein Gemälde auf das Gefühl des Lesers — und seine Phantasie, füge ich hinzu — wirken. Daß Lucr. an den Ausgang der Bücher Tableaus stellt, darauf hat übrigens Bockemüller, den S. ja hier einmal nennt, nachdrücklich hingewiesen. S. will nun wahrscheinlich machen (p. 29 ff.), daß nach dem ursprünglichen Plane des L. dieser Abschn. unmittelbar hinter dem vom Erdbeben 535—607 Lm. — oder hinter dem angeblichen Exkurs 608—638, — einer Partie, die er also an ihrer Stelle lassen will — gestanden habe. Er unterscheidet mit Bkm. Terribilia und Mirabilia: mit Unrecht, denn nach V. 76—90 können alle unerklärten Naturvorgänge zur Götterfurcht führen. So ist das Hauptthema des Buches, 'die Bekämpfung der Götterfurcht', also keineswegs 'mit dem Kapitel vom Ätna abgethan'. In Wahrheit läßt, was S. wahrscheinlich machen will, sich weder beweisen noch widerlegen.

Eingehend und fein wird dann der Abschnitt über den Magneten und den Versuch Epikurs, den gangbaren Hypothesen eine neue gegenüberzustellen, behandelt. Diese sollte den Vorgang im Einklang mit den φαινόμενα erklären. Aber wie die Erörterung mit der Frage über die Beeinflussung der Komposition des sechsten Buches durch die Aufnahme des Thucydidesfragmentes zusammenhängt, p. 34a, ist mir nicht klar geworden.

Ich habe dem gelehrten und scharfsinnigen Vf. vielfach widersprechen müssen. Vor allem nimmt er, obwohl er selbst über den verschiedenen Zweck der Lucrezischen und der Thucydideischen Darstellung das ganz Richtige sagt, nicht selten Mißverständnisse an, wo solche gar nicht vorhanden sind. Aber auch so ist die vergleichende Analyse der prosaischen griechischen und der poetischen lateinischen Schilderung der athenischen Pest eine höchst dankenswerte Leistung.

XXII. Giacomo Giri hat seiner ersten Schrift über den angeblichen Selbstmord des Lucrez — s. Jhbr. 1895 p. 189 (und über den Herausgeber seines Gedichtes) im J. 1896 eine zweite folgen lassen.

Er kannte damals noch nicht die von dem Ref. aus den von Sam. Brandt konstatierten Thatsachen gezogene Folgerung, daß die betreffenden Angaben des Hieronymus mindestens zum Teil nicht auf Suetonius zurückgehen und also keine Autorität beanspruchen können, s. Jhbr. 1895 p. 195 ff. Die Abhandlung ist gegen Stampinis Kritik — s. ibid. p. 193 f. — gerichtet und zeigt einen entschiedenen Fortschritt gegen die erste Arbeit. G. erkennt den schwachen Punkt der Untersuchung seines Gegners, indem er nachweist, daß dieser den Angaben des Hieronymus eine ganz andere Geschichte unterschiebt. St. läßt den Lucr. erst, als einen Epileptiker, an alternierendem Wahnsinn leiden und dann in Raserei verfallen und in dieser den Selbstmord begehen. So untergräbt er in Wahrheit selbst das Fundament seiner Annahme. Cf. Berl. philol. Wochenschr. 1896 p. 1551 ff.

XXIII. Die Frage, ob Titus Lucretius Carus bei Diogenes von Oinoanda erwähnt wird, ist von Kalinka und Heberdey im Bulletin de correspondance hellénique (XXI 346) bejaht worden. Im Gegensatze zu ihnen weist Körte im Rh. Mus. X h. 1 nach, daß es sich auf Block 26 der Inschrift nur um einen von Diogenes selbst geschriebenen Brief handeln kann, und zwar um einen Brief an Freunde und Verwandte. Schon das Wort ἐπιστατεία (Gönnerschaft), mache es höchst unwahrscheinlich, daß es sich um ein Schriftstück des ersten Jahrh. vor Chr. Geb. handle. Ferner sei der Name Carus in späterer Zeit auch bei Nichtrömern nicht selten gewesen, und θαυμάσιος — τοῦ θαυμασίου Κάρου — endlich sei — in jener Zeit — zu einem bedeutungslosen Höflichkeitsepithet herabgesunken. Der Beweis erscheint mir in seiner Gesamtheit geradezu unwidersprechlich.

XXIV. Von hohem Werte für die Geschichte des Fortlebens des Lucrez im späteren Altertum und im früheren Mittelalter ist J. Philippes Untersuchung über Lucrèce dans la théologie chrétienne du III. au XIII. siècle et spécialement dans les écoles carolingiennes, Rev. de l'hist. de relig. In den ersten christlichen Zeiten war Lucrez ein erwünschter Bundesgenosse gegen den heidnischen Götterglauben, später wurde er heftig bekämpft als Leugner einer göttlichen Weltregierung, so von Hieronymus und Ambrosius. Viele Spuren der Bekanntschaft mit Lucrez finden sich bei den gallo-romanischen Schriftstellern wie bei Sidonius Apollinaris. Später verdammt Boethius die Lehre, die Lucrez vertritt, nachdrücklich und Cassiodor läßt ihn beiseite. Dann aber findet Lucrez in den Anfängen der Scholastik, 'als Moralist aus der Schule verbannt', als Naturkundiger (physicien), und vielleicht auch als Dichter, hier wieder Eingang; man bedarf kosmographischer und physikalischer Kenntnisse, um gewisse Schriften der Bibel erklären zu können, und sucht diese Kenntnisse im Gedichte *de*

rerum natura. Vielfach wurde dies Werk vielleicht nicht direkt benutzt, sondern man verwertete die Citate älterer Schriftsteller, die etwa 400 Verse des Lucr. erhalten hatten. Der wichtigste der Schriftsteller, die im siebenten Jahrhundert den Lucrez als Quelle der Naturerkenntnis citieren, ist Isidor; im achten kennt ihn Beda; sie sind die Schriftsteller, die auf die Karolingischen Schulen den meisten Einfluß gehabt haben. Leider ist die vortreffliche Arbeit, soviel ich sehen kann, bisher nicht weiter gediehen.

XXV. Interessant ist die Zachersche Entdeckung, daß im Karolingischen Zeitalter Otfried den Lucrez gekannt hat. Das würde allerdings der V. I 1. 8 ir dunkal eigun funtan, zusamane gebuntan, verglichen mit 134 f. und 926 f. noch nicht beweisen, aber wenn man die andern von Zacher bezeichneten Stellen, die sich auf die Neuheit einer fränkischen Behandlung der Evangelienharmonie, auf die Schwierigkeit des Unternehmens, die für die poetische Darstellung aus der Armut der Sprache entspringe, und auf den Eifer, mit diesem Werke dem Freunde zu dienen beziehen und endlich die Verherrlichung der Minne oder Karitas, die wohl in der christlichen Anschauung der Venus entsprechen könnte, hinzunimmt, so scheint mir allerdings Otfrids Bekanntschaft mit dem Lucrezischen Gedichte sehr wahrscheinlich gemacht zu sein.

XXVI. In einem umfangreicheren Artikel beschäftigt sich Masson mit Stampinis 'Il suicidio di Lucrezio' betitelter Arbeit — s. Jbr. 1895 p. 193 f. Er macht hie und da Einwendungen, stimmt aber im großen und ganzen den Ausführungen des italienischen Gelehrten bei. Ref. hat a. a. O. die Stampinische Untersuchung mit Anerkennung besprochen, aber seinen wesentlichsten Behauptungen widersprochen. Er findet bei Masson keine neuen Momente von Gewicht und so glaubt er auf den größten Teil des Massonschen Aufsatzes nicht eingehen zu sollen. Die von Stampini wenigstens für einen Teil des Inhaltes als möglich anerkannte Echtheit der vita Lucretii Borgiana glaubt M. gegen Woltjer — Mnemos. 1895 XXIII p. 321—333 — und Brg., Jbr. 1895 p. 188 f. — dadurch glaublicher machen zu können, daß er auf den Ton und Zusammenhang hinweist, in welchem Hieronymus in seiner apologia in Rufinum prima tom. II p. 472 ed Vall. spricht, nach dem anzunehmen wäre, daß die dort erwähnte Biographie des Lucrez wertvoll gewesen sei — sie habe vielleicht von Probus hergerührt. Die erste Vermutung hat wenig Wert, die zweite offenbar gar keinen. Ref. hat a. a. O. p. 195 f. aus der von Samuel Brand festgestellten Thatsache, daß die litterarisch gebildeten Kirchenväter Arnobius und Lactantius von dem Wahnsinn und Selbstmord des Lucrez auch da nicht sprechen, wo sie den dringendsten Anlaß hatten, von ihm zu sprechen, und also ihn auch nicht gekannt haben könnten, gefolgert, daß auch Sueton nichts von

diesen angeblichen Thatsachen gewußt habe. M. meint, sie könnten den Selbstmord deshalb unerwähnt gelassen haben, weil er ja in einem Zustande geistiger Umnachtung begangen sein sollte. Nun dann würden sie doch eben diesen, angeblich durch einen Liebestrank herbeigeführten Zustand, nach ihrer Anschauung, als ein Strafgericht des Himmels, das den Leugner der Vorsehung getroffen hätte, bezeichnet haben. M. sagt in bezug auf die Folgerung, die ich aus dem Schweigen des Arnobius und des Lactantius ziehe: 'The argument, ex silentio, is seldom more strongly pressed than here', aber ein argumentum ex silentio kann sehr wohl zwingend sein, wenn alle in betracht kommenden Momente berücksichtigt sind, wie ich sie in der von M. selbst a. a. O. übersetzten Stelle berücksichtigt zu haben glaube. Ich zweifle auch nicht, daß die ganze Wahnsinns- und Selbstmordgeschichte bald endgültig dahin geworfen werden wird, wohin sie gehört, nämlich in die Rumpelkammer der Litteraturgeschichte, die ja schon so unzählig viele biographische Fabeln aufgenommen hat.

XXVII. Merrils Erörterungen über 'Lucrez und Cicero' gehen von den Angaben der von Masson entdeckten vermeintlich aus antiken Quellen geflossenen Lucrezbiographie aus und können also unberücksichtigt bleiben, s. Jbr. 1895 p. 88.

XXVIII. Felice Tocco behandelt in seiner Arbeit über Prof. Giussanis Lucrezstudien seinen Gegenstand so, daß das Schriftchen zum Teil einen selbständigen Wert hat. Es kommt ihm vor allem auf die Realien an, die G. in der 'Studi' behandelt hat, er faßt die betreffenden Ansichten G.s in bündiger und lichtvoller Weise zusammen und stimmt in der großen Mehrzahl der Fälle G. bei, auch in solchen Punkten, wo Ref. im Jbr. v. 1895 pp. 159—185 die Unrichtigkeit der Giussanischen Ansicht erwiesen zu haben glaubt. Ich darf hier daran erinnern, daß sich die Vermeidung des Wortes *soliditas* ohne weiteres aus seiner metrischen Unmöglichkeit erklärt, und aus dem Gebrauche von *simplicitas* deshalb nichts ohne weiteres zu folgern ist, und ferner daran, daß Lucrez die Deklination nur als Abweichung von der Linie des ursprünglichen senkrechten Falles kennt und mit dieser die Willensfreiheit in Verbindung bringt, und daß, eine spätere — unbezeugte — Deklination zugegeben, diese nicht einen freien, sondern einen zufälligen und unvernünftigen Willen ergeben würde. Was übrigens die Deklination als zweites Stadium der Urbewegung betrifft, so hat Tocco gegen Giuss. recht, wenn er behauptet, sie sei eine viel schlechtere Hypothese als Demokrits ursprüngliche anfangslose Wirbelbewegung. Im Schlußabsatze wendet sich T. im allgemeinen gegen die Überschätzung des Physikers Epikur, die wir bei Giuss. finden. Nicht nur einzelne Lächerlichkeiten, wie die Behauptung, Sonne und Mond seien

nicht größer als sie erschienen, sondern seine ganze Methode stellt den Physiker Epikur sehr tief. Mit Recht weist T. auch darauf hin, daß es keine Wissenschaft giebt, in der irgend ein Epikureer etwas geleistet hätte.

XXIX. Ein schwedischer Gelehrter hat den Versuch gemacht, das Gedicht vom Wesen der Dinge einem größeren Kreise, den gebildeten Nichtphilologen seines Volkes, zugänglich zu machen. Emil Fehr bezeichnet sein Buch als eine Studie 'T. Lucretius Carus om naturen, en studie'. Er hat dem Hauptteil, einer Paraphrase des Gedichtes, eine Einleitung vorangeschickt und kleinere und größere Bruchstücke einer metrischen Übersetzung eingewoben. Er besitzt nicht nur eine recht umfassende Kenntnis dessen, was in neuerer Zeit über Lucrez geschrieben ist, sondern auch eine vielseitige philosophische und schönwissenschaftliche Bildung, Eigenschaften, deren der moderne Erklärer des Lucrez nicht entbehren kann. Ob eine Paraphrase das richtige Mittel ist, einen Dichter zu popularisieren, kann man bezweifeln, wenn es auch Vilmar bei den Heldenliedern des deutschen Mittelalters gelungen ist.

Der schwedische Paraphrast hat den Engländer Creech als Vorgänger, aber Creech hat die Sache praktischer eingerichtet. Bei ihm steht die Inhaltsangabe neben und unter dem Texte. Fehr, bei dem der Text fehlt, hätte doch wenigstens bei jedem Abschnitte durch beigedruckte Verszahlen auf die entsprechende Partie des Originals verweisen müssen, thut dies aber nur beim B. VI in ausreichender Weise. Schade! Er hätte sich durch jenes Verfahren den Zwang zu größerer Genauigkeit auferlegt. Diese habe ich bei den Stichproben — ich habe mich mit solchen begnügen müssen, weil ich erst zur Beurteilung dieses Buches ein bißchen Schwedisch gelernt habe — zum Teil vermißt. Damit der Leser selbst urteilen kann, berichte ich über die Wiedergabe des Beweises der Existenz der Atome.

503—510 ist richtig wiedergegeben 511—519. 'Da sich in allen entstandenen Dingen leerer Raum findet, so muß natürlich das, was sie einschließt, absolut fest sein. Wie wäre es möglich, davon zu sprechen (att tala om), daß etwas in seinem Körper leeren Raum hat, wenn nicht das Einschließende absolut fest wäre? Diese absolut festen Körper müssen unzerstörbar sein 528—539.' Auch das ist richtig, denn das *potest* v. 519 heißt 'hat die Macht . . zu sein', aber der Beweis 520—527 ist weggelassen. Dann sind die drei Beweise 540—550, 577—583, 551—565. — Fehr folgt durchaus meiner Anordnung der Abschnitte, — in fünf Zeilen zusammengefaßt. 'Die Unvergänglichkeit der absolut festen Körper folgt auch schon aus dem im Anfange festgestellten Grundsatz: Nichts aus nichts.' Gewiss, aber auf diesen

Grundsatz wird nur im ersten jener drei Beweise ausdrücklich bezug genommen. Bei F. heißt es weiter: 'Wären jene (Urkörper) vergänglich, so wäre es schwer zu verstehen, wie sie sich bis jetzt hätten erhalten können, ausgesetzt allen Stößen und Gefahren. Es ist ja augenscheinlich, daß alle Dinge leichter zerstört als wiederhergestellt werden können.' Das ist ja richtig, aber wer könnte aus dieser Darstellung ahnen, daß drei verschiedene Beweise zusammengefaßt werden? Schlimmer noch ist, daß F. in der Wiedergabe v. 565—576 von veränderlichen Dingen statt von weichen spricht. Das thema probandum von 599—634 hat F. dann entschieden verkannt. Auch sonst finden sich starke Mißverständnisse, so lesen wir zu I 952 wärlden eller alted i. e. mundus sine omne.

Die Übersetzung scheint zu zeigen, daß der Vf. von seiten seiner poetischen Begabung wohl imstande ist, die ganze Dichtung gut zu übersetzen. Die ersten Verse von B. I lauten bei ihm so:

Mor (*genetrix*) till Aeneas' släkt, af mänskor älskad (*voluptas*) och gudar,
Venus, du hulda, som hän under himlens vandrande stjärnor
fyller de segelvimlande haf (*mare*), de bördiga länder —
dig, o gudinna, stormarna fly, dig molnen (*nubes*) på himlen,
hvart du ställer din gong, dig bringar jorden (*tellus*) den sköna
ljusfliga blomster fram, dig hälsa glittrande hafven,
himmelen blänker så blid och gjuter glanz öfver wärlden.

Fehr beweist jedenfalls, daß man in der schönsten der germanischen Sprachen gute Hexameter schreiben kann.

Übersicht der in diesem Berichte besprochenen Erscheinungen der Lucrezlitteratur.

I. Titi Lucreti Cari de rerum natura libri sex. Revisione del testo, commento e studi introduttivi di Carlo Giussani (vier Bände). Torino, E. Loescher, 1896—1898.

II. T. Lucretius Carus de rerum natura, B. III erklärt von R. Heinze, Leipzig 1897, B. G. Teubner.

III. T. Lucreti Cari de rerum natura libri sex. edidit Adolphus Brieger. Appendix. p. 201—230. Lipz., B. G. Teubner, 1898. Auch besonders zu haben.

IV. Georg Albert, die platonische Zahl und einige Konjekturen zu Plato sowie zu Lucrez. Wien 1896, Hoelder.

V. Ders. Einige Konjekturen zu Lucrez. Phil. LVI 2 p. 245—252.

VI. Sanderson, note on Lucretius V 914—938. Class. Rev. 1896 p. 304—314. June 1897 p. 246.

VII. Stanley, note on Lucretius. Class. Rev. 1897 p. 27. 28.

VIII. R. Ellis, emendations of Lucretius. Class. Rev. 1897 IV p. 204f. —205.

IX. Housman, Lucretiana. Journ. of philol. 50 p. 226—249.

X. J. Paulson, in Lucretium adversaria. Lund 1897.

XI. K. J. Hidén, Lucretiana. Arch. f. lat. Lex. XI, 1 94—103.

XII. Jan Woltjer, studia Lucretiana, Mnemos. 1896 p. 62—71, 1897 p. 313—331. 1899 p. 47—72.

XIII. Masson, Class. Rev. 1897 p. 307.

XIV. K. J. Hidén, de casuum syntaxi Lucretiana I. Helsingfors 1896.

XV. Theobald Edelbluth, de coniunctionum usu Lucretiano quaest. selectae, Doktordiss. Münster 1895.

XVI. A. Cartauld, la flexion dans Lucrece. Paris, F. Alcan, 1898.

XVII. Jgnaz Schneider, de allitterationis apud T. Lucr. Car. usu ac vi. Schulprogr. Bamberg 1897.

XVIII. J. Paulson, Lucrezstudien. I. Die äußere Form des Lucretian. Hexameters [Aus 'Göteborgs högskolas årsskrift']. Gothenburg, Wettergren und Kerber, 1897.

XIX. F. Guglielmino, le similitudini nel poema di Lucrezio. Acireale 1896.

XX. J. Valen, über Ennius und Lucretius. Sitzgsber. d. Preuss. Akad. d. Wiss. 1896. XXXI p. 717—728.

XXI. Schröder, Lucrez und Thucydides, Studie zum sechsten Buch des Lucrez. Strassburg 1898, Heitz und Mündel.

XXII. Giacomo Giri, ancora il suicidio di Lucrezio. Palermo 1896, stabil. tip. Virgi.

XXIII. A. Körte, Lucretius Carus bei Diogenes von Oinoanda. Rhein. Mus. N. F. LIII 1 p. 160—165.

XXIV. J. Philippe, Lucrèce dans la theologie chretienne du III au XIII siècle et spécialement dans les écoles carolingiennes I. Rev. de l'hist. de relig. XXX fasc. 3 p. 204—302, XXXIV 1 p. 19—36.

XXV. K. Zacher, Otfried und Lucrez. Zeitschr. f. deutsche Philol. XXIX 4 p. 531—533.

XXVI. J. Masson, an Italian scholar on Jerome's life of Lucretius. Class. Rev. 1898 V. p. 237—245.

XXVII. W. Merril, Lucretius and Cicero. Class. Rev. 1896 N. 1 p. 19.

XXVIII. Felice Tocco, sugli studi Lucreziani del prof. Giussani, Rendic. di Reg. Acc. dei Lincei. Cl. morale Ser. V, vol. 7, fasc. 5/6 p. 227—234.

XXIX. E Fehr, T. Lucretius Carus, om naturen, en studie. Stockholm, 1897, J. Haegström.

C. Lanza, la pestilenza nel poema di Lucrezio e nel poemo di. Virgilio. Atti della Accad. Pont. 1897, G. Melodia, gli studi più recenti sulla biografia di Lucrezio. Rassegna di antich. class. I 2. 12 und Fl. Nencini, Lucretiana. Rivista di filol. N. S. vol. II fasc. 2 p. 304—314 haben mir nicht vorgelegen.

Adolf Brieger.

Jahresbericht über die christlich-lateinische Poesie von Ende 1897 bis Ende 1899.

Von

Professor Dr. **Carl Weyman**
in München.

Vorbemerkung.

Da sich mein diesmaliger, dritter Jahresbericht in der Anlage nicht von seinem Vorgänger unterscheidet, so habe ich nur vorauszuschicken, daß letzterer (Bd. LXXXXIII [1897. II] S. 165—219) im folgenden mit JB., dagegen der erste Bd. LXXXIV (1895. II) S. 259—318 abgedruckte Bericht mit JB.[1] citiert wird. Meine Freunde auf der Kgl. Hof- und Staatsbibliothek, insbesondere die HH. Martin Däumling, Gustav Herbig und Franz Kampers haben mich auch diesmal zu lebhaftestem Danke verpflichtet.

I. Allgemeiner Teil.

(JB. 166.)

Die auf christlich-lateinische Dichter entfallenden Kapitel der litterarhistorischen Schriften des Gennadius, Isidor und Ildefons werden quellenkritisch geprüft in den Abhandlungen von

Bruno Czapla, Gennadius als Litterarhistoriker. Eine quellenkritische Untersuchung der Schrift des Gennadius von Marseille 'de viris illustribus'. Münster, H. Schöningh, 1898. VII 216 S. 8. Kirchengeschichtliche Studien IV 1

und

Gustav von Dzialowski, Isidor und Ildefons als Litterarhistoriker. Eine quellenkritische Untersuchung der Schriften 'de viris illustribus' des Isidor von Sevilla und des Ildefons von Toledo. Münster, H. Schöningh, 1898. VII 160 S. 8. Kirchengeschichtliche Studien IV 2.

Von Gennadius kommen bes. cap. 13 (Prudentius), 15 (Commodianus), 48 (Paulinus von Nola) und 60 (Victorinus), von Isidor cap. 7 (Verecundus), 8 (Victorinus), 18 (Proba), 20 (Sedulius), 36 (Avitus)

und 37 (Dracontius), von Ildefons nur cap. 14 (Eugenius von Toledo) in betracht.

Die 4 Kapitel des Gennadius werden auch besprochen von

J. Huemer, Studien zu den ältesten christlich-lateinischen Litterarhistorikern II. Gennadius de viris illustribus (Wiener Studien XX [1898] S. 141—149).

Huemers Behauptung, der Passus über Claudianus Mamertus (Gennad. cap. 83) 'scripsit et alia nonnulla, inter quae et hymnum de passione domini, cuius principium est 'pange lingua gloriosi' etc.' stehe nicht in dem alten Reginensis s. VII, ist nach Max Ihm, Gött. Gel. Anz. 1899 No. 4 S. 341 (Referat über Czapla und Dzialowski) unrichtig.

René Pichon, Histoire de la littérature latine. Paris, Hachette, 1899. XVIII 986 S. 8

widmet, wie ich aus der Anzeige von Paul Lejay, Revue crit. 1899 II p. 264—269 ersehe, der christlichen Zeit (bis zum Ende des 5. Jahrhunderts) p. 707—936, wird also den Erzeugnissen der christlich-lateinischen Poesie den ihnen gebührenden Raum zugemessen haben.

G. Krüger, Gedichte, altkirchliche, anonym überliefert (Realencyklopädie für prot. Theol. VI³ [1899] S. 406—410)

bespricht in aller Kürze 1. carmen adv. Marcionem, 2. de Sodoma und de Jona, 3. de Genesi (Cyprianus Gallus), 4. de iudicio domini, 5. ad senatorem, 6. de pascha, 7. de passione domini, 8. de laudibus domini, 9. adv. Flavianum, 10. de fratribus septem Macchabaeis, 11. de Jesu Christo et de homine, 12. de lege domini und de nativitate . . . domini, 13. de providentia divina, 14. metrum in Genesin und de evangelio.

Die 3. Auflage von

Gaston Boissier, La fin du paganisme, Paris 1898. 2 Bde.

ist mir nicht zugänglich; vgl. über die erste JB.[1] 267 f.

Julius Ziehen, Zur Geschichte der Lehrdichtung in der spätrömischen Litteratur (N. Jahrbb. f. d. klass. Altert. I [1898] S. 404—417)

spricht S. 408—413 über die Rolle des Lehrgedichtes in der altchristlichen Litteratur. Der S. 411 erwähnte Dichter Amönus ist ein Luftgebilde, S. 412 ist Hilarius von Arelate für Flavius von A. einzusetzen.

Stanislas Gamber, Le livre de la 'Genèse' dans la poésie latine au Vme siècle. Paris, Fontemoing, 1899. 3 Bl. XVI 264 S. 8

zeigt in eingehender Darstellung, wie der Gallier Cyprian, Claudius Marius Victor, Hilarius (metrum in gen.), Dracontius, Alcimus Avitus und der Dichter de Sodoma den Bericht der Genesis behandelt haben und wirft im Schlußkapitel auch einen Blick auf die späteren durch

die Genesis inspirierten Dichtungen, wobei er die Beschränkung auf die in lateinischer Sprache abgefaßten fallen läßt. Eine ausführlichere Besprechung des Buches, welches leider an zahlreichen Stellen die Bekanntschaft mit der neueren einschlägigen Litteratur vermissen läßt, s. im Histor. Jahrbuch der Görresgesellsch. XX (1899) S. 839; vgl. A. Deiber O. P., Revue biblique VIII (1899) p. 620—622.

Rudolf Kögel, Geschichte der deutschen Litteratur bis zum Ausgange des Mittelalters. I. Bd. 2. Teil. Straßburg, Trübner, 1897. 8. S. 16—19

handelt über die Einwirkung der christlich-lateinischen Dichtungen auf Otfrid und läßt dieselbe nur auf Formalien sich erstrecken.

J. Fries, Römische Hochzeitslieder, I. Teil. Kaiserslautern 1898. 1 Bl. 52 S. 8. Progr. des Gymn. f. 1897/98

stellt S. 51 f. die Epithalamien der spätrömischen Litteratur zusammen, wobei die Schreibung 'Hartl' unangenehm auffällt.

Vincenzo Strazzulla, Di alcuni elementi pagani nelle catacombe e nella epigrafia cristiana (Römische Quartalschrift XI [1897] S. 507 —529)

handelt S. 521 ff. über heidnische Elemente in christlichen Dichtungen und Inschriften.

Der Einfluß der lyrischen Dichtungen des Horaz auf die christlich-lateinische Poesie ist jetzt im wesentlichen ersichtlich aus der Sammlung von loci similes in

Q. Horati Flacci opera recensuerunt O. Keller et A. Holder. Vol. I. Carminum libri IIII, epodon liber, carmen saeculare iterum recensuit Otto Keller. Leipzig, Teubner, 1899. CVII 454 S. 8.

Einige Nachträge und Berichtigungen enthält die Anzeige des Ref. in den Blättern f. d. (bayer.) Gymnasialschulw. XXXVI (1900) S. 224—238.

Aus den Zusammenstellungen von

Johann Demling, de poetarum Latinorum ἐκ τοῦ ἀδυνάτου comparationibus. Würzburg, Druck von Bonitas-Bauer, 1898, 51 S. 8. Programm des neuen Gymn. für 1897/98

geht hervor, daß Vergleiche ἐκ τοῦ ἀδυνάτου z. B. bei Prudentius gänzlich fehlen, während sie bei Paulinus von Nola nicht selten begegnen.

Das Buch von

Joh. Alph. Simon, Akrosticha bei den augustischen Dichtern. (Exoterische Studien 2. Teil.) Mit einem Anhang: Akrostichische und telestichische Texte aus der Zeit von Plautus bis auf Chrestien von Troies und Wolfram von Eschenbach. Köln und Leipzig, Kölner Verlagsanstalt 1899. VIII 240 S. 8

ist von A bis Z eine bedauerliche Verirrung. Über das Akrostichon in den Hymnen vgl. unten unter 'Hymnen'.

Giovanni Mari, I trattati medievali di ritmica Latina. Mailand, Hoepli, 1899. 124 S. 4. (Memorie del R. Istituto Lombardo. Lettere XX)

hat eine sorgfältige Ausgabe von 8 mittelalterlichen Abhandlungen über das dictamen ritmicum (Gegensatz dictamen prosaicum und dictamen metricum; vgl. E. Norden, Die antike Kunstprosa S. 756, 4) mit litterarhistorischen Vorbemerkungen und Indices der termini technici und der citierten oder ganz eingelegten Gedichte geliefert.

Bertold Maurenbrecher, Hiatus und Verschleifung im alten Latein. Leipzig, Teubner, 1899. VIII 269 S. 8. Forschungen zur lateinischen Sprachgeschichte und Metrik. 1. Heft

berührt unser Gebiet mit der in Kap. 1 § 8 S. 71—88 gebotenen 'Geschichte des Nasenvokals (des auslautenden m) in der Verschleifung bis 600 n. Chr.' Vgl. dazu bez. dagegen Ernst Diehl, Gött. Gel. Anz. 1899 No. 9 S. 683 ff.

Theodor Birt, Sprach man avrum oder aurum? (Rhein. Mus. LII Ergänzungsheft [1898] S. 53 f. vgl. S. 200)

spricht über die prosodische Behandlung von 'evangelium' und 'Eva' in lateinischen Versen.

Über den Gebrauch von 'elementum' bei den christlich-lateinischen Dichtern, speziell bei Prudentius, eine Bemerkung bei

Hermann Diels, Elementum. Eine Vorarbeit zum griechischen und lateinischen Thesaurus. Leipzig, Teubner, 1899. 8. S. 79.

II. Besonderer Teil.

Adam von St. Victor

gehört zwar einer Zeit an, in die wir hier nur ausnahmsweise hinabsteigen, aber bei der hohen Bedeutung des Dichters glauben wir es verantworten zu können, wenn wir die Schulausgabe des Abbé

Legrain, Proses d'Adam de Saint-Victor à l'usage de la seconde, Lille, Desclée, de Brouwer et Cie., 1899. 186 S. 8

und des nämlichen Gelehrten

Étude sur Adam de Saint-Victor (Le Musée Belge III [1899] p. 118—129; 193—206) verzeichnen.

Die Richtigkeit der These von Hauréau 'Adam de Saint-Victor ne nous a laissé que des poèmes liturgiques. Tout ce qu'on a de plus

mis à son compte, doit être réclamé pour d'autres' legt gegenüber dem Artikel von Deutsch bei Herzog-Hauck I S. 163 f. übersichtlich dar

Paul Lejay, Les traités attribués à Adam de Saint-Victor (Revue d'hist. et de litt. religieuses IV [1899] p. 161—166).

Daß der von Lejay nicht identifizierte Traktat 'de discretione animae, spiritus et mentis' dem Achardus, dem zweiten Abte von St. Victor, gehört, zeigt

G. Morin, Un traité faussement attribué à Adam de Saint-Victor (Revue Bénédictine XVI [1899] p. 218—219). Vgl. Lejay a. a. O. S. 288.

Ambrosius.

(JB. 170. 211.)

Der Hymnus 'aeterne rerum conditor' (No. 1 Dreves) in neuer Übersetzung bei

Paul Mehlhorn, Aus den Quellen der Kirchengeschichte. 2. Heft. Berlin, Reimer, 1899. 8. S. 49 f.

G. M. Dreves S. J., Der Hymnus des hl. Ambrosius zur dritten Gebetsstunde (Stimmen aus Maria-Laach LIV [1898] S. 273—282)

übersetzt und analysiert den Hymnus 'iam surgit hora tertia' (No. 3 Dreves).

Ref., Miszellanea zu lateinischen Dichtern, Freiburg i. d. Schweiz, Oeuvre de St. Paul 1898, 8. S. 10 f. (Compte rendu du quatrième congrès scientifique international des catholiques. Section VI p. 146 f.)

macht auf die Bezeugung von hymn. VIII 19 'geminae gigas substantiae' durch Augustinus (tract. in ev. Joann. LIX 3) aufmerksam. Die nämliche Stelle des Hymnus citiert Leporius bei Cassian. contra Nestor. I 5, 8 p. 244, 25 f. P., wo aber in der Wiener Ausgabe durch unrichtige Setzung eines Kommas zwischen 'substantiae' und 'etiam' (Z. 26) der Thatbestand verdunkelt worden ist.

Über den Hymnus auf die hl. Agnes (No. 11 Dreves) handelt

Pio Franchi de' Cavalieri, S. Agnese nella tradizione e nella legenda. Rom 1898. 8. X. Supplementheft der Röm. Quartalschr. p. 3—9,

der den Hymnus dem Ambrosius abspricht (vgl. Anall. Boll. XVII [1898] p. 465) und der Ansicht zuneigt, derselbe sei 'un tentativo individuale di conciliare con il racconto ambrosiano [in der Schrift 'de virginibus'] la versione più bella e patetica riferita di S. Damaso [epigr. 40 Ihm]'.

Hinsichtlich des Verfassers des sogen. ambrosianischen Lobgesanges erklärt sich mit Morin (JB. 170 f.) einverstanden

A. E. Burn, An introduction to the Creeds and to the Te Deum. London, Methuen and Cie., 1899. XIV 323 S. 8. Vgl. Morins Referat, Bulletin critique XX (1899) p. 441—443.

Germain Morin, Notes d'ancienne littérature chrétienne. 2. Encore l'expression 'suscipere hominem' à propos du Te Deum (Revue Bénédictine XV [1898] p. 99—101)

widerlegt den Einwand, Nicetas habe nicht die Formeln 'suscipere hominem', 'carnem humanam suscipere' und 'corpus suscipere' nebeneinander gebrauchen können.

Die tituli Ambrosii (JB. 171) sind abgedruckt bei

V. Forcella e E. Seletti, Iscrizioni cristiane in Milano (JB. 216) p. 224 f.

Augustinus.

(JB. [1] 272.)

Joseph Braun S. J., Osterpräfation und Osterkerzenweihe (Stimmen aus Maria-Laach LVI [1899] S. 273—286)

kommt S. 280 f. auf die Verfasserfrage zu reden und bemerkt treffend, daß für Augustinus mehr spreche als für die sonst genannten Persönlichkeiten.

Alcimus Avitus.

(JB. 173.)

Vgl. oben S. 55 unter Gamber.

Baudri.

V. 583—718 des von Baudri, Abt von Bourgueil (1079—1107) mit Benutzung von Bildern eines Globus oder eines Planisphäriums, des 'excerptum de astrologia Arati' (Maaß p. 308 ff.) und der interpolierten Rezension der lateinischen Aratscholien (Maaß p. 180 ff.) verfaßten Gedichtes 'ad Adelam comitissam' bei

Ernestus Maass, Commentariorum in Aratum reliquiae. Berlin, Weidmann, 1898. 8. p. 608—614.

Carmen ad deum.

Anton E. Schönbach, Über das 'carmen ad Deum' (Zeitschr. f. deutsch. Altertum XLII [1898] S. 113—120)

erklärt das Gedicht 'sancte sator, suffragator', dessen ahde Übersetzung von Kögel, Gesch. d. deutschen Litteratur I 2 S. 471 f. zu ungünstig beurteilt wird, für ein glossematisches Gedicht, 'das selbst einen Teil seines Wortschatzes aus einem Vokabular schöpfte', und hält mit Mone den Dichter für einen Angelsachsen.

Carmen de Pilato.

Eine kritische Textbearbeitung dieses c. 1150 entstandenen, zuletzt von Du Méril edierten Gedichtes stellt in Aussicht

Ernst von Dobschütz, Christusbilder. Untersuchungen zur christlichen Legende. Leipzig, Hinrichs, 1899. 8. S. 281* f. (Texte und Untersuch. N. F. III.)

Carmen de Sodoma.

(JB. 175.)

Vgl. oben S. 55 unter Gamber.

Ref., Miszellanea zu lat. Dichtern S. 1—3 (137—139) handelt über v. 99 'tunc Loth ingreditur Segor: simul exoritur sol', in welchem eine vielleicht durch Cicero vermittelte Nachahmung von Ennius ann. 89 M. vorliegt. ['egredi' von der aufgehenden Sonne (Vulg. Gen. 19, 23) auch bei Ambros. de interpell. Job et David I 5, 14 vol. II. p. 218, 28 Sch.; vom Monde Anton. Plac. itin. 38 p. 185, 1 G.; 'progredi' (von der Sonne) Juvenc. IV 586 f.; 'procedere' Silv. peregrin. p. 80, 7; 88, 1 f. G. Dracont. carm. min. X 495]

Carmen de synodo Ticinensi.

Wilhelm Meyer, Die Spaltung des Patriarchats Aquileja. Berlin 1898. 4. (Abhandlg. der kgl. Gesellsch. d. Wissensch. zu Göttingen, philol.-hist. Kl. N. F. II No. 6)

bespricht S. 5 f. das von einem Magister Stephanus im Auftrag des Langobardenkönigs Cunincbert verfaßte, gewöhnlich als 'rhythmus' oder 'carmen de synodo Ticinensi' bezeichnete Gedicht, welches wichtige Aufschlüsse über das Ende des Dreikapitelstreits in Venetien (um 695) enthält.

Centonen.

(JB. 175. 212.)

Über die ganze Gattung sind der Artikel von

Crusius, Cento 1) bei Pauly-Wissowa III (1899) Sp. 1929—1932

und die beiden ersten 'early versifications of the Scriptures' (p. 1—18) und 'early editions of the Centones and traces of their use by Milton' (p. 19—33) behandelnden Kapitel des (in entscheidenden Punkten verfehlten; vgl. E. v. Dobschütz, Theolog. Litteraturzeitg. 1899, No. 11 Sp. 333—335) Buches von

J. Rendel Harris, The Homeric Centones and the Acts of Pilate, London, Clay and sons, 1898, 4 Bl. 83 S. 8

zu vergleichen.

Julius Ziehen, Zu lateinischen Dichtern (Philologus LVII [1898] S. 409—417)

will S. 414 f. im Widmungsgedicht vor dem Cento der Proba v. 10 (Poetae christ. min. I p. 568) lesen 'fructu famulare iugum' (vom Kreuzesholze).

Claudianus.

(JB. 176. 212.)

Vollmer, Claudius Claudianus, Pauly-Wissowa III (1899) Sp. 2652—2660

schließt sich der Ansicht Birts an, daß Claudian Christ gewesen sei, und hält es demgemäß für möglich, daß er das carmen de salvatore und die beiden griechischen Epigramme εἰς τὸν σωτῆρα verfaßt habe. Mir nicht glaublich.

Commodianus.

(JB. 175. 212.)

Zusammenfassende Würdigung im Artikel 'Commodianus' von

Dombart, Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche IV³ (1898) S. 250—252.

Ref., Miszellanea zu lat. Dichtern S. 9 f. (145 f.)

zieht zur Erklärung des Epitheton 'mendicus Christi', welches sich der Dichter im Akrostichon von instr. II 39 beilegt, eine Stelle des Cassianus (coll. XI 2 p. 303,10 ff. P.) heran.

H. Brewer S. J., Die Abfassungszeit der Dichtungen des Commodianus von Gaza (Zeitschr. f. kathol. Theol. 23 [1899] S. 759—763)

will den Commodian von seinem Ehrenplatze an der Spitze der christlich-lateinischen Dichter verdrängen und die Angabe des Gennadius, c. 15, daß der Dichter u. a. auch den Lactanz als Gewährsmann benützt habe (dagegen zuletzt Czapla, Gennadius als Litterarhist. S. 41) als zutreffend erweisen. Die vom Verf. beigebrachten Parallelen zwischen Commodian und Lactanz sowie seine Bemerkungen über instr. I 18 sind sehr beachtenswert, doch empfiehlt es sich zunächst das Erscheinen der in Aussicht gestellten weiteren Abhandlung abzuwarten, in der der Nachweis geführt werden soll, daß Commodian um 458—466 in Südgallien gedichtet habe und weder Bischof noch Priester, sondern ein sogen. 'Asket' gewesen sei.

Cyprianus Gallus.

(JB.¹ 279. 313.)

Vgl. oben S. 55 unter Gamber.

Adolf Harnack, Drei wenig beachtete cyprianische Schriften und die 'Acta Pauli'. Leipzig, Hinrichs, 1899. 34 S. 8. (Texte und Untersuchungen. N. F. IV 3b)

glaubt den Dichter des Heptateuchs mit dem Verfasser der unter Cyprians Namen gehenden 'cena' (eines läppischen, aber durch die von H. nachgewiesene Benützung der alten Paulusakten interessanten Apokryphs) und der beiden gleichfalls Cyprians Namen tragenden Gebete (Hartel III p. 144 ff.) identifizieren zu dürfen. Die geistreiche Hypothese verdient eine allseitige Prüfung, bei der trotz der Verschiedenheit der Litteraturgattungen auch die minutiöse Vergleichung der Sprache ihren Dienst zu leisten haben wird. In der Ablehnung der Hypothese von Best (JB.[1] 281) hat Harnack ohne Zweifel recht.

Ref., Miszellanea zu lat. Dichtern S. 5 f. (140 f.)

macht auf einige Berührungen zwischen dem Bibelgedichte und Catull LXII aufmerksam.

Damasus.

(JB. 177. 213.)

Der JB. S. 213 genannte Aufsatz 'Der Dichter der Katakomben' ist von Max Ihm verfaßt und noch einmal abgedruckt in dessen

Römische Culturbilder, Leipzig, Naumann 1898, 8. S. 140—151 (Kennst du das Land? XIII).

Max Ihm, Damasus und Dracontius (Rhein. Mus. LIII [1898] S. 165 f.)

lehnt die von Amend (vgl. JB.[1] 282) behauptete Nachahmung des Damasus durch Dracontius ab; vgl. aber JB. 177 und

Ref., Notes de littérature chrétienne 5. Diffusion des poésies Damasiennes (Revue d'histoire et de littérature religieuses III [1898] p. 564 f.),

der auf die Bekanntschaft des jüngeren Arnobius und des Paulinus von Périgueux mit den Epigrammen des Papstes hinweist.

Zu carm. 26 (Petrus und Paulus) ist zu vergleichen

C. Erbes, Die Todestage der Apostel Paulus und Petrus und ihre römischen Denkmäler. Kritische Untersuchungen von C. E. Leipzig, Hinrichs, 1899. 8. (Texte und Untersuch. N. F. IV 1) S. 71—82

und

H. Grisar, Analecta Romana (vgl. unten u. 'Inschriften') I. Rom 1899 p. 259—306,

über carm. 29 (Petrus und Marcellinus)

Orazio Marucchi, La cripta storica dei SS. Pietro e Marcellino recentemente scoperta sulla via Labicana (Nuovo Bullettino di archeol. crist. Anno IV [1898] p. 137—193; dazu tav. XII—XVI),

über carm. 37 (Hippolytus)

F. X. Funk, Kirchengeschichtliche Abhandlungen und Untersuchungen. II. Paderborn, F. Schöningh, 1899. 8. S. 188—192,

über carm. 40 (Agnes)

Pio Franchi de' Cavalieri, S. Agnese nella tradizione e nella legenda. Rom 1899. 8. X. Supplementheft zur Röm. Quartalschr. p. 10—20,

über carm. 49 und 96 (Protus und Hyacinthus)

Giuseppe Bonavenia d. C. d. G., Cimitero di Basilla. Osservazioni intorno alla cripta e alle iscrizioni storiche dei SS. Proto e Giacinto (Nuovo Bull. IV [1898] p. 77—93)

und

Fr. Stock, Das Cömeterium des heiligen Hermes (Katholik LXXIX [1899. II] S. 312—330; vgl. bes. S. 317—325: Zu den Gräbern der hl. Märtyrer Protus und Hyacinthus),

über carm. 58 und 59 (Johannes und Paulus)

Paul Allard, La maison des martyrs. Études d'histoire et d'archéologie. Paris, Lecoffre, 1899. 8. p. 159—220 (im Anschluß an die Publikation P. Germanos, La casa celimontana dei SS. martiri Giovanni e Paolo, Rom 1894),

über carm. 63, 1—10 + 1

Léopold Delisle, Notice sur un manuscrit de l'église de Lyon du temps de Charlemagne (Notices et extraits XXXV [1897] p. 831—842),

der zu diesen Versen außer den Lesarten des von Erzbischof Leidrad (798—814) der Kirche von Lyon dargebrachten Codex (jetzt in der Bibliothek der 'Pères Maristes de Sainte Foi-lès-Lyon') die einer Hs von Angers s. IX—X mitteilt (1, 17 L 'tuos ipse triumphos'; A 'tuos ipseque tr.').

Ref., Ein verschollenes Gedicht des Damasus? (Histor. Jahrb. der Görresgesellsch. XIX [1898] S. 89 f.)

weist den von M. Ihm (JB. 179) aus einem Glossar mitgeteilten angeblich damasianischen Vers 'intemerata gerens clericus edo (lies 'ordo') regi' in dem sehr verbreiteten Gedichte 'concilium sacrum venerandi culmina iuris' (auch in den codd. Einsidl. 197 und 199; vgl. G. Meiers Catalog. codd. Einsidl. I p. 153 und 157) nach. Zu v. 3 'iusto moderamine' vgl. auch Amm. Marc. XV 10, 7; XXII 16, 22; Aug. contra Faust. XXII 72 p. 670, 8 Z.; Cassian. inst. III 3, 1; coll. IV 12, 3; Coripp. Joh. II 337 (nach der Herstellung von Amann).

Das Elogium des codex Corbeiensis (JB. 179. 213) deuten wieder auf Liberius

Anonymus (Feis?), Nuove osservazione sul carme sepulcrale di Liberio papa (Bessarione II [1897] p. 260—271)

und

F. X. Kraus, Repertorium für Kunstwissensch. XXI (1898) S. 135.

Dracontius.

(JB. 181.)

Vgl. oben S. 55 unter Gamber und S. 62 unter Damasus. Kurzer Artikel von

K. Leimbach, Herzogs Realencyklopädie V³ (1898) S. 15—17.

R. Helm, Der Bischof Fulgentius und der Mythograph (Rhein. Mus. LIV [1899] S. 111—134)

zeigt S. 117—119 Benützung der satisfactio und der laudes dei in der Schrift de aetatibus mundi et hominis (Fulgentii opp. ed. Helm, Lips. 1898 p. 127 ff.) und in der Mythologie auf.

Ekkehard I.

Eine neue hauptsächlich auf die Brüssler Hs basierte Ausgabe des Waltharius hat geliefert

Hermann Althof, Waltharii Poesis. Das Waltharilied Ekkehards I. von St. Gallen nach den Geraldushss herausgegeben und erläutert von H. A. I. Teil. Leipzig, Dieterich, 1899. VII 183 S. 8. Vgl. dazu die Anzeige von G. Huet, Le moyen-âge II. Série vol. III (1899) p. 363—365 und des Herausgebers Programm

Über einige Stellen im Waltharius und die angelsächsischen Waldere-Fragmente. Weimar 1899. 11 S. 4.

Ein Vorläufer der neuen Ausgabe in den Monum. Germ. ist der Aufsatz von

Paul von Winterfeld, Zur Beurteilung der Handschriften des Waltharius (Neues Archiv XXII [1897] S. 554—570),

in dem gegen die starke Bevorzugung des Brüssler Codex durch Wilhelm Meyer Einspruch erhoben wird. Althof hat sich durch v. W.s Ausführungen, auf die er übrigens erst in einer Schlußnote seines Programms zu reden kommt, nicht von der Unrichtigkeit seines Standpunktes überzeugen lassen. Hinsichtlich des Verhältnisses der Hssgruppen BPT und KSV hat übrigens v. Winterfeld später seine Ansicht geändert, indem er in zweifelhaften Fällen der ersteren mehr Vertrauen schenkt (Neues Archiv XXV [1899] S. 254 f.).

K. Strecker, Waltharius 263 f. (Zeitschrift für deutsches Altertum XLII [1898] S. 267—270)

lehnt die Deutung von 'fabrorum insigne' auf das Wielandswappen (so Linnig u. a.) ab.

Eine vortreffliche Übersetzung des Waltharius (in Stabreimen) verdanken wir

Paul von Winterfeld, Des St. Galler Mönches Ekkehard I. Gedicht von Walther und Hildegund übersetzt von P. v. W. Innsbruck, Wagner, 1897. 57 S. 8.

Zur Charakteristik des ganzen Gedichtes vgl.

Rudolf Kögel, Geschichte der deutschen Litteratur I 2 (Straßburg 1897) S. 275—340,

K(arl) Strecker, Ekkehard und Vergil (Zeitschr. f. deutsches Altertum XLII [1898] S. 339—365),

Wilhelm Meyer, Der Dichter des Waltharius (Zeitschr. f. deutsches Altertum XLIII [1899] S. 113—146),

Karl Strecker, Probleme in der Walthariusforschung (Neue Jahrbb. f. d. klass. Altertum III [1899] S. 573—594 und 629—645).

Meyer betont mit Recht, daß Ekkehard sich im Waltharius ungeachtet der bes. von Strecker in seinem ersten Aufsatze nachgewiesenen Anlehnungen an Vergil u. s. w., durch die allerdings der Wert des Gedichtes als Quelle für deutsche Altertumskunde bedeutend herabgedrückt wird, als wirklicher Dichter zeigt. Nach Strecker (2. Aufsatz), der sich in der Beurteilung der hslichen Überlieferung an v. Winterfeld anschließt und als Abfassungszeit 926/27 betrachtet, ist der Waltharius 'ein von Ekkehard nach ganz allgemeiner Kenntnis der Sage von Walthers Kämpfen mit den Burgundern frei erfundenes Gedicht', aus dem man nicht nur keine Ergänzung der Nachrichten des Cäsar und Tacitus, sondern auch keine Rekonstruktion der alten Walthersage gewinnen kann.

Ekkehard IV.

J. Egli, Neue Dichtungen aus dem liber benedictionum Ekkehards IV. Aus dem codex Sangallensis 393 mit Ekkehards Glossen herausgegeben. St. Gallen 1898. 55 S. 4.

Erste Ausgabe von acht leoninischen auf das Kirchenjahr bezüglichen Gedichten mit Quellennachweisen, Anmerkungen und Index.

Ein Teil des von Egli S. 26 f. edierten Gedichtes 'de stella Christi' — wegen der darin zu Tage tretenden Benützung der interpolierten Fassung des lateinischen Aratkommentares — auch bei

Ernestus Maass, Commentariorum in Aratum reliquiae. Berlin, Weidmann, 1898. 8. p. 604 f.

Endelechius (Severus Sanctus).

(JB. 181.)

Kurzer Artikel von

Bardenhewer, Kirchenlexikon XI² (1899) Sp. 224 f.

v. 97—132 des Gedichtes 'de mortibus boum' in deutscher Übersetzung bei

Paul Mehlhorn, Aus den Quellen der Kirchengeschichte (oben S. 58) S. 198—200.

Ennodius.

(JB. 181.)

F. Savio, La leggenda dei Santi Nazario e Celso (Ambrosiana. Scritti varii pubblicati nel XV Centenario dalla morte di S. Ambrogio, Milano, Cogliati, 1897. 2. 7. Abhandl. 58 S.)

handelt S. 15—17 über die Abhängigkeit von Ennod. carm. I 18 (auf Nazarius) = CCCIL p. 254 Vogel) von der Legende, bes. der von Mombritius publizierten Fassung.

Fr. Vogel, Chronologische Untersuchungen zu Ennodius (Neues Archiv XXIII [1898] S. 51—74)

vertritt S. 54 f. gegen Hasenstab (JB.[1] 285) die Ansicht, daß das Lobgedicht auf Bischof Epiphanius (p. 41—45 V.) 496 verfaßt, aber erst 502 von Ennodius in sein Konzeptbuch eingetragen worden sei.

Venantius Fortunatus.

(JB. 183. 214.)

Zur allgemeinen Orientierung dient der Artikel von

K. Leimbach, Herzogs Realencyklopädie VI³ (1899) S. 131—134.

Em. Briand, Histoire de Sainte Radegonde, reine de France et des sanctuaires et pèlerinages en son honneur. Paris und Poitiers, Oudin, 1898. XVI 536 S. 8. Mit zahlreichen Illustrationen.

Ein für weitere Kreise bestimmtes Buch, von dem für uns bes. p. 132—146 (über Fortunatus) und p. 233—247 (über die Dichtungen der hl. Radegunde; vgl. JB.[1] 302) in betracht kommen. Ein Referat über Briands Werk hat geliefert

Clarisse Bader, Sainte Radegonde (L'Université catholique N. S. XXVIII [1898] p. 361—374).

Albert Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands. I. Teil: Bis zum Tode des Bonifatius. 2. Aufl. Leipzig, Hinrichs, 1898. 8. S. 203—207

handelt über die Auffassung Christi und der Erlösung, wie sie in den Gedichten des Ven. Fort. zu Tage tritt.

Ref., Miscellanea zu lat. Dichtern S. 18 f. (154 f.)

faßt carm. V 6, 19 'aie' als das lateinisch gebildete Adverbium von 'aius' = ἅγιος (also 'excellens aie' wie z. B. 'sancte pudica' bei Apul. apol. 69 p. 79, 21 Kr., 'pie sancteque sapientem' bei Arnob. II 52 p. 89, 18 f. R., 'sancte facilis' bei Aurel. Victor de Caes. 10, 3 p. 12, 22 P.; 'sancte blandam' bei Aug. conf. IX 12, 33) und wirft die Frage auf, ob in carm. I 15, 79 'cruor et corpus' und Vit. Mart. IV 310 'corporis atque cruoris' eine speziell der gallikanischen Liturgie eigentümliche Ausdrucksweise zu erkennen sei (vgl. übrigens Juvencus IV 451 und das Reimoffizium 6, 1. Noct. Resp. 1 bei Dreves, Anal. hymn. XXIV S. 26)?

A. Crivellucci, Ad Pauli Diac. Hist. Lang. II 13 et Ven. Fort. de vita Martini IV vv. 640—655 (Studi storici III [1899] 399—405)

hält den Vers Vit. Mart. IV 653 'inde Foro Juli de nomine principis exi' für interpoliert und glaubt, daß Paulus denselben in seinem Exemplare der Vit. Mart. nicht gelesen habe.

Über Benützung des Ven. Fort. durch Agius (vgl. unten S. 82) ist zu vergleichen

Georg Hüffer, Korveier Studien. Quellenkritische Untersuchungen zur Karolinger-Geschichte. Münster, Aschendorff, 1898. 8. S. 27 f.

Ein längeres Citat aus der Vita Martini (I 187 ff.) hat in den miracula S. Fidis (XI. Jahrhundert) p. 173 Bouillet nachgewiesen

Ref., Analecta V. Apollinaris Sidonius und die Miracula Sanctae Fidis (Histor. Jahrbuch der Görresgesellsch. XX [1899] S. 64).

Gregor der Große.

(JB. 184. 214.)

G. Morin, Notes d'ancienne littérature chrétienne 5. La prétendue regula canendi du pape Grégoire (Revue Bénédictine XV [1898] p. 103 f.)

zeigt, daß es sich in dem betreffenden Dokumente (cod. Vat. 629 s. XI—XII) um eine regula canonicorum Gregors IV. handelt.

P. A. Schachleiter O. S. B., Ein neues Werk über den gregorianischen Gesang (Historisch-politische Blätter CXVIII [1896]

S. 211—219) bespricht das JB.[1] 314 genannte Buch von P. Wagner, ebenso

Theodor Schmid S. J., Zur Choralkunde (Stimmen aus Maria-Laach LII [1897] S. 175—199 und 289—316).

An sonstiger Litteratur über den gregorianischen Gesang sei kurz verzeichnet

George Houdard, L'art dit Grégorien, d'après la notation neumatique. Étude préliminaire, Paris, Fischbacher, 1897. 8, und Le rhythme du chant dit Grégorien d'après la notation neumatique. Paris, Fischbacher, 1898. X 264 S. gr. 8.

A. Dechevrens S. J., Des modes et du rhythme dans la musique Grégorienne (Compte rendu du IVième congrès scientif. internat. des cathol. Fribourg 1898. Section X p. 61—94 mit einer Tafel).

Dom A. Mocquereau, Notes sur l'influence de l'accent et du cursus toniques latins dans le chant Ambrosien (Ambrosiana. Milano 1897. 2. 9. Abhandlung 59 S. mit Tabellen),

der zeigt, daß dieser Einfluß nicht in dem Maße vorhanden ist, wie bei den gregorianischen Melodien.

P. Ambrosius Kienle O. S. B., Choralschule. Ein Handbuch zur Erlernung des Choralgesanges. 3. verbesserte Aufl. Freiburg i. B., Herder, 1899. VIII 156 + 2 Bl. 27 S.,

der S. 125—138 über die Geschichte des Chorals und speziell S. 127—135 über die (durch Gregor herbeigeführte) Zeit der Blüte (600—1600) handelt.

Herrad.

Guido Dreves S. J., Herrad von Landsperg (Zeitschr. f. kathol. Theol. 23 [1899] S. 632—648)

untersucht die in den hortus deliciarum eingeflochtenen Dichtungen und gelangt zu folgenden Resultaten: 'Die kleineren Gedichte sind keineswegs alle von Herrad verfaßt und ist der Zweifel auch da nicht unangebracht, wo ein anderer Verfasser im Augenblicke nicht nachzuweisen ist.' Von den größeren rühren sicher das Einleitungsgedicht und wahrscheinlich die beiden rhythmischen Gedichte No. 6 und 8 von ihr her.

Hilarius von Arles.

(JB. 185.)

Vgl. oben S. 55 unter Gamber.

G. Morin, Un martyrologe d'Arles (Revue d'histoire et de littérature religieuses III [1898] p. 10—24)

zeigt p. 17 f., daß die Notiz im Martyrologium des cod. Regin. 540 (einer erweiterten Fassung des Adonschen Martyrologiums) 'versum etiam ad non fictam peccantium confessionem ordine alphabeti decurrentem edidit' (scil. Hilarius Arelatensis) sich nur auf den Hymnus 'ad caeli clara non sum dignus sidera' beziehen kann, den man früher gewöhnlich dem Hilarius von Poitiers zugeschrieben hat (vgl. JB.[1] 288. 314). 'Mais, en y regardant de près, on est obligé de reconnaître qu'il y a encore beaucoup moins de chances d'authenticité que pour Hilaire de Poitiers.'

Hilarius von Poitiers.

(JB. 214.)

E. W. Watson, St. Hilary of Poitiers. Select Works translated by E. W. W., L. Pullan and others, edited by W. Sanday. New York, Ch. Scribeners Sons 1899. XCVI 258 S. 8. (A select library of Nicene and Post-Nicene Fathers of the christian church II. Series. vol. IX)

spricht in der Einleitung p. XLVI—XLVIII über die Hymnen des Hilarius, die Gamurrini mit Teilen der Schrift 'de mysteriis' aus dem Codex von Arezzo veröffentlicht hat (JB.[1] 288) und meint 'we may reasonable suppose, that this collection was made in the time, and even with the sanction, of Hilary, though we cannot accept him as the autor of any of the three hymns, which remain.'

Honorius.

(JB. 186.)

Weitere Beiträge zur Kritik und Erklärung des schwierigen Senecagedichtes haben geliefert

O. Plasberg, Zum Senecagedicht des Honorius (Rhein. Mus. LIV [1899] S. 144—149)

und — unter dem gleichen Titel —

Emil Thomas (ebenda S. 313—316).

Hrabanus Maurus.

(JB. 186.)

Ein vielleicht von Hraban verfaßtes, jedenfalls der karolingischen Zeit angehörendes Gedicht teilt aus cod. Par. 2440 s. IX (hinter de instit. cler.) mit

Karl Hampe, Reise nach Frankreich und Belgien im Frühjahr 1897 (Neues Archiv der Gesellsch. f. ält. deutsche Gesch. XXIII [1898] S. 628 f.).

E. Dümmler, Hrabanstudien (Sitzungsber. d. preuss. Akad. 1898 S. 24—42)

spricht S. 25 über Hrabans (sehr mäßige) dichterische Begabung und S. 29—31 über den 'liber de laudibus s. crucis'.

Hrotsvit.

Paul v. Winterfeld, Zu Hrotsvits Theophilus v. 17 (Zeitschrift f. deutsches Altert. XLIII [1899] S. 45 f.)

liest an der angegebenen Stelle nach der Münchener Hs 14485 'quod (officium) lingua vulgi scimus vicedom vocitari'.

Hymnen.

(JB. 186. 215.)

Von den Analecta hymnica medii aevi sind seit unserem letzten Berichte erschienen

Bd. XXVIII. Historiae rhythmicae. Liturgische Reimoffizien des Mittelalters. VII. Folge. Aus Handschriften und Wiegendrucken herausgeg. von Guido Maria Dreves. 1898. 332 S. Vgl. zu diesem Bande und zu Bd. XXIV—XXVI Ref., Litterarische Rundschau 1899 No. 12 Sp. 367—369.

Bd. XXIX. Pia dictamina. Reimgebete und Leselieder des Mittelalters. II. Folge. Aus handschriftlichen Gebetbüchern herausgeg. von Clemens Blume. 1898. 240 S. Vgl. zu diesem Bande und den 3 folgenden Ref., Litt. Rundschau 1899 No. 11 Sp. 334—336.

Bd. XXX. Pia dictamina etc. III. Folge. Stunden- und Glossen-Lieder herausgeg. von Guido Maria Dreves. 1898. 312 S.

Bd. XXXI. Pia dictamina etc. IV. Folge. Aus Handschriften und Wiegendrucken herausgeg. von Clemens Blume. 1898. 218 S.

Bd. XXXII. Pia dictamina etc. V. Folge. Aus Hss u. s. w. von Guido Maria Dreves. 1899. 238 S.

Bd. XXXIII. Pia dictamina etc. VI. Folge. Aus Hss u. s. w. von Clemens Blume. 1899. 350 S. Vgl. Ref., Litt. Rundschau 1899 No. 12 Sp. 369.

Die Hymnensammlung im Vat. 7172 und im Paris. 1092 (Anal. hymn. XIVa; vgl. JB.[1] S. 305) und diese beiden Hss selbst bringt in Weiterverfolgung eines Gedankens von E. Monaci mit der römischen 'schola cantorum' in Verbindung

Ernesto Maurice S. M., Intorno alla collezione d' inni sacri contenuta nei manoscritti Vaticano 7172 e Parigino Latino 1092 (Archivio della R. Società Romana di Storia patria XXII [1899] p. 5—23).

Die Florentiner Hs Laur. 29, 1, aus der Dreves in seinen Analecta XX und XXI die meisten Lieder veröffentlicht hat, wird beschrieben und nach ihrer (hohen) Bedeutung für die Geschichte des mehrstimmigen Gesanges gewürdigt von

Wilhelm Meyer, Der Ursprung des Motetts. Vorläufige Bemerkungen (Nachrichten von der Gesellsch. d. Wissensch. zu Göttingen, Philol.-hist. Kl. 1898 S. 130 ff.).

Zu Anal. XXVII (Hymnodia Gotica) einige Bemerkungen in der Anzeige des

Ref., Litterarische Rundschau 1899 No. 7 Sp. 205—207.

Über die im Mittelalter außerordentlich beliebten Reimoffizien, deren Veröffentlichung mit Anal. XXVIII ihren Abschluß gefunden hat, ist zu vergleichen der Aufsatz von

Clemens Blume, Zur Poesie des kirchlichen Stundengebetes im Mittelalter (Stimmen aus Maria Laach LV [1898] S. 132—145).

Gegen die Behauptung von Dreves im ersten Bande der Hymnologischen Beiträge (JB. 187), daß Gundlach sich mit seinen Vermutungen über Gottschalks Personalien auf dem Irrweg befinde, verwahrt sich in einem 'die Gottschalkfrage' betitelten Exkurse

Wilhelm Gundlach, Barbarossa-Lieder, übersetzt von O. Doering und W. G., Innsbruck, Wagner, 1899 S. 987—1002 (Heldenlieder der deutschen Vorzeit III).

Die Bedeutung der hymnologischen Quellenpublikationen beleuchtet

Clemens Blume, Der Hymnenschatz und die Geschichte der lateinischen Hymnendichtung des Mittelalters (Litterar. Handweiser XXXVI [1897] No. 677/78 Sp. 417—422).

Über das Hymnar eines für die älteste Geschichte der Dominikanerliturgie sehr wichtigen Codex aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts (im Besitze des Antiquars Ludwig Rosenthal in München) handelt

Paul Cagin, Un manuscrit liturgique des frères prêcheurs antérieur aux réglements d'Humbert de Romans (Revue des bibliothèques IX [1899] p. 163—200; vgl. speziell p. 194—197).

Eine Ergänzung seines Repertorium hymnologicum (JB. 187) aus zwei Ordinarien von Laon hat geliefert

Ulysse Chevalier, Ordinaires de l'église cathédrale de Laon (XII[e] et XIII[e] siécle) suivis de deux Mystères liturgiques publiés d'après les manuscrits originaux. Paris, Picard, 1897. XLIII 410 S. 8. mit 2 Tafeln (Bibl. liturgique t. VI).

p. 403—405 Verzeichnis der Initien; p. XXXI—XXXVI Abdruck der unedierten Stücke (größtenteils aus der Hs 263 von Laon).

Des nämlichen Gelehrten Buch

Poésie liturgique traditionelle de l'Église catholique en Occident ou Recueil d'hymnes et de proses usitées au moyen âge et distribuées suivant l'ordre du Bréviaire et du Missel. Tournai, Desclée, 1894. LXIII 288 S. 8,

welches JB.[1] 317 als demnächst erscheinend angemeldet, im vorigen Jahresbericht aber übersehen wurde, zielt hauptsächlich auf kritische Verbesserung der poetischen liturgischen Texte ab, während das (im einzelnen mit schweren Mängeln behaftete) Werk von

Adalbert Schulte, Die Hymnen des Breviers nebst den Sequenzen des Missale übersetzt und kurz erklärt von A. S., Paderborn, F. Schöningh, 1898. XIV 404 S. 8.,

obgleich es als Bestandteil einer 'Wissenschaftlichen Bibliothek' figuriert, in erster Linie den Zweck zu verfolgen scheint, Lesern mit sehr bescheidener Kenntnis des Lateinischen das Verständnis der Hymnentexte zu erschließen. Vgl. A. Koch, Theol. Quartalschr. LXXXII (1900) S. 315 f.

Ohne jeden wissenschaftlichen Wert ist nach dem Referate von G. M. Dreves, Litt. Rundschau 1899 No. 11 Sp. 336 f. das Buch von

Célestin Albin, La Poésie du Bréviaire. Essai d'histoire critique et littéraire. Tome I. Les hymnes. Paris, Selbstverlag des Verf. (1899) XXXII 538 S. 8.

Nichtsdestoweniger wird es in der Civiltà cattolica S. XVII. vol. VIII (1899) p. 88 gelobt.

An den praktischen Seelsorger wendet sich

J. Becker, Das dies irae, ave maris stella und salve regina homiletisch erklärt. Nebst einer Zugabe Festpredigten. Freiburg i. B., Herder, 1897. XX 386 S. 8.

Als 13. und 14. Veröffentlichung der Henry Bradshaw Society ist erschienen

The Irish liber hymnorum edited from the Mss with translations, notes and glossary by J. H. Bernard and R. Atkinson. London, Druck von Harrison and Sons. 1898. 2 Voll. XXXII S. 2 Taf. 300 S.; LVIII 261 S. 1 Bl. 8.

Der erste Band enthält Einleitung und Texte (irisch und lat.), der zweite Übersetzung nnd Anmerkungen (zu den irischen Hymnen). Vgl. dazu die Besprechung von F. E. Warren in The English Historical Review XII (1899) p. 339—341 und den Aufsatz von

H. J. Lawlor, Note on a Irish monastic office (Hermathena No. XXIV [1898] p. 212—225).

Die Hymnen 'lauda Sion' und 'pange lingua' in der griechischen Übersetzung Georg Mayrs († 1623) bei

Nicolaus Nilles S. J., Kalendarium manuale utriusque ecclesiae orientalis et occidentalis. II[2]. Innsbruck, Rauch, 1897. 8. p. 474—478.

Ein Hymnus bez. Rythmus auf S. Alexis aus cod. Admont. 664 s. XI in den

Miscellanea Cassinese I (1897) Agiographica p. 1—9. Inc. 'Pater Deus ingenite terrae creator caelique'.

Ein Hymnus (Rythmus) auf die Jungfrau Maria aus cod. Cass. 361 in den

Miscellanea Cass. I (1897) Liturgica p. 8. Inc. 'Ave virgo maris stella, ave mater et puella'.

Ein Rythmus auf Montecassino aus cod. Cass. 295 s. XI in den

Miscellanea Cass. I (1897) Litteraria p. 48. Inc. 'De Syon exivid lex atque de Casino'.

Der Hymnus auf S. Severinus ('canticum laudis domino canentes') auf grund einer Neuvergleichung des Vat. 7172 s. IX bei

Th. Mommsen, Eugippii Vita Severini, Berol., Weidmann, 1898 p. VIII adn.

Das Gebet 'Anima Christi salvifica me', gewöhnlich dem hl. Ignatius zugeschrieben, ist nach

G. M. Dreves, Wer hat das Anima Christi verfaßt? (Stimmen aus Maria-Laach LIV [1898] S. 493—504)

in der 1. Hälfte des 14. Jahrhunderts entstanden und hat vielleicht Papst Johann XXII. zum Verfasser.

Über den Hymnus 'ave facies praeclara' vgl.

Ernst von Dobschütz, Christusbilder. Untersuchungen zur christlichen Legende. Leipzig, Hinrichs, 1899. 8. S. 298*—299*. (Texte und Unters. N. F. III).

Über den Hymnus 'Christe qui lux es et dies'

Dorothy Wilberforce Lyon, 'Christe qui lux es et dies' and its German, Dutch and English translations (The American Journal of Philology XIX [1898] p. 70—85 und 152—192.

Über den Hymnus 'Jesu dulcis memoria'

W. Bremme, Der Hymnus Jesu dulcis memoria in seinen lateinischen Handschriften und Nachahmungen sowie deutschen Übersetzungen. Mainz, Kirchheim, 1899. XVI 432 S. 8.,

der außer dem Texte des Hymnus selbst und den Varianten von 12 Hss 4 lateinische Imitationen (No. 4 eine Prosaparaphrase) und 70 deutsche Übersetzungen zum Abdruck bringt und aus inneren Gründen an St. Bernhard von Clairvaux als Verf. festhält (vgl. dazu Wilhelm Bäumker, Litterar. Handweiser XXXVIII [1899] No. 13 Sp. 365 f.). Über den Hymnus 'salve sancta facies nostri redemptoris'

Ernst von Dobschütz a. a. O. S. 306*—309*.

Über den Rhythmus in den Hymnen handelt das Buch des Jesuiten

A. Dechevrens, Du rythme dans l'hymnographie latine, Paris und Lyon, Delhomme et Briguet, 1895. XII 159 S. 8.,

mir nur aus einer kurzen Notiz von A. L.-B., L'Université catholique N. S. XXXI (1899) p. 151 bekannt.

Über die Verwendung des Akrostichon in den Reimoffizien, Hymnen (im engeren Sinne), Sequenzen, Cantionen, Reimgebeten und Leseliedern reichhaltige Zusammenstellungen bei

Clemens Blume, Analecta hymnica XXIX (1898) S. 6—15.

Eduard Norden, Die antike Kunstprosa vom VI. Jahrhundert v. Chr. bis in die Zeit der Renaissance (II. Bd.), Leipzig, Teubner, 1898. 8. S. 810—908

handelt vortrefflich über die Geschichte des Reimes und schildert S. 841—867 das Eindringen des rhetorischen Reimes d. h. des bes. in den Predigten gern angewendeten ὁμοιοτέλευτον in die Hymnenpoesie.

Über die Tropen d. h. 'gewisse Zuthaten zum liturgischen Texte oder Sätze in Prosa oder Versen, welche vom 9. bis zum 12. Jhdt. dem liturgischen Texte angereiht und mit ihm gesungen wurden', vgl. den Artikel von

W. Bäumker, Kirchenlexikon XII² (1899) Sp. 100—104.

Die JB. 191 erwähnte Abhandlung von Chevalier ist auch im Compte rendu du 4e congrès scientifique international des catholiques, Fribourg 1898, Section I p. 293—315

abgedruckt worden. Eine Fortsetzung mit einem dankenswerten Verzeichnis der auf die französischen Liturgieen bezüglichen Publikationen erschien in der Université cathol. N. S. XXIX (1898) p. 429—465.

Inschriften.

(JB. 191. 216.)

Johannes Cholodniak, Carmina sepulcralia Latina collegit J. Ch. Petersburg (Leipzig, Voß' Sort.) 1897. 1 Bl. III 625 S. 8.

hat nur solche christliche Gedichte aufgenommen, die 'pagana exemplaria aliquatenus imitantur'. Auch

F. Gustafsson, Romersk Inskriftpoesi. Akademisk Inbjudningsskrift. Helsingfors 1899. 42 S. 4.

nimmt nur gelegentlich (z. B. S. 25) auf christliche Inschriften Rücksicht.

H. Grisar S. J., Analecta Romana. Dissertazioni, testi, monumenti dell' arte riguardanti principalmente la Storia di Roma e dei Papi nel medio evo. Vol. I. Roma, libreria cattolica internazionale Desclée, Lefebure e Ci., 1899. XXI 703 S. gr. 8. 12 Tafeln

hat die 3. Abhandlung (p. 67—194; mit Erweiterungen aus der Zeitschrift f. kathol. Theol. XIII [1889] wiederholt bez. übersetzt; dazu einige Nachträge p. 686 f. und Tafel I—VI) einer allseitigen Würdigung der christlichen Inschriften Roms (und zwar hauptsächlich der metrischen) um den Anfang des Mittelalters gewidmet. Die Bemerkung über Commodian (p. 116, 2) beruht auf einem Versehen.

Carl Maria Kaufmann, Die sepulcralen Jenseitsdenkmäler der Antike und des Urchristentums. Beiträge zur Vita-beata-Vorstellung der römischen Kaiserzeit mit besonderer Berücksichtigung der christlichen Jenseitshoffnungen. Mainz, Kirchheim 1900. XIX 242 S. gr. 4. Mit 10 Tafeln und 30 Abbildungen im Text (Forschungen zur monumentalen Theologie und vergleichenden Religionswissenschaft. Bd. I)

bespricht S. 90—103 eine Reihe von Grabschriften unter dem eschatologischen Gesichtspunkte. Auch die Abschnitte 'Die teleologisch-sepulcrale Paxformel' (S. 41—52), 'Die Refrigeriumformel und die übrigen teleologischen Acclamationen' (S. 53—62) und 'Das Paradies, eine Stätte des Lichtes' (S. 63—77) enthalten einzelnes hieher Gehörige.

Hartmann Grisar S. J., Geschichte Roms und der Päpste im Mittelalter. Mit besonderer Berücksichtigung von Kultur und Kunst nach den Quellen dargestellt von H. G. I. Freiburg i. B., Herder, 1899. 8. S. 404—406

spricht in Kürze über die metrischen Gemäldeinschriften und deren kunstgeschichtliche Bedeutung.

An Litteratur über einzelne Inschriften ist zu verzeichnen:

Über carm. epigr. 320 B. (katholisches Baptisterium zu Ravenna) 'cede vetus nomen'

Stephan Beissel S. J., Bilder aus der Geschichte der altchristlichen Kunst und Liturgik in Italien. Freiburg i. B., Herder, 1899. 8. S. 155 und 285—292.

Über carm. epigr. 719 'hic iacet Johannes peccatur'

(Hippolyte Delehaye S. J.), S. Anastase martyr de Salone (Analecta Bollandiana XVI [1897] p. 488—500 und italienisch im Bullettino di archeologia e storia Dalmata XXI [1898] p. 57—72),

der seine Untersuchung mit der Bitte an die dalmatinischen Gelehrten schließt, 'd'examiner, s'il n'y aurait pas lieu de rayer S. Anastase le corniculaire des fastes de Salone, de restituer S. Anastase le foulon à Marnsinac',

L. Jelić, S. Anastasio Fullone e S. Anastasio Corniculario, martiri Salonitani (Bull. di arch. e stor. Dalm. XXI [1898] p. 85—100),

der sich gegen Delehaye wendet und

Fr. Bulić, J SS. Anastasio e Dojmo martiri Salonitani (Bull. XXI [1898] p. 113—132),

der gleich Delehaye dem Anastasius cornicularius die Existenz abspricht.

Über carm. epigr. 1336 und 1356

Ref., Miscellanea zu lat. Dichtern S. 19—21 (155—157),

der für die Schlußverse von 1336 und Paul. Diac. carm. IX eine gemeinsame epigraphische Vorlage annimmt und 1356, 19 'inergima' = ἐνεργῶν d. h. Dämon erklärt.

Über anthol. lat. 378, 5 R. = De Rossi, Inscr. II 1 p. 240

Paul von Winterfeld, Observationes criticae (Philol. LV [1899] S. 302 f.),

der 'descende intrepidus vitae lomenta perennis' herstellt.

Über anthol. lat. 661, 1 und 768, 8

Julius Ziehen, Textkritisches zu lateinischen Dichtern (Rhein. Mus. LIII [1898] S. 276 f., 278 f.)

der an ersterer Stelle 'advenit sacer ille patri cum coniuge luctus' vermutet, an letzterer die Schreibung 'Veritas' (als Personifikation; so schon in dem vorbildlichen Martialverse X 72, 11) empfiehlt.

Über die Inschrift des Bischofs Achilles von Spoleto (402—418) an der dortigen Peterskirche (De Rossi, Inscr. II 1 p. 114)

Jean Guiraud, Rome, ville sainte au V[e] siècle (Revue d'histoire et de litt. relig. III [1898] p. 55—70 = Compte rendu du IV[ième] Congrès scientif. internat. des cathol. Fribourg 1898 Section V p. 106—116),

der die Inschrift als Zeugnis für die übertriebene Verehrung der in Rom ruhenden Heiligen betrachtet.

Über die Inschrift des von Papst Honorius I. (625—638) mit Silberplatten belegten großen Portals der basilica Petri zu Rom bei De Rossi II 1 p. 145

Ref., Notes de littérature chrétienne IX. Inscription de Saint-Pierre (Revue d'hist. et de litt. relig. IV [1899] p. 94 f.),

der v. 3 'ad nos descendit (Christus) nec quo fuit etere (d. h. aethere), cessit' verbessert.

Über die Inschriften unter den von dem nämlichen Papste in der Apsis von S. Agnese angebrachten Figuren (De Rossi, Musaici, S. Agnese 1 f.)

Stephan Beissel S. J., Bilder aus der Geschichte der altchristl. Kunst u. s. w. (oben S. 75) S. 194—196.

Über die Inschrift des Mosaik von S. Venanzio 'martyribus Christi domini pia vota Johannes' (d. h. Papst Johannes IV., 640—642) einige Bemerkungen bei

H. Grisar S. J., Il musaico dell' oratorio Lateranense di San Venanzio (Civiltà cattolica S. XVII [1898] Vol. I p. 211—216 = Bullettino di arch. e storia Dalm. XXI [1898] p. 72—76).

Über die Inschrift 'haec domus est similis' an der Basilika von Montecassino, die größtenteils zur Erläuterung eines biblischen Bildercyklus dient und einige Verse aus der Lateraninschrift Sergius III. (904—911) entlehnt,

Anonymus, La Basilica di Montecassino e la Lateranese nel secolo XI (Miscellanea Cassinese I [1897] parte 1 p. 16—20).

Reste eines Sepulcralepigrammes in der Ende des 11. oder Anfang des 12. Jahrhunderts, vielleicht auf den Fundamenten einer älteren Basilika erbauten Kirche S. Giovanni in Argentella teilt mit

Enea Monti, La chiesa di S. Giovanni in Argentella presso Palombara Sabina (N. Bull. di arch. christ. IV [1898] p. 134).

Giovanni Mercati, Un epitafio metrico di pp. Eugenio III (Compte rendu du IVième congrès scientif. Fribourg 1898. 8. Section V p. 298—300)

zeigt, daß das 'Epytaphium beati Eugenii pape' in einem Ambrosianus s. XV und (ohne Überschrift) auf dem Vorsetzblatte eines Laudunensis s. XII 'urbis et orbis honor' sich nur auf Eugen III. (1145—1153) beziehen kann.

Über eine metrische Inschrift aus dem Jahre 1296

Fr. Bulić, Iscrizione medioevali (Bulletino di arch. e stor. Dalm. XX [1897] p. 153—157).

Steph. Beissel, Das Evangelienbuch des erzbischöflichen Priesterseminars zu Köln (Zeitschrift f. christliche Kunst XI [1898] S. 1—18)

teilt S. 6 aus der dem Anfang des 11. Jahrhunderts angehörenden Hs Hexameter auf die Evangelisten mit, welche vor deren Bildern in Goldschrift auf Purpurgrund stehen. Im 2. Verse auf Johannes 'hic est verbi potens celis imnista Johannes' spielt nicht, wie Beissel meint, der Schreiber durch 'coelis hymnista' auf die Apokalypse an, sondern

es ist zu lesen 'celi sinmista' d. h. 'symmysta'; vgl. Origen. hom. in Lev. VII 2 (IX p. 291 L.); Anall. hymn. XXVI 54, 2. Noct. 2 Versiculus.

Über die Behandlung des schließenden 'm' in christlichen metrischen Inschriften handelt

Ernestus Diehl, De M finali epigraphica. Leipzig, Teubner, 1899. 327 S. 8. (25 Supplementbd. der Jahrbb. f. class. Philol. 1. Heft.)

Vgl. bes. cap. 2 'de m finali in carminibus epigraphicis' (p. 117—189) und dazu B. Maurenbrecher, Berl. philol. Wochenschr. 1899 No. 45 Sp. 1393—1395.

Juvencus.

(JB. 196.)

Die von

Léopold Delisle, Notice sur un manuscrit etc. (vgl. oben S. 63)

aus fol. 110v des codex Leidradi mitgeteilte 'pièce de douze vers contenant une paraphrase de l'oraison dominicale' stammt aus Juv. I 590—603.

Lactantius.

(JB. 197.)

Paulus de Winterfeld, Coniectanea

(Hermes XXXIII [1898] S. 168—174)

schlägt S. 170—172 Phoen. v. 18 'aut vis aut etc.' und v. 163 'femina seu, <felix, seu> masculus est, seu neutrum' vor.

Marcus von Montecassino.

Marcus ist der Verfasser eleganter Disticha auf St. Benedikt (Migne LXXX 183 ff.). Er ist nach

Ludwig Traube, Textgeschichte der Regula S. Benedicti, München 1898, 4°, S. 100 (Abhandl. der bayer. Akad. III. Cl. XXI. Bd. 3. Abt. S. 698)

zwischen c. 542 und 581 nach Montecassino gekommen und hat die (593 geschriebenen) Dialoge Gregors des Großen nicht für sein Gedicht benützt.

Claudius Marius Victor.

(JB. 198.)

Vgl. oben S. 55 unter Gamber.

Nicetas.

(JB. S. 199.)

Gegen Jacobés Aufsatz wendet sich

A. Durand S. J., L'Origine du Magnificat (Revue biblique VII [1898] p. 74—77),

der die traditionelle Auffassung verteidigt, aber dem Zeugnis des Nicetas eine zu geringe Bedeutung beimißt.

Orientius.

(JB. 199.)

Theodor Birt, Sprach man avrum oder aurum? (Rhein. Mus. LII Ergänzungsheft [1898] S. 54)

bemerkt, daß comm. I 94 'atque evangelii vox veneranda sonat' die Aussprache des 'v' (in 'evangelii') durch die Alliteration sicher gestellt werde.

Ref., Miscellanea zu lat. Dichtern S. 16—18 (152—154) bespricht comm. I 305 ff. (Veranschaulichung der Ewigkeit der Höllenstrafen durch die Vulkane; zum Ausdruck vgl. auch Faustus hom. II de symb. bei Caspari, Kirchenhistor. Anecd. I S. 336) und II 277 ff. (Kältemarter in der Hölle). An ersterer Stelle ist vielleicht eine Einwirkung Tertullians, an letzterer eine Einwirkung der Paulusapokalypse (vgl. auch Acta Phil. 19 p. 102 Tisch. [nach freundlicher Mitteilung von Max Bonnet]; den Schluß der Schreiberverse bei K. Hampe, Neues Archiv XXII [1897] S. 637 und Anal. hymn. XXXIII [1899] No. 243, 12, 2 f.) zu constatieren.

Paschasius Radbertus.

Benützung der ecloga in Adalhardum (Poet. Carol. III 1) bei Agius weist nach

Georg Hüffer, Korveier Studien (oben S. 67) S. 36 f.

Paulinus von Nola.

(JB. 200.)

Das Gedicht an Licentius jetzt auch bei

Al. Goldbacher, S. Aureli Augustini Hipponiensis episcopi epistulae II Vindob. 1898 p. 13—18.

Ref., Notes de littérature chrétienne VI. (Revue d'hist. et de litt. rel. III [1898] p. 565)

liest carm. XIX 230 'detergeret umbras' für 'decerperet u.' Vgl. noch Aug. epist. 119 (Consentius) II p. 704, 10 f. Goldb. ,nebulam nostrae mentis abstergat' (Apoll. Sid. carm. VII 135 'detersam mentem caligo relinquat'); Constant. epist. in Ziwsas Optatus p. 215, 35 'detersis eorum tenebris'; Leo M. serm. 73 (71) bei Migne LIV 395 B 'caliginem detergendam'. Zu carm. XXVII, 542 ff. (über den Nutzen der Bilder) vgl. die Stellen bei

Ernst von Dobschütz, Christusbilder (oben S. 73) S. 111*.

A. Baumgartner S. J., Ausonius[1]) und Paulinus von Nola. Weltlicher und geistlicher Humanismus im 4. Jahrhundert (Stimmen aus Maria-Laach LVI [1899] S. 70—84)

liefert eine anziehende Darstellung des ergreifenden Konfliktes und überträgt Teile der Ephemeris und der Mosella des Ausonius und des an diesen gerichteten Absagebriefes des Paulinus ins Deutsche.

In dem nachgelassenen Werke des Pfarrers

Eduard Maria Clos, Kreuz und Grab Jesu. Kritische Untersuchung der Berichte über die Kreuzauffindung. Kempten, Kösel 1898. VI 644 S. 8. Nach des Verf.s Tod herausgeg. von Simon Schmid

wird S. 510—515 (vgl. auch S. 178—180) der Nachweis versucht, daß aus der Darstellung des Paulinus (vgl. JB.[1] 315) 'unwidersprechlich' hervorgehe, 'daß zu seiner Zeit und vor seiner Zeit Crux-immissa-Kreuzbilder d. h. Kreuzbilder in unserer jetzigen liturgischen Form noch nicht gebräuchlich waren'.

Ref., Miscellanea zu lat. Dichtern S. 14—16 (150—152)

erörtert im Anschluß an Paulinus' Epitaph auf Clarus (epist. XXXII 6) einen bes. in Grabschriften und hagiographischen Texten verbreiteten Sprachgebrauch (clarus-clarior und dgl.). Vgl. noch C. Caesar, Observationes ad aetatem tit. lat. christ. definiendam spectantes. Bonn 1896 p. 46. Ovid. trist. IV 4, 1 f. 'o qui nominibus cum sis generosus avorum exsuperas morum nobilitate genus'. Paul. Nol. epist. XXIX 6 p. 252, 4 ff. H. 'quae consulibus avis nobilis nobiliorem se contemptu corporeae nobilitatis dedit'. Sulp. Sev. chron. II 16 p. 72, 12 f. (von Judith) 'praedives opibus, insignis specie sed moribus quam vultu illustrior' (die Bibel enthält Jud. 8, 7 f. die Elemente für das σχῆμα, nicht dieses selbst). Eucher. passio Agaun. mart. 2 p. 166, 4 f. W. 'viri in rebus bellicis strenui et virtute nobiles, sed nobiliores fide'. Apoll. Sidon. epist. III 10 'domi quidem nobilis, sed modestissimae conversationis opinione generosior'. Ven. Fort. II 8, 25 f. IV 2, 5 f. IV 8, 11 f. IV 13, 4. IX 16, 7. Epitaph bei Duchesne, Fastes episcop. I p. 192 v. 25 f. Hüffer, Korveier Stud. S. 58. 60. Anal. Bolland. XVII (1898) p. 161, 11 f. Theissen im Berichte über die Arbeiten des histor. Seminars von Löwen, Louvain 1899 p. 44 und die Moskauer Vita des Theophanes Confessor bei Krumbacher, Münchener Sitzungsber. phil.-hist. Kl. 1897 S. 389, 6 ff. 'εὐγενῶν μὲν τὸ κατὰ σάρκα — εὐγενῶν δὲ καὶ τὸ κατὰ πνεῦμα, ὃ δὴ καὶ ἀληθεστάτην εὐγένειαν — λέγουσιν'.

---

[1]) Über das Christentum des Ausonius einige Bemerkungen bei J. Ziehen, Philol. LVII (1898) S. 413 f.

Paulinus von Pella.
(JB. 202.)

Charles Caeymaex, Le style de l'Eucharisticos de Paulin de Pella (Le Musée Belge II [1898] p. 161—167)

behandelt 1. les figures de style (fig. serm. und sent.), 2. les mots invariables (gehäufter Gebrauch von Partikeln z. B. quippe) und teilt 3. einige 'observations sur les vers' (speziell über den Reim) mit. Die Arbeit von

Léon Devogel, Étude sur la latinité et le style de Paulin de Pella (Revue de l'Université de Bruxelles III [1897/98] p. 443—451 und 515—539)

ist ein Ausschnitt aus einer umfangreichen 'thèse de philologie classique', die außer den hier gedruckten Abschnitten über das Leben des Paulinus (nach D. geboren 376. Abfassung des Eucharistikos 459) und den allgemeinen Charakter seiner Sprache auch zwei Kapitel über seine 'Latinität' (d. h. wohl Sprachgebrauch) und Prosodie sowie eine französische Übersetzung seines Gedichtes enthielt. 'Il était impossible', heißt es in einer charakteristischen Redaktionsnote zum Titel der Arbeit, vu l'intérêt trop spécial de ces trois derniers chapitres, de les insérer dans la Revue. Quant aux deux premiers, ils ont été remaniés, des notes, des citations ont été supprimées; il ne s'agissait plus ici d'une thèse, mais d'un article de revue'(!).

Paulus Diaconus.
(JB. 203.)

Gegen Lejays Nachweis, daß die Pariser Hs mit dem grammatischen Rhythmus des Paulus in Montecassino geschrieben worden sei, macht einige Bedenken geltend

Ludwig Traube, Textgeschichte der Regula S. Benedicti (vgl. oben S. 78) S. 112 (710).

Das Hildric zugeschriebene Epitaph auf Paulus wird als Quelle für dessen Biographie eingehend gewürdigt von

Giuseppe Calligaris, Di alcuni fonti per lo studio della vita di Paolo Diacono (Archivio storico Lombardo S. III, vol. XII [1899] p. 54—124; vgl. p. 86 ff.).

Die Publikation des fleißigen Priors von Montecassino

Dom Ambrogio Amelli, Paolo Diacono, Carlo Magno e Paolino d'Aquileia in un epigramma inedito intorno al canto gregoriano e ambrosiano, estratto da un codice di Montecassino, tip. di Montecassino 1899, con fac-simile

kenne ich nur aus dem Referate in der Civiltà cattolica S. XVII vol. VIII Quad. 1185 p. 268—272, in dem die von Amelli für Paulus als Dichter des Epigramms vorgebrachten Gründe als nicht ausreichend bezeichnet werden. Ebenda p. 272 Anm. 1 wird eine Schrift von

Mattias Leandro Saverio, Paolo Diacono, poeta. Ricerche letterarie. Caltagirone, Tip. Scuto 1899

erwähnt, aber gleich beigefügt, daß der Verfasser, 'intende farne una nuova edizione, meglio corretta e più piena'.

Poetae Carolini.

(JB. 203. 217.)

Poetae latini medii aevi t. IV p. 1 ed. Paulus de Winterfeld. Berlin, Weidmann, 1899. 444 S. 2 Tafeln. 4. (Monum. Germ. hist.)

Der stattliche Band enthält 17 Dichtwerke in vortrefflicher Bearbeitung, u. a. das Werk des poeta Saxo de gestis Caroli M. imperatoris, Abbos bella Parisiacae urbis, eine Reihe hagiographischer Dichtungen, die Sammlungen des cod. Bernensis 358 und des cod. Sangallensis 381, die gesta Berengarii imperatoris und die Sylloge des Eugenius Vulgarius. In der Bestimmung des poeta Saxo hat v. W. noch nach Abschluß des Druckes auf einem vorgeklebten Blatte sich einverstanden erklärt mit

Georg Hüffer, Korveier Studien. Quellenkritische Untersuchungen zur Karolingergeschichte. Münster, Aschendorff 1898. XI 232 S. 8,

der den Dichter identifiziert mit dem Verfasser des schönen Dialogs auf den Tod der Äbtissin Hathumod von Gandersheim (und der vita et translatio S. Liborii), dem Mönche und Klosterarzte Agius von Korvei. Noch ohne Kenntnis von Hüffer hat

Gabriel Monod, Études critiques sur les sources de l'histoire Carolingienne I[ère] partie 1[er] livre. Paris, Bouillon, 1898. 3 Bl. 175 S. 8. (Bibliothèque de l'école des hautes études. sciences philol. et histor. fasc. 119)

dem Poeta Saxo einen Exkurs gewidmet (p. 162—165) und die Ansicht geäußert, derselbe sei ein hoher Kleriker, kein Mönch gewesen.

Im Epitaph des Hildric (Poet. Carol. I p. 85 vermutet

Ludwig Traube, Textgeschichte der Regula Benedicti S. 111 (709) f.

v. 16 f. 'cum, quae turbida post populis et regibus altis, tunc placida cunctis vita studiumque maneret' und hält v. 25 das überlieferte 'ec sin' (=exin).

Das Gedicht ‚aspicis eximia' (P. Carol. I p. 92) und 10 (jedenfalls karolingische) Verse (inc. 'mystica Daviticae si te modulamina musae delectant') nach einer Hs von Angers s. IX—X bei

Léopold Delisle, Notice sur un manuscrit etc. (oben S. 63 unter Damasus) p. 840 f.

Auf die Verse über Verona (P. Carol. I p. 118) kommt, wie ich aus der Notiz von C. Merkel, Histor. Jahrb. d. Görresgesellsch. XIX (1898) S. 403 ersehe, zu sprechen

C. Cipolla, Museo nazionale die Ravenna. Il velo di Classe. Roma, Ministero dell' istruzione pubblica. 1897. 57 S. 4. (Sonderabdr. aus Le gallerie nazionali italiane vol. III).

Über den Rhythmus auf Aquileja (P. Carol. I p. 142) einige Bemerkungen bei

Wilhelm Meyer, Die Spaltung des Patriarchats Aquileja (oben S. 60) S. 19 f.

Den Gesta Apollonii (P. Carol. II p. 483 ff.) liegt nach

Elimar Klebs, Die Erzählung von Apollonius aus Tyrus. Eine geschichtliche Untersuchung über ihre lateinische Urform und ihre späteren Bearbeitungen. Berlin, Reimer, 1899. 8. S. 334—337

ein Prosatext der hist. Apoll. zu grunde, der genau dem der Leidener Hs s. X entspricht. 'Das ist das einzig Bemerkenswerte an diesem hölzernen Machwerk'. S. 338—349 handelt K. über die Apolloniusgeschichte im Pantheon Gotfrieds von Viterbo.

Etliche Quellennachweise zu den Gedichten Milos von St. Amand (P. Carol. III p. 557 ff.) hat gegeben

Ref., Miscellanea zu lat. Dichtern S. 22 f. (158 f.).

Zu P. Carol. III p. 731 f. teilt

H(enry) O(mont), Vers de Godescalc (Bibliothèque de l'école des chartes LX [1899] p. 143 f.)

die Varianten des cod. 477 (461) von Angers mit; vgl. ebenda LIX (1898) p. 667 f.

E. Dümmler, Zum Rhythmus von Jacob und Joseph (Zeitschr. f. deutsch. Altert. XLII [1898] S. 121)

weist ein Bruchstück dieses Rhythmus (JB. 217) in einer Einsiedler Hs nach.

Porphyrius.

P. v. Winterfeld, Verse auf Ludwig den Deutschen (Neues Archiv XXIII [1898] S. 177—179)

teilt aus cod. lat. Monac. 19 413 ein kleines Gedicht mit, auf welches unter der Überschrift' Porphirii ad Constantinum imperatorem Christianum

weitere Verse, zunächst Optat. Porf. 19, 4 und 2, 1 M. folgen. Winterfeld bezieht das Gedicht, in welchem ein Vater von 3 Söhnen spricht, auf Ludwig den Deutschen, während der Referent über das Neue Archiv im Histor. Jahrb. der Görresgesellsch. XIX (1898) S. 373 die 'Möglichkeit, daß Konstantins drei Söhne gemeint sind', für 'mindestens ebenso groß' hält.

Prudentius.

(JB. 205. 217.)

Eine neue Ausgabe der Psychomachie hat geliefert

Joannes Bergman, Aurelii Prudentii Clementis Psychomachia sive Certamen Virtutum et Vitiorum. Edidit codicibus Casinensi 374 et Vaticano Reginensi 2078 in lucem protractis, rerum et verborum copia explicata illustravit J. B. Upsaliae 1897. XLI 78 S. 8.

Vgl. dazu die Besprechung von Johannes Tolkiehn, Wochenschr. f. klass. Philol. 1899 No. 33/34 Sp. 926—928.

Unzugänglich ist mir

E. G. Smith, Songs from Prudentius, London, Lane, 1897. 96 S. 4.

A. Baumgartner S. J., Die Dichtungen des Aurelius Prudentius (Stimmen aus Maria Laach LVI [1899] S. 317—340)

liefert eine Charakteristik des Dichters und legt den Prolog, cath. IX, Stücke aus contra Symm. und perist. XII in deutscher Übersetzung vor.

Den warmen Patriotismus des Prudentius d. h. seine Begeisterung für die weltbeherrschende Mission und die ehrwürdigen Traditionen Roms stellt (bes. auf grund der Bücher gegen Symmachus) ins Licht

P. Chavanne, Le Patriotisme de Prudence (Revue d'hist. et de litt. relig. IV [1899] p. 332—352 und 385—413).

Ref., Miscellanea zu lat. Dichtern S. 9 f. 12—14 (144 f. 148—150) macht auf die Übereinstimmung des perist. X 481—495 entwickelten Gedankens (Vergleich von Krankheiten und Martern; s. auch perist. I 25 ff. Aug. epist. CXI 6 vol. II p. 653, 3 f. G.) mit Stellen des Seneca, Martial und Lucifer aufmerksam, vermutet als Quelle der verfassungsgeschichtlichen Skizze c. Symm. II 416—435 eine Schrift, wie sie Leo (Nachr. v. d. Gesellsch. d. Wissensch. zu Göttingen 1896 S. 191 ff.) als gemeinsame Quelle für Tacitus (ann. I 1) und Claudius (Rede über das ius honorum der Gallier) postuliert hat (vgl. übrigens auch die — von Claudius benützte — Rede des Canuleius bei Liv. IV 4, 3 ff.) und weist auf die in den Versen perist. XIV 74 ff. liegende Amphibolie hin.

Über perist. XI im Zusammenhange mit der Hippolytusfrage ist jetzt zu vergleichen

F. X. Funk, Kirchengeschichtl. Abhandl. und Untersuchungen II. Paderborn. 1899. 8. S. 183 f. und S. 195—197,

über perist. XIV (Agnes) im Verhältnis zu Ambrosius und Damasus

Pio Franchi de' Cavalieri, S. Agnese nella tradizione e nella legenda. Rom 1899. 8. Röm. Quartalschr. X. Supplementheft p. 21—27.

Beiträge zur Geschichte des Fortlebens der prudentianischen Dichtungen haben geliefert

Ref., Kritisch-sprachliche Analekten VI (Wiener Studien XX [1898] S. 158—160),

der S. 150 eine Reminiscenz an perist. X 835 bei Ruricius epist. II 3, p. 375 E. nachweist,

K. Strecker, Ekkehard und Vergil (Zeitschr. f. deutsch. Altert. XLII [1898] S. 339—365),

der auch über die Benützung der Psychomachie im Waltharius handelt,

Ref., Analecta V. Apollinaris Sidonius und die Miracula Sanctae Fidis (Histor. Jahrb. XX [1899] S. 55—71),

der S. 68 f. Anklänge an Prudentius aus dem liber miraculorum S. Fidis zusammenstellt (vgl. noch zu mir. I 23 p. 60, 25 Bouillet Prud. perist. X 9).

Sedulius.

(JB. 208. 218.)

Ref., Notes d'ancienne littérature chrétienne VIII. Salve sancta parens (Revue d'histoire et de litt. relig. IV [1899] p. 93 f.)

stellt Nachahmungen von pasch. carm. II 63 ff. (Preis der Gottesmutter) zusammen.

Georg Hüffer, Korveier Studien (oben S. 82) S. 33 f.

weist Benützung des paschale carmen in den Werken des Agius nach,

Ref., Analecta V. Apollinaris Sidonius u. s. w. (Histor. Jahrb. XX [1899] S. 69 f.)

im liber miraculorum S. Fidis.

Simplicius.

Die 11 rhythmischen Hexameter, welche in den interpolierten und einigen kontaminierten Hss der Regula S. Benedicti dem Texte der letzteren vorangehen und ohne Zweifel den Abt Simplicius von Monte-

cassino (den Schüler des hl. Benedict und ersten Herausgeber der Regel) zum Verfasser haben, sind sorgfältig rezensiert worden von

Ludwig Traube, Textgeschichte der Regula S. Benedicti S. 90—92 (688—690).

Zu v. 1 'qui leni iugo Christi colla submittere cupis' vgl. Arnold, Caesarius von Arelate S. 489 (Anm. zu § 27 der epist. de humil.).

Edmund Schmidt O. S. B., Eine neue Publikation über die Regel des hl. Benedict (Studien und Mitteilungen aus dem Benedictiner- und Cisterzienser Orden XX [1899] S. 137—145. 470—476)

bestreitet S. 470 f. mit Unrecht die Autorschaft des Simplicius.

Vitae Sanctorum.

(JB. 209. 218.)

Vgl. oben S. 82 unter Poetae Carolini.

Der abermalige Versuch von

J. Kolberg (Zeitschr. f. d. Gesch. u. Altertumskunde Ermlands N. F. XII S. 323),

das Lobgedicht auf den hl. Adalbert von Prag († 997) als ein Werk Gerberts und als Quelle der älteren Vita Adalberti (bibl. hagiogr. Lat. No. 37) zu erweisen, wird zurückgewiesen von H(arry) B(ress)l(au), Neues Archiv XXV (1899) S. 231.

Ein carmen de vita S. Benedicti aus cod. 11 von Heiligenkreuz (s. XII) bei

(Albert Poncelet S. J.), De martyrologio Wolfhardi etc. (Anal. Bolland. XVII [1898] p. 166 f.).

Das Bruchstück einer Passio S. Fidis im cod. Leid. Voss. Q 69 (ediert von Dümmler, Neues Archiv X 336) stammt nach

Paul v. Winterfeld, Zur Passio S. Fidis (Neues Archiv XXIII [1898] S. 741 f.) erst aus dem 11.—12. Jhdt., nicht aus dem 9., wie die übrige Hs.

Versus de S. Justo bei

Carlo Cipolla, Monumenta Novaliciensia vetustiora I (Rom 1898) p. 416—421 (Ebenda p. 407 f. Verse auf einen Bertrannus monachus, der kein Heiliger, sondern ein Dieb war).

Ein carmen de vita Leonis IX papae, das bereits von C. Höfler, Die deutschen Päpste II S. 369 ff. ediert wurde, in verbesserter Gestalt bei

(Albert Poncelet S. J.), De martyrologio Wolfhardi etc. (Anal. Bolland. XVII [1898] p. 167 f.).

Im übrigen verweise ich für die poetischen Texte über Heilige auf die vortreffliche

Bibliotheca hagiographica Latina antiquae et mediae aetatis ediderunt socii Bollandiani. Brüssel 1898 ff. 8. (Selbstverlag der Bollandisten),

von der bis jetzt 4 Faszikel (Abbanus-Nathalanus) = S. 1—880 = No. 1 —6038 erschienen sind.

Walter von Speier.

(JB. 211. 218.)

Über die Verwandtschaft der Christophoruslegende mit der Heraklessage

Hermann Usener, Die Sintfluthsagen, untersucht von H. U. Bonn, Cohen, 1899. 8. S. 189—191 (vgl. S. 234—237).

Sachen- und Stellenverzeichnis.

Jahresbericht über die Litteratur zu Horatius für die Jahre 1897—1899

von

Dr. J. Häussner,
Gymnasialdirektor in Baden-Baden.

I. Leben und Persönlichkeit des Horaz.

A. Die Biographie des Dichters behandeln die im folgenden angeführten Ausgaben in den meistenteils vorangeschickten Einleitungen. Neue Resultate sind in denselben nicht zu Tage gefördert worden. Am ausführlichsten spricht über die Persönlichkeit des H. die Einleitung von Henke (s. unten No. 16). Eingehend handelt über die Persönlichkeit des Dichters, soweit dabei die äußeren Gesichtspunkte in betracht kommen, auch Kubik in seiner „Realerklärung bei der Lektüre des Hor.“ (s. unten No. 36). Der letztere findet es (S. 111) auffallend, daß in der so reichhaltigen Büstensammlung des Kapitolinischen Museums kein einziger Kopf auch nur den Namen des Horaz trage. Das aus der Sammlung Gonzaga nach einem Kontorniat stammende Bild (reproduziert bei Detto „Horaz und seine Zeit“ 2. Aufl. Berlin 1892 und in andern Schriften über Horaz) giebt kaum eine Silhouette des Kopfes. Referent erinnert sich, im Vatikanischen Museum eine Büste gesehen zu haben, die im Katalog wenigstens als solche des Horaz verzeichnet steht, freilich mit Beifügung eines Fragezeichens. Der damit ausgedrückte Zweifel ist nur zu berechtigt; denn der angebliche Horazkopf charakterisiert sich durch den Vollbart als jedenfalls nicht der Augusteischen Zeit zugehörig. Auch die in Pompei neuerdings aufgefundenen mittelgroßen Bilder von Horaz und Virgil, worüber G. Boissier in der Académie des inscript. zu Paris am 8. Juli 1892 gesprochen, sind eitel Phantasiestücke, wie sie in den antiken Schulstuben aufgehängt zu werden pflegten.

Dagegen müssen wir auf eine Bemerkung Henkes in seiner Horazbiographie (Einleitung zur Ausgabe S. 7) eingehen, die sich auf das vom Dichter gegebene Selbstporträt bezieht: „Horaz war von kleiner

Gestalt (ep. I 20, 24) und wohlbeleibt (ep. I 4, 15); dazu kamen eine niedrige Stirn und schwarzes Haar (ep. I 7, 26: nigros angusta fronte capillos), das früh ergraute" .. Diese Erklärung der Horazischen Worte scheint uns verkehrt. Horaz giebt mit den Worten reddes forte latus, nigros angusta fronte capillos nichts weiter als die Attribute der Jugend, wie denn das volle, die Stirn umwallende Haar als ein Schmuck der Jugend auch c. I 33, 5 (Lycorida insignem tenui fronte) erwähnt ist. Eine unbefangene Betrachtung dieser Worte ergiebt, wie L. Müller richtig gesehen hat, daß bei H. zur Zeit dieses Briefes die Haare sich stark gelichtet hatten und die sog. Denkerstirne hervorgetreten war. Daher ist aber auch von einer Betonung der niedrigen Stirne als besonderem Schönheitszeichen (s. darüber die Stelle aus Petronius und Winckelmann bei Hirschfelder zu c. I 33, 5) keine Rede, sondern nur von seiner Jugend, wo ihn noch volles Haar schmückte.

Noch ein anderer Punkt sei hier berührt, der in den Biographien des Dichters auch in letzter Zeit, wie z. B. in der Einleitung zur Ausgabe von Rosenberg (s. u. No. 21) u. E. unzutreffend erörtert wird. Die Worte ep. II 2, 51 *paupertas impulit audax ut versus facerem* werden öfter in dem Sinn interpretiert, als ob Horaz in seiner Beschäftigung mit Poesie eine Erwerbsquelle gesucht und auch gefunden hätte. Das ist verkehrt (siehe unsere Anzeige von Rosenbergs Ausgabe unten No. 21), und M. Schanz verdient volle Zustimmung, wenn er nach impulit zu interpungieren mahnt (paupertas impulit, audax ut versus facerem).

Hierbei sei darauf verwiesen, daß Schanz in der neuen Auflage (1899) seiner eben erwähnten Litteraturgeschichte den unsern Dichter betreffenden Teil in eingehender und gründlicher Weise bearbeitet hat. Man findet dort das gesamte, bis auf die Gegenwart reichende Material über Leben und Werke des Dichters (S. 95—135) in geordneter Zusammenstellung. Recht dankenswert ist der am Schlusse der erschöpfenden Darstellung noch beigefügte Abschnitt (§ 265a) über „Horaz im Mittelalter und (§ 266) in der Neuzeit". Eine besondere Geschichte der Horazkritik würde eines großen Interesses keineswegs entbehren, auch wenn dasselbe auf weite Strecken vielleicht nur pathologischer Natur wäre. Namen wie Harduin und Sanadon (bei Besprechung der Horazischen Hyperkritik S. 135 fehlen diese übrigens bei Schanz) sind heute fast verklungen, aber souveräne Geringschätzung der Überlieferung galt auch später bei vielen als Inbegriff aller Kritik.

B. Über das Landgut des Horaz sind 2 Beiträge erschienen:

1. M., Das Landhaus des Horaz in der Beilage der Münchener Allgem. Zeitg. 1898 No. 135 S. 3—7 und

2. J. Dorsch, Bei Horaz in den Sabinerbergen. Progr. des k. k. Staatsgymnasiums in Kaaden. 1899. 26 S. 8.

Beide verlegen, wie neuerdings durchweg geschehen ist (s. unsern Jahresbericht für die Jahre 1892—96 S. 5 f.), das Landgut nach den Vignen di San Pietro, ohne Neues beizubringen.

C. Über die dichterische Persönlichkeit handeln:

3. G. M. Saragat, Ugo Foscolo e Q. Orazio Flacco. Studio critico con documenti storici tratti dalle fonte più accertate intorno al poeta latino. Milano 1896. 117 S. (1,50 L.)

Der italienische Dichter und Litterarhistoriker Ugo Foscolo erhob gegen Hor. den Vorwurf höfischer Schmeichelei. Als schwere Sünden warf dieser italienische Jakobiner, der in seinem bizarren Fürstenhasse etwas von einem „donschisciottesco“ (so nennt er sich einmal selbst) hatte, dem Horaz vor, er habe den Schild weggeworfen, verhöhne die bei Philippi Gefallenen, nenne den Republikaner Labeo einen Narren und dichte um schnödes Geld! Zunächst einmal kann man nicht behaupten, daß Foscolo sein Anklagematerial besonders scharfsinnig gegen Hor. ausgeschlachtet hätte. Saragat hatte daher keine schwere Arbeit, „Rettungen“ des Hor. zu schreiben. Nur eine Probe für die Argumentation Foscolos: Aus c. IV 12, 25 (pone studium lucri) geht nach seiner Ansicht hervor, daß die Poesie als Erwerbsquelle benützt worden sei. Denn die darin dem Virgil vorgehaltene Jagd auf Honorare, so meint Foscolo, zeige, daß Verse machen ein sehr rentables Geschäft gewesen sei! Man lese dagegen nur nach, was L. Müller in seiner Horazbiographie über antike Schriftstellerhonorare sagt. Übrigens versichert H. selbst s. I 4, 71, daß seine Satiren buchhändlerisch überhaupt nicht zu erhalten gewesen sind. Wie konnte er sich also damit so viel Geld verdienen, daß er davon, wie Foscolo sagt, sich die Schreiberstelle kaufte? Daß der Labeo in sat. I 3, 82 identisch ist mit dem bei Philippi kämpfenden, ist durchaus nicht zu beweisen. Saragat rät, freilich auch ohne Grund, auf den von Sueton und Tacitus erwähnten berühmten späteren Juristen. Im übrigen betont er, daß die von Foscolo erhobenen Anklagen längst als grundlos widerlegt sind. Gegenüber dem von Foscolo stark inkriminierten politischen Gesinnungswechsel des Hor. hält er Foscolo vor, daß dieser selbst einst Buonaparte angesungen habe, nachher aber zu dessen Gegnern übergegangen sei. Er hätte dabei nur noch bemerken sollen, daß der Entwicklungsgang beider Herrscher, des Augustus zum besonnenen und maßvollen Friedensfürsten, der Napoleons aber zum brutalen Gewaltherrscher, gewiß ebensoviel Rechtfertigung für Horazens Gesinnungswechsel wie für denjenigen Foscolos enthält. Wenn der große Physiker Faraday hinsichtlich der Meinungs-

änderung in wissenschaftlichen Dingen erklärte, in der Wissenschaft sei nur der verdammenswert und verächtlich, der sich nicht in einem Übergangsstadium befindet, so gilt von der Einwirkung großer geschichtlicher Vorgänge auf unsere politischen Überzeugungen gewiß auch der Satz, daß prinzipielle Abweisung einer Belehrung und Korrektur einmal gefaßter Ansichten nur das bedenkliche Vorrecht des Idioten ist. — Saragats Ansicht (S. 116), die deutsche Horazkritik habe Hor. fast kanonisiert, ist übrigens nicht zutreffend. Ein Panegyricus wie der seines Landsmannes Diego Rapolla auf Horaz (s. Jahresbericht 1892—96 No. 1) wäre in Deutschland ein Ding der Unmöglichkeit.

4. Vincenzo Ussani, Orazio lirico. Roma 1898. 34 S. 8.

Wenn diese kleine Abhandlung auch keine neuen Resultate bringt, so ist es dem in der Horazlitteratur nicht unbekannten italienischen Gelehrten doch gelungen, das in letzter Zeit wieder völlig verkehrt angefaßte Thema verständig und auch im ganzen zutreffend zu behandeln. Anknüpfend an Dantes Charakterisierung des Horaz als eines poeta *„satirico“* zeigt U., daß bei der gänzlichen Verschiedenheit dieser beiden Dichternaturen die Lyrik des Horaz für den Verfasser der Göttlichen Komödie unmöglich zur richtigen Würdigung gelangen konnte. Andererseits trifft allerdings auch Quintilians übertriebene Wertschätzung derselben ebensowenig zu. Ussani beginnt den positiven Teil seiner Untersuchung S. 9 mit der Darlegung des Verhältnisses zu den griechischen Vorbildern. Wenn der Verf. hier auch nicht tiefer in diese Frage eindringt, so hebt er doch gegenüber neueren Versuchen, die den Dichter zum stümperhaftesten, bis aufs Wort abhängigen Übersetzer der Griechen stempelten, richtig hervor, wie sehr die Imitation oft nur in zufälligen äußerlichen Anklängen besteht, während überall Züge echt römischen Lebens durchbrechen. In dieser Hinsicht beklagt u. a. Plüß (N. Jahrb. 1899 S. 506) mit vollem Recht, daß das scharfe Ausspähen nach griechischen Parallelen unsern Blick für das Nationale und Individuelle bei Horaz geradezu vielfach abgestumpft hat. Zu den über die lichtvolle Klarheit des Dichters handelnden Ausführungen hätte sich U. auf das bekannte Urteil Suetons berufen können. Was er über die erotische Seite der Horazischen Lyrik sagt, die nach seiner Meinung der seelischen Tiefe entbehre, trifft gewiß zu, wenn wir etwa Hor. mit Catull oder Properz vergleichen. Hauptsache sind dem Dichter „amicizia“ und „patria“, wobei nur anzufügen ist, daß auch die patria entschieden zurücktritt hinter der amicizia und eigentlich erst von außen in die Horazische Lyrik, die er selbst c. I 6, 17 ff. lyra imbellis nannte, hineingetragen werden mußte. In der formellen Behandlung hebt U. zwei Elemente hervor: das satirische und das dramatische, ersteres besonders in

den Epoden 4. 2. ferner c. I 15. IV 13. II 18. IV 4. III 21. 7, letzteres in epod. 2. 5. 17. c. III 12. I 28. 15. III 3. 5. IV 4. III 2. 9. 28. I 27. III 29. Mehr als diese beiden Elemente hätte wohl das humoristische betont werden sollen, für das nicht nur Satiren und Episteln, sondern auch die Oden reiche Ausbeute geben.

Wirkliches Verständnis für Horazische Eigenart zeigt Verf. besonders darin, daß er gegen die Versuche, Stellen wie IV 4, 16—22 auszuscheiden, sich ablehnend verhält, ebenso gegen die neuerdings hervortretende Sucht, symbolische und allegorische Deutungen in die Oden hineinzutragen, wie dies Werneke und Simon unternommen haben. Es wird durchaus gebilligt werden können, wenn U. überhaupt allegorische Deutungen bei Hor. außer c. I 14 (O navis) schlechthin von der Hand weist.

5. Fr. Hawrlant, Horaz als Freund der Natur nach seinen Gedichten. II. T. Progr. Landskron 1896. 26 S. — 6. Ders. III. T. Ebend. 1898. 22 S.

Verf. setzt in diesen 2 Abhandlungen das bereits 1895 begonnene Thema (s. Jahresber. 1892—96 No. 73) weiter fort, indem er die Stellen aufführt, wo H. nicht nur die landschaftliche Schönheit im allgemeinen, sondern auch „einzelne mehr isoliert befindliche, schön gelegene Bestandteile in der landschaftlichen Natur“ preist, wie Berge, Städte, Häuser, Quellen, Haine u. s. w. Weiter werden die Stellen über Sonne, Mond, Gewitter, Sturm u. a. zusammengetragen. Im III. Teile folgen die auf Pflanzen und Blumen, Naturscenerien, Echo bezüglichen Stellen, ferner die der Natur entnommenen Bilder und Tropen.

7. J. A. Simon, Exoterische Studien zur antiken Poesie, namentlich zu Horaz, Tibull und Ovid. I. Zur Anordnung der Oden, Epoden und Satiren des Horaz. Köln und Leipzig 1897. 80 S. gr. 8. — II. Akrosticha bei den Augusteischen Dichtern. 1899. VIII 240 S.

Über Simons Versuch einer Erklärung der Anordnung der Horazischen Gedichte ist im letzten Jahresbericht (No. 61) gehandelt worden. Mit unendlichem Fleiße geht er den formellen, lautlichen und sachlichen Anklängen und Responsionen der einzelnen Oden nach, um dann gewisse scharf abgegrenzte Serien (im ersten Buche z. B. 4) festzustellen Durch die ganze Technik des Hor. geht nach seiner Ansicht „ein Hang zu triadischer Gliederung, der beredten Ausdruck findet in einer auf Schritt und Tritt zu beobachtenden ästhetischen Regel, dem Gesetze der variierten Trias, das da lautet: „Von dreien seien zwei gleichartig.“ Er kommt auf diesem Wege zu einer „streng methodischen Anordnung“. Dabei muß allerdings die Beweisführung bisweilen arg beanstandet werden. So z. B. meint S., man könne c. I 2 und 5 als Pyrrhaoden bezeichnen und I 2 „wegen ihrer weiblichen Gewandung

als halberotisch in die Reihe der erotischen Oden des I. Buches einrücken lassen. „Nunmehr stehen wir vor der auffallenden Thatsache, daß alle um eine Weiblichkeit sich drehenden Gedichte der 1. und 2. Serie in der Mitte von Triaden ihre Stelle haben". Wie man aber I 2 für eine erotische oder auch nur halberotische Ode halten kann, lediglich deswegen, weil Pyrrha, Deukalions Gemahlin, darin vorkommt (saeculum Pyrrhae nova monstra questae), ist doch mehr als seltsam. — c. II 16, 13 vivitur *parvo* bene, cui paternum splendet in *mensa tenui* salinum entspricht nach S. c. II 15, 13 privatus illis *census* erat *brevis*, commune *magnum*! — Der *Tanais* c. III 10, 1 wird in Beziehung gebracht mit der *Danais* Hypermnestra der folgenden Ode III 11, ebenso auch *extremum* Tanain (10, 1) mit *extremos* Numidarum (11, 47); ferner der Gleichklang in *dona* (c. III 8, 27) und *donec* (c. III 9, 1). — Daß das *operosa* carmina fingo vor allem auf die Gedichtanfänge bezogen werden müsse, liegt nach S. auf der Hand (S. 31). — Dive quem proles (IV 6, 1) soll anklingen an Diffugere nives (IV 7, 1)!

Aus der II. Abteilung (über Akrosticha) ein Beispiel, was man aus den Stropheninitialen schließen kann: c. II 16 ergeben nämlich dieselben OONUIQS LATV(S) = Onyx latus = on allatus? (sic!), wozu parvus onyx in IV 12 herangezogen wird. Übrigens spricht S. zu letzterer Ode die Vermutung aus, das scherzhafte Gedicht könnte veranlaßt sein durch eine geplante kleine Dichtung, etwa „Onyx" oder „der Salbenhändler" betitelt. Die Episteln in der bei den Oden versuchten Weise anzuordnen, hat bisher dem Verf. nicht glücken wollen. Dagegen verdient noch seine Ansicht über c. I 38 erwähnt zu werden: S. hält diese Ode für eine Allegorie. „Am Ende des Konzepts des I. Buches mußte sich der Autor mit seinem technischen Amanuensis über die äußere Ausstattung der beabsichtigten Ausgabe verständigen, und das scheint das Motiv für die Wahl des Themas. Hor. wollte die Rückseite der Rolle, Index und Umhüllung seiner Sammlung nicht in anspruchsvollem Purpur erstrahlen lassen, sondern im schlichten Grün der stillen Myrte . . . Die Anwendung auf die äußere Ausstattung scheint noch insofern durch das Gewand der allegorischen Einkleidung durchzuschimmern, als ja zuerst (v. 2) von dem teuren Bast, der doch beim Kranz nicht so sehr ins Auge fällt, wohl aber bei der Buchrolle, und dann erst von der Farbe oder Art der Blumen zu dem Kranze die Rede ist" (S. 78 f.). Aus den 2 Adonii dieses Gedichts liest er als ein „vielleicht beabsichtigtes Kunststück" heraus:

ser-a *more*-tur
vi-te *bibe-nt*-em } = ser-vi more bibe(nt).

Ebenso merkwürdig sind die akrostichischen, telestichischen und mesostichischen Entdeckungen des ganzen II Teiles. Derartige Dinge

scheinen doch recht phantastische Spielereien zu sein. Und doch verwendet S. auf diese seine Untersuchungen augenscheinlich den allergrößten Fleiß und unleugbaren Scharfsinn. Es ist wirklich schade, daß so viel Arbeit einer Sache geopfert wird, die, wenigstens was die letztgenannten Entdeckungen angeht, wirklich völlig aussichtslos ist. Auch die Triadentheorie, die S. mit bewundernswerter Sorgfalt herauszuschälen sucht, wird wenig Anhänger finden.

8. J. Vahlen, Zu Suetons vita Horatii. Hermes XXXIII S. 245 f.

Gegen Ende der Biographie sei eine Lücke in der Überlieferung anzunehmen. Es habe wohl geheißen:

C. Marcio Censorino et C. Asinio Gallo consulibus post nonum et quinquagesimum <diem quam Maecenas obierat, aetatis agens septimum et quinquagesimum> annum.

II. Ausgaben und Kommentare.

9. Horaz, für den Schulgebrauch bearbeitet von H. Röhl. I. Text mit Vorwort, Einleitung (Leben, Werke, Metrik) und Index. 226 S. 1896. — II. Kommentar. 197 S. 1899. Velhagen und Klasing. Bielefeld und Leipzig.

Der als Verfasser des Jahresberichts des philol. Vereins in der Horazlitteratur wohl bekannte Herausgeber giebt zunächst eine ganz gedrängte Skizze über das Leben des Horaz und eine Übersicht über die Metra. Die Oden werden dann vollständig geboten, die übrigen Dichtungen dagegen in einer Auswahl, die er für den praktischen Schulbedarf für ausreichend hält. Es fehlen epod. 3. 5. 8. 12. 17. sat. I 2. 4. 7. 8. 10. II. 2. 3. 4. 5. 7. 8. ep. I 3. 8. 9. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. Das II. Buch Briefe fehlt ganz. Jede Auswahl wird ja diktiert sein von Erwägungen, die sich aus der Praxis heraus ergeben haben; in die vorliegende hätten wir nur s. II 5 und ep. I 14. 16 und 17 gerne aufgenommen gesehen, doch ist das Geschmacksache. Ausgelassen sind aus pädagogischen Gründen die Verse s. I 1, 105 und I 5, 82—85.

In der Konstituierung des Textes ist R. besonnen und, was für eine Schulausgabe doppelt nötig, konservativ. Aus eigener Vermutung hat er nur einen Buchstaben geändert, nämlich c. III 16, 30 *curta* fides statt *certa* fides; von fremden Konjekturen seien hervorgehoben: c. I 2, 21 *secuisse*; 20, 10 *non* bibes; 26, 9 *Pimplei*; II 5, 14/15 *quod . . . annus*; 8, 3 *unco;* 10, 9 *saevius*; 20, 13 *tutior*; III 14, 11 *carminum expertae*; IV 2, 49 *atque*; epod. 9, 17 *ad hoc*; ep. 16, 61/62 werden hinter v. 56 gesetzt; s. II 6, 17 hinter v. 19; ep. I 2, 46 hinter v. 56;

10, 41 *nesciit*. Bei c. III 30 nimmt R. mit Schulze hinter populorum (v. 12) den Ausfall eines Verses an und hält dafür v. 2 für unecht; c. IV 8 streicht er mit Zschau (s. Jahresber. 1890/91 No. 59 S. 58 ff.) v. 14—17 und zwar so, daß er zwischen *publicis* und *eius* den Ausfall einiger, am besten zweier Verse annimmt. Hier und s. I 6, 126 erblickt R. eine Interpolation, insofern für ausgefallene Verse von fremder Hand ein Surrogat hergestellt worden sei. In s. I 6, 14 ff. interpungiert R. hinter licuisse, so daß mit Notante ein neuer Satz beginnt.

Der Kommentar verzichtet auf Inhaltsangaben und Dispositionen, die R. dem Unterricht selbst überlassen wünscht. Die Einzelerklärung ist knapp, sachgemäß und weiß überall das rechte Maß zu halten, so daß hier dem Schüler ein ausreichendes Unterstützungsmittel bei der Lektüre geboten ist, ohne daß es ihn jeglicher Mühe des Vokabelnachschlagens enthebt. Für die Eigennamen bietet ein Index Auskunft.

Wir möchten aus dem Kommentar nur einiges Kontroverse herausheben: c. I 7, 7 wird zu fronti praeponere wie bei Fritsch nicht *suae* ergänzt, sondern *eius* d. h. urbis: nicht darauf komme es an, daß die Dichter sich selbst mit dem Zeichen des Dichterruhms, sondern daß sie die von ihnen besungenen Orte mit ihren Liedern schmücken und ihnen den Preis zuerkennen. Aber dann hätten wir nur eine Wiederholung des schon mit carmine—celebrare Gesagten. Für die seit Bentley übliche andere Auffassung der Stelle bietet übrigens Lucr. I 928 ff. eine treffende Parallele. c. I 17, 9 ist *Haediliae* gedruckt, der Index (im Kommentar ist nichts gesagt) belehrt: „Haedilia ist eine Örtlichkeit bei Horazens Landgut." Nach Wageners Beitrag (s. u. No. 44) wird aber doch die Form haediliae in der Bedeutung „Zicklein" gesichert sein. III 30, 14 heißt es *sume*: „nämlich weg von seinem Aufbewahrungsorte." Muß aber bei *sumere* nicht zunächst an das Ansichnehmen gedacht werden? Zu der viel umstrittenen Stelle s. I 1, 107, wo R. liest: qui nemo, ut avarus, bemerkt der Kommentar, es möge eine Verderbnis vorliegen. ep. I 19 sagt der Kommentar zu v. 48 und 49, daß diese beiden Verse von einigen nicht ohne gewichtigen Grund für unecht gehalten werden.

10. Die Gedichte des Q. Horatius Flaccus, herausgegeben von G. Schimmelpfeng. Text. Leipzig 1896, Teubner. 315 S. 8. — Kommentar, ebend. 1899. 202 S. 8.

Eine Auswahl von den Gedichten hat Sch. nicht geben wollen, sondern nur weggelassen, was auf keiner Schule gelesen werde: ep. 8 und 12; s. I 2; von s. I 5 die Verse 82—85 und von II 7, 46—71. Was sonst übergangen werden solle, müsse dem einzelnen Lehrer überlassen werden. Beigegeben sind am Schlusse die vita des Sueton, die

Frankesche Zeittafel und ein Namensverzeichnis, die Metra, ferner ein Stadtplan von Rom und eine Karte von Mittelitalien mit einer Skizze von der Villa des Horaz. Alle Gedichte enthalten Überschriften, deren Fassungen aber voller Mannigfaltigkeit sind. Bald ist es ein Stichwort, das den Inhalt des Gedichts prägnant zusammenfaßt (z. B. c. I 2 „Caesaris ultor"; epod. 1 „Tecum"; ep. I 10 „ruris amator"), bald eine in Satzform gegebene förmliche Inhaltsangabe, deutsch oder lateinisch, auch griechische finden sich, oft auch ein Citat aus der alten und modernen Litteratur (ep. I 7: χάρις χάριν γάρ ἐστιν ἡ τίκτουσ' ἀεί. s. I 3: „Sei nicht hart gegen die Fehler anderer; glaube auch nicht, daß alle Fehler gleich sind"; c. III 22: „Dianae pinus sacra esto"; c. I 9: Gaudeamus igitur, iuvenes dum sumus. Neben hochpoetischen finden sich auch nüchterne wie zu c. IV 6: „προοίμιον carminis saecularis" oder zu s. I 4: „Origo Satirarum". Im Texte sind einzelne Worte gesperrt gedruckt. Die Lesarten giebt Sch. im ganzen genau nach der handschriftlichen Überlieferung, nur s. I 6, 126 steht campum lusumque trigonem wie angeblich cod. V. gehabt haben soll. III 20, 8 liest Sch. mit den meisten *illa* nach Peerlkamp; III 25, 9 steht *Edonis* st. exsomnis; epod 5, 87 *venena maga non* nach Haupt.

Der Kommentar schickt den Gedichten meist eine recht kurze Inhaltsangabe voraus. Eigentümlich und von recht belebender Wirkung sind die zahlreichen Citate aus der alten und neuen Litteratur, die Sch. bei der Erklärung heranzieht; auch die Bibelcitate sind nicht selten. Da und dort mag der Hinweis auf die Bibel vielleicht nicht ganz zutreffend sein. So wenn es zu c. I 34 nach der kurzen Inhaltsangabe heißt: Der Apostel Paulus vor Damaskus und D. M. Luther. Wenigstens hat Referent starke Bedenken, ob die Parallele Horaz—Paulus stimmt. Ohne Zweifel aber werden die sonstigen Citate allen, die sich mit Horaz befassen, Lehrern und Schülern, höchst willkommen sein und wir stehen nicht an, gerade darin den Hauptvorzug dieses Kommentars zu erkennen. Vielleicht dürfte es sich aber empfehlen, die Citate auszuschreiben. Wenn, wie zu c. I 9, 16 verwiesen ist auf „Goethe, Hermann und Dorothea I 209", so werden sich erfahrungsgemäß nur ganz wenige Schüler die Mühe nehmen, wirklich auch die Stelle nachzuschlagen. Die Erklärungen sind knapp, da und dort hätte man vielleicht etwas mehr gewünscht; so z. B. wird zur schwierigen Stelle c. I 20 quem vocas gar nichts bemerkt. Neu ist dem Ref. die Auffassung von c. III 5, 37 (hic unde vitam sumeret), wonach hic auf Regulus gehen soll (= ὅδε ὁ ἀνήρ = ἐγώ). ep. I 20, 19 erklärt Sch. *sol tepidus*: „wenn dir die Abendzeit mehr Zuhörer verschafft hat, d. h. wenn dir günstige Sterne leuchten, so teile ihnen mit." Damit ist die Stelle aber keineswegs erklärt. Das vorhergehende *balba senectus* wird erklärt:

„wenn das zahnlose, stammelnde Alter über dich gekommen ist." ep. I 1, 2 wird erklärt: „Mich, den alten Fechter, willst du wieder in die Kaserne schicken? Ich soll wieder Jamben dichten?" Aber nicht um Wiederaufnahme der epodischen oder Jambendichtung handelt es sich, sondern der lyrischen.

11. Q. Horati Flacci carmina tertium recognovit Lucianus Müller. Editio stereotypa minor. Leipzig 1897, Teubner. LV 303 S. 8.

In der Vorrede sagt der unterdessen verstorbene Horazforscher: als er nach längerer Unterbrechung sich wieder dem Horaz zugewendet habe, sei ihm der den Ausgaben von Schütz und Kießling gezollte Beifall bei näherer Prüfung als durchaus unbegründet erschienen. Über Schütz stehe das ziemlich allgemein fest; aber auch Kießling sei kaum besser. Überhaupt seien seit Lachmann und Meineke in der Horazkritik falsche Bahnen eingeschlagen worden. Er gedenke in einer großen kommentierten Ausgabe der Oden und Epoden, für die sein Material sehr reichhaltig sei, dies eingehend zu zeigen. Diese Ausgabe ist durch den Tod des Herausgebers nicht zur Absolvierung gekommen, so daß in dieser 3. Auflage der Textausgabe die novissimae curae L. Müllers vorliegen.

Im Vergleiche mit der früheren Auflage zeigt sie, wie übrigens auch seine letzten Ausgaben aus den Jahren 1891 und 1893 (Satiren und Episteln, bei Freytag, Prag), eine starke Hinneigung zu einem radikaleren Standpunkt in der Textkritik. Die Zahl der Konjekturen oder „Dittographien" ist erheblich gewachsen, und eine ungewöhnlich hohe Zahl von Stellen ist durch das Zeichen der Unechtheit oder Verderbnis stigmatisiert. Als neu zu den in früheren Ausgaben als verdorben bezeichneten Stellen seien angeführt: c. I 4, 20; 16, 8; 17, 5; 18, 7; 19, 11; 19, 12; 20, 5; 20, 11; 21, 6; 21, 12; 24, 6; 36, 13—16; II 2, 14; 13, 1; III 3, 40; 24, 7; IV 2, 2 (*iure* statt Julle); 4, 65; 7, 15; 10, 2; 14, 5. So viel in den Oden, nicht geringer sind die Ausstellungen aber auch in den Satiren und Episteln. Auslassungen und Lücken konstatierte ja schon die große kommentierte Ausgabe der Satiren und Episteln in großer Menge; ebenso werden Umstellungen vorgeschlagen. Von Konjekturen erwähnen wir: c. I 31, 12 sua (st. Syra); 35, 26 defugiunt (st. diffugiunt); II 1, 38 munia (st. munera); 18, 14 unico Sabino (st. unicis Sabinis); 18, 30 fine destinato; III 3, 46 modicus (st. medius); 4, 43 turbam (st. turmam); 15, 11 cogat (st. cogit); 24, 44 deseris (st. deserit); IV 13, 14 clari lapides (st. cavi). Der c. II 9, 20 erwähnte rigidus Niphates ist nach L. M. kein Berg, sondern ein Fluß (im Index steht allerdings: Niphates, Armeniae mons vel potius

fluvius). Mit diesen zahlreichen Textänderungen, deren nähere Begründung L. M. erst in Aussicht stellte für die verheißene große Ausgabe, ist übrigens der Text noch lange nicht gereinigt; S. XIV versichert der Herausgeber, daß er noch lange nicht vorgebracht habe, was er an Bedenken habe. In der That ist seit Peerlkamps Tagen nicht so radikal gerüttelt worden an der Überlieferung. Die überall stehenden Kreuze müssen beim Gebrauch des Buches in der Schule vom störendsten Einflusse sein.

12. Q. Horatius Flaccus. Auswahl, für den Schulgebrauch von A. Weidner, mit 12 Abbildungen. Prag, Freytag, 1896. XXXVI 265 S. 8.

Die „Auswahl" will nichts Ausgewähltes geben, wie W. selbst im Vorwort sagt, sondern nur ausschließen, was im Unterricht nie gelesen worden ist und nicht gelesen werden kann. Entfernt sind c. I 20 u. IV 6, weil ihre Auffassung noch immer sehr unsicher, ihr Wert aber sicher gering sei. Außerdem fehlen c. I 5. 8. 13. 16. 19. 23. 25. 33. II 5. 8. 9. III 7. 11. 15. 20. 22. 27. 28. IV 1. 10. 13 epod. 3. 5. 8. 10. 11. 12. 14. 15. 17. sat. I 2. 8. II 4. 7; von s. I 5 ist getilgt v. 82—85. Die Episteln sind vollständig.

Eigentümlich sind die „zum Verständnis der Dichtungen" am Rande der einzelnen Gedichte angebrachten Zeichen der Gliederung sowie die Bemerkungen oder Andeutungen, die gleichfalls am Rande stehen. Wir halten diese Marginalien, ebenso wie Sperrdruck einzelner Worte und ähnliche Mittel, bei der Schullektüre eher für störend als förderlich; derartige wenn auch unfertig gegebene Analysen entheben den Unterricht einer fruchtbaren Denkübung und werden besser mit den Schülern im Unterricht selber verarbeitet. Gegen die Überschriften dagegen dürfte nichts einzuwenden sein. Sie orientieren wenigstens einigermaßen ohne weiterhin die Aufmerksamkeit irgendwie abzulenken. Daß die den Gedichten beigefügte Abfassungszeit zum Verständnis nötig ist, wird nur von sehr wenigen Gedichten gesagt werden können. Im Texte weicht W. etwa an 80 Stellen von der ihm sonst maßgebenden Ausgabe von Hertz ab. Gegen Emendationen verhält er sich durchaus nicht ablehnend. Eigene Konjekturen giebt er zu: c. I 7, 27 dextro duce et auspice dextro; 12, 31 cui sic voluere; 32, 15 mihi namque salve; II 13, 15 pronum perhorrescit; 19, 9 pervicaci sit; 19, 28 medicusque; III 5, 17 non miserabilis; 23, 18 nam sumptuosa blandior hostia; IV 4, 24 revinctae; s. I 3, 132 tonsor erit; 6, 19 nam Decius peterem; 6, 126 luscumque; II 2, 29 quavis distat nihilo magis; 3, 1 sic raro si scribis uti toto quater anno; 3, 117 incubet idem; 5, 103 illacrima; in remst; ep. I 10, 4 fraternis animis renuis quidquid negat alter; 16, 5 cum dissocientur; II 2, 70

humano incommoda; 2, 156 minus: tu nempe; 2, 188 mortalis ut unum; 2, 199 mihi procul; 3, 98 sic curat; 3, 120 scriptor honorandum; 3, 190 quae poni vult et spectata reposci; 3, 197 placare tumentis. Das sind viele Eingriffe gegenüber der Überlieferung, zu denen noch eine erhebliche Zahl von fremden Konjekturen kommt. Die Einleitung über Leben und Schriften des H. giebt mehr als für den Schüler nötig ist, teilweise auch Ausführungen, die kaum weitere Billigung finden dürften. So wenn W. als Grundgedanken von c. I 12 feststellt, „daß in der Monarchie Raum genug sei für eine ehrliche und segensreiche Thätigkeit der Aristokratie, wie ja auch im Himmel neben dem monarchischen Zeus eine stattliche Reihe von Göttern und Göttinnen Macht und Ansehen besitze", oder wenn er die Stelle III 1, 45 ff. cur invidendis postibus et novo sublime ritu moliar atrium? cur valle permutem Sabina divitias operosiores? in direkten Zusammenhang gebracht wissen will mit der Bemerkung bei Sueton, wonach Augustus dem Dichter vergeblich eine Sekretärstelle anbot. Gut ist die S. XXVIII gegebene Übersicht der politischen Ereignisse. Die Abbildungen zeigen Agrippa, Pantheon, M. Antonius, Musa, Apollo, Augustus, Epicurus, Maecenas, Marcellus, Polyhymnia. Die beiden Kärtchen vom Landgut des H. und einen Stadtplan Roms hat der Verleger aus der Ausgabe von Keller-Häußner, für die sie eigens von den Herausgebern bearbeitet worden waren, auch hier wieder zur Verfügung gestellt.

13. Horaces Odes and Epodes, edited, with introduction and notes, by Paul Shorey. Boston 1898, Sanborn. XXXVII 487 S. 8.

Die sehr hübsch ausgestattete Ausgabe bietet den Text, wie der Herausg. sagt, im Anschlusse an L. Müller, in den Anmerkungen folgt er Hirschfelder, Orelli, Kießling und Nauck, besonders aber seinen Landsleuten Wickham, Page und Smith, über deren Ausgaben unsere früheren Jahresberichte orientiert haben. Die Einleitung enthält eine biographische Skizze, sowie eine Übersicht über die Syntax, Stil und Metrik des Dichters. Häufiger als in irgend einer anderen Ausgabe — und das mag als besonderer Vorzug erwähnt sein — finden sich Parallelstellen und Verweisungen auf moderne, besonders auch auf englische Bearbeitungen, Übersetzungen, Anlehnungen und Reminiscenzen. Gerade in dieser Hinsicht bieten unsere deutschen Ausgaben, die sich mehr mit dem antiken Rüstzeug in der Interpretation befassen, weit weniger.

14. Q. Horati Flacci opera recensuerunt O. Keller et A. Holder. — Vol. I. Carminum libri IV, epod. liber, carm. saec. iterum recensuit O. Keller. Leipzig 1899, Teubner. CVII 453 S. gr. 8. (12 M.)

Die seit mehreren Jahren vergriffene große kritische Ausgabe (erschienen 1864 und 1869) ist nunmehr, wenigstens im ersten Teile, in neuer und mannigfach erweiterter Gestalt neu aufgelegt. Diese 2. Auflage umfaßt 250 Druckseiten mehr als die erste. Da seit dem Erscheinen der ersten volle 36 Jahre verflossen sind, darf es nicht wunder nehmen, daß da und dort Änderungen begegnen. Im großen und ganzen freilich ist der Standpunkt Kellers derselbe geblieben. Ablehnung der von Cruquius gemachten Angaben aus den Blandinischen Handschriften als einer Quelle ersten Ranges und Festhalten an dem Grundsatz, daß durch die Übereinstimmung zweier Handschriftenklassen besonders von B (Bernensis 363) und R (Suecovaticanus 1703) die Lesart des Archetyp zu gewinnen ist. An dem in den Epilegomena (S. 813 ff.) verzeichneten Dreiklassensystem der Handschriften irgend zu ändern oder gar es fallen zu lassen, konnten die zuletzt von Christ (s. Jahresbericht 1892—1896 No. 42) erhobenen Bedenken den Herausgeber nicht veranlassen. Dagegen sind jetzt für die neue Auflage teils neue Hss zugezogen worden, teils verbesserte Kollationen der schon früher benutzten. Die 107 S. umfassende Vorrede enthält die schon längst erwartete Beschreibung der einzelnen Hss. Über Cruquius' Horazkritik wird nicht nur eingehend S. 32—38 gehandelt, sondern dessen Citate aus den Blandinischen Hss sind auch vollständig und diplomatisch genau abgedruckt im Anhang (Excerpta Cruquiana S. 343—370), eine Arbeit, die Holder besorgte. Der kritische Apparat hat eine sorgfältige Revision erfahren; die Testimonia sind etwas gekürzt, indem die mittelalterlichen Citate fortfielen, dagegen sind nach Ribbecks Vorgang neu beigefügt *similes loci*. Im Text ist K. streng konservativ, wie bekannt; nur an ganz wenigen Stellen findet sich eine andere Lesart. Wir verweisen auf unsere eingehendere Besprechung in der Berl. Phil. Wochenschrift (1900 No. 16).

15. Horaz, für den Schulgebrauch. Ausgewählte Gedichte. Herausgegeben von N. Fritsch. Text. Münster 1897, Aschendorff, XIX u. 166 S. 8. (1,20 M.) — Erklärung ebend. 1898. I u. 167 S. 8. (1,50 M.)

Die als Einleitung vorausgeschickten Bemerkungen geben über Leben, Charakter des Dichters und seiner Werke sowie über die Metrik das Wesentliche für den Schüler. Eigentümlich sind dabei freilich Citate von Horazischen Gedichten, die gar nicht in die Ausgabe aufgenommen sind, wie S. XIII von s. I 10 über das Verhältnis zu Lucilius. Was soll der Schüler mit solchen Citaten? Hinsichtlich der Würdigung Horazischer Gedichte (S. XIV f.) wird „der lebendige Glaube an göttliche Weltregierung, an Unsterblichkeit der menschlichen Seele, an Lohn und Strafe im jenseitigen Leben . ." als besonders wertvoll an Horaz gepriesen. Gewiß hat Horaz auch für unsere Jugenderziehung

seinen großen Wert, und seine goldene Weisheit steht im Dienst einer sittlich kerngesunden Weltanschauung. Aber als Vertreter des Unsterblichkeitsglaubens kann er nicht angeführt werden: pulvis et umbra sumus ist seine Überzeugung und was er von Lohn und Strafe im jenseitigen Leben da und dort in den Oden sagt, ist nur mythologische Arabeske. Nicht ausreichend ist S. XVI das über „Jamben“ Gesagte; daß sie „meist auch sangbares Wesen“ haben, trifft auch nicht zu.

Nicht aufgenommen sind in vorliegende Auswahl 31 Oden, 9 Epoden, 12 Satiren, 14 Episteln. Bei dieser starken Ausscheidung wird natürlich der eine dies, der andere etwas anderes ungern vermissen; allgemein dürfte sicher unter den Oden III 9 Donec gratus eram und von den Satiren I 4 und II 5 reklamiert werden, während von den Oden gewiß die, allen Versuchen einer befriedigenden Erklärung bisher unzugängliche, Archytasode I 28 wohl selten gelesen wird; auch das erste Buch Episteln wird als zu sehr reduziert erscheinen. Jedenfalls aber muß die Verkürzung einzelner Gedichte beklagt werden. Der Herausgeber hat sich dabei nicht etwa bloß von pädagogischen Gründen leiten lassen, um sittlich anfechtbare Stellen fernzuhalten, sondern auch aus kritischen Gründen manches fortgelassen, anderes eingeklammert. So ist aus „praktischen“ Gründen, wie die Vorrede sagt, s. I 3 um die Hälfte, II 2 um ein Drittel verkürzt, „aus praktischen und kritischen“ sind c. III 6 und 16 um je zwei Strophen, IV 11 und epod. 16 um je 4 Verse gekürzt; eingeklammert sind aus „kritischen Gründen“ 7 Stellen in den Oden und Epoden, drei in den Satiren und Episteln. An andern „zweifelhaften oder offenbar verdorbenen Stellen“ sind teils eigene, teils fremde Konjekturen gesetzt. Wir führen von solchen an: c. I 3, 17 *timeat* st. *timuit*, um so seltsamer, weil vorher und nachher nur Praeterita gebraucht sind (erat, commisit, timuit, vidit) und daher die ganze Ausführung auf den ersten Seefahrer geht, nicht, wie F. in den Erklärungen meint, ein Übergang zur Gegenwart vorliegt. c. I 37, 18 liest F. *canis venator* st. *citus* venator; citus lasse unter venator nur einen Menschen verstehen, der dem Hasen nachlaufe. Gewiß, aber ist der den Hasen verfolgende Jäger nicht ein treffendes Bild und für Augustus ohnehin weit passender, als wenn er mit einem Jagdhund verglichen wird? Zu c. II 3, 11 liest F. mit Bentley *et* st. *quid*, was unnötig sein dürfte; II 11, 21 *devia scitam*. Dadurch wird freilich scortum beseitigt; aber gegenüber der einhelligen Überlieferung dieses auch sonst bei Hor. gebrauchten Wortes ist die Änderung nicht begründet. Ebensowenig verdient c. II 14, 13 *cavebimus* st. *carebimus* Beifall, solange für cavere mit Abl. bei Hor. die Belege fehlen. Außerdem siehe Hirschfelders Bemerkung gegen *cavero*. c. II 16, 13 *vivit et* st. *vivitur*, ohne Not wie auch ebend.

v. 23 *corvis* (st. *cervis*) und c. III 4, 9, wo *fabulosae* in *fabuloso* geändert ist. Gut ist erklärt c. II 18, 40 *vocatus atque non vocatus audit* = sive voce sive tacite rogatus. Zu III 6, 22 ist *mature* in *a matre* geändert. Aber es kommt weniger darauf an, von wem die Jungfrau das alles lernt, sondern darauf, daß sie es zu zeitig lernt. c. III 17, 5 schreibt F. *ducere* st. *ducis* od. *ducit,* 24, 62 *improbe* st. *improbae,* in beiden Fällen ohne Not ändernd, ebenso III 30, 13 *Aeolios-Italum* st. *Aeolium-Italos.* Daß c. IV 2, 2 an Peerlkamps Konjektur *ille* festgehalten wird, während doch das handschriftliche *Julle* zweifellos sichergestellt ist, berührt auffallend. Ebenso, daß er den Adressaten in den Erklärungen *Julius* Antonius nennt, im Index aber *Julus.* In derselben Ode liest Fr. v. 49: *tuque dum praecedis.* Mit *tu* sei nicht der Triumph angeredet weil gleich darauf v. 53 ohne weiteres Antonius wieder angeredet werde, sondern der als städtischer Prätor an der Spitze der Bürger schreitende Antonius. Für *praecedis* hatte sich schon Schütz erwärmt, nur vermißte er Belege für die hier von ihm gewünschte Bedeutung dieses Wortes im Sinne von „Worte vorsprechen". F. faßt es ganz wörtlich vom Voranschreiten beim Triumphzug. In ganz ähnlichem Sinn hat übrigens schon Schütz auch *procedis* aufgefaßt (s. dessen Anhang). Zu c, IV 5, 17 ist in den Erklärungen vorgeschlagen: *tutae sospite te* rura perambulant *Nutritura* Ceres . . — eine Änderung, gegen die, abgesehen von dem seltsamen nutritura, noch eingewendet werden muß, daß das von Hor. neugebildete Wort *faustitas* zu Horaz' Zeit gar nicht als Bezeichnung einer Göttin bekannt ist und eine derartige Personifikation (Faustitas perambulat) daher recht auffällig erscheint. Noch mehr aber ist dies der Fall bei *tutae.* So passend die Sicherheit des friedlichen Ackerbaues durch bos *tutus* perambulat bezeichnet wird, so befremdend klingt dies Attribut bei Ceres. Vor wem brauchen denn Ceres und Faustitas sicher oder geschützt sein? Epod 16, 41 (bei F. v. 37) steht *illa* beata st. *arva* beata, ep. I 2, 1 liest F. *maxime Lolli,* das er erklärt = maxime natu. Er versteht darunter übrigens auch den Sohn des Lollius Paullinus. Was soll aber in der Anrede „Ältester" Lollius? ep. I 14, 23 *ferat* st. feret, beides ohne wesentliche Änderung des Gedankens. Nicht selten nimmt F. Umstellungen vor von kleineren und größeren Partien. In einigen Fällen mag dadurch eine fester geschlossene Gedankenreihe, wie sie F. vor Augen hat, hergestellt werden, aber es ist bekannt, wie groß auf diesem Gebiete der Spielraum des rein subjektiven Gefühls ist. Gegenüber einer so guten Überlieferung, wie sie für Horaz vorliegt, sind alle derartigen Änderungen längst als verkehrt anerkannt worden und die Ära Peerlkamps sollte ein für allemal überwunden sein, vollends für eine Schulausgabe. Jedenfalls sind Bemerkungen wie zu epod. 16, 29: „Nach v. 29 hat die vollst. Ausg.

eine unpassende und gewiß auch unechte Vermehrung der Unmöglichkeiten" nicht für den Schüler.

Die Erklärungen sind knapp gehalten. Voraus geht immer eine Inhaltsangabe des betr. Gedichts. Dem Verständnis suchen schon einigermaßen die Überschriften vorzuarbeiten. Diese sind kurz, wenn auch allerdings nicht immer völlig entsprechend, wie zu c. I 7 „An einen Heimatsmüden", c. I 8 „Der Abgeschiedene", c. I 28 „Kläglich und ersehnt", c. I 20 „Ein Weltsänger" u. a.

Im einzelnen fiel uns auf: c. I 1, 4 soll *pulverem collegisse* nicht „Staub aufwirbeln" heißen, sondern „Staub als ehrenden Schmutz d. h. als Staubdecke haben." Was F. aber gegen erstere Auffassung vorbringt, daß der Staub ja den Wettfahrer am Sehen hindert, das kann auch von der Staubdecke gesagt werden. Die Vergleichung mit s. I 3, 31 pulvis collectus turbine stellt doch die Phrase pulverem colligere im bisherigen Sinn außer Zweifel. c. I 7, 7 wird *fronti* (scil. eius) auf die Stadt bezogen, eine kühne Personifikation. c. I 35, 28 läßt F. *ferre* von *diffugiunt* abhängig sein, nach Analogie von I 1, 34 *refugit-tendere.* Möglich. Epod. 6, 12 soll *cornua* tollere auf das Aufheben des Bogens gehen, nicht, wie es durchweg sonst gefaßt wird, auf die Hörner des stößigen Stieres. Das letztere Bild hat Hor. bekanntlich auch s. I 4, 34. Dagegen ist die Wendung *cornua tollere* in der Bedeutung von Bogenschuß doch nicht zu belegen. Das angezogene Citat aus Virgil, Bucol. 10, 59 Partho cornu Cydonia spicula torquere ist doch anderer Art. Außerdem hat das Bild des Horaz als Schützen, abgesehen von seiner Fremdartigkeit, lange nicht eine so derbe Wirkung, wie das ihm geläufige des wütenden Stieres, zumal nachdem er vorher ein ebenso kräftiges vom verfolgenden Jagdhunde gebraucht hat. Neu ist s. I 6, 5 die Bemerkung, daß *adunco* auf die Habichtsnase Mäceus anspiele. Schwerlich richtig. Wir haben es hier lediglich mit einer stereotypen Redensart zu thun, wie andere Stellen zeigen (z. B. s. II 8, 64); zu *aduncus* ganz im nämlichen Sinn von „gerümpft" s. auch Persius 1, 40 nimis *uncis* naribus indulges. s. II 6, 3 faßt Fr. *super* örtlich, was wohl richtig ist und der Lage des Landguts, wie sie jetzt nach Sellins und Fritschs eigener hübscher Darstellung feststehen dürfte, entspricht. ib. 32 liest F. *altas* st. *atras*, weil letzteres nicht passe für des holde Ziel der Eile. ep. I 6, 10 steht *externat* (st. exterret) = „aus der Fassung bringt".

16. Q. Horatius Flaccus Werke, herausgegeben von O. Henke und C. Wagner. I. Bd.: Oden und Epoden, von O. Henke. Einleitung, Text. Mit drei Karten. Bremen 1898, Heinsius Nachf. VIII 288 S. 8. II. Bd.: Satiren und Episteln, von O. Henke. 211 S. 8. — O. Henke, Einführung in die Metrik der Horazischen Gedichte. Bremen 1898. 22 S. 8.

Die dem I. Bde. vorangehende Einleitung behandelt das Leben des H., einen „Spaziergang zu Horazens Sabinum“, „des Dichters Werke“ und Übersicht über die Metra. Dem Index nominum sind Tabellen (das Kaiserliche Haus, die Winde, die Sterne und Sternbilder, die Weine, Festkalender, Hohlmaße) und eine chronologische Übersicht beigefügt nebst hübsch ausgeführten Kärtchen von Mittelitalien, Plan von Rom, Thal des Anio und der Digentia, Marmorfußboden auf der Trümmerstätte von Vigne di S. Pietro. Der Kommentar wird von Wagener bearbeitet und befindet sich in Vorbereitung. Den einzelnen Gedichten sind Überschriften und ziemlich eingehende Einleitungen über Anlaß, Zeit und eine Inhaltsübersicht vorangestellt. Indem wir hinsichtlich der im einzelnen etwa zu erhebenden Ausstellungen auf unsere Besprechung in der Berl. Phil. Wochenschr. 1899 No. 13 verweisen, sei nur bemerkt, daß, so dankenswert auch die Beachtung der Realien bei Horaz sein muß, doch die ganz eingehenden Ausführungen über die Lage des Sabinum für eine Schulausgabe entbehrlich scheinen. Statt dessen wäre vielleicht eine kurze Zusammenstellung der sprachlichen Sonderheiten im Interesse einer raschen Lektüre angezeigt; vielleicht wird das aber auch im Kommentar geboten werden.

Die Überschriften sind meist gut gewählt. Zu c. I 28, welche Ode in den letzten Jahren viel behandelt wurde (u. a. von Schaunsland, Wilamowitz, Thompson), bietet H. eine neue Erklärung: es sei ein Dialog zwischen dem einen banausischen Standpunkt vertretenden Schiffer und dem eine ganz entgegengesetzte Weltanschauung repräsentierenden Archytas. Als Resultat ergebe sich dann die Lehre, der edle Mann solle die rechte Mitte stets einhalten. Diesem Gedanken entspricht die gewählte Überschrift: „Skylla und Charybdis“. Indessen hat uns diese Begründung ebensowenig überzeugt, wie die anderen neuerdings gemachten Erklärungsversuche.

Die von Henke beigegebenen Inhaltsangaben zeichnen sich, was bei den Satiren und Episteln nicht immer so leicht zu erreichen sein dürfte, aus durch Kürze und lichtvolle Klarheit. Daß c. IV 8 überschrieben ist „Billige Unsterblichkeit“ und im Mittelsatze den Hauptgedanken enthalten soll: „Nur die papierene Unsterblichkeit ist eine“, entspricht zwar den neuerdings mehrfach vorgetragenen Ansichten über die Auffassung dieser Ode als einer Ironie. Daß aber Verse wie dignum laude virum Musa vetat mori (v. 28), worin jener Mittelsatz enthalten ist, Spott und Hohn bedeute, will uns nicht glaublich erscheinen. Bezüglich der Chronologie (stehende Rubrik in den Vorbemerkungen zu jeder Ode) gewährt H. einen ziemlichen Spielraum (zwischen 33 und 23; zwischen 30 und 23; zwischen 29 und 23; zwischen 23 und 13 und

ähnlich), so daß bei einer großen Anzahl vielleicht besser geradezu gesagt worden wäre „unbestimmbar“. Der Text ist sehr besonnen gehalten.

Die besondere Schrift über die Metrik ist zugleich geeignet, als vorzügliche Einführung in die Sophokleslektüre zu dienen. Zu unseren obengenannten Besprechungen haben wir in der Berl. Phil. Woch. für eine Neubearbeitung dieses Teiles mehrere Wünsche untergeordneter Art vorgebracht.

Die ganze vorliegende Ausgabe zeigt treffliches Verständnis des Dichters und dient für Schulen, wo von kommentierten Ausgaben abgesehen wird, durch die rasch und sicher orientierenden Vorbemerkungen in ganz vorzüglicher Weise für den Schulgebrauch.

17. H. Menge, die Oden und Epoden des Horaz, für Freunde klassischer Bildung, besonders für die Primaner unserer Gymnasien bearbeitet. 2. verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin, Langenscheidt. 505 S.

Das im J. 1892 in Sangerhausen (Verlag von Sittig) erschienene stattliche Buch ist jetzt erweitert durch Beifügung von Übersetzungen im Versmaß des Originals. Die Anordnung ist dieselbe geblieben. Auf den Text der Ode folgt zuerst eine Prosaübersetzung, dann eine solche im Metrum des Originals, wobei M. die besten Muster benutzt hat (Bacmeister, Binder, Bruch, Fritsch, Geibel, Günther, van Hoffs, Kayser, Nordenflycht, Osterwald, Ribbeck, Schauenburg u. a.) und dann eine Übertragung in freieren modernen Rhythmen. Einleitung (Leben des H.) und die jeweils den einzelnen Gedichten vorangedruckte eingehende Disposition sind gleich geblieben.

18. Q. Horatius Flaccus, erklärt von A. Kießling. I. Teil. Oden und Epoden. 3. Aufl., besorgt von R. Heinze. Berlin 1898, Weidmann. 436 S. 8.

Ein unveränderter Abdruck der zweiten Auflage, die Heinze wegen der Kürze der Zeit und da eine Neuauflage rasch nötig war, nicht näher durchsehen konnte. Nur der Kommentar zum carmen saeculare ist umgearbeitet nach den Funden, die 1890 in Rom gemacht wurden. Die dort gefundene Inschrift ist abgedruckt S. 314 f. Unter den in den letzten Jahren erschienenen Interpretationen dieses Gedichts folgt Heinze besonders der von Vahlen. Mit diesem übereinstimmend lehnt er Mommsens Prozessionshypothese ab. Neuerdings hat Schöll in einem hübschen Aufsatze über die Säkularfeier des Augustus (Deutsche Rundschau 1897 1. Heft) aber auch gegen Vahlens Annahme einer nachträglichen da capo-Aufführung Stellung genommen. — Im einzelnen weicht die Erklärung des carm. saec. vielfach von der vorigen Auflage ab. So ist v. 2 lucidum caeli sidus nicht mehr auf beide vorher erwähnte Götter be-

zogen, sondern nur auf Diana-Luna, was um so seltsamer ist, als Diana schon vorher ein bezeichnendes Epitheton erhalten hat.

Obwohl im Sibyllenorakel (v. 16 f.) ausdrücklich Phoebus Apollo mit Helios identifiziert wird (Φοῖβος Ἀπόλλων, ὅστε καὶ Ἥλιος κικλήσκεται), bestreitet Heinze nach Vahlens Vorgange, daß v. 9 mit Phoebus Apollo der Sonnengott (Sol) gemeint ist, ebenso sei Ilithyia (v. 14) nicht Diana; vestrum (v. 37) soll nicht auf Apollo und Diana gehen, auch nicht auf die Götter im allgemeinen, sondern auf Juppiter und Juno. Diese letzteren werden aber erst 13 Verse weiter unten angedeutet, genannt sind sie überhaupt nicht. Außer diesen Änderungen in der Interpretation erfahren einige Bemerkungen (zu v. 29, 33, 53, 65, 73 u. a.) eine erweiterte Ausführung.

19. Q. Horatius Flaccus, erklärt von A. Kießling. III. Teil: Briefe. 2. Aufl., besorgt von R. Heinze. Berlin 1898, Weidmann. 312 S. 8.

Für diese neue Auflage konnte der jetzige Herausgeber vereinzelte Nachträge und Berichtigungen verwenden, die sich in Kießlings Handexemplar fanden. Im Texte hatte dieser nur eine einzige Änderung notiert: a. p. 23 *quodvis* (statt des in 1. Aufl. festgehaltenen quidvis), sonst nur in der Interpunktion Änderungen vorgesehen. Heinze selbst hat nun den Kommentar vielfach durch Zusätze erweitert, ohne aber tiefer greifende Veränderungen vorzunehmen. Immerhin zeigt diese 2. Aufl. gegenüber der ersten einen Zuwachs um 18 Seiten. Die Erweiterungen betreffen besonders griechische Parallelstellen aus der philosophischen Litteratur. (Wir verweisen auf die Zusammenstellung derselben in unserer Besprechung in Berl. Phil. Wochenschr. 1899 No. 9). Eine Anzahl Kießlingscher Bemerkungen hat in erwünschter Weise eine klarere Fassung erhalten. Zu I 6, 49 ist *praestat* anders erklärt („Begriff des Gewährleistens, Verbürgens"). I 6, 67 wird ista und haec, wie billig, auf dasselbe bezogen. I 16, 32 soll *vir bonus et prudens* nicht, wie die 1. Auflage will, zur Abwechslung, sondern zur Abschwächung des sapiens emendatusque dienen. I 12, 29 drückt sich Heinze über defundit und defudit weniger apodiktisch aus wie Kießling, aus dessen Kommentar auch sonst ein schrofferer Ton herausklang. Zu I 10, 15 *est ubi plus tepeant hiemes* giebt Heinze eine neue Erklärung. Da nämlich an sich der Winter auf dem Lande eher strenger sei als in der Stadt, so müsse an die leichtere und billigere Beschaffung des Brennmaterials gedacht werden. Aber kann man denn ein gut geheiztes Zimmer oder die leichte Möglichkeit hierzu einen „milden Winter" nennen? Da an der ganzen Stelle von den klimatischen Vorzügen des Landes die Rede ist, so muß auch bei hiemes tepent an das Klima gedacht

werden. Und mag es auch nicht auf jede ländliche Gegend passen, daß der Winter milder ist als in der Stadt, so doch auf das geschützte Sabinum, dessen temperiertes Klima ep. I 16, 7 besonders gerühmt wird (laevum latus *vaporet*) und das geradezu mit Tarent in dieser Hinsicht verglichen wird. Auch von Tarent aber heißt es c. II 6, 17 f. Jupiter *tepidas brumas* praebet.

20. A. Chambalu, Präparation zu Horaz' Oden I—IV nebst dem carm. saec. 2 Hefte zu 62 u. 64 S. (à 90 Pf.). Hannover 1899. 8.

Diese in der Sammlung von Präp. für die Schullekt. griech. und röm. Klass. von Krafft & Ranke erschienene Präparation bietet weit mehr als der Titel zunächst sagt. Voran geht auf 3 Seiten des Umschlags unter „Vorbemerkungen" eine gedrängte Zusammenstellung der sprachlichen Eigentümlichkeiten in den Oden, die dank einer großen Ökonomie in der Drucklegung auf engstem Raume doch nahezu alles bietet, was z. B. Waltz und Cartelier-Passerat in ihren viel breiter angelegten Particularités de la langue d'Horace oder Shorey, Smith, Gow u. a. in ihren englischen Ausgaben enthalten. Freilich machen sie den Gebrauch ihrer Zusammenstellung insofern bequemer, als sie die Beispiele nicht in die Fußnoten (deren es bei Ch. auf 3 Seiten 99 sind) verweisen. Die nahezu alle Oden (es fehlen nur I 25; III 10; 15; IV 10; 13) umfassende Präparation ist durchgehends begleitet von einem auf derselben Seite unter dem Striche als besondere Abteilung mitlaufenden Kommentar. Jeder Ode ist eine Überschrift gegeben, meist auch das Jahr der Abfassung beigefügt. Die Überschriften, öfters metrisch gefaßt, sind meist gut gewählt. So steht bei c. II 13:

> Verfluchter Baum! — Hätt' ich doch um ein Haar
> Begrüßt des Hades bleiche Schattenschar.

Bei c. I 30:

> Göttin der Liebe, sieh meinen Schmerz,
> Rühre der Frommen — der Glycera Herz!

Weniger glücklich ist der Humor c. III 19:

> Fort mit der trockenen Büchergelehrtheit,
> Her mit der feuchten Becherverkehrtheit.

Besser c. I 29:

> Der Philosoph nimmt die Pike herunter
> Und zieht gen Arabien — die Welt geht unter!

Die Präparation giebt die Vokabeln jeder Ode in der Reihenfolge des Textes; sie geht dabei sehr weit und macht wohl jeden Gebrauch des Lexikons unnötig (so sind Wörter angeführt wie fluctus die Flut, viridis

grün, cras morgen, umerus Schulter etc.). Vom pädagogischen Standpunkt ist gegen eine so weitgehende Hilfe auf der Bremer Philologen-Versammlung Einsprache erhoben worden. Indessen weiß Ch. die Aufzeichnung der Vokabeln durch steten Hinweis auf Etymologie, Wortbildung, Beiziehung des Griechischen u. a. doch wieder sehr fruchtbar zu machen. Der Kommentar überläßt Darlegungen des Gedankenganges, wie billig, dem Unterricht, giebt aber in der Einzelerklärung für den Schüler das zum sachlichen und sprachlichen Verständnis Notwendige völlig ausreichend. Über einzelnes, wie z. B., ob c. I 11, 6 spatio als Dativ zu nehmen ist und nicht vielmehr wie c. I 12, 45 aevo als Ablativ u. ähnl. wird man immer geteilter Meinung sein. Im ganzen zeigt die Erklärung durchweg eine eindringende Beschäftigung mit der Horazlitteratur und eine tüchtige pädagogische Erfahrung.

21. Die Oden und Epoden des Q. Horatius Flaccus, für den Schulgebrauch erklärt von E. Rosenberg. 3. Aufl. Gotha 1898, F. A. Perthes. 260 S. 8.

Das wohlbewährte Schulbuch ist in dieser neuen Auflage nur um wenige Seiten gewachsen, zeigt aber überall die sorgfältig bessernde Hand des Herausgebers. In der Einleitung ist neu beigefügt, daß Hor. nach der Rückkehr von Philippi seine dichterische Ader zum Erwerbe benützen wollte. Diese Auffassung von paupertas impulit ut versus facerem ist, wie oben (S. 89) bemerkt, unrichtig, jedenfalls wenn etwa an die eigentlichen Schriftstellerhonorare gedacht werden soll, die im Altertum äußerst niedrig waren; außerdem waren gerade die ältesten Publikationen des Hor. (Satiren und Epoden), wie er selbst sagt, buchhändlerisch überhaupt nicht zu erhalten. Dankenswert ist die Ausführung über die Bedeutung des H. für die neuere Litteratur (S. 3 f.) wie über seine Vorbilder; über die Philosophie des H. dürfte etwas eingehender gehandelt sein, doch geben wir zu, daß dies mehr für eine Satiren- und Epistelausgabe in Betracht käme und für Oden und Epoden kürzer abgemacht werden kann. Die Zusammenstellung der sprachlichen Eigentümlichkeiten und der historischen Daten ist ziemlich erweitert worden. Im Texte hebt R. jetzt wieder einzelne Worte durch den Druck hervor; in der zweiten Aufl. hatte er das aufgegeben und wir hätten gewünscht, daß es dabei geblieben wäre. Die Mühe, das Wichtige selbst herauszufinden, sollte dem Schüler nicht erspart bleiben.

Zu c. I 32, 15 ändert R.: *metuumque* st. *mihi cumque*, wie wir glauben, ohne Not. Sonst ist R. durchaus konservativ, was nur gebilligt werden kann. Im Kommentar zeigt sich R. gleichfalls sehr besonnen. Daß I 35, 9 *asper* = „bärtig“ ist, kann doch nicht ange-

nommen werden. Die sonstige Verbindung des Wortes (mit tigris, leo, Pholoë, aequora, fores, serpentes) wenigstens spricht nicht dafür. Auch wäre der „Bart“ ein viel zu indifferentes Attribut für die schlimmen Daker. Zu c. III 8, 11 bemerkt R.: Amphorae fumum libere institutae: „Der Rauch drang nicht in die Amphora; der Wein bekommt davon keinen Geschmack. Nur die Erwärmung machte und macht den Wein haltbarer.“ Das ist ganz richtig, wie die eingehendere sachliche Begründung von Keppel („Die Weinbereitung im Altertum“. Bayreuth 1896, S. 22) zeigt, die vielleicht noch herangezogen werden kann.

Auf andere Kleinigkeiten geht unsere Besprechung in der Wochenschr. f. klass. Philol. 1899 No. 49 näher ein.

22. Des Q. Horatius Flaccus Satiren und Episteln. Für den Schulgebrauch erklärt von G. J. A. Krüger. I. Bändchen. Satiren. 14. Auflage, besorgt von G. Krüger. Leipzig, Teubner. XVII 211 S. 8.

Diese, der 13. rasch nachgefolgte, neue Auflage ist in der Anlage dieselbe geblieben, wie der Herausgeber im Vorwort bemerkt; nur hat er überall, im Text und Kommentar, die Resultate der neueren Horazlitteratur verwertet, namentlich von G. Friedrich, dessen Philologische Untersuchungen zu Horaz (Leipzig, Teubner, 1894, s. unseren Jahresber. 1892—1896 No. 45) Krüger für die bedeutendste aller neueren Erscheinungen auf diesem Gebiete bezeichnet, Höger, Weißenfels und Kießling.

Im Text ist geändert s. I 1, 81 *adfixit* in *adflixit* (nach Friedrich); die Hss schwanken, doch haben sich von neueren auch Fritsch und Schimmelpfeng für adfixit erklärt und das von Luc. Müller herangezogene Citat aus Seneca sowie seine Bemerkung zu adfixit lassen dies als wohlbegründet erscheinen. I 1, 101 steht das handschriftliche *Naevius*, ebenso I 3, 132 *sutor* (im Kommentar wäre aber dann das Lemma *tonsor* zu ändern). I 6, 4 entscheidet sich Kr. jetzt mit Weißenfels für *imperitarint*, ib. 28 für est; II 3, 303 steht *abscissum*, 5, 89 *opera* (überliefert ist operae). Zahlreichere Änderungen zeigt die Interpunktion, doch halten wir die früher beliebte an einigen Stellen für besser, wie I 1, 5; 6; 10; besonders 6, 30, wo durch die vorgenommene Änderung das Verständnis nicht erleichtert, sondern erschwert ist. Gebilligt muß werden die Änderung in I 1, 15; 4, 60; 72; 6, 52; II 2, 33, besonders II 3, 326.

Der Kommentar zeigt sorgfältigste Benutzung der weitschichtigen Horazlitteratur. s. I 4, 13 wird *ut multum* jetzt mit Weißenfels erklärt = *quam multum*, wozu aber jedenfalls Schütz z. d. St. nachzu-

sehen ist. Die Erklärung von s. I 4, 103 (vere promitto) scheint uns gegenüber der einfachen früheren etwas gezwungen. Besser dünkt uns auch die frühere Erklärung von s. II 1, 6 optimum erat, und von s. II 2, 55 (pravum). Dagegen sind die Änderungen zu II 2, 80; 87 zu billigen. Neu erklärt werden u. a. I 10, 22; 86; II 6, 63.

Wer die Litteratur zu den einzelnen Stellen möglichst erschöpfend verfolgen will, findet in dem inhaltreichen Anhang das Material übersichtlich geordnet und gesichtet vor.

III. Übersetzungen.

23. H. Blümner, Satura. Ausgewählte Satiren des Horaz, Persius und Juvenal in freier metrischer Übertragung. Leipzig 1897, Teubner. 268 S. 8.

Den Anlaß zu dieser Übertragung empfing Bl., wie er in der Vorrede selbst sagt, durch die Bemerkung eines Rezensenten, daß noch keine genügende Übersetzung von Juvenal da sei. Nur äußere Gründe ließen ihn auch noch die beiden anderen Satiriker dazunehmen. Von Horaz sind übersetzt: I 1. 3. 4. 5. 9. II 2. 3. 5. 6. 8. An Stelle des Hexameters ist nach Wielands Vorgang der 5füßige Jambus gewählt, aber mit Hinzunahme des Reims und einiger Freiheiten (Trochäen, besonders am Verseingange). Wo ohne Kommentar der moderne, nicht philologisch geschulte Leser kein Verständnis erhalten könnte, fügt Bl. Umschreibungen und Zusätze zu den Worten des Originals hinzu. Die Fußnoten dagegen orientieren nur über Personen und Daten, römische Verhältnisse, Anspielungen u. ä. Einige Schlußbemerkungen rein philologischer Art setzen sich mit der handschriftlichen Überlieferung auseinander. Von der nach ähnlichen Grundsätzen bearbeiteten Übertragung Bardts (s. Jahresber. 1890—1891 No. 23) hat Bl. erst nach dem Druck Kenntnis bekommen. Im Vergleich zu diesem schließt er sich etwas enger an den Text an, ohne darum aber an Glätte und fließendem Ausdruck zu verlieren. Die vorangehende Einleitung „über die römische Satire" orientiert in knapper, aber klarer und zutreffender Ausführung über diese Litteraturgattung. Die vor jeder Satire beigegebenen Vignetten sind mit feiner Sachkunde ausgelesen und ein wertvoller Schmuck, wie er nur noch in Bonds Pariser Ausgabe 1855, wenn auch in kleinerer Ausführung, uns geschenkt ist. Auf einige Einzelheiten in Auffassung der Texteworte haben wir in der näheren Besprechung (Wochenschr. f. klass. Philologie 1898 No. 48) aufmerksam gemacht. Als Übersetzungsprobe führen wir den Eingang von II 5 an:

Ul. Nun sag', ich bitt' Dich, o Tiresias,
mir außer dem Erzählten auch noch das:
was wend' ich nur für Schlich' und Kniffe an,
Daß das Vermögen, das verloren mir
gegangen, ich mir neu erwerben kann? —
Was lachst Du? — Tir. Listenreicher, ist es Dir
schon nicht genug, daß Du zur Heimaterde
zurückkehrst und zum väterlichen Herde? —

Ul. O Seher, der Du keinem je gelogen, —
entblößt und arm komm' ich nach Haus gezogen,
wie Du geweissagt, da die Freier dort
den Viehstand nicht verschonten noch den Keller;
und heut gilt vornehm oder tapfer sein,
wenn man kein Geld hat, keinen roten Heller.

24. K. Städler, Horaz' Oden an seine Freunde, in Reimstrophen verdeutscht, nebst Nachtr. zu den „Horaz-Verdeutschungen" (Beil. z. Progr. d. Margaretensch. Berlin). Berlin 1897, Gärtner. 31 S.

Zeitgeschichtliche Oden. Mit einer Übersicht der Ereignisse während Hor.' Lebenszeit 65—8 v. Ch. Eb. 1898. 27 S. —

Oden der Weihe. Mit Beiwort, besonders über Hor.' Verhältnis zur Religion, zu seiner Kunst und zu Mäcen. Eb. 1899. 23 S.

Das im Jahre 1893 von demselben Verfasser erschienene Programm über Horazübersetzungen nebst Übersetzungsproben (s. den vorletzten Jahresber. No. 32) fand in Fachkreisen verdientermaßen eine hohe Beachtung. Unverkennbares poetisches Talent und Gewandtheit der Sprache zeichneten die von St. gegebenen Übersetzungen aus. In der erstgenannten der obigen 3 Abhandlungen sucht St. darzuthun, daß nur die Reimstrophe die angemessene Übersetzungsform sein könne. Wir haben in der eingehenden Besprechung jener Arbeit (Berl. Phil. Wochenschr. 1898 No. 47) gegen die einseitige Betonung moderner Reimstrophen als alleiniger Übersetzungsform ein argumentum ad hominem angezogen, indem wir auf Horazübersetzungen von Geibel, Bacmeister, van Hoffs verwiesen, denen wohl wenige es absprechen mögen, daß hier feinste Interpretation horazischen Geistes mit gefälliger, auch dem deutschen Idiom durchaus gerecht werdender Form sich vereinigen. Vergleichen wir sie mit St.s Reimstrophen, so wird man freilich den letzteren nicht selten eine gewisse Wärme, Innigkeit und rhythmischen Fluß nachrühmen können, wie ja das leichte Spiel des glättenden Reims unserem Gefühl geradezu als eine Art Postulat lyrischer Poesie erscheint. Dagegen läßt das antike Gewand etwas von der ernsten, fast herben Schönheit des

Originals nachempfinden, was gerade bei dem nüchternen, verstandesmäßigen Charakter der Horazischen Lyrik nicht vermißt werden soll. Humboldt hat einst mit Rücksicht auf die großen Schwierigkeiten, gleichzeitig die Eigenart des antiken Dichters und die volle Korrektheit unserer deutschen Sprache zu wahren, das Übersetzen als einen Versuch zur Lösung einer „unmöglichen Aufgabe“ bezeichnet, und Haupt hat das Übersetzen den „Tod des Verständnisses“ genannt. Jede Übersetzung ist gewiß nur ein Notbehelf und auch bei der besten Übertragung bleibt stets noch ein erheblicher Rest, der keine Deckung findet. St. will sich möglichst an den Text halten. Die Verszahl seiner Übersetzungen stimmt freilich mit der des Originals meistens nicht überein, doch ist das ohne Belang. Über einzelnes wird man, so fließend die Proben im ganzen auch sind, streiten können. So wenn es c. IV 3 Str. 3 heißt:

> Und sieh, ein andres noch der Frühling brachte,
> Virgilius, den Durst!
> Das ist ein Fall, den, wenn ich's recht betrachte,
> Du öfters schon erfuhrst.

Die zwei letzten Verse fallen etwas ins Triviale, haben auch im Texte keinen Anhalt. An der c. I, 22 erwähnten Lalage preist die Übersetzung am Schluß „ihrer Wangen Rosen süß“, während das Original von einer rotwangigen Lalage nichts weiß.

In der zweitgenannten Abhandlung giebt St. am Schlusse eine Zeittafel (S. 23—27); in den vorausgeschickten Bemerkungen tritt er V. 1 zu c. IV 2, 2 für Peerlkamps *ille* ein und schlägt zu III 14, 11 vor 4: iam virum *expectate*, male ominatis: „es ist Morgen, der Kaiser hat die Stadt noch nicht erreicht, alles ist in Vorbereitung und Erwartung.“

In der dritten Abhandlung kommt er S. 21 nochmals auf diese Konjektur zurück unter Abweisung von Kießlings *expertes*. Seine eigene Konjektur wurde übrigens auch von Hamelbeck (s. u.) und schon von Gow gemacht, dem sich O. Keller in der neuen Auflage seiner großen kritischen Ausgabe anschließt. Doch hat der letztere unter den Parallelstellen die aus Petron und Statius für expertus entnommenen Stellen in der Fußnote stehen lassen. — c. I 28, 21 liest St. *te quoque*, was schon Heinsius gewollt. Der ganze Schluß wird als Rede des Archytas gefaßt, die der Satz *Te Notus obruit* einleite. — c. I 32 entscheidet sich St. mit Bentley für *Poscimus*; weiterhin wird mihi (v. 15) zu lenimen laborum, nicht zu salve bezogen. Das bei vocanti erforderliche Objekt sei nicht te, sondern salve, „wann immer ich frommen Brauches 'sei gegrüßt' rufe.“ Hinter deorum (v. 12) sei kein Punkt zu setzen, vielmehr seien o decus . . testudo . . . lenimen substantivische Apposi-

tionen zu barbito, so daß das ganze Gedicht nur ein Befehlssatz sei. — c. I 20 schlägt Verf. vor: *ut bibas* = „magst Du auch sonst die edelsten Weine trinken“ u. s. w. — Das carmen saeculare gliedert er so, daß auf einen zweistrophigen Eingang in 6 Strophen das Gebet an die Orakelgottheiten folgt, das in zwei Mittelstrophen gipfeln soll, dann folgt eine überleitende Strophe, worauf wieder 6 Strophen das zweite Gebet an Apollo und Diana, das wiederum in 2 Mittelstrophen gipfelnd für den Kaiser um Segen fleht, worauf in 4 Strophen ein „Amen“ abschließt.

Zu den religiösen Oden, die besonders in der 3. Abhandlung übersetzt werden, giebt St. S. 16 f. eine nähere Ausführung über die religiöse Richtung des Horaz, zu den sog. Kunstoden über seine poetische Bedeutung und zu den 8 Maecenasoden über die aus den betr. Oden zu erschließenden Beziehungen beider Männer.

Aus der dritten Abhandlung führen wir als Übersetzungsprobe die „sog. Umkehrode“ I 34 an, in der Hor. nach St. ironisch beginne, dann die mythische Göttervorstellung bloßstelle, um darauf am Schlusse feierlich den Gott der sittlichen Weltordnung zu bekennen:

I 34: Gott.

In toller Weisheit war ich umgeirrt,
Der karg die Götter ich und säumig ehrte;
Doch nun ist's Zeit fürwahr, daß diese Fährte
In Gegenrichtung mir durchmessen wird!

Denn da mit Glutgeflirr des Himmels Wirt
Sonst wohl Gewölke spaltet' und versehrte,
Hinfuhr er durch die Luft, die ganz geklärte,
Mit Roß — und Wagen, daß es kracht' und klirrt' —

Davon die Meere und der Erde Grund,
Davon der schwarze Hades muß erwanken
Und selbst am End' der Welt der Atlas schwanken . . .

Gott ist, der Hohes kann erniedern und
Niedres erhöhn: Die Krone sausend raubte
Fortuna dem und gab sie jenem Haupte.

Dieses Gedicht setzt St. — allerdings mit beigefügtem Fragezeichen — ins Jahr 33. Es ist uns nicht ersichtlich, worauf sich diese (ebenso die von c. I 15, das 31 angesetzt ist) chronologische Fixierung stützen soll. Überhaupt wäre für die in der chronologischen Tabelle (Abhandlung II S. 23 ff.) gegebenen Ansätze eine nähere Begründung

wünschenswert. So z. B. wenn c. I 6 ins Jahr 36 (sonst meist 29), I 7 ins Jahr 35 (sonst überwiegend 29), I 2 ins Jahr 31 (sonst wohl 29 od. 27) gesetzt wird. Über einiges wie epod. 7, das übrigens Hirschfelder 46, Henke und Fritsch 38 ansetzen, mag man streiten, ob St., der das Jahr 32 angiebt, recht hat. Daß die Ablehnung der Sekretärstelle bei Augustus 29 erfolgte, Horaz im J. 28 bei Octavian eine Audienz erhielt, das II. Buch Satiren erst 27, die 3 echten Odenbücher erst 22 ediert sind, wird von mancher Seite Widerspruch erfahren.

25. W. Hamelbeck, Ausgewählte Oden des Horaz. Im Versmaß der Urschrift ins Deutsche übertragen. Mülheim a. Rh. 1898. 30 S.

Die Sammlung umfaßt 40 Oden aus den drei ersten Büchern. Wie im Metrum, so sucht der Verf. auch gegenüber den Texteworten des Originals möglichste Treue zu erreichen. Von den Schwierigkeiten, diese beiden Rücksichten mit dem Geiste und den Gesetzen unserer deutschen Sprache zu vereinigen, ist oben die Rede gewesen. Daher darf es auch nicht wunder nehmen, wenn Versuche wie der vorliegende neben manchem Gelungenen auch minder Vollendetes bieten. Es mag als Probe dasselbe Gedicht folgen, dessen in modernen Rhythmen gehaltene Übersetzung vorstehend angeführt ist, nämlich c. I, 34:

Karg opfert' ich und selten den Göttern nur,
Und unvernünft'ger Weisheit beflissen stak
Im Irrtum ich; nun muß ich rückwärts
Segeln, die Wege, die hinter mir schon,

Noch einmal fahren. Hat doch der Herr des Lichts
Der sonst Gewölk nur teilt mit dem Feuerstrahl,
Durch heitre Luft die Donnerrosse
Niedergeführt vor dem Flügelwagen,

Das starre Land, der flüchtigen Flüsse Lauf,
Des nie geseh'nen Tainaron Schreckensitz,
Den Styx, des Atlas Weltenende
Derbe geschüttelt. Ja, hoch und niedrig

Kann Gott vertauschen, ducken den grossen Herrn,
Was klein ist, heben. Räuberisch nimmt das Glück —
Laut rauscht sein Fittich — gern die Krone
Diesem da fort, um sie dem zu schenken.

Die Übersetzung von insignem attenuat deus („ducken den großen Herrn") wird wohl manchem zu prosaisch vorkommen. Schwer verständlich lautet c. I 1, 3:

Den freut's, wirbeln zu sehn bei der Fahrt den Staub
Auf Olympias Grund, freut's, wenn das heiße Rad
Heil die Säulen umfuhr, ihm dann der Palme Preis
Ehren häufet der Welt Herrschern, den Göttern, gleich . .

oder gleich nachher v. 17 f.:

. . . aber bald bessert er aus des Schiffs
Leck; sich einschränken? Nein, das ist er nicht gewöhnt.

Sehr nüchtern lautet das obstrictis aliis praeter Japyga I 3, 4: „Fest sie (die Winde) haltend daheim bis auf den Westnordwest", oder I 4, 6: „Und mit den Nymphen hüpfen füßewechselnd".

Diese Ode beginnt:

„Winter, so rauh, er zergeht, ihn lösen nun Lénz und Wéstwind
gérn ab."

Die Bezeichnung „taue Erde" (I 4, 10 „der tauen Erde Gaben") ist uns unverständlich. *Nec sortiere vina talis* (I 4, 18) lautet: „Giebt Dir kein Weinpräsidium das Los mehr." I 9, 7 hat eine Silbe zuviel, ebenso v. 19. Anfechtbar ist die Übersetzung „Selbstachtung" für Pudor (I 24, 6); II 16, 2 *prensus* „ertappt" (vom Sturm). Die Inkongruenz in der Betonung fällt öfter auf wie z. B. III 12, 12:

∪ ∪ — — ∪ ∪ — — ∪ ∪ — —
„Nicht im Faustkampf | noch im Lauf träg|e besiegt ja" oder II 6, 2 „Zú den Kántabrérn, den noch nie besiegten." Merkwürdig verschränkt und hart klingt II 10, 5 ff.:

Wer den goldnen Weg in der Mitte wählet,
Auf der Hut, bleibt frei von verfallner Hütte
Staub und Schmutz, bleibt frei, so enthaltsam, auch vom
Neid, der das Schloß trifft.

Ebenso klingt auch II 16, 33 ff. recht prosaisch:

Hundert Herden muhn im Sikanerlande
Um Dich her von Küh'n, von dem Viererzuge
Wiehern Stuten zu Dir, und Wolle schmückt Dich
Zweimal im Purpur
Afrikas gefärbt . . .

Das vorher (v. 32) eingefügte „Stets" bei „noch geweigert" findet im Original keine Berechtigung. Die Wortstellung III 5, 21 „Und floß kein Blut" ist störend; ib. 37 und 38 (hic unde vitam sumeret . . . miscuit) können kaum als Frage gefaßt werden. S. 15

beruht der als „Freund bevließter Schafe“ angeführte Salaesus auf einem Druckfehler (st. Galaesus).

26. Horaz, Ausgewählte Lieder, deutsch von H. von Wedel. Leipzig 1899, Ferdinand Hirt und Sohn. 80 S. kl. 8.

Die Übersetzung von 25 Gedichten aus den 4 Büchern der Oden (nebst 2 Epoden) ist in modernen Rhythmen (meist in 4 füßigen gereimten Jamben oder Trochäen) gehalten und liest sich glatt. Dem Original gegenüber bewegt sich W. ziemlich frei, wie denn auch von einer Übereinstimmung mit der Verszahl gänzlich abgesehen ist. Wir führen als Beispiel einige Strophen an von c. II 14:

1. Flüchtig Jahr um Jahr entgleiten,
Postumus, im Strom der Zeiten,
Und sie fluten ohne Halten
Und sie furchen unsre Falten;
Auch dem Frömmsten naht der Tod,
Kein Gebet beugt sein Gebot.

2. Täglich laß als Opferspenden
Hunderte von Stieren enden,
Nimmer wird es Dir gelingen,
Plutos harten Sinn zu zwingen.
Noch kein Sterblicher entrann
Seinem düstern Flutenbann.

3. Kaum gewonnen, muß auf Erden
Weib und Heim verlassen werden.
Schlummernd ruhst Du bald vergessen
Unter düsteren Cypressen,
Und es rauscht kein trauter Baum
Des Gebieters letztem Traum.

4. Klüg're Erben einst genießen,
Den heut' hundert Riegel schließen,
Deinen Cäcuber zu ehren,
Werden Krug um Krug sie leeren;
Rinnend rings am Boden blinkt
Wein, wie ihn kein Priester trinkt.

27. Ausgewählte Lieder des Horatius. In deutscher Nachdichtung von Dr. A. Steinberger. Progr. Regensburg 1899. 36 S. 8.

Steinberger hat in den Blättern für Bayer. Gymnasialschulwesen schon eine größere Anzahl von Übersetzungsproben veröffentlicht, auf die er in der Vorbemerkung kurz hinweist. Hier folgen nun weitere 22 Lieder, darunter auch das Säkulargedicht. Indem er bei allen diesen Übertragungen auf Übereinstimmung mit der Verszahl des Originals hält, hat er sich seine Aufgabe ganz erheblich erschwert gegenüber Wedels Bearbeitung. Für seine modernen Reimstrophen wählt er überwiegend jambisches Versmaß, meist den fünffüßigen Jambus für die asklepiadeischen, sapphischen und alcäischen Metra, doch ist z. B. III 30 und IV 8 in 7 füßigen Jamben übersetzt, I 37 in einem frischeren, anapästischen Rhythmus. Für längere Zeilen wie das größere asklepiadeische Maß (I 18) sind 8 füßige Trochäen genommen. Die Übersetzung hält sich ziemlich an den Text des Originals, was zum Teil ja schon durch die gewollte Übereinstimmung mit der Verszahl bedingt war. Dafür mußte aber dann auch mit in Kauf genommen

werden, daß der Ton nicht selten prosaisch wurde und der abgerundeten Glätte entbehrt. So heißt:

c. I 1, 7 ff.:

Den andern freut's, wenn dreifach ihn zu Ehren
Erhebt die launische Quiritenschar;
Den dritten, wenn in eigne Scheun' er kehren
In Libyen (2 silbig!) darf all die Getreidewar'.

c. II 13, 9 ff.:

Mit jenen Giften war er wohl vertraut,
Die einst Medea kundig hat gebraut,
Der meinem Grund, Du Klotz, verpflanzte Dich —
Beinahe hättest Du erschlagen mich.

Reime, wie epod. 2, 16 f.:

Bald preßt in reine Krüge Honig er,
Bald braucht bei sanften Lämmern er die Scher' —

klingen unschön. Sehr prosaisch lautet auch carm. saec. 5 ff.:

In der Sibylles Spruch die Mahnung ließ ergehen,
Daß eine auserles'ne Mädchenschar
Ein Lied den Göttern, die der Hügelstadt gewogen,
Vereint mit keuschen Knaben brächte vor.

28. Horaz in modernem Gewande. Ein Übersetzungsversuch von H. Meichelt. Programm des Gymn. zu Pforzheim 1899. 20 S. 8.

Der Übersetzer will das Original in moderne Beleuchtung rücken, da und dort vielleicht retouchierend, um den Reiz des Dichters in der vollen Wirkung, die er einst ausübte auf seine Zeitgenossen, heute noch ahnen zu lassen. Daher hat er Anspielungen auf damals stadtkundige Personen und Verhältnisse entweder ganz unterdrückt oder umschrieben; die Namen der Freunde des Dichters, denen die einzelnen Oden gewidmet sind, glaubt er ohne Schaden für das Verständnis weglassen zu können, dagegen will er an andern Stellen, wo vermittelnde Anknüpfungen und Übergänge im Original fehlen, ergänzen und erläutern, Dinge aber, die unserem ästhetisch-sittlichen Gefühl widerstreben, umformen oder verschleiern. In der Form soll dem modernen Gefühl Rechnung getragen werden, also Sinnesabschluß am Ende der Strophe, Reim und regelmäßige Abwechselung von Hebung und Senkung. Bei diesem Bestreben ist dem Übersetzer selber oft die Ähnlichkeit mit dem Original fraglich geworden. Übersetzt sind c. IV 3. III 9. III 13. 18. 23. I 20. III 21. 8. I 29. 14. 15. III 14. I 12. III 1. 2. 3. 4. 5. 6. IV 6 und carmen saeculare.

Als Probe diene I 20:

Trink mit mir Sabinerwein
Aus kleinen Bechern!
Freilich mundet der nicht fein
Verwöhnten Zechern.

Doch ich hab' ihn selber just
Am Tag gelesen,
Da zu mein und aller Lust
Du neu genesen.

Köstliches Falernerblut
Ist sonst Dir Labe:
Ich bewirte Dich, so gut
Ich's eben habe.

Hier ist sogar der Name des Mäcenas beseitigt, außer den beiden Worten: „Sabinerwein“ und „Falernerblut“ ist das ganze antike Kolorit verschwunden.

28a. Antike Lyrik in modernem Gewande von E. Ermatinger und R. Hunziker. Mit einem Anhang: Die Kunst des Übersetzens fremdsprachlicher Dichtungen. Frauenfeld 1898. 88 S. kl. 8.

Von Horaz sind hier übersetzt: c. I 4. 9. 24. 26. 37. 38. II 3. III 30. Der Übersetzung sind wenige Anmerkungen S. 51 f. beigefügt. Dagegen begründet der Anhang den Standpunkt der Übersetzer in weiterer und die ganze hierhergehörige Litteratur kritisch beleuchtender Ausführung (S. 55—82), welche in gedrängtester, scharfsinniger Weise das Problem der Übersetzungskunst behandelt. Im Vergleiche zu Stegemanns Übersetzungen (s. vorigen Jahresber. No. 38) sind die Übersetzer bei aller Rücksichtnahme auf modernes Empfinden und moderne Form der Ansicht, daß die antiken Anschauungen nicht weggewischt werden dürfen in der Übersetzung. Stegemann geht ihnen zu weit. Bei aller Bewunderung seiner Gewandtheit müsse konstatiert werden, daß das Original durch seine Übersetzungen zu sehr entfernt, ja verschwunden sei. Wir geben von der vorliegenden Übersetzung als Probe c. I 26, wo allerdings aus dem jungen Freunde Lamia ein munteres Liebchen geworden ist:

Tragt in der Meere wilde Flut,
Ihr Winde, all mein Bangen!
Die fröhlichen Musen sind mir gut,
Sie halten mich schützend umfangen.

Welch ein Tyrann sein Scepter schwingt,
Wo eis'ge Firnen ragen,
Und wer den gewaltigen Parther zwingt,
Laßt, Freunde, das müßige Fragen!

Flicht mir zum Kranz der Blüten Zier,
Ich möcht' mein Liebchen schmücken!
Und schenk mir ein Lied, ich dank es Dir:
Stets weißt Du mich heiß zu beglücken.

Ein herrliches Lied schenk' Muse, heut,
Und seltsam neue Weisen!
Wenn in gnädiger Huld Dein Mund gebeut,
Kann würdig mein Liebchen ich preisen.

28b. I. Immelmann, Donec gratus eram tibi. Nachdichtungen und Nachklänge aus drei Jahrhunderten. Berlin 1899, Weidmann. 84 S. 8.

Das hübsche Schriftchen bietet über 30 Bearbeitungen dieses meist übersetzten Horazischen Gedichts (III 9); 20 von denselben hat I. im Jahre 1890 zum Jubiläum des Provinzialschulrats Klix gesammelt. Vollzähligkeit ist auch jetzt mit dieser Vermehrung nicht beabsichtigt worden. Das erste Stück ist von Weckherlin aus dem Jahre 1618, das letzte unter den deutschen Übersetzungen von Städler 1897, dann folgen fremdsprachliche Übersetzungen von Molière, Palaprat, Rousseau, Musset, Ponsard, Bulwer, Martin und eine in merkwürdigem Altgriechisch gehaltene Übersetzung eines rätselhaften Βενιτός. Die Schrift ist ein interessanter Beitrag für die Geschichte nicht nur der Übersetzungskunst, sondern auch des ästhetischen Geschmacks. Im Anhange folgen Bemerkungen über die einzelnen Übersetzer.

29. Le odi di Q. Orazio Flacco tradotte da E. Ottino. Seconda ediz. Torino 1897, Paravia. 163 S. 8.

Die Übersetzung ist für die Schulen bestimmt, beabsichtigt in erster Linie Treue des Sinnes, wodurch sie bisweilen etwas wortreicher geworden ist als das Original. Die Metra der einzelnen Oden sind frei gewählt.

30. E. Schwabe, Zur Geschichte der deutschen Horazübersetzungen. (N. Jahrbücher f. Phil. 1897, S. 387—400 und S. 569—578.)

Enthält die Fortsetzung zu dem schon im vorigen Jahresbericht (No. 40) erwähnten, in derselben Zeitschrift erschienenen Aufsatze. Sch. handelt über die von dem Rektor der Kreuzschule Johannes Bohemus und seinen Schülern verfaßte Übersetzung der Oden, die 1643 bis 1656 erschien. Musterleistungen sind das, wie Schw. mit Recht sagt, keineswegs. Ebensowenig die Arbeiten von Filip von Zesen, (Moralia Horatiana, das ist die Horazische Sittenlehre. Amsterdam 1656)

von Jacob Roth, (Quintus Hor. Flaccus Latino-Germanicus in commodiorem studiosorum usum, Basel 1670) und von Joachim Rulffen, (Horatius enucleatus, Leipzig 1698). Von den beiden letzteren wird eine Probe abgedruckt (c. I 38: „An seinen Diener").

IV. Abhandlungen zur Kritik und Erklärung.

a. Allgemeines.

31. G. Leuchtenberger, Die Oden des Horaz für den Schulgebrauch disponiert. 3. Aufl. Berlin, Gärtner (H. Heyfelder), 1898. 60 S. 8. 1 M.

Das im Jahresbericht für 1887—89 unter No. 38 von uns angezeigte Büchelchen liegt hier bereits in 3. Auflage vor, ein Beweis, daß gegenüber den prinzipiell abfälligen Ansichten von Stowasser u. a. über die Entbehrlichkeit solcher Dispositionen doch auch von anderer Seite ein derartiges Hülfsmittel gar nicht als überflüssig angesehen wird. Der Umfang dieser neuen Auflage (die 2. Auflage war ein unveränderter Abdruck der ersten) ist gleich geblieben, doch hat Verf. für diese Auflage u. a. besonders den Küsterschen Kommentar zu Rate gezogen. Die von manchen Rezensenten erhobenen Bedenken gegen die Formulierung der Überschriften, der thematischen Auffassung mancher Oden und deren Gliederung haben den Verf. nicht zu Änderungen veranlassen können. Auch war der Raum zu enge, um da und dort etwa nötig scheinende Begründungen seiner Auffassung beizufügen.

32. G. Friedrich, Zur Geschichte der römischen Satire. Progr. Schweidnitz 1899. 13 S. 4.

Wenn Horaz behauptet (s. I 4, 1 ff.), die alte Komödie und der ihr folgende Lucilius hätten die Bekämpfung der mehr privaten Fehler (si quis erat dignus describi) als eigentliche Aufgabe verfolgt, so ist das falsch. Er sieht in Lucilius sein Vorbild und imputiert ihm daher und weiterhin der attischen Komödie sein eigenes Stoffgebiet, was lediglich eine Selbsttäuschung ist. Denn während Lucilius und die alte Komödie die Fehler der Menschen in ihrem Verhältnis zum Staat (*civium* vitia) geißeln, sieht es Horaz ab auf die vitia *hominum*, das politische Element fehlt. Quintilians Satz: *satira tota nostra* est besteht ganz zu Recht. Näherhin erörtert F. das Wesen der alten dramatischen satira, von der Livius VII 2, 5 spricht. Von ihr nahm Varro den Namen auch für die kunstmäßigeren, nur durch Schauspieler aufgeführten Bühnenspiele, neben denen die alte, volkstümliche satura immer fortbestand. Der s. I 10, 66 angeführte rudis et Graecis intacti

carminis auctor ist Ennius, wie übrigens auch L. Müller dargethan hat. Den Gedankengang der Stelle entwickelt F. eingehend. Zu v. 36 derselben Satire (Rheni luteum *caput* defingit etc.) sucht er zu beweisen, daß damit nur die Mündung des Rheins gemeint sein könne; zu iugulum passend sei das derbe, drastische *diffindit*, nicht defingit. Daß der dort genannte Alpinus identisch sei mit Furius Bibaculus, müsse festgehalten werden. Die auffallende Erscheinung aber, daß ein sonst nicht verächtlicher Dichter wie Furius hier von Horaz verspottet werde wegen einiger Geschmacklosigkeiten in seinem Epos pragmatia belli Gallici, wie es die Scholien citieren, sei nicht verwunderlich: Bibaculus ärgerte den Augustus durch seine Epigramme, dafür erlaubt sich Horaz, offenbar zur großen Freude des Augusteischen Kreises, die Ausfälle gegen einige mißlungenen Verse in dessen Epos, wenngleich dasselbe zu Ehren Cäsars verfaßt war. — Zu s. II 1, 48 (Canidia Albuci minitatur venenum) bemerkt F. mit Beiziehung von epod. 17, 60, daß Canidia, als sie von dem Gift des Albucius gehört habe, das sich so gut bewährte, keine Ruhe gehabt habe, bis sie sich dasselbe verschafft habe, wie sie es sich auch ein Vermögen habe kosten lassen, um die Zusammensetzung der pälignischen Säfte zu erfahren. — Daß s. II 3, 11 mit Platona der Philosoph gemeint sei, schließt F. auch daraus, daß der Charakter der Satiren des II. Buches, in denen Hor. nicht mehr unmittelbar zum Leser redet, sondern meist eine Person einführt, die sich ihrerseits mitteilt, durchaus übereinstimme mit den späteren Dialogen Platos, wo gleichfalls jemand zum Berichte des Hauptgesprächs veranlaßt wird. Die Technik im Phädon und Symposium sei z. B. ganz identisch mit der in s. II 8.

33. C. M. Francken, „Satira quidem tota nostra est.“ (Sylloge commentationum, quam obtulerunt philologi Batavi viro clarissimo Constantino Conto. Traiecti ad Rhenum. 6 S. 8.)

Der Kern der kleinen Abhandlung ist: Si sunt Romana ea, quae Romanorum ingenium referunt, ut quae maxime, satira pura puta Romana est; sin Romana non sunt, quorum fons et origo aliunde repetuntur, Satira ex dimidia parte Graeca est.

34. G. Schimmelpfeng, Erziehliche Horazlektüre. 2. erweiterte Auflage. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1899. 62 S. 8.

Die Schrift enthält eine Erweiterung des im Ilfelder Programm 1892 unter demselben Titel Gebotenen. Auch wenn es Verf. nicht ausdrücklich bemerkt hätte, ersieht man leicht, daß die mit liebevoller Hingabe an den Autor niedergeschriebenen Ausführungen ganz und gar aus der Schulpraxis hervorgegangen sind. Die zuerst gegebenen Inhaltsangaben von ep. I 1 und 2 übertreffen an Klarheit und Durchsichtigkeit Döderleins und Kießlings Gruppierungen. Die Übersetzungen von

ep. I 2, 7, 10 im Metrum des Originals sind gewandt. Der Hauptreiz der Schrift liegt aber in den Bearbeitungen der von Horaz behandelten oder kurz angedeuteten Fabeln. Sch. ist gerade diesem Punkte nachgegangen und hat 74 Stellen notiert, an denen Hor. auf Fabeln hindeutet oder hinzudeuten scheint. Ausführlich behandelt Hor. bekanntlich ja nur s. II 6, 79 ff. die Fabel von der Stadt- und Feldmaus. Eine Anzahl der 74 Andeutungen hat der Verf. durch Schüler in lateinischen Distichen bearbeiten lassen oder auch selbst bearbeitet und bietet hier solche zu c. I 16, 13—16; III 1, 16—21 (das Schwert des Damokles); c. IV 7, 56—68; c. IV 5, 17 ff.; s. I 14 ff.; s. I 1, 33 ff.; s. I 1, 54—58; s. I 1, 90; s. II 3, 314—320; ep. I 2, 40—43; ep. I 2, 54; ep. I, 2, 69; ep. I 10, 24; ep. I 10, 34—41; ep. I 14, 43; ep. I 16, 12; a. p. 139; 161—165. Sie zeugen durchweg von großer sprachlicher Gewandtheit und einer Darstellung, die Lessings Anforderungen an eine Fabel thunlichst gerecht zu werden sucht. Die im letzten Teil abgedruckten Ansprachen (S. 37—62) knüpfen an Horazische dicta an (s. I 1, ep. I 2), wenn auch manche nur die Disposition geben (z. B. zu c. s. 45—52; s. I 1, 86 f., c. III 16, 42 u. a.) Sch. giebt darin einen hübschen Nachtrag zu Weißenfels' geschätztem Büchlein (loci disputationis Horatianae). Die Ansprachen selbst zeigen, welch reicher Schatz und welch gesunde Kost in Horaz' Werken auch für den Erzieher gelegen ist.

35. E. Arens, In welcher Reihenfolge sollen wir die horazischen Gedichte lesen? Gymnasium 1897 No. 19 Sp. 649—654.

Verf. knüpft an die Forderung von Dettweiler (Didaktik und Methodik des lateinischen Unterrichts) an, wonach für die Lektüre des Horaz verlangt wird, daß sie gruppenweise nach Beziehungen zur Natur, zum Menschenleben und zur göttlichen Welt u. s. w. vorgenommen werden, ein Verlangen, das ja auch von anderer Seite schon oft erhoben wurde. Arens betont im Gegensatze hierzu, daß es nicht bloßer „Schlendrian“ ist, der eine solche gebundene Marschroute außer acht läßt und nach der alten Methode die Gedichte in der überlieferten Reihenfolge, wenigstens im großen und ganzen, verneint. Bei Dettweilers streng sachlicher Gruppierung gleichartiger Gedichte unterlaufe eine gewisse Langeweile für den Schüler, der sich längere Zeit mit den nämlichen oder doch nahezu gleichen Stoffen beschäftigen müsse. Ein lebendiger, bunter Wechsel wirke dagegen erfrischend. Pädagogisch sogar bedenklich erscheint ihm der Umstand, daß bei Dettweilers Forderung der Schüler die Kreuz und die Quer umhergeführt und von einem Buch zum andern immer wieder abgesprungen werden müsse; soll eine sachliche Gruppierung wirklich durchgeführt werden, so seien ohnehin, was Dettweiler nicht wolle, auch dazwischen Satiren und Episteln in die

Odenlektüre hereinzuziehen. Im übrigen sei die überlieferte Anordnung nicht willkürlich, sondern vom Dichter selbst getroffen. Auch lasse sich die gewünschte Übersicht auf andere Weise gewinnen, indem nach Absolvierung größerer Partien, etwa eines Buches der Oden, Zusammenfassungen stattfinden, die nach einheitlichen Gesichtspunkten, wie sie etwa Ribbeck im zweiten Band seiner Geschichte der römischen Dichtung hübsch skizziere, gruppiert wird. Auch sonst könne wohl hin und wieder einmal vor- und zurückgegriffen werden. So verbindet z. B. A. die Lektüre von c. I 28 mit c. I. 24; c. I 22 mit ep. I 10 u. ähnl. —

36. Über denselben Gegenstand spricht sich auch J. Kubik in seiner schon oben S. 88 erwähnten Schrift: Realerklärung und Anschauungsunterricht bei der Lektüre des Horaz (Wien 1899, 124 S. 8) aus. Er verlangt Zusammenstellung nach dem Inhalt wie Dettweiler und bezeichnet als die Gruppen (S. 6): I. Des Dichters persönliche Verhältnisse, II. Politische Oden, III. Welt- und Lebensanschauung (mit mehreren Unterabteilungen). Nach diesen Gruppen werden die Gedichte nun im einzelnen besprochen und zwar, wie auch Dettweiler verlangt, gesondert: Oden, Epoden, Satiren und Episteln. Bei jeder einzelnen Gruppe werden dann unter den Rubriken: Topographisches, Privatleben, Sakrales und Mythologisches, Kriegswesen, öffentliches Leben u. a. die Realien besprochen, so daß wir in der Schrift einen fortlaufenden, freilich nur auf die Sacherklärung beschränkten Kommentar der ausgewählten Gedichte haben. Nicht vermeiden ließ es sich dabei, daß immer wieder auf das, was unter demselben Stichwort früher gesagt war, verwiesen werden mußte und teilweise Wiederholungen nötig wurden. Dadurch ist der Gebrauch des Buches, das fortwährend Nachschlagungen mit sich bringt, selbst dann erschwert, wenn die Gedichte in der von K. gewünschten Reihenfolge gelesen werden. Geschieht letzteres aber nicht, dann erweist sich die Anordnung als noch unpraktischer. So werden z. B. S. 52 ff. die Gefäßtypen erwähnt: amphora, diota, cadi, craterae, cyathi, ciboria. Von demselben ist schon S. 11 die Rede, dann wieder S. 44, dann S. 96, dann S. 115. Eine andere Anordnung, die Gleichartiges zusammenhängend unter Heranziehung aller einzelnen Stellen behandelt und absolviert hätte, wäre hier allein sachgemäß. So hat auch Gemoll in seinem dasselbe Ziel verfolgenden Buche (Realien bei Horaz 1892—95, 4 Teile) den Stoff behandelt. Zu diesem Werke bietet nun, was das einzelne betrifft, Kubik wertvolle Ergänzungen. Weit eingehender als Gemoll werden die Anschauungsmittel beigezogen, die ja jetzt durch Seemann, Baumeister, Furtwängler-Urlichs, Oehler, Ziegler, Wagner-Kobilinski, Cybulski u. v. a. in ausgezeichneter Reproduktion vorliegen. Verfasser spricht vielfach auch aus eigener Anschauung infolge seines Aufenthalts in Italien, und so fehlt der Schrift

nicht eine gewisse Wärme. Daß das Gebotene alles im Unterrichte den Schülern mitzuteilen sei, ist wohl nicht seine Meinung. Eine übermäßige Betonung der Realien, die doch nur das „Körperliche“ und „Äußere“ eines Schriftwerkes betonen, würde entweder die viel wichtigere ästhetische Analyse beschränken müssen oder, wenn beides berücksichtigt würde, die Lektüre kaum vom Flecke kommen lassen. Zur früher wohl üblichen Praxis, den Autor als Substrat für allerhand mythologische und archäologische Exkurse zu benützen, mag niemand zurückkehren. Wenn z. B. zu c. II 17, 17 (Jovis tutela fulgens . .) gesagt ist (S. 18 f.), die Stelle verlange die Bemerkung, daß die Beschäftigung mit der Astrologie eine Modeliebhaberei jener Zeit war, so ist das ganz richtig, aber auch völlig ausreichend. Alles weitere aber, die Erwähnung von Ciceros Bearbeitung der Phaenomena des Aratos, Herbeiziehung der Georgica und Fasti, der hexametrischen Übersetzung des Aratos durch Germanikus, Erwähnung der μεγάλη σύνταξις des Ptolomaeus, des „Almagest“ im Mittelalter u. a. gehört nicht in den Unterricht. Daß bei Erwähnung der Molosserhunde ep. 6, 5 ff. die Mitteilung einiger Hundenamen aus griechischer Zeit interessant wäre, mag sein, zum Verständnis des Horaz trägt diese Mitteilung aber (S. 78) gar nichts bei. Ebenso entbehrlich ist eine genaue Kenntnis der näheren technischen Beschaffenheit der Geldkisten (S. 87), oder der Papiersorten im Altertum (S. 90, wozu dann später S. 114 die Ergänzung folgt, es habe im Altertum auch schon Packpapier gegeben), oder die Mitteilung, daß unter den Wirtsschildern in Rom auch solche „Zum Elefanten“, „Zum großen Adler“ u. a. gewesen seien.

Jedenfalls aber bietet die inhaltsreiche Schrift dem Leser ein willkommenes Repertoire, aus dem er für die Horazlektüre vielfache Anregung gewinnt. Wie Gemoll geht auch K. da und dort auf die Interpretation näher ein. Zur Ausführung über den Pergamenerfries (S. 63 f.) im Anschlusse an c. II 19, 21 ff. wäre Trendelenburgs abweichende Ansicht (s. unten No. 48) zu beachten gewesen.

37. Dorstewitz, Eine Horazrepetition in Oberprima. Progr. von Eisenberg. 1898. 14 S. 4.

Diese aus der Schulpraxis heraus entstandene und für die Behandlung dieses Dichters in der Schule sehr empfehlenswerte Arbeit zeigt, wie in den letzten Monaten der Oberprima nach Abschluß der Lektüre durch eine Gesamtrepetition eine klare Übersicht über Leben und Charakter, gesellschaftliche und politische Stellung, litterarische und ethische Bedeutung des Hor. gewonnen werden kann. Als Mittelpunkt nimmt er das politische und ethische Moment und gruppiert nun nach festen Gesichtspunkten die einzelnen Gedichte; Oden, Epoden,

Satiren und Episteln. Daß bei einer solchen Zusammenstellung des durch seine Welt- und Lebensanschauung modernsten aller antiken Autoren auch auf die ethische Seite unserer Jugend in fruchtbarster Weise eingewirkt werden kann, wird von D. am Schlusse gezeigt.

38. L. Eysert, Unsere Schulausgaben des Homer gegenüber der Konzentration im Unterrichte. Ztschr. f. ö. Gym. 1897. 3. Heft. S. 267 ff.

Stellt die Parallelen zwischen Homer und Horaz zusammen:

1. Il. VI 130 ff. (Das Schicksal des thrak. Königs Lykurgos) und Hor. c. II 19, 14 ff.
2. c. I 10, 17 und Odyss. 24, 1—4 (Hermes als ψυχοπομπός).
3. c. I 15 viele Reminiscenzen: v. 18 celerem sequi Ajacem und Il. XIV 520 ff.; v. 28 (Tydides melior patre) und Il. IV 405; v. 32 (non hoc pollicitus tuae) und Il. III 430 f.
4. c. II 14, 7 (illacrimabilem Plutona) und Il. IX 158.
5. c. III 3 (Zerstörung Trojas auf Laomedons Betrug zurückgeführt) und Il. XXI 446 ff.
6. c. IV 7, 21 und Od. XI 568—571.

39. J. Wagner, Kollation einer Horazhandschrift aus dem 12. Jahrhundert. Jahresber. des Privat-Gym. z. Kalksburg. S. 1—58. Wien 1896.

Die Handschrift stimmt meist mit 2 Pariser codices, nämlich Parisinus 7973 (cod. u) und Paris. 8213 (cod. v), über die O. Keller jetzt in der neuen Auflage der großen krit. Ausgabe (1899) p. 73 f. eingehender handelt.

40. G. Heraeus, Acronis commentarius in Horat. Rhein. Mus. N. F. 54, 1 p. 158 (1898).

Wie wichtig Acrons Scholien für die spätere Latinität sind, zeigt u. a. das zu ep. 12, 5 dort Gesagte: „dicit se nec putorem narium nec hircum ferre, quo illa laborabat. Ab hircorum enim foetore dicti sunt et olentes *titilli*.“ Über letzteres Wort war Hauthal noch nicht ganz im klaren; er meint wohl, es könne auch = axilla oder ala sein. Daß dies thatsächlich der Fall ist, zeigt H. aus dem noch jetzt im Tarentinischen und Neapolitanischen Dialekt vorkommenden Worte *tetellera*, wofür allerdings im sermo honestus mehr das Wort *ascella* üblich sei. Das letztere steht bei Acro zu ep. I 13, 12, wo Hauthal unnötig in *axilla* änderte.

41. S. Handel, De troporum apud Horatium usu. Pars prior: carmina. Progr. des Obergymnasiums in Brody 1896. 42 S. 8.

In der Einleitung kommt Verf. auf das Verhältnis des Horaz zu seinen griechischen Vorbildern zu reden. Dabei wäre neben Arnods, bekanntlich neuerdings von Fries wieder herausgegebenem Werkchen auch Knut Wintzells Arbeit De Hellenismo Horat. quaestio 1892 zu beachten gewesen. Die Tropen selbst gliedert H. folgendermaßen: I. Translatio und zwar A. Translationes quibus notiones ornatius exprimuntur et quasi depinguntur mit 2 Unterabteilungen. B. Metaphorae. II. Synecdochae mit 2 Unterabteilungen. III. Denominatio mit 3 Unterabteilungen.

Unter I A wird neben anderem auch registriert (S. 14): c. I 15, 15 carmina divides. Aber damit ist nicht gesagt, wodurch denn eine notio ornatius expressa entstanden sein soll. Um überhaupt hier von einem tropus zu reden, muß vor allem konstatiert werden, was *carmina dividere* eigentlich bedeutet. Bekanntlich gehen die Erklärungen darüber sehr auseinander. Zu dem leidigen undique decerptam fronti praeponere olivam (c. I 7, 7) giebt H. die Erklärung (p. 19): haec verba significant semper quavis occasione oblata Palladis laudes canere, quod oliva sacra Palladis arbor erat, quae festis diebus fronti eius circumdabatur. Das ist irrig. Denn es handelt sich sicherlich hier nicht um die Ehrung der Pallas, sondern um die der Stadt Athen, wie der ganze Zusammenhang verlangt. Daher haben denn auch manche Erklärer, wie neuerdings Fritsch und Röhl an frons *urbis* gedacht, andere erklären freilich fronti *suae.*

Neue Resultate bietet die Arbeit nicht; störend sind die zahlreichen Druckfehler.

b. Einzelne Stellen.

42. V. Ussani, Spigolature Oraziane. Torrino 1897, Loescher. 15 S. 8.

Verf. bespricht 15 Stellen, die er teilweise durch Konjekturen heilen zu können glaubt. Angeführt seien:

C. I 2, 22 quo gravius Persae melius *ferirent* (st. perirent). I 3, 22 wird *dissociabilis* erklärt: weil durch das Schiff die Wogen geteilt wurden; in derselben Ode interpungiert U. v. 26: Gens humana ruit per vetitum: nefas — eine sehr überflüssige Beifügung. c. I 23, 5—6 sei mit veris *inhorruit* adventus eine hübsche Bezeichnung des ersten Grüns gegeben, insofern über den vorher glatten Körper der Erde eine Art Schauer laufe, wenn das neue Leben sich hervordränge. Umgekehrt könnte eher von einem Schauer die Rede sein, wenn der Erde etwas genommen wird durch Absterben der Vegetation. c. III 30, 10—14 .. regnavit *populis rex* humilis potens Princeps. Dabei soll potens princeps

als Gegensatz dienen gegenüber dem humilis rex. *Qua* heiße: „auf dem Wege, auf welchem." Am seltsamsten aber ist der Vorschlag ep. II 3, 342 *Celsi praetereunt austera poemata Ramnes.* Hier soll *Celsi*, als abhängiger Genitiv zu poemata gehörig, Name eines Dichters sein und zwar, wie U. vermutet, des Albinovanus!

43. A. Teuber, Zur Auffassung der sogenannten Palinodia des Horaz (c. I 16). Zeitsch. f. d. Gymnasialwesen 1897. S. 798f.

c. I 16, 26 soll statt *dum* gelesen werden *tu*: Die angeredete junge Schöne habe nämlich die erwähnten criminosi iambi auf Horaz verfaßt, um die Liebeswerbungen des älteren, früh ergrauten und kahlköpfigen Dichters höhnisch zurückzuweisen. Nun sei der liebenswürdige Horaz weit entfernt, Gleiches mit Gleichem zu vergelten; im Gegenteil: in väterlichem Tone gebe er ihr den Rat, doch mit diesen von Zorn diktierten Versen abzulassen, er stelle sich großmütig, indem er darauf verzichte, Rache zu nehmen, lobe sie und auch ihre Mutter als schön (matre pulchra filia pulchrior) und entwaffne dadurch ihren Groll, um mit der Bitte zu schließen, die Schmähungen zurückzunehmen, seine Vorzüge anzuerkennen und ihn als Freund anzunehmen.

44. Ebenderselbe, Zu Horatius. c. I 20. Neue Jahrbb. f. d. klass. Altertum von Ilberg und Richter. 1899. 8. Heft S. 600.

Die Worte in der Schlußstrophe: *Tu bibes* uvam, mea nec Falernae u. s. w. sind bisher unverstanden und müssen es bleiben. Auch die ganze Ode ist bisher unrichtig aufgefaßt worden als eine Einladung an Maecenas. Wenn man aber das Scholion im Codex Divaei liest: Maecenas iturus in Apuliam mandavit Horatio, ut eum susciperet hospitio, so ist klar, daß die Ode ein Antwortschreiben ist auf die Ansage des Maecen und zwar in dem Sinn, daß auf Maecens Vorschriften über seine Bewirtung — er hatte nämlich scherzhaft den besten Tropfen Italiens verlangt — Bezug genommen wird. Mit leichter Änderung tritt das auch in der Strophe hervor. Es sei nämlich zu lesen:

Tu *iubes* uvam: mea nec Falernae u. s. w.

45. C. Wagener, Zu Horat. c. I 17, 9 (Neue Philol. Rundschau 1899. No. 10 S. 117ff.).

W. bringt für das von Bücheler in Schutz genommene handschriftliche *haediliae* im Sinn von „Zicklein", was einzig und allein richtig ist, auch einen Beleg aus dem 3. Bande des Corp. Gloss. lat. p. 432 37/38: αιριφος haedus
αιριφιον *haedilia.*

Der Genuswechsel bei dem Übergang von haedus in haedilia ist allerdings recht selten; aber wenn auch Analogien dafür noch nicht angeführt werden können, so ist doch das thatsächliche Vorkommen der Form haedilia nunmehr gesichert.

46. A. Frederking, Zu Hor. carm. II 6 (Septimi Gades . .) Rhein. Mus. 52, 3 S. 449 f.

Peerlkamps Konjektur v. 7 *domus* (für modus) ist unnötig. Inhalt und Zusammenhang der Ode wird auch dadurch nicht verständlich Der erste Teil erhält nur dadurch einen Zusammenhang und eine Beziehung zum zweiten, wenn auch im ersten, Tibur feiernden Teile von Horaz an eine Gemeinschaft mit dem Freunde gedacht ist, gerade wie das im zweiten geschieht in Bezug auf Tarent. Dies wird erreicht, wenn v. 7 die Überlieferung *modus* beibehalten wird, *lasso* aber nicht auf Horaz, sondern auf den angeredeten Septimius bezogen wird.

Eine solche Beziehung ist aber unmöglich nach dem Wortlaut. Nach den Worten sit *meae* sedes utinam senectae kann sit modus *lasso* nur auch auf Horaz gehen. Frederkings Auffassung würde ein *tibi* ganz notwendig erheischen.

47. E. Schweikert, Zu Horatius c. II 17, 25 ff. N. Jahrbb. 1896. 153/4 Bd. 12. H. S. 860.

Für *cum* populus . . crepuit hat Lachmann *cui* geändert. Der beiläufig eingefügte geschichtliche Bericht hat auch schon Orelli-Baiter-Hirschfelders Anstoß erregt als otiosa narratio. Alles wird einfach, wenn die Interpunktion geändert wird:

te Jovis . . tardavit alas: cum populus frequens . . ter crepuit
sonum, me truncus . . sustulerat, nisi Faunus . . . virorum.

48. A. Trendelenburg, Zu Hor. c. II 19, 21 ff. (Bericht der Berl. Arch. Gesellsch. in Wochenschr. für klass. Philol. 1898 No. 22 vom 25. Mai) p. 613 ff.

T. giebt eine von der bisherigen Auffassung abweichende Erklärung der sechsten Strophe. Bisher wurde angenommen, Bacchus habe in der Gestalt eines Löwen den Rhoetus bekämpft. Dies sei unmöglich, denn:

1. Da Rachen und Pranken des Löwen zum Packen und Halten, nicht zum Stoßen und Zurückschleudern geschaffen sind, müßte retorquere nicht in seiner eigentlichen Bedeutung, sondern bildlich genommen sein, so daß das Zurückstoßen zu einem „Zurückschrecken" würde.

2. Die Macht des Gottes erscheint nicht gesteigert, sondern gemindert, wenn er zur Bekämpfung eines Gegners seine Gestalt ab- und die eines schreckhaften Tieres anlegen muß.

3. Die Vorstellung des in einen Löwen verwandelten Gottes verwirrt den Leser, der nach der 2. Str. beim Gotte den Thyrsusstab erwartet.

4. Ein am Gigantenkampf als Löwe teilnehmender Bacchus ist in der bildenden Kunst unerhört. Das Tier des B. ist der Panther. Berufung auf Eurip. Bacch. 1017 ff. beweist nichts, da hier der Dichter nicht an eine Verwandlung des Gottes denke, wie der „vielhäuptige Drache“ und der „lodernde Löwe“ zeige.

Der Dichter hat vielmehr den Giganten mit Löwenrachen und Pranken ausgestattet. Die Ablative sind nicht ohne Härte mit Rhoetum zu verbinden, aber mit leichter Änderung von i in ē entsteht horribi*lem*que. Diese Konjektur wird dadurch besonders empfohlen, weil auf dem Fries des pergamenischen Altars in der That ein Gigant vorkommt (s. Archäol. Ztg. 1883 p. 87), der mit seinen Klauen und seinem Löwenkopf bei sonst menschlicher Bildung genau den Horazischen Worten entspricht (Abbildung auch Woch. f. kl. Phil. ibd. 1898 p. 615). Vielleicht kannte Hor. diese Figur aus seinen griechischen Reisen. Ob der von ihm Rhoetus genannte Löwengigant auch für die Gestalt im Fries den Namen abgiebt, ist fraglich. Bisher hieß letzterer nach Conzes Vorschlag Λέων. Vielleicht hat Hor. den Namen geändert, oder soll man fortanstatt Λέων den Namen Rhoetus substituieren?

In einem zweiten Vortrage (Archäol. Anzeiger 1898 S. 177) will T. beweisen, daß die Schilderung des Gigantenkampfes c. III 4 auf des Dichters Autopsie des Pergamenischen Frieses beruhe. Daß dieselbe aber auch auf litterarischen Quellen beruhen könne, wurde mit Recht dagegen betont.

49. Ch. Fr. Ernst Meyer, Philologische Miscellen. Progr. des Gym. zu Herford 1897. S. 5 und S. 20.

S. 5 wird die Erklärung von Nauck-Weißenfels verworfen, wonach in *utrumque nostrum incredibili modo consentit astrum* (c. II 17, 21) *nostrum* Genitiv sein soll. M. bringt mehrere Beispiele bei, aus denen geschlossen werden muß, daß es Nominativ ist. Wäre *nostrum* der Genitiv, so müßte es *utriusque* heißen st. *utrumque.*

S. 20 weist M. das Vierzeilengesetz Meinekes als unbegründet zurück. —

Weiterhin polemisiert er gegen Naucks Erklärung der „versus hypermetri, als werde dadurch ein Überschuß versinnlicht (c. II 16, 34; 2, 18; 3, 27; III 29, 35; IV 2, 22; c. s. 47). Thatsächlich bestehe ja gar kein Überschuß des Metrums, sondern eine so innige Verbindung zweier Verse, daß zwischen ihnen die Synalöphe zulässig ist.

50. H. Röhl, Zu griechischen und lateinischen Texten. Progr. des Gymn. zu Halberstadt 1897. S. 11 u. 12.

Zu Horaz werden folgende Konjekturen vorgeschlagen: c. III 7, 10 suspirare Chloen et *miseram intumis* (statt *miseram tuis*), s. I 4, 139 *includo* (statt *inludo*); ep. II 1, 188 *inlectos* (st. *incertos*).

51. A. Weidner, Miscellanea critica. Progr. des Gymn. Dortmund 1897. S. 3 und 4.

Die Vortrefflichkeit des cod. Blandinius vetustissimus glaubt W. besonders aus s. II 3, 300—304 erweisen zu können, wo in dem von V überlieferten *manibus portavit* das richtige *portabit* stecke, während die gewöhnliche Überlieferung *cum portat* falsch sei. Er liest also, indem er weiterhin noch *tum* in *cum* ändert:

> Quid, caput abscissum manibus *portabit* Agaue
> Gnati infelicis, sibi *cum* furiosa videtur?

Röhl hat diese Textänderung abgelehnt im Jahresbericht des philol. Vereins 1898 (XXIV S. 85), was zu einer Entgegnung Weidners führte in dessen *Altera Miscellanea critica* (Progr. v. Dortmund 1898 S. 6 f.). Hierauf hat dann Röhl nochmals eingehender seinen ablehnenden Standpunkt in dieser Frage im letzten Jahresbericht (1900) S. 59 f. gerechtfertigt. —

Weidners weitere Konjekturen sind: c. III 19, 24 *habili* (st. *habilis*), wozu dann *Lyco* in *Lyce* geändert werden soll, so daß der Sinn entsteht: „hören soll den tollen Lärm der neidische Lycus und die dem schwächlichen Alten benachbarte Lyce“. Dabei wäre ausdrücklich nur die bloße Nachbarschaft betont und es ginge eine Hauptpointe verloren, nämlich der an Wielands Schilderung von Gangolf und Rosette (Oberon VI) erinnernde Hinweis auf das Mißverhältnis zwischen dem alten grämlichen Lycus und dessen junger Frau; denn das ist sie durch die Bezeichnung seni Lyco non habilis. Ep. I 18, 11 liest W.: *qui* donat . . und faßt die Worte sed satis est orare Jovem im Sinne von *satis est votorum* ähnlich wie die Formel in s. I 1, 120. — s. II 6, 108 wird vorgeschlagen *vernilibus ipse* (statt: *verniliter ipsis*) ohne wesentliche Änderung des Sinnes.

52. P. Rasi, Über den Gebrauch von *turma* und *turba* bei Horaz. Bolletino di filolog. class. 12. (1898, Juni). Verf. kommt zu folgendem Ergebnis:

An den sicher überlieferten Stellen braucht H. *turbà* immer singularisch, *turma* immer pluralisch. Danach wird c. III 4, 43 und 47 zu beurteilen sein.

53. Derselbe spricht Berl. Ph. Wochenschr. 1898 No. 26 S. 830 ff. über c. III 8, 27 (*dona praesentis cape laetus horae ac*) und erklärt sich gegen *ac*. An den etwa 80 Stellen, wo Hor. überhaupt *ac* gebrauche, stehe es nie am Schlusse des Verses; ebensowenig bei Catull, während *et* sich so bei Hor. finde. Er schlägt vor *ac* wie *et* zu tilgen und hinter *horae* einen Doppelpunkt zu setzen; das Asyndeton hebe zugleich *linque severa* stärker hervor.

54. R. Biese, Zu Hor. c. III 2. Zeitschr. f. Gymn. 1898 S. 718 f.

Die bisherige Erklärung von virtus et fides, wie sie nach Mommsen zuletzt Kießling u. a. geben, kann nicht genügen. Die Ode muß nach B.s Ansicht mit der folgenden zusammengenommen werden. Die 3. Ode gipfelt in der Apotheose des Augustus. Durch die virtus hat er wie einst Hercules seine Versetzung unter die Himmlischen erlangt. Diese virtus ist nicht Mannestugend schlechtweg sondern die besondere des Caesar Augustus. Diese ist unabhängig von Wahltreibereien, erstrahlt im Ruhmesglanz, den er bei Actium sich erwarb. Durch sie herrscht er, unabhängig von der Gunst des Pöbels, durch sie erwirbt er die Unsterblichkeit. Aber auch dem gewöhnlichen Sterblichen winkt sein Lohn, wenn er treu verschwiegen die Geheimnisse der Mysterien bewahrt. Die fides ist also die fides silentii, die den Mysten auferlegt wurde, nicht die Amtsverschwiegenheit.

Hierzu giebt

55. F. Heidenhain in derselben Zeitschr. 1899 (Jahresbericht des Phil. Ver. S. 66—71) einen weiteren Beitrag. Er stimmt Biese darin bei, daß mit dem fidele silentium auf die den Mysten obliegende Pflicht des Schweigens hingewiesen werde, aber bestreitet, daß mit virtus repulsae nescia sordidae Augustus bezeichnet werden soll. Gerade den Zusatz repulsae nescia sordidae passe auf eine Mehrzahl Auserlesener, die sich im Waffendienst ausgezeichnet haben und auf Volksgunst verzichten. Einen noch höheren Preis für den Helden, als es die intaminati honores sind, bezeichnet dann weiterhin der Satz: recludens caelum negata tendit iter via. Die immeriti mori sind keine andern als die der Mysterien teilhaftig gewordenen. Der fromme Myste, der zugleich ein Held ist, wird zum Himmel emporsteigen und mit eilendem Fluge forteilen von den Durchschnittsmenschen und Unreinen. Dieser Hinweis auf den Lohn des frommen Helden nach dem Tode mußte aber schmerzliche Gefühle und die Frage nach dem, was ihnen zu teil werde, bei all denen erwecken, die zwar in ihrem Leben keine großen Kriegsthaten ausführen konnten, aber doch schon als Mysten und Fromme sich zu den immeriti mori rechneten. Sie tröstet Hor. mit der Ver-

sicherung: est et fideli tuta silentio merces. Hierbei betrachtet Heidenhain coetus vulgares als die Scharen der Toten, die, was sie hier oben gern getrieben, unten fortsetzen dürfen (parsque forum celebrant, pars imi tecta tyranni wie Ovid sagt); uda humus aber ist der πηλός oder βόρβορος, der Lehm und Schlamm, in dem die Ungeweihten und Unheiligen unten liegen müssen. —

56. Th. Plüß, Phidyle (c. III 23). N. Jahrbb. f. d. k. Alt. 1899. S. 498—507.

Im Anschlusse an eine Bemerkung von Wilamowitz (Aeschylos Orestie II S. 16 ff.) über Apollo als Hüter der sittlichen Reinheit, dem nicht Hekatomben sondern die Gabe des Armen am liebsten sei, wie die Ode an Phidyle beweise, untersucht Pl. die beim Neuplatoniker Porphyrios erzählten Geschichten, in denen Wilamowitz Kern und Quelle der Phidyle-Ode erblickt. Nicht vom Gegensatz zwischen dem frommen Armen und dem unfrommen Reichen ist bei Porphyrios die Rede, sondern vom einfachen Manne, der anspruchslos seine Opferpflicht erfüllt, während der Reiche leicht dazu kommt, den Opferdienst als Sport des Ehrgeizes zu behandeln. Auch in der betreffenden Ode ist von keinem Gegensatz die Rede zwischen dem gottwohlgefälligen Opfer eines schuldlosen Armen gegenüber dem kostbaren Opfer des Reichen. Phidyle ist überhaupt nicht arm, sie besitzt Reben, Saatfeld, Herden. Betont ist vielmehr im Eingang die Gewißheit des Erfolgs gewisser Gebete und ländlich einfacher Opfer, die dem Wesen der kleinen Götter entsprechen im Gegensatz zur umständlichen, peinlich strengen offiziellen Ritualität. Am Schlusse folgt der Erfahrungssatz: Wenn jemand irgend einmal ohne Leistungspflicht (immunis) geopfert habe, so habe er mit einem Schrot- oder Salzopfer die abgewandten Penaten ebensogut erweicht wie mit einem kostbaren Opfertier. Betont ist dabei die Immunität: jene opfernde Person war nicht irgendwie gesetzlich, amtlich, formell zu ihrer Leistung als einer öffentlichen oder offiziellen verpflichtet, sondern sie hat aus freiem persönlichen Willen gehandelt. Solche Opfer aber haben Erfolg. Penates aversi setzt nicht notwendig eine eigene Verschuldung voraus, das Opfer kann ja auch da, wo ein Unheil befürchtet wird, zum voraus aus Vorsicht dargebracht werden. Der immunis bei Hor. opfert auch in glücklichen Zeiten und wenn es nicht im Opferkalender steht.

Als eigentliche Quelle kann keine der von Wilamowitz angeführten griechischen Erzählungen angesehen werden. „Vielmehr ist Zug für Zug echt italisch, latinisch, römisch,“ so der Penatenkult, der konkrete irdische Zweck des Opfers, der seine reelle Gegenleistung mit Sicherheit von den Göttern erwartet, und die Pontifices.

57. Ebenderselbe, Die 16. Epode des Horatius. N. Jahrb. 1897. 1. Heft. S. 73—80.

Verf. sieht in dem Gedicht eine Reihe von Widersprüchen. Schon die metrische Form, eine Verbindung des dakt. Hexameters mit den jambischen Hexapodien enthalte eine starke Ungleichheit der Rhythmik; der Jambus, dieser Kampfvers, passe mehr für archilochischen Spott als für eine Elegie. Inhaltlich aber findet P. besonders den Vorschlag zur Flucht widerspruchsvoll: Die Not der Zeit bestehe darin, daß Rom sich selber verderbe durch den Bürgerkrieg, ihr soll die Bürgerschaft entgehen. Andererseits beschleunige sie aber geradezu das Verderben, indem sie vor den Barbaren fliehe und die Heimat verfluche. Ferner spreche die Flucht übers Meer von sonderbarem Römersinn. Ohnehin gelte sie nicht dem gefährdeten Gemeinwohl aller, sondern egoistisch nur eventuell dem Wohle eines Teiles (melior pars) — Die Worte forte . . v. 15 f. heißen: „zufällig einmal sucht und forscht ihr, was etwa allen insgemein helfe, oder wenigstens (sucht ihr) in euerm bessern Teil vor den bösen Nöten beschützt zu sein" —. Der Phokäerschwur sei geradezu parodiert und ins Absurde verzerrt. Zur Heimkehr sollen sie sich entschließen, wenn der Po die Höhen des südlichen Italiens umspült, d. h. wenn die Heimat nicht mehr da ist. Weiterhin sei das Ziel der Fahrt, Ackerfluren, gewiß dem Stadtrömer wenig verlockend. Die Erwähnung des Bärs, der von Vipern aufschwellende Boden scheine Hyperbel und nicht ernst zu nehmen; die Charakterisierung der Medea, Argonauten, Phöniker und des Odysseus erinnere mehr an Satire als an Elegie. Der stärkste Widerspruch folge am Schlusse, indem die impia aetas sich selbst meine mit piae genti (63).

Eine Lösung der Widersprüche erhalte man, wenn man entsprechend der epodenhaften Kampfpoesie im Gedicht einen leidenschaftlichen Angriff sehe, einen Kontrast zwischen der äußerlich angenommenen, bloß scheinbaren und der eigentlichen inneren Empfindung sehe: Die Klage und der patriotische Zorn werde am Anfang einem Redner in den Mund gelegt, der mit seiner Ankündigung des Untergangs nur die Bürgerschaft auf die Probe stellen wolle. Die Einführung des Vorschlags forte quid etc. sei ein Spott auf die Indolenz und den Egoismus auch „der Bessern"; der Vorschlag, Rom zu verfluchen, sei ein Hohn auf das, was man thatsächlich für Rom thut oder nicht thut; die Flucht und der Schwur gegen die Heimkehr sei ein Hohn auf die selbstsüchtige Anhänglichkeit an den Boden Italiens, die Verheißung des Ackerlands eine Ironie gegen die faule Gewöhnung an das Leben der Großstadt; die Schilderung des goldenen Glückes eine Parodie bekannter Vorstellungen.

Wie ep. 2 die Schwärmerei für das in den Georg. des Vergil verherrlichte Landleben graziös und schelmisch parodiere, so auch eine

ähnliche Parodie hier. V. 51 *vespertinus* circumgemit ursus ovile erinnere an Verg. Georg. III 537 f.: lupus . . ovilia circum . . nocturnus obambulat. Die Entstehung falle in die Zeit, als Octavianus auch sicherheitshalber den vornehmsten Teil des Senatoren- und Ritterstandes nach Brundisium und Actium mußte kommen lassen, und als der senatorische Adel, der gegenüber dem Ritterstande den Grundbesitz und die Hauptstadt repräsentierte, den Vertreter des Octavian, Maecenas, seine Mißachtung fühlen ließ, etwa 31/30. „Da mag man in Rom über den endlosen Bürgerkrieg geklagt haben, während Octavian denselben eben beendigen wollte. Da könnten auch die verschuldeten Grundbesitzer, die sich immer mehr in die Hauptstadt drängten, die Verderbnis der Zeit auch für die elementaren Nöte und Sorgen verantwortlich gemacht haben. Dann würde ep. 16 mit ep. 1 und 9 in eine Reihe kommen." Richtig habe Bentley alle Epoden 32/31 angesetzt.

58. Fr. Schöll, Die Säkularfeier des Augustus und das Festgedicht des Horaz. Deutsche Rundschau, 1897. Januarheft. S. 54—71.

Wenn wir den für eine belletristische Zeitschrift verfaßten Aufsatz auch hier erwähnen, so geschieht dies mit Rücksicht auf seine zu all den schwebenden Fragen Stellung nehmenden, überall den gelehrten Kenner des Altertums und besonders auch der Horazlitteratur verratenden Ausführungen. Anknüpfend an die ziemlich zahlreichen Publikationen über den im Jahre 1890 gemachten römischen Fund und dessen Bedeutung spricht Sch. zuerst von den älteren Säkularfeiern. Daß Horaz an dem für die Feier des Jahres 17 eigens bearbeiteten sibyllinischen Orakel selbst beteiligt gewesen sei, wie jüngst G. Friedrich meinte, ist nach Sch. ganz ausgeschlossen. Die Feier selbst wird dann nach dem aufgefundenen Protokoll besprochen und das carmen saeculare selbst im Originalmetrum übersetzt. Dabei lehnt Sch. alle die Versuche einer Gliederung in Gesamt- und Halbchöre, Dichorien und Trichorien, überhaupt jeden amoebäischen Gesangsvortrag rundweg von der Hand, da nirgends davon etwas überliefert sei. „Der Dichter spricht in allem durch die Gesamtheit als Vertreter der Gesamtheit." Mommsens Tadel, daß die beiden Götterreihen, die unterirdischen und die überirdischen, in aufgelöster Folge genannt seien, wird ebenso wie seine Prozessionshypothese als unbegründet bezeichnet. Das imposante Schlußstück der am dritten und Hauptfesttag dem Apollo und der Diana geltenden Feier, die Festkantate, spielte erst auf dem Palatin, dann wurde es auf dem Kapitol (eodem modo in Capitolio) wiederholt. Als unbegreiflich bezeichnet es Sch., wie Vahlen den v. 9 genannten Sonnengott (Sol) von Phoebus (in v. 1) trennen will, entgegen der aus-

drücklichen Gleichstellung im Sibyllenorakel und der entsprechenden Gleichstellung Luna-Diana in Strophe 9, sowie trotz des auf beide Gottheiten bezüglichen Ausdruckes „lichte Himmelszier“ (lucidum caeli sidus) gleich im Eingange.

59. A. Cartault: Sur Horace épode 9, 19—20 (Revue de philol. XXIII 3. Juillet 1899.

Portu latent puppes sinistrorsum citae beziehe sich auf die Stellung der Flotte des Antonius vor der Schlacht in einer für den in den Golf von Ambracia Einfahrenden links befindlichen langen und engen Bai.

60. Ebenderselbe schlug (Revue de phil. XXI 2 S. 115 ff.) zu s. I 6, 14 vor: *negante* statt *notante*.

Auch vermutet er s. I 10, 27 *patrisque, latine* statt *patrisque Latini*.

61. J. Šuman, Zur Erklärung von Hor. s. I 4, 81—85. (Ztsch. f. öst. Gym. 1897, 48. Jahrg. Heft 6.)

Die Worte *Absentem qui rodit* . . . bis *caveto* gehören nicht dem Dichter (L. Müller), sondern dem Gegner, was näher begründet wird. Der Begriff *niger* wird nachher (v. 91 und 100) von Horaz richtig gestellt, gegenüber dem vom Gegner (v. 85) vorgetragenen Begriff dieses Wortes. Die Worte hic niger est, hunc tu Romane caveto (85) sind jedoch nur eine Variation zu den Worten v. 34: Foenum habet in cornu, longe fuge und gehören dem Gegner.

62. H. Düntzer, Eine Reisesatire und eine Reiseepistel des Horaz: Philologus Bd. 55, 1896. S. 416—432.

Die Zusammenstellung zweier vielfach sonst verschiedener Gedichte, nämlich von s. I 5 (Reise nach Brundisium) und ep. I 15 ist nach D. berechtigt durch dieselbe heitere Behaglichkeit, die in beiden atme. Eine genaue Betrachtung der Einzelheiten deckt dies näher auf. Mit Unrecht hat Lehrs den Schluß von s. I 5 bemängelt, als ob *est* zu streichen sei. Auch Orellis Ansicht, wonach Horaz gefürchtet habe, durch eine Beschreibung der Erlebnisse in Brundisium selbst und auf der Rückkehr die Leser zu langweilen, ist verfehlt. Absolut ferne habe eine derartige Ausführung dem Dichter gelegen, der nur den mit den Freunden gemachten Ausflug im Auge gehabt habe. Während hier überall die heitere Lust des mit den vertrautesten Freunden das Glück eines frohen Lebens genießenden Jünglings hervortrete, komme in ep. I 15 die gelassene, sich behaglich ergehende Ruhe des Mannes zum Ausdruck, der über die Unbequemlichkeit, daß er diesmal nicht

das gewohnte Baiae im Sommer besuchen, sondern im Winter ein Seebad benutzen solle, in heiterem, ungebundenem Gesprächston spotte. Lehrs hat diesen Brief nach D.s Ansicht ganz und gar mißverstanden, wenn er hier überall Lücken und Interpolationen wittere. Allerdings kommen Anakoluthe vor, aber ganz im Sinne des plaudernden Dichters, der von den sich immer wieder aufdrängenden Bemerkungen fortgerissen werde. Die Ausstellungen von Lehrs werden dann sämtlich zurückgewiesen; der kurze Brief sei vielmehr ein Meisterstück in seiner Art. Die Abfassung setzt D. ins Jahr 23 v. Ch.

63. Th. Mommsen, Der Tribun Tillius. (Hermes XXXIII S. 665—667.)

Der s. I 6, 24 erwähnte Tillius ist nicht, wie gewöhnlich angenommen, der Cäsarmörder L. Tillius Cimber, von dessen Restituierung nach der Schlacht von Philippi absolut nichts bekannt ist; ebensowenig muß der depositus clavus, der dort erwähnt ist, auf die Ausstoßung aus dem Senate bezogen werden. Vielmehr scheint dieser clavus depositus die Knabentracht zu sein und das folgende clavum sumere auf die Ämterlaufbahn zu gehen, insofern jeder, der diese Laufbahn einschlug, den latus clavus zu führen berechtigt war. So hat der Dichter also den Purpur des Knaben und den des auf Avancement dienenden jungen Mannes in der Weise zusammengestellt, daß auf das Abzeichen des letzteren der Accent gelegt wird. Der tribunus ist dann nicht der Volkstribun, sondern der tribunus militum laticlavius oder, wie er auch heißt, der tribunus honores petiturus. Daß Tillius als Sohn eines Senators das Abzeichen trug, ist deshalb nicht wahrscheinlich, weil für einen solchen die Ämterlaufbahn die Regel war und der Dichter einen Mann braucht, den gar nichts nötigt, aus dem Privatstande herauszutreten.

64. J. Samuelsson, „Ultra non etiam silere“ quid significat? Aus Eranos vol. III. Sonderabdruck. 10 S. 8.

Daß die bisherigen Erklärungen von s. II 5, 90 ff.: Difficilem et morosum offendet garrulus; *ultra non etiam sileas* ihr Mißliches haben, ist ohne weiteres zuzugeben; der von den Erklärern angenommene Gebrauch von *ultra* im Sinne von ultra quam fas est, die Bedeutung von *etiam*, *ne* statt *non* — alles das kann, wie S. ausführt, nicht recht befriedigen. Er schlägt eine originelle Interpretation vor: Difficilem et morosum offendet garrulus: ultra *non etiam* sileas = „einen der knittlig, schwer im Reden zu befriedigen und wählerisch ist, wird ein Schwätzer ärgern: daher schweige außer Ja und Nein!“ Für *Non* = „Nein“ bei Antworten wie für *etiam* = „Ja“ bringt S. ziemlich viel Belege.

Allein zwei Bedenken bleiben bestehen: erstens ein formelles, insofern für die asyndetische Verbindung von non etiam im vorgeschlagenen Sinne kein Beispiel angeführt werden kann; außerdem aber verlangt der Sinn eine solche Schweigsamkeit, die nur Ja und Nein sagt, keineswegs. „Nicht zu viel und nicht zu wenig“: Neu desis operae neve immoderatus abundes lautet die ausdrückliche Weisung. Mit dem folgenden Vergleiche: Davus sis comicus atque stes capite obstipo, multum similis metuenti ist nicht so sehr die Wortkargheit bezeichnet, die ja, wenn sie sich nur in Schweigsamkeit oder höchstens in Ja und Nein äußert, geradezu unangenehm werden kann, als die unbedingte Ergebenheit und Fügsamkeit. Diese letztere äußert sich im vorliegenden Falle sogar durch eine bisweilen wortreiche Lobhudelei, wie sie v. 96 ff. empfohlen wird.

65. J. B. Kan, ad Horati Sat. II 5, 103 et 104. Berl. Phil. Wochenschr. 1898 N. 52 Sp. 1628—1631.

Die Erklärungen der Worte: Sparge subinde et, si paulum potes, illacrimare; est Gaudia prodentem voltum celare werden der Reihe nach besprochen und als ungenügend bezeichnet. Besonders betont K., daß *sparge* die ihm gewöhnlich beigelegte Bedeutung = interserere oder dicere nirgends habe, wenn nicht ein entsprechendes Objekt (voces, nomen u. ähnl.) beigefügt sei. K. vermutet daher: Sparge subinde, et si paullum poteris, lacrimas: scis Gaudia prodentem voltum celare. Tiresias wolle sagen: „Du verstehst es nicht nur in Worten, sondern auch durch Thränen so trefflich Trauer zu heucheln, daß man nicht einmal merkt, daß Du Dich innerlich freust.“

66. G. Hähnel, Bemerkungen zu ep. I 1, 60. 61. Zeitsch. f. Gymnasialwesen. 1899. S. 735 f.

H. will einen Beitrag zur pädagogischen Ausbeute des Dichters geben, indem er darauf hinweist, wie die Stelle hic murus aheneus esto: nil conscire sibi, nulla pallescere culpa in schwerer Zeit hervorragenden, weltgeschichtlichen Persönlichkeiten zur Richtschnur ihres Handelns und Leidens gedient haben, wie Jan de Witt 1659. Die Stelle wurde auch von einem vertrauten Freunde Friedrichs d. G. citiert, als dieser vom Fluchtversuch des Kronprinzen 1730 hörte. Auf ähnliche in kritischer Zeit gebrauchte Horazcitate weist übrigens auch Menge hin in seiner Ausgabe des Horaz (Vorwort p. VIII).

67. K. Fulda, Nil admirari. Betrachtungen und Erläuterungen zu Hor. ep. I 6. Progr. von Herford 1899. 16 S. 4.

Verf. giebt eine eindringende philosophische Erörterung des vielfach mißverstandenen oder einseitig gefaßten Nil admirari. „An-

staunen" heißt sich von einem rein äußerlichen Eindrucke hinreißen lassen. Horaz fordert mit seiner Abweisung des admirari keine Gleichgültigkeit, sondern vielmehr eine ganz energische Aktivität, die in einer durchdringenden kritischen Betrachtung und Prüfung der Dinge besteht. In nil *admirari* liegt also zweierlei: 1. kein Unerkanntes, das unsere Augen fesselt, ohne weiteres gelten lassen und 2. alles sorgfältig prüfen. So erweist sich der Satz als Grundlage für alle wissenschaftliche Thätigkeit, besonders aber für die Würdigung der Güter und Übel des Lebens, aus denen nach allgemeiner Ansicht Glück und Unglück sich für die Menschen zusammensetzt. Da nun aber ganz unzweifelhaft das Glück nichts anderes ist als Gemütsruhe, so müsse eben diese Gemütsruhe der Prüfstein sein, an dem Glück und Unglück zu messen seien. Nur wer sie besitzt, ist glücklich. Gemütsruhe aber ist etwas in uns, während die äußeren Güter außer uns sind; in ihnen kann also das Glück nicht enthalten sein. Wer sie daher anstaunt, das Glück in sie verlegt, urteilt falsch. Er geht in dieser verkehrten Vorstellung der irdischen Güter unter und wird von ihr beherrscht, so daß sich das Anstaunen als eine Hetzjagd nach Geld, Genuß u. s. w. ergiebt. Das Gegenteil davon ist aber nicht Entsagung und Weltflucht, sondern nur Mäßigung. Zwischen sunt qui (v. 4) und quid censes (v. 5) ist nach F. kein Schluß a maiore ad minus, der Sinn also nicht, wie gewöhnlich angenommen wird: „um wie viel sollten wir" u. s. w., sondern der Gedanke ist: „Da die Himmelserscheinungen nach bestimmten Gesetzen verlaufen, so erregen sie bei allen Gebildeten keinerlei Schauder und Staunen. Was meinst Du dagegen von den Spenden der Erde? u. s. w." Mit qui timet (v. 9), das sich gar nicht an die vorhergehenden Fragen anschließe, beginne eine neue Auseinandersetzung über das admirari: ein Anstaunender ist in Beziehung auf die irdischen Güter derjenige, der sie begehrt, ebenso aber auch derjenige, der ihr Gegenteil fürchtet. Und weiterhin: Wer die irdischen Güter anstaunt (in dem eben fixierten doppelten Sinn), der leidet in allen Lagen an maßloser Erregung der Seele, dem Gegenteil der Gemütsruhe. In einem Exkurs verbreitet sich der Verf. dann noch über improvisa species (v. 11), worunter weder das plötzliche Eintreten des Erwarteten, noch das Eintreten von etwas Unerwartetem gemeint sein könne. Providere müsse im philosophischen Sinne verstanden werden = vorbeugen, indem man mit vorausschauendem Blicke allen Eventualitäten der Zukunft in gefaßter Ruhe entgegensieht. Also sei improvisa species zu übersetzen: eine Erscheinung, auf die man sich vorher nicht gefaßt gemacht hat, die also, ob sie Gutes oder Böses bringe, den Fürchtenden gerade so wie den Begehrenden in gleicher Weise (simul = pariter) außer Fassung bringe.

68. W. Gemoll, Kritische Bemerkungen zu lateinischen Schriftstellern. II. Progr. von Liegnitz 1898. 32 S. 8.

Die offenbare Ähnlichkeit zwischen Hor. ep. I 1, 156 und Livius 34, 4, 3 kann nicht erklärt werden durch Herkunft aus einer gemeinsamen Quelle; daher bleibt nur die Annahme, daß Livius den Horaz nachgeahmt hat. Gegen Hertz und Hartmann, die eine solche Abhängigkeit leugnen, giebt der kenntnisreiche Horazforscher eine Zusammenstellung der bei Livius nachweisbaren Reminiszenzen an Horaz (S. 13—19).

69. R. Heinze, Zu Horaz' Briefen. Hermes XXXIII 1898. S. 423—491.

Verfasser bespricht eine Reihe von Stellen, worin er von Kießling, dessen Ausgabe er in den letzten Jahren besorgte, abweicht.

I 1, 4 ff. beziehe sich der Vergleich mit Veianius nicht auf das Alter des Gladiators und des Dichters, sondern auf die Abneigung, von der Gunst des Publikums (exorare populum) abhängig zu sein. Dagegen läßt sich aber anführen, daß Horaz von der Gunst oder Ungunst des Publikums so hoch nicht dachte, daß er aus Furcht vor der letzteren etwa die lyrische Poesie nicht wieder hätte aufnehmen wollen. Ohnehin war sein Ruhm bei den nach seiner Ansicht maßgebenden Kreisen völlig gesichert, wie der von Selbstgefühl und Dichterstolz getragene Epilog c. III 30 (auch IV 3 ganz ähnlich) zeigt. Daß es aber nur das Alter und die dadurch hervorgerufene ruhige, ernstere, leidenschaftslosere Stimmung ist, sagt er auch c. IV 1 (non sum qualis eram bonae sub regno Cinarae). An unserer Stelle ist für Verzicht auf bisher geleistete Thätigkeit nur das Alter maßgebend, bei dem alternden Dichter, beim alternden Renner (solve senescentem equum), auch dem alten Fechter. — ib. 32 wird *est* jetzt ganz richtig im Sinne von licet verstanden. — Ebenso tritt Heinze 2, 9 (quid Paris? ut salvus . . .) jetzt der Auffassung der meisten Erklärer bei. — Ob 2, 29 mit *sponsi* Penelopae, das die meisten im Sinne von μνηστῆρες nehmen, geradezu angedeutet werden soll, daß sie sich nicht erst als „Freier", sondern bereits als „Verlobte" ansehen, insofern sie thun, als wären sie das, und hätten gar nicht nötig, sich erst zu bewerben, mag dahingestellt bleiben. *sponsus* wird auch sonst im Sinne von Freier gebraucht, und der Scholiast hat darunter lediglich nur die amatores verstanden. — ib. 68 wird *melioribus* jetzt, was zu billigen ist, als mascul. verstanden. I 4, 1 ist candidus = „aufrichtig, ohne Hinterhalt". Da die am Schlusse des Briefes folgende Erwähnung Epikurs die einzige ist bei Hor., so sieht der Verf. darin einen Beweis für die echt römische Sinnesweise des Dichters, die besonders unter dem Einflusse des mit Reformge-

danken sich tragenden Augustus dem hedonistischen Lebensprinzip abhold war. — I 5, 2 *holus omne* nicht „allerhand Gemüse" sondern wie L. Müller: „das ganze Gemüse" = „die ganze Mahlzeit". — I 6 hat nicht wie Krüger will, als Thema die Empfehlung der Tugend, sondern die richtige Schätzung der Dinge. v. 51 faßt *pondera* = „Schrittsteine", welche Bedeutung nun auch gesichert ist durch C. I. L. I 570, worauf Olcott im American Journal of Phil. XVI 79 aufmerksam machte. — I 7, 21 *pro laude merentis* ist hier = pro tua merita laude. — Mit *locupletem* (v. 15), cuncta resigno (34) und donata reponere (39) denkt H. nicht daran, dem Maecenas sein Landgut wieder herausgeben zu müssen; vielmehr geht cuncta auf das Leben in Rom und die damit verbundenen Annehmlichkeiten: Verkehr mit den Großen, Teilnahme an allem Bedeutenden, das sich dort begiebt. Darauf kann er verzichten und wird es thun, wie sich auch Maecenas zu ihm in Zukunft stellen mag. — Über die Stelle in I 10, 15 est ubi plus tepeant hiemes s. oben bei der Besprechung der Ausgabe der Briefe (N 19). Das am Schlusse der Epistel stehende *dictabam* habe eine eigene Pointe, insofern der in epikureischem dolce far niente hingestreckte Dichter sich nicht einmal die Mühe mache, selbst zu schreiben, sondern schreiben lasse. — Für die Bedeutung von *maris arbiter* = ein das Meer beherrschender Küstenpunkt bringt Verf. Belege aus Ausonius, Ovid, Seneca. — I 12, 1 sind *fructus* nicht Tantiemen oder Dividenden, sondern lediglich der Unterhalt im Essen und Trinken. — v. 28 ist bei genibus minor zu denken: genibus Caesaris. — I 13, 8 bedeutet *impingere* nicht bloß ein Abstreifen der Packsättel durch Anstoßen an einem Baum oder Thürpfosten, sondern es ist „ins Gesicht werfen" oder „hinschleudern". — ib. 11 ist *victor propositi* nicht = ἐγκρατής, sondern „der sein Vorhaben erreicht hat", analog *victor belli*. — I 14, 26 ist *et tamen* nicht in adversativer Bedeutung gebraucht, sondern = „und abgesehen von dem Zuletztgesagten". Der Kern des Briefes ist das Selbstbekenntnis, daß dem Dichter noch ein Dorn im Gemüt haftet und er sich selbst daher nicht mit Vorwürfen verschont, weil er das mirari noch nicht überwunden hat, gerade wie sein vilicus. — I 15, 10 ff. wird *stomachosus* mit *laeva habena* eng verbunden nach Analogie von maestus, tristis aliqua re. Der Reiter ist ärgerlich über den linken Flügel, weil er ihm Mühe macht, indem er kräftig gezogen sein will. Letzteres ist aber notwendig, weil das Pferd nach rechts gehen will. Das folgende *sed* . . . heißt dann: „freilich, hören wird das Pferd nicht auf die Worte, sondern nur auf die Zügel". Für sed = „freilich, übrigens" bringt H. Beispiele. — I 16, 56 ist in *pacto isto* keine Wiederaufnahme des *cum surripis unum*, wie Kießling u. a. meinten, sondern eine Beschränkung enthalten = „so wie Du (der angeredete Sklave)

denkst und handelst". — I 17, 39 *quod quaerimus* ist „der Gegenstand unserer Untersuchung", was hier nicht die virtus ist, wie Kießling meinte, sondern was v. 15 deutlich als Thema bezeichnet wird: utrius horum (sc. Diogenis et Aristippi) verba probes et facta, doce, vel iunior audi cur sit Aristippi potior sententia. Das vorangehende hic ist also = „in dieser Frage und ihrer Beantwortung". — I 18, 72 *non . . ulceret* ist von Kießling als Conj. potent. gefaßt worden, es ist aber damit ein gemildertes Verbot eingeleitet (s. Obbarius, Zeitschr. f. Gymn. 4, 543). Was den Sinn angeht, so liegt kein Nachdruck auf *parvo*, denn Lollius will überhaupt keine Geschenke von seinem potens amicus annehmen, um nicht in den Verdacht zu kommen, als habe er um solcher Vorteile willen das Freundschaftsverhältnis eingegangen. — ib. v. 98 ist das *semper inops cupido* beisammen zu lassen. Die aufgeworfenen Fragen selbst aber sind lediglich Fragen der Selbstprüfung. — I 19, 26 zu *ac ne me foliis ideo brevioribus ornes quod timui mutare modos et carminis artem* meint Heinze, Horaz weise den Vorwurf zurück, daß die Stoffe seiner Epoden überwiegend nicht solche seien, wie sie nach Archilochus' Vorgange dem Gesetze der Jambenpoesie für entsprechend galten.

70. K. Welzhofer, Die ars poetica des Horaz. Kritisch-exegetische Untersuchung. 1898, Straubing. 64 S. 8.

Die von Birt ausgesprochene Behauptung, daß der Archetypus der ars poetica 17 zeiligen Seiten gehabt habe, hat den Verf. zur vorliegenden sorgfältigen Untersuchung dieses umstrittensten Horazischen Werkes veranlaßt. Von den zahlreichen Vorarbeiten, durch die es galt sich hindurchzuwinden, war es besonders Weckleins Schrift (s. Jahresber. 1893—96 N. 121), die durch besonnene Kritik und überzeugende Beweisführung für den Verf. von hohem Werte war, und der er auch, was das Urteil über Komposition, Quellen und Inhaltsangabe der ars p. angeht, am nächsten kommt.

Die von Aristoteles für das Drama aufgestellten 6 Gesichtspunkte μῦθος, ἤθη, διάνοια, λέξις, ὄψις und μελοποιία finden sich nicht nur in der ars poet., sondern sie machen ausschließlich den ersten Hauptteil derselben aus. In einzelnen Punkten weicht W. von Wecklein ab, so z. B. hinsichtlich der Auffassung von v. 119—152, in denen Wecklein die inventio erblickte, während der Verf. darin lediglich das ἦθος und zwar a) als Wahrung des Charakters der Personen (119—135) und b) als Wahrung des Charakters der ganzen Dichtung und ihrer Teile (136—152) dargestellt sieht. Die fast allgemein beliebte Umstellung der Verse 45 und 46 ist nach W. unnötig; in v. 72—119 sind λέξις und ἦθος innig vereinigt und in 2 Partien (λέξις παθητική und λ. ἠθική) abgehandelt. Der am meisten problematische Passus vom Satyrspiel

(220—250) ist kein Übergang (Wecklein), sondern eine zu ἦθος und λέξις gehörige Darlegung, weshalb dieser Passus vor v. 86 seine Stelle haben müsse. Hinsichtlich der Tendenz von 251—274 und 275—294 stimmt Verf. mit Wecklein überein; für die Partie 295—318 liegt das Thema im Begriffe sapientia, nicht, wie Krüger meine, in den Versen 306—308; letztere Verse bilden auch keine propositio (Wecklein) für den 2. Teil der Dichtung, sondern enthalten das Programm des dichterischen Lebens des Horaz oder die Gesichtspunkte, nach denen er sein poetisches Testament entwerfen konnte und wirklich entworfen hat.

Die vom Verf. aufgestellte Gedankenreihe macht verschiedene Umstellungen notwendig, aber damit komme man recht eigentlich erst zum Archetypus, so daß die Umstellungen selbst durch diese Reproduktion der Horazischen Urschrift ihre eklatante Bestätigung erhielten. Es zeige sich nämlich, daß die Verse der einzelnen Gruppen 17 oder eine durch 17 teilbare Zahl umfaßten. Wenn nun auch Horaz selbst den Abschnitten diese Zahl gegeben habe, so sei doch naheliegend, daß auch ein aufmerksamer Leser diese Beobachtung gemacht und den Wunsch gehabt habe, eine Handschrift zu besitzen, die jener Thatsache Rechnung trüge. So reproduziert nun W. diesen Archetypus, der wohl, wie S. 50 ausgeführt ist, aus Papyrus war und unschwer in seinen Teilen losgelöst werden und in Unordnung geraten konnte: die so entstandenen Teile sind:

1. S. 1—5 (v. 1—85),
2. S. 14 u. 15 (v. 217—250),
3. S. 6—9 (v. 86—152),
4. S. 10—13 (v. 319—322 und v. 153—216),
5. S. 20—23 (v. 323—390),
6. S. 16—19 (v. 251—318),
7. S. 24—28 (v. 391—476).

Im Vorstehenden sind zugleich auch sämtliche Umstellungen angeführt. Damit gewinnt W. auch eine ganz genaue Bestimmung des Zieles der ars poetica. Dies sei (S. 48): Erfordernisse eines guten Dichters sind τέχνη, φύσις, ἐπιμέλεια. Von der τέχνη handelt der I. Hauptteil, von der φύσις der 1. Abschnitt des II. Hauptteils, von der ἐπιμέλεια das übrige bis zum Schlusse. Zur ἐπιμέλεια gehört 1. die lima, 2. die sapientia, 3. die Kritik. Der Satz, daß zu den Erfordernissen eines Dichters mehr als Begabung allein gehöre, giebt nicht nur die Stimmung der ars poetica, er ist in Wahrheit die Grundidee, als solche auch in der ganzen Anlage des Werkes zum Ausdruck gebracht.

Nicht vorgelegen hat dem Referenten folgendes:

A. Horati Flacci opera. Pars prior: Carmina et epodon liber. éd. class. par A. Hubert. Namur. 190 S. — Satirae, Epistolae et Ars poetica. 225 S.

Horatius, Odi con note di G. B. Francesia. Augustae Taurinorum. 174 S. — Satirae et Epistolae. 230 S.

Q. Horati Flacci opera with notes by Thomas E. Page, A. Palmer and A. S. Wilkins. London and New-York. 648 S.

Horatii carmina castigata, adnot. ac perpet. interpret. illustr. P. Jos. Juvencius ad usum schol. Pars I. Augusta Taurin. 1896. 200 S.

A. D. Godley, Horace, Odes, translated. London. 122 S.

A. S. Way, Horace, the epodes, translated. London. 78 S.

C. Rotondi, Saffiche oraziane tradotte in versi italiani. Bologna 1898. 27 S.

L. Paglicci, Traduzione metrica delle epistole di Orazio. Pistoia 1898. 211 S.

The Odes of Horace. Book I ed. by St. Gwijnn. London 1898. 48 S.

A. Pohl, Mein Vermächtnis. Dichtungen. 2. Aufl. 3. Teil. (Freie Übersetzungen aus Horaz und Virgil.) Breslau 1896. 116 S.

E. Eckstein, Faunus, Ode des Hor. verdeutscht. Monatsschrift von Velhagen und Klasing. XIII 2.

Pühringer, Horatiana s. de ratione quae intercedit inter H. et poetas lyr. Graecos. Progr. von Melk 1897 32 S. und 1898 42 S.

Schimmelpfeng, carmen saecul. Festschr. der Klosterschule Ilfeld. 2 S.

Goldbacher, Beiträge zur Erklärung einiger Oden des H. Wiener Studien. XX. Jahrg. 1898. 2. Heft.

M. Müller, Num Horatii satirarum liber I retractatus sit. Dissertat. Jena 1899. 47 S.

A. Steinmann, De Parthis ab H. memoratis quaest. chronol. Dissert. Berlin 1896.

Fr. Schlee, Zur Lektüre des Horaz. Festschr. des Gym. Sorau 1898. 8 S.

G. Rosenthal, De sententiis Horat. Dissert. Berlin. 51 S.

C. Bulle, Archytasode und mons Matinus. Philolog. Bd. 57, 2.

H. Jurenka, Römeroden. Philolog. Bd. 57, 2.

J. Krekelberg, Les principes didactiques de l'école de Herbart. Application à une ode d'Horace. Bulletin bibliogr. et pédagog. du Musée Belge (II 9, II 10, III 1 u. 2).

J. Franchina, Quaestiuncula Horat. Catinae 1898.

Jahresbericht über die Litteratur zu Ciceros Briefen aus den Jahren 1898—1900

von

Ludwig Gurlitt
in Steglitz.

Dieser Bericht setzt den letzten des Jahres 1897 (Bd. LXXXXVII S. 1—60) fort. Die Thätigkeit auf dem Gebiete der Ciceronischen Korrespondenzen hat inzwischen nichts an Eifer und guten Erfolgen eingebüßt, so daß es an Stoff für einen neuen Bericht nicht mangelt.

I. Über die Entstehung der Ciceronischen Briefsammlungen.

Dieses Thema hat eine selbständige neue Behandlung nicht erfahren, nur hat:

1. C. Bardt, Ausgewählte Briefe aus Ciceronischer Zeit, Text. Mit einer Karte. Leipzig 1896, B. G. Teubner. 236 S. 8. 1,80 M. und Kommentar. I. Brief 1—61, Leipzig 1898 ebenda. XXXIX und 236 S. 8. 1,80 M. II. Brief 62—114. 1899, ebenda. S. 237—498. 1,60 M.

p. I—XII des Textes in einer mehr populären, aber sehr lesenswerten Darstellung seine früher (Hermes XXII, 1897 S. 264—272) gegebenen Erklärungsversuche 'Zur Provenienz von Ciceros Briefen ad familiares' erweitert und neu begründet. Die Vergleichung mit der Art, wie die Korrespondenzen unserer deutschen Klassiker zu stande kamen, ist besonders lehrreich. Im übrigen muß ich bei meinem im vorigen Berichte abgegebenen Urteile (S. 4—6) verharren. Auch C. F. W. Müller hat Bardts Behandlung der bekannten Stelle ad Att. XVI 5, 5 nicht angenommen, ebensowenig Th. Schiche in seinem Jahresberichte 'Zu Ciceros Briefen 1897 1898' (Jahresberichte des philologischen Vereins zu Berlin, XXV. Jahrgang, 1899 S. 313—385.)*) Außerdem haben sich zu dieser Frage geäußert:

*) Mein Bericht war im wesentlichen abgeschlossen, als mir der Schiches bekannt wurde, ist deshalb, von einigen Nachträgen abgesehen, von diesem unabhängig.

2. Wilhelm Sternkopf in den „Ausgewählten Briefen von M. Tullius Cicero" (vgl. N. 11a).

Die Einleitung ist leicht umgearbeitet, und bezüglich der Publikation der Atticusbriefe hat sich St. der Auffassung F. Leos ('Die Publikation von Ciceros Briefen an Atticus', Gött. gel. Nachr. Phil.-hist. Kl. 1895, H. 4. S. 441—450) angeschlossen (s. letzten Bericht S. 1—2), während hinsichtlich der Briefe ad fam. des Ref. Ansicht 'energischer zur Geltung gebracht ist' (p. V).

3. Friedrich Marx, Der Bildhauer C. Avianius Euander und Ciceros Briefe (Festschrift für Otto Benndorf) S. 39—48 giebt im Anschlusse an seine vortreffliche Untersuchung über den Aufenthaltsort, die Lebensdauer und die Thätigkeit des in der augusteischen Zeit hochberühmten Künstlers Euander (Brunn G. d. gr. K. II, 547; C. Robert in Pauly-Wissowas Encyklopädie s. v.) einen Beitrag zu unserer Frage (S. 46). „Die Stellung, sagt er, der offiziellen Schreiben als Buch XV zwischen Buch XIV, das die Familienbriefe, und Buch XVI, welches die Briefe an Tiro enthält, ist so unzweckmäßig wie möglich. Zwar das letzte Buch der Sammlung, welches die Briefe an Tiro enthält, steht gewiß an seiner richtigen Stelle, an der dasselbe zum Schlusse dem Leser gleichsam als Subskription verkündet: ego Tiro edidi et ut potui emendavi . ..", Nonius S. 278, 5 citiert das in unserer Überlieferung als Buch XV eingeordnete Buch, welches die offiziellen Sendschreiben Ciceros enthält, mit den Worten *M. Tullius ad Cassium lib. I*; es folgt das Citat aus XV 16, 3. Ich halte es aus zwei Gründen für richtiger, diese Überlieferung zu erklären, als dieselbe als wertlosen Irrtum des Grammatikers beiseite zu schieben. Einmal ist die Stellung von Buch XV, welches die wichtigen offiziellen Schreiben des Cicero enthält, zu Anfang der Sammlung in demselben Maße verständlich und passend, als seine heutige Stellung von den Briefen des Freigelassenen unangemessen erscheinen muß. Wichtiger ist aber der Umstand, daß Nonius beziehungsweise sein Gewährsmann doppelt so viel Citate rein grammatischen Interesses aus Buch XV anführt, wie aus allen übrigen Büchern zusammen. Die Thatsache, daß die Grammatiker mit Vorliebe den Anfang der aus rein grammatischem Interesse zu behandelnden Schriften exzerpieren, die folgenden Bücher aber stiefmütterlich zu behandeln pflegen, spricht für die Richtigkeit des Citates; aus Buch XV bringt Nonius sechs, aus allen übrigen Büchern (II und IX) nur drei Citate. Wir lernen demnach aus dem Werke des Nonius, daß in der Zeit Hadrians das Werk mit Buch XV, mit den Schreiben an den Senat begann, und daß es mit Buch XVI, den Schreiben an Tiro endete. Bei der Kodifizierung der einzelnen uolumina entstand Verwirrung, die wir heute vollständig nicht mehr zu beheben vermögen." Ich halte das

nicht für ganz zutreffend. Das Buch F. XV hat jedenfalls immer '*lib. ad senatum*' geheißen (vgl. Mendelssohn ed. S. 399) und vor der Kodifizierung werden die Volumina nicht gezählt, sondern eben nach den Anfangsbriefen benannt worden sein. Gegen Zählung sprechen alle sonstigen Citate. Wir haben 2 Bücher mit Briefen an Cassius, XII und XV; möglich, daß diese einmal für sich zusammengestellt und so von Nonius als '*ad Cassium lib. I*' und II benutzt wurden, wobei lib. XV voranstand, weil es ältere Briefe enthält.

II. Die handschriftliche Überlieferung.

a) Epp. 'ad fam.'

Auf diesem Gebiete bleibt wenig nachzutragen. Sternkopf a. a. O. S. 18 sagt: 'Gurlitt macht es wahrscheinlich (Zur Überlieferungsgeschichte von Ciceros Epistularum libri XVI, Leipzig 1896), daß ein jetzt verschollener Codex Laurisheimensis der Stammvater der gesamten deutschen Überlieferung (= Y) ist. Eine Abschrift von ihm hätte gegen 1500 der Schreiber des Codex D geschrieben, und er sei 1527 von Sichardt nach Basel gebracht worden, wo ihn Cratander ohne strenge Methode benutzt habe.' Schiche bemerkt dazu (a. a. O. S. 325): 'Auch O. Plasberg (Zur Handschriftenfrage von Ciceros Briefen ad familiares, Berl. phil. WS. 1877 Sp. 1276—1278) erkennt als Ergebnis von Gurlitts Nachforschungen an, daß D höchst wahrscheinlich aus einer Lorschen Hs abgeschrieben sei. Wenn aber G. auch die von Mendelssohn mit F und H bezeichneten Hss auf dieselben Lorschen Hs zurückführt, so erklärt Plasberg, daß dies zwar möglich ist, sich aber auch anders verhalten kann.' Dem kann ich nicht widersprechen; mehr als eine nahe Verwandtschaft der genannten Hss ist nicht zu erweisen. Somit hat sich die von L. Mendelssohn geschaffene handschriftliche Grundlage als zuverlässig und erschöpfend erwiesen und ist auch von den Herausgebern und Textkritikern bisher anerkannt und beibehalten worden. Ich möchte nur glauben, daß in manchen Fällen der Hs D noch größere Bedeutung beizumessen sei.*)

*) In der Neuen phil. Rundschau XXV Jahrg. 1899 S. 577—579 behandele ich einen solchen Fall, nämlich ad fam. XII 20: *quodsi, ut es delicatus, cessabis* (sc. scribere), *lacessam, nec tua ignavia <mihi> ignaviam adferet.* Das Wort *delicatus*, das hier zweifellos richtig ist, findet sich allein in D, von welcher Hs Mendelssohn (p. XXIII) zutreffend bemerkt: haud pauca, quae in Mediceo libro aut omissa sunt aut minus recte conformata, sanam integramque formam habent' — weshalb also nehmen die Herausgeber jenes *delicatus* nicht an?

b) Epp. ad Atticum.

Für die Briefe ad Atticum sind wir durch den zu frühen Tod C. Lehmanns der Hoffnung beraubt, demnächst eine handschriftlich sicher fundierte Ausgabe zu erhalten. Seine Kollationen mußten auf seinen letztwilligen Wunsch vernichtet werden (s. meinen Nekrolog in unserem biographischen Jahrbuche Jahrg. XXII 1899 S. 126—131), so daß von ihnen nur gerettet ist, was in der Hoffmannschen Schulausgabe mitgeteilt wird. Meine Ansicht, daß aus den Handschriften wesentlicher Gewinn für die Textesgestaltung schwerlich zu schaffen sei, teilt, wie ich sehe, auch C. F. W. Müller (ed. pg. IV). Die von Lehmann geschaffene hdl. Grundlage 'de Ciceronis ad Atticum epistulis recensendis et emendandis' Berlin 1892 findet wachsende Zustimmung: die von ihm gefundenen und herausgegebenen Hss EOPRZ erweisen sich als unabhängig von M, und O. E. Schmidts Widerspruch hat meines Wissens kein Echo gefunden. Wohl aber haben sich noch Hss nachweisen lassen, die ebenfalls vom M unabhängig sind: Das gilt vom π, einer Pariser Hs, die A. C. Clark behandelt hat (letzter Bericht S. 13 f.), wozu sich jetzt gesellt:

4. Samuel Ball Platner, 'the manuscripts of letters of Cicero to Atticus in the British Museum', American Journal of Philology, vol. XX (N. 3) p. 292—315.

Es handelt sich in dieser Untersuchung um die Hss Additus codd. 6793 und Burneius 146, über welche schon Purser in Hermathena (N. 19, 1893) einen Bericht veröffentlicht hatte, das Ergebnis einer nur 'eiligen Prüfung', die jetzt durch Platner zum Teil ihren Abschluß findet.

Die wertvollste der Hss der epp. ad Att. des brit. Museums ist cod. Additus 6793 des 15. Jahrh. Sie enthält einige Briefe ad Brut. und wie M alle ad Att. bis zu XVI 16b. 1 (*magnam*), sodann die ep. Petrarcae ad Ciceronem und zum Schlusse wieder epp. ad Brut. In den epp. ad Att. unterscheidet P. 4(—5) Hände verschiedener Abschreiber: Ma—Md. Die erste Hand reicht zunächst bis I 13, 2, wo das Stück V 10, 3—18, 1 eingeschoben ist, dann folgt I 16, 9, das Zwischenstück (I 13, 3—I 16, 8) fehlt. Bei III 15,1 setzt Mb ein. Das Stück V 10, 3—18, 1 kehrt dann suo loco wieder, liegt also doppelt vor, als Ma und Mc. Letztere Hand erweist sich als übereinstimmend mit dem Med., ist mithin wertlos. Ma aber ist hier und auch in I—III 15, 1 ff. unabhängig vom Med. und gehört zu der Klasse, oder steht ihr doch sehr nahe, die Lehmann mit Σ bezeichnet. Das geht zweifellos hervor aus den vollzähligen Mitteilungen der Lesarten, die mit M und den bisher bekannten Lesarten aus der Gruppe Σ verglichen werden. Ich gebe einige Proben:

Med.	add. 6793 Ma
lib. I 2, 2 *prorsus summa hominum mense*	*summa honinum prorsus ineunte*
3,3 *hoc ad te*	*hec <eo> ad te*
4,3	<insigne>
5,4 *scribere*	*rescribere*
16,10 *dicas in operto putes quam*	*in opto dicas (operto) putes in quam*
13 *tribubus*	*tribulibus*

in allen diesen und zahlreichen anderen Fällen stimmt die Londoner Hs mit Σ gegen M überein. Da wir von Lehmann nur Proben aus den Hss der Σ-Gruppe NHE erhalten haben, sind uns diese Angaben Platners wertvoll. Obgleich nämlich die Hs flüchtig geschrieben ist, zahlreiche Auslassungen hat und in den meisten Fällen gegen M im Unrecht ist, so bleiben doch einige Fälle, wo sie das Bessere bietet.

Der cod. Burneius 146 Papierhs des XV. (?) Jahrh. enthält: Nepotis vita P. Attici; epp. ad Br. I; epp. ad Qu. fr.; ep. ad Octav.; epp. ad Att. libb. XVI vollständig. Eine Untersuchung der 2 ersten Bücher ad Att. ergiebt 1. Diese Hs stimmt mehr mit M als mit Add. 6793 Σ überein. 2. Die Übereinstimmungen mit Σ sind doch auch zahlreich. 3. Abweichungen von M und Add. erweisen sich mehrfach als vom Schreiber beabsichtigt. Platner scheint mithin richtig anzunehmen, daß diese Hs kontaminiert, daß sie die Abschrift einer Hs sei, in welcher der Text von M mit Hülfe der Σ-Gruppe emendiert und durch Konjekturen entstellt war. P. betrachtet die Untersuchung noch nicht als abgeschlossen und verspricht ihre Fortsetzung.

5. Carlo Pascal, Lezioni ed interpretazioni di alcuni passi di Cicero. Rivista di filologia e d'istruzione class. anno XXVII (1899) fasc. III. 18 S. 8⁰.

giebt einige Lesarten einer Hs der epp. ad fam. in der Bibl. Vitt. Emanuele in Rom (Mss. 198). Die Hs ist aus dem XV. Jahrh. und scheint mittelbar von M abzustammen, und zwar von einer Abschrift des M, die vor 1389 genommen wurde, also ehe M^r (nach Mendelssohn) thätig war. Es verlohnte sich nicht, die Lesarten bekannt zu machen: sie bieten nichts Neues (vgl. m. Anzeige in Berl. phil. WS. 1900 N. 5. Sp. 140 f.).

III. Zur Chronologie der Briefe.

In der Hauptsache haben sich die Datierungen der Briefe ad fam., wie sie O. E. Schmidt und E. Körner im Anhange zu Mendelssohns Ausgabe und C. F. W. Müller auch für die epp. ad Att. zusammengestellt haben, unerschüttert gehalten, aber die Arbeit ist noch im Fluß, und selbst in Briefgruppen, die schon wiederholt nach dieser

Richtung behandelt worden sind, findet eindringlicher Fleiß immer wieder neue Berichtigungen. Von jüngeren Untersuchungen dieser Art habe ich zu nennen:

6. Frank F. Abbott, the chronology of Cicero's correspondence during the year **59** b. C. in American Journal of Philology. Vol. XIX. N. 4. p. 389—405.

Unabhängig von W. Sternkopfs Untersuchung 'Ciceros Korrespondenz aus den Jahren 59 und 58' in den Jahrb. f. kl. Philol. Bd. 145 (1892), S. 713—728 (s. m. Jahresber. 1898, S. 22 f.), bestimmt Abbott die Chronologie der Briefe ad Att.*) II 4—25 und ad Q. fr. I 2 und kommt zu Ergebnissen, die nicht unbedeutend von den von Sternkopf gefundenen abweichen. Da die amerikanische Zeitschrift nicht jedermann zugängig sein wird, gebe ich die dort ermittelten Daten vollständig:

'Atticus blieb in Rom vom 29. Dez. 60 bis zum Juni 59. Es ist ungewiß, wo Cicero die 3 ersten Monate 59 verbrachte, vermutlich teils in Rom, teils in den latinischen Landhäusern. Die Briefe II 4—9 sind in Antium geschrieben und zwar 4 (13. Apr.), 5 (14.), 6 (15.), 7 (16.), 8 (17. oder Abend des 16. Apr.), 9 (18. Apr.); II 12 ist in Tres Tabernae am 19. Apr. geschrieben, aber aufgegeben zwischen Tres Tabernae und Appi Forum am 20. Apr., am selben Tage schrieb C. in Appi Forum II 10. Am Abend des 20. Apr. langt er in Formiae an, wo die Briefe 11, 13—17 geschrieben wurden, und zwar 11 am 25. oder 26., 13 am 26. oder 27., 14 am 27. oder 28., 15 am 28. oder 29, 16 zwischen 1.—5. Mai, wahrscheinlich am 1. oder 2., 17 zwischen 2. und 5. Mai, wahrscheinlich am 3. oder 4. Am 5. Mai verließ Cicero Formiae und langte am 10. Mai in Arpinum an. Von da ab bis zum 1. Juni hielt er sich in Arpinum oder auch im Tusculanum auf und kehrte am 1. Juni nach Rom zurück. Die Briefe, sämtlich aus Rom, ordnen sich wie folgt:

A. II 18. 15. Juni—6. Juli,
19. 14.—25. Juli (gewiß nach 6., wahrscheinlich nach 13. Juli),
20. 14.—25. Juli (vielleicht 24. Juli),
21. bald nach 25. Juli,
22. 25. Juli—18. Okt. (wahrscheinlich 1. Woche des Aug.),
23. 25. Juli—18. Okt. (wahrscheinlich 2. Woche des Aug.),
24. 25. Juli—18. Okt. (wahrscheinlich Mitte Aug.),
25. 25. Juli—18. Okt. (wahrscheinlich erste Hälfte Okt.),
Q. fr. I 2. 25. Okt.—10. Dez. —'

*) In dem genannten Jahresberichte ist der Druckfehler Q. (st. Att.) zu verbessern.

Friedrich Marx (s. ob. N. 3) giebt folgende wohl begründete Datierungen:

F. VII 23 geschrieben auf dem Formianum zwischen dem 7. und 14. April 705/49 (S. 42 f.); XIII 2 und 3 geschrieben um Okt. 704/50, nach XIII 1 (S. 39), welchen Brief er aut den Juni 51 datiert (S. 38).

7. P. Groebe in der zweiten Auflage von W. Drumanns Geschichte Roms Bd. I (s. N. 16)

hat wiederholt Änderungen vorgeschlagen, so S. 407 ff. in dem Exkurse über 'die Ereignisse nach Cäsars Tode am 15. und 16. März 44' erwiesen, daß ad fam. XI 1, 1—4 von D. Brutus am 16. März früh, § 5 als Postscriptum noch vor 9 Uhr vormittags desselben Tages geschrieben sei, nicht erst am 17. Auf S. 453 f. entscheidet er sich in der Frage, wann die Schlachten bei Forum Gallorum geschlagen seien, mit O. E. Schmidt gegen Mommsen (Hermes XVII S. 635 ff.) und Holzapfel (Jahrb. f. Phil. 1894 S. 400 f.) für den 14. April, setzt mithin den Brief ad fam. X 30 auf den 15. April 711/43 (wie Schmidt). Dagegen führt seine Untersuchung über 'die Briefe des Plancus an Cicero vom Mai 43' (S. 465—467) zu etwas abweichenden Ergebnissen, die ich hier mitteile:

1.	ad fam.	X 15.	Cularo a. d. Isère	12. Mai ebenso Schmidt,
2.	„	X 18.	„ „	18. „ „ „
3.	„	X 21 a.	auf dem Marsche von der Isère zum Verdon	19.—26. Mai; Sch. 14. Mai.
4.	„	X 17.	„ „	27. Mai; Sch. 19.—20. Mai.
5.	„	X 21.	im Lager am Verdon	29. „ ; „ 14. Mai.
6.	„	X 23.	Cularo a. d. Isère	6. Juni; ebenso Sch.

Diese Ansetzungen scheinen mir gut begründet.*) Vorher hatten schon Tyrrell-Purser im VI. Bande ihrer Ausgabe in Anlehnung an eine bei uns anscheinend wenig beachtete Arbeit von

8. Emil Jullien, 'Le fondateur de Lyon', Paris 1892. (215 S.)

einige Abweichungen von Schmidt angenommen (X 15 am 13. Mai; X 21 § 1—6 am 15.; X 21 § 7 15. [about]; X 18 am 18.; X 17 am 20.; X 21 am 4. Juni; X 23 am 6. Juni). Die englischen Herausgeber urteilen über die Arbeit von Jullien sehr günstig (p. LXVIII: He traces the career of Plancus with much learning, judgment and discrimination). Aus dem Auszuge, den die englischen Herausgeber mitteilen, und aus den Notizen von Albert C. Clark (the class. review XIV Apr. 1900 S. 174 f.) entnehme ich, daß aus Julliens Schrift für die Erklärung der Briefe des Plancus manches zu lernen ist. — Die Chronologie der Reise Ciceros ins Exil hat

*) Weitere Bemerkungen dazu siehe unter N. 16.

9. Cl. L. Smith, journey into exile in den Harvard Studies 1896 aufgehellt. Sternkopf, Phil. LIX, 1900, S. 295 sagt von dieser chronologischen Abhandlung, daß sie zu dem Vortrefflichsten gehöre, was über diese schwierige Materie geschrieben ist, und daß sie über die Reihenfolge und Datierung der ersten 5 Briefe des III. Buches ad. Att. abschließende Ergebnisse vortrage. An jener Stelle wiederholt und bekräftigt St. diese Ergebnisse,*) denen er schon in seiner Rezension (WS. f. kl. Ph. 1897 N. 26, Sp. 706—714) beigetreten war. Auf grund dieser Abhandlung hat

W. Sternkopf (vgl. N. 2 u. 11) in seiner siebenten Auflage der Ausgew. Briefe von M. Tullius Cicero Bd. I (Berlin 1898) die Datierungen der betreffenden Briefe des Jahres 703/51 geändert: (S. 144) 'Cicero langte in seiner Provinz in Laodicea an am 31. Quintil. 51 (S. 162): blieb daselbst am 1. Sextil, reiste am 2. ab ins Lager von Lycaonien, kam am 3. Sextil (ad Att. V 15, 3) in Apamea an, daselbst verblieb er den 4. und 5., verließ es im Laufe des 6., erreichte im Laufe des 7. Synnada, blieb dort den 8. und 9., reiste am 10. weiter, an welchem Tage er ad Att. V 16 schrieb. Nach Philomelium gelangte er am 11., blieb den 12. und 13., reiste am 14. ab, erreichte Iconium am 16., blieb dort bis zum 24. Sextil, an welchem Tage er im Lager bei Iconium anlangte (ad Att. V 20, 2; ad fam. XV 4, 3)': „ad Att. V 16 geschrieben am 10. Sext., ad fam. XV 7, 8, 9 und 12 gleichzeitig zwischen dem 28. Sextil und dem 18. Sept. (ad Att. V 20, 2; ad fam. XV, 4, 3, wo mit Manutius III K. Sept. zu lesen ist**) statt K. Sept., wie auch ad fam. XV 3, 1 a. d. III Non. Sept. in a. d. III Kal. Sept. zu ändern ist).***) Am 29. Sextil schlug Cicero den Umweg durch das südliche Cappadocien ein (ad fam. XV 4, 4; III 6, 6). Erst die am 18. Sept. überbrachten näheren Nachrichten (ad fam. XV 1, 2) veranlaßten ihn zu seinem ersten Bericht an den Senat. Ad fam. XV 1 ist geschrieben am 18. oder 19. Sept., abgeschickt wurde er am 20. zusammen mit ad Att. V 18 und 19 (vgl. VI 1, 1, wo statt X Kal. Oktobr. zu lesen ist XI Kal. Okt.); ad fam. VIII 8 ist am 1. Oktober geschrieben oder doch bald nachher; die Briefe ad fam. XV 4; 10; 13 etc. (= Schmidt Tab. N. 102—113) sind wahrscheinlich sämtlich in Tarsus geschrieben, wo Cicero sich vom 19. Dezember bis zum 5. Januar aufhielt.“ Eine

---

*) Nur will er das überlieferte Datum des Briefes III 2, nämlich 'VI. Id. Apr.' beibehalten (S. 300), nicht mit Smith in VII oder VIII ändern.

**) Schiche, Prg. des Friedrichs-Werderschen Gymn. 1897 S. 15, hatte II K. Sept. vorgeschlagen.

***) So auch Manutius und O. E. Schmidt; dagegen Schiche a. a. O. S. 14—17 die Überlieferung verteidigt.

Vergleichung mit den älteren Datierungen des Ciceronischen Exiles, wie sie Drumann, O. E. Schmidt, L. Moll und Th. Schiche verdankt wurden (s. letzten Bericht S. 25 f.), zeigt, daß hier vieles neu ist. Wer diese Zeit behandeln will, wird deshalb Smiths und Sternkopfs Untersuchungen nicht entbehren können, zumal sie auch in den neuesten Ausgaben der Briefe von C. F. W. Müller noch nicht verwertet werden konnten. —

Weitere Beiträge giebt O. E. Schmidt: ad Att. IV 4^b und 5 möchte er 'Ciceros Villen' Neue Jahrb. II (1899) S. 474 Anm. 5 näher an ad Q. fr. II 4 rücken, wegen der Bemerkungen über Crassipes, als Körner 'de epist.' S. 15 f. gethan hatte; ad Att. XV 16^a jetzt lieber statt auf das Arpinas (Fleckeisens Jahrb. 1884 S. 344 f.) nach Astura verlegen (Neue Jahrb. II [1899] S. 478 Anm. 2). Ebenda S. 480 Anm. 4 behandelt Sch. das Datum des Briefes ad Q. fr. II 8. Bisher setzte man ihn auf den Mai 55 an. Sch. meint, er gehöre in den April 56. In der Abh. 'Cicero und Terentia' (s. N. 17) will er A. I 2 die Geburtsanzeige bis *salva Terentia* als selbständiges Briefchen abtrennen, das 64 geschrieben sei, während I 2^a (von *Abs te* bis Schluß) aus dem Sommer 65 stamme. Ihm widerspricht Schiche (Jahresber. S. 378), der lieber vor *consulis* das Wort *creatis* einschieben möchte. Meiner Meinung nach ist die Angabe der Konsuln zu streichen als ein verfehlter Versuch später Hand, diesen oder den vorhergehenden Brief zu datieren, wie auch die Konsulnennung am Schlusse der Briefe ad Att. I 12; 13; 18 (Berl. phil. WS. 1895 Sp. 465 f.). Den Nachweis habe ich in derselben WS. gegeben (1900, N. 38 Sp. 1179 f.).

9a. Wilhelm Sternkopf, Über die 'Verbesserung' des Clodianischen Gesetzentwurfes de exilio Ciceronis. Philol. LIX, H. 2. S. 272—304.

Das Thema, das St. hier behandelt, ist schon wiederholt Gegenstand besonderer Studien gewesen. Abgesehen von L. Lange, Röm. Alt. II^3 701, III^2 304 ff., A. W. Zumpt, 'Kriminalrecht' I 2 S. 427—433, Drumann, GR II 257 f., Brückner in seinem Leben Ciceros (Göttingen 1852 S. 334 f.), Friedrich Hofmann, Philol. XIII, 1858 S. 645—657 und Ciceros Briefe I^3 S. 61 sind zu nennen: Gerhard Rauscher, Ephemerides Tullianae rerum inde ab exilio Ciceronis (Mart. LVIII a. Chr.) usque ad extremum annum LIV gestarum, Bonn 1886 S. 24 ff. Sternkopf selbst, Jahrb. f. kl. Philol. 1892 S. 719 ff., A. Jäcklein, 'Ciceros Verbannung', Progr. von Bamberg (1875) und Gerh. Buning, 'Die beiden Gesetze des Publius Clodius gegen M. Tullius Cicero' Prgr. des Coesfelder Kgl. Gymn. 1894. Die beiden letzten Arbeiten kennt St. leider nicht. Alle diese Untersuchungen hatten kein sicheres Ergebnis, weshalb ich noch in meinem letzten Berichte (1898,

S. 24 Anm.) sagen konnte: „Eine abschließende Behandlung wäre erwünscht.“

St. stellt den Hergang wie folgt dar: Clodius beantragte gegen Cicero zwei Gesetze, die beide in concilio plebis angenommen wurden. Das erste lautete nach Velleius II 45: *ut qui civem Romanum indemnatum interemisset, ei aqua et igni interdiceretur.* Das zweite, eine *lex de exilio Ciceronis*, war '*nominatim*' gegen Cicero gerichtet, war also ein *privilegium.* Cicero verließ noch vor Annahme des ersten Gesetzes Rom und ging freiwillig in die Verbannung, Clodius gab dieser Verbannung Gesetzeskraft. An seinem zweiten Antrage nahm er, als er bereits promulgiert war, noch eine *correctio* 'Verbesserung' oder vielmehr 'Änderung' vor. St. betont, daß *corrigere* der technische Ausdruck für 'ändern' ist und keinen Vorteil für den Verfolgten andeute, in diesem Falle vielmehr eine Strafverschärfung. Das Gesetz bestimmte: 1. Cicero soll geächtet sein. 2. Sein Haus und seine Güter sollen als Staatsgut eingezogen werden; Clodius soll das ausführen. 3. Niemand darf Cicero aufnehmen bei Androhung schwerster Strafen. 4. Es soll nicht erlaubt sein, über seine Rückberufung im Senate Vortrag zu halten etc. Die *correctio* setzte fest 1. eine ziffermäßig bestimmte Verbannungsgrenze, 2. das Verbot der Aufnahme des Verbannten innerhalb dieser Grenze. Die Zahl beträgt 500 Millien.*) Es fragt sich, von wo an diese gerechnet wurden, ob von Rom aus oder von Italien aus. St. beantwortet diese Frage, nachdem er die entscheidende Stelle A. III 4 wie folgt emendiert hat: . . *ut mihi ultra quinquaginta* (nicht *quadraginta) milia liceret esse, illuc* [*cum*] *pervenire non liceret* (statt: *liceret esse. Illo cum pervenire . .)***) mit der Bedeutung: „daß es mir wohl gestattet ist, mich jenseits einer Grenze von 500 Millien aufzuhalten, nicht aber, dorthin zu gelangen,“ nämlich infolge der Strafandrohung für die ihn Aufnehmenden, die in den 'korrigierten' Entwurf aufgenommen war. Deshalb verließ Cicero vor dem Tage der Abstimmung das Gut des Sicca in Vibo: *ne et Sicca, apud quem eram, periret et quod Melitae*

*) Darin stimmen Plutarch Cic. 32 und Dio XXXVIII 17, 7, wie Rauscher S. 24 bewiesen hat. Deshalb ändern Boot und St. in A. III 4 *ultra CCCC* in *ultra CCCCC milia liceret.* Ebenso entschied sich auch Buning (S. 21). Ich möchte aber doch fragen, ob 500 nicht stets in den Hss als D geschrieben ist, nie aber durch 5 C? So ist mir die Änderung doch bedenklich. Ich sehe, daß sie auch C. F. W. Müller abgelehnt hat.

**) *illuc* schlug schon Lehmann (Ausgew. Briefe[6] I 10 und S. 239) aus *illec* N; *illoc* M et eras. *c* O vor. Ihm folgte Buning. Den Emendationsversuchen in Müllers Ausgabe p. XXIV ist noch zuzufügen: Cl. L. Smith a. a. O. *esse; <simul litterae a Vergilio nostro, quibus significabat se nolle me in Sicilia esse>. Illo* etc.

esse non licebat, und eilte nach Brundisium, um sich einzuschiffen und schnell aus der Verbannungsgrenze von 500 Millien hinauszukommen. Daß diese nun nicht von Rom, sondern von Italien aus gerechnet waren, geht unter anderem daraus hervor, daß Cicero A. III 7, 1 fürchtet, selbst Athen könnten seine Gegner noch für verbotenes Gebiet halten (*veremur, ne interpretentur illud quoque oppidum ab Italia non satis abesse*).*) Es gilt St. als wahrscheinlich, daß Millienzahl und Strafandrohung erst durch die correctio in den Entwurf kam (so auch Drumann II 257), während Cicero durch die ursprüngliche Fassung bloß aus Italien verbannt worden sei. Schließlich berechnet St. noch, meist in Anlehnung an Smith, die Daten der einschlägigen Briefe A. III 1—5 (s. zu N. 9) und der Gesetze des Clodius mit dem Ergebnisse: 'Clodius Provokationsgesetz war etwa am 20. März 58 durchgegangen; wenige Tage nachher, cr. den 25. März, promulgierte der Tribun die rogatio de exilio Ciceronis. Um den 3. April brachte er den Antrag in veränderter Gestalt ein: in dieser wurde er etwa am 24. April angenommen'.

Meine Bedenken gegen diese Lösung werden demnächst im Philol. (1900) zu lesen sein. Ich bin mit Drumann und Buning der Überzeugung, daß die erste Fassung der rogatio dem Verbannten das ganze Reich verbot, daß das Amendement eine Strafmilderung bedeutete, indem es Cicero nur den Aufenthalt innerhalb 400 Millien von Italien untersagte. Die kritische Stelle ad Att. III 4 lese ich: . . *ut mihi ultra quadraginta milia liceret esse, illa via pervenire non liceret*, wobei *illa via* den Weg, den Cicero vorher eingeschlagen hatte, bedeuten soll, nämlich über Vibo nach Sizilien.

IV. Ausgaben.

10. C. F. W. Müller: M. Tulli Ciceronis scripta quae manserunt omnia ps. III vol. II continens epistularum ad Atticum libros sedecim, epistularum ad M. Brutum libros duos, Pseudociceronis epistulam ad Octavium. Lipsiae (B. G. Teubner). 1898. CLIX und 565 S. kl. 8. 4,20 M.

Besprechungen: O(tto) W(eißenfels) im Litter. Centralbl. 1899. N. 4 S. 132—133; Archiv f. lat. Lexic. u. Gram. XI 2, S. 291—292; L. Gurlitt: Berl. phil. WS. 1899 N. 29 S. 903—906; W. Sternkopf, WS. f. kl. Phil. 1899 N. 32, S. 876—880. Th. Schiche 'Jahresb.' 1897. 1898 S. 313—315. [Korrekturzusatz des Verf.: O. E. Schmidt, Rhein. Mus. N. F. Bd. LV (1900) S. 385—395 mißgünstig und ungerecht.]

*) So entschied sich auch Buning S. 21 f., mit dem St. unbewußt in manchen Punkten übereinstimmt. Ich hatte in meiner Anzeige von Bunings Progr. (Berl. phil. WS. 1895 N. 17 Sp. 523 ff.) ihm hierin auch zugestimmt.

Der kritische Apparat dieser jüngsten Ausgabe der Briefe ad Att. und ad Br. hat keinen Zuwachs an handschriftlichem Material erfahren, sondern beruht auf bekannten Lesarten, welche im wesentlichen nach den textkritischen Grundsätzen verwertet sind, wie sie C. Lehmann 'de Ciceronis ad Atticum epp. recensendis et emendandis' (1892) entwickelt hatte. M. wendet sich ausdrücklich gegen O. E. Schmidt, welcher EOPRZ als interpolierte, aus einem kontaminierten Archetypus abgeleitete Hs erweisen wollte, um M[1] als einzige zusammenhängende, unverfälschte Grundlage der Textgestaltung nachzuweisen. Daß ich einer Meinung mit Müller sei, habe ich schon im letzten Jahresberichte und wiederholt ausgesprochen. M. giebt keineswegs alle Lesarten, sondern nur hie und da ihr Zeugnis und verfährt in der Auswahl aus der großen Menge nach freiem Gutdünken, 'non nimis solicitus de fonte bonorum'. Daher reicht diese Ausgabe zu kritischen Studien nicht aus, sondern macht zugleich den Gebrauch älterer Ausgaben nötig, auf die deshalb beständig verwiesen wird: Viele Abweichungen von den Ausgaben der Baiter, Wesenberg, Boot, Tyrrell, Lehmann-Andresen sind notiert. Der kritische Apparat ist besonders wertvoll durch seine Sammlungen über den Sprachgebrauch Ciceros und über paläographische Eigentümlichkeiten der Hss, welche jedem die besten Dienste leisten können, der die Briefe textkritisch behandeln will. Ein weiterer Fortschritt dieser Ausgabe besteht in der gewissenhaften Verwertung aller, auch der jüngsten Arbeiten, die diese Briefe betreffen. Was nur immer an Konjekturen und zur Erklärung und Datierung der Briefe vorgebracht worden ist, findet man hier gebucht. Gegen fremde Konjekturen, doch mehr noch gegen eigene, verhält sich M. sehr skeptisch. Was er daher in den Text aufnimmt, darf in den meisten Fällen als gesichert gelten. Beispiele, in denen er mir fehlgegriffen zu haben scheint, habe ich in meiner Anzeige aufgezählt,*) und ebenso macht W. Sternkopf in seiner Anzeige, die in ihrem beifälligen Gesamturteile mit der meinen die erfreulichste Übereinstimmung hat, einige wenige Ausstellungen, so daß A. V 12, 1 zu lesen sei: *Itaque erat in animo nihil festinare nec Delo me moverem, nisi* sq. und VII 11, 5 *tota haec et Campana maritima oro.* Th. Schiches Besprechung (S. 313—315) ist nicht minder anerkennend.

*) Dazu noch einige Bemerkungen: IV 7, 3 hätte in den Text gesetzt werden sollen: *Quod superest, etiam* ebenso VII 3, 12; ebenda ist mit M *expensum nemo offerret* (statt *ferret*) wohl zu halten. Daß dagegen am Schlusse der 3 Briefe I 12; 13; 18 die Angaben der Jahreskonsuln nicht von Cicero herrühren, da dies gegen den Briefstil verstoßen würde, habe ich schon früher behauptet (Berl. phil. WS. 1895 Sp. 465 f., letzten Bericht S. 57 und oben zu Ende von N. 9.)

Das Studium dieser Ausgabe gab mir Anlaß zu weiteren Verbesserungsvorschlägen, die im Philologus 1900, Heft 1 erschienen sind (s. unten!).

Die epp. ad Brutum werden hier zum ersten Male in einem Texte gelesen, der alle kritischen Bemühungen der letzten 20 Jahre berücksichtigt. Sie sind deshalb in dieser Ausgabe zu benutzen oder in der nunmehr zu besprechenden englischen:

11. R. Y. Tyrrell und L. Cl. Purser, the correspondance of M. Tullius Cicero vol. VI. Dublin: Hodyes, Figgis & Co. etc. 1889. CXVII und 347 S. 8. geb. 14 sh.

Besprochen von C. A. Clark, the classical Review vol. XIV, 1900 S. 174—180. L. Gurlitt, Berl. phil. WS. 1899 N. 40 Sp. 1224—1226, besonders eingehend und sorgfältig von E. Schelle, Neue Phil. Rundschau XIX, (1900) N. 19. 20. 21.

Mit diesem sechsten Bande schließt das groß angelegte Werk der beiden englischen Gelehrten ab, welche 20 Jahre lang an der Arbeit waren, um eine kommentierte Ausgabe der gesamten Briefe Ciceros zu schaffen. Herausgeber und Verleger dürfen mit Stolz auf diese Leistung blicken, deren glücklichen Abschluß auch wir mit freudigem Anteile begrüßen. Sie haben sich keine Mühe verdrießen lassen, um ihr Werk in jeder Hinsicht auf die Höhe der neuesten Forschungen zu bringen; sie haben die mannigfach zerstreute Litteratur mit großer Sorgfalt zusammengetragen und verwertet, und nur weniges ist ihrer Gewissenhaftigkeit entgangen. Sie haben selbst durch ihre Erklärungen und Emendationsvorschläge manchen wertvollen Beitrag geliefert. Es verdient dankbare Anerkennung, daß sie den bedeutenden Anteil, den deutsche Gelehrte an der Aufklärung dieses Litteraturzweiges genommen haben, mit freimütigem Lobe hervorheben, daß sie als wahre Diener der Wissenschaft völlig frei sind von Vorurteilen und litterarischem Neide. Nirgends stößt man auf persönliche Gereiztheit oder Voreingenommenheit. Man befindet sich, indem man das Buch studiert, in vornehmer Gesellschaft und wird davon wohlthuend berührt. Dazu kommen als Äußerlichkeiten: die schöne Ausstattung des Werkes, prächtiger Druck auf bestem Papiere, reichliche und sehr übersichtliche Tabellen und sonstige Vorteile für bequeme Benutzung. All dieses gilt in gleicher Weise für die 6 Bände, verdient aber bei gebotener Gelegenheit hier noch besonders hervorgehoben zu werden.

In seiner Anlage entspricht dieser letzte Band den früheren: Dem Texte gehen aufklärende Essays voraus. I. Cicero at the head of the state. II. Cicero's correspondents. 1. L. Munatius Plancus,*)

*) In engem Anschluß an das oben (unter N. 8) namhaft gemachte Werk von Jullien 'Le fondeur de Lyon'. C. A. Clark sagt darüber a. a. O.

2. Decimus Junius Brutus, 3. Asinius Pollio, 4. P. Cornelius Lentulus Spinther, 5. Gaius Furnius, 6. C. Cassius Longinus, 7. Marcus Junius Brutus. III. The correspondence with M. Brutus.*)

Betreff der Brutusbriefe bekennen die Herausgeber im Vorworte: For it was not part of the original design to include the letters of Brutus, with we then believed to be spurions, but which we are now convinced are genuine. Die Briefe I 16 und 17 halten sie für möglicherweise echt und ordnen sie suo loco ein.

Das ist ein besonders erfreulicher Erfolg des mit so viel Aufwand von Fleiß und Gelehrsamkeit geführten Streites, daß jetzt die Überzeugung von der Echtheit dieser Gruppe von Briefen völlig den Sieg errungen hat. Denn nur über I 16 und 17 schwankt noch das Urteil und neigt sich auch mehr und mehr zu ihren Gunsten; die ganze Masse der anderen Briefe aber wagt niemand mehr laut zu verdächtigen. Hier findet man diese Briefe zum ersten Male chronologisch unter die anderen Briefschaften Ciceros eingeordnet, und das wird noch ganz besonders dazu dienen, ihre Echtheit anschaulich zu machen. Auch die Mißtrauischen werden erkennen, daß sie sich aufs beste in das bunte Gewebe einfügen, welches durch die lebendigen Korrespondenzen entsteht, und keine Kunst des Fälschers nachzubilden jemals imstande wäre.

Hier ist nicht der Platz für die Kritik im einzelnen.

Es ist zu bedauern, daß Müllers Ausgabe nicht mehr benutzt werden konnte, woraus mannigfacher Gewinn hätte erwachsen müssen,

---

S. 175: The editors quote many valuable remarks from M. Jullien, e. g. p. XLI, when speaking of the letter written in March 23 (?) (= ad fam. X 8) in which Plancus, who previously had maintained a consistent reserve, declares for the Republic, they say „What was the real cause of this sudden alteration of the views of Plancus? It was, as M. Jullien acutely sees, the demand of Antony to be given Gallia Comata in exchange for Cisalpine Gaul. Plancus had been, as the saying is, „sitting on the hedge,“ but now that one of the parties interferes vitally with his interests, he takes a side. In einem anderen Punkte widerspricht Clark mit Recht, wo es sich um das Datum der Gründung von Lugdunum handelt: statt auf den 23. Juni (nach der Vereinigung mit Lepidus und Antonius und vordem Lepidus als hostis erklärt wurde) will Clark die Mission an Plancus erteilen lassen zu der Zeit, da er dem Senate noch zweifelhaft in seiner Parteinahme war, 'i. e. before March or April'.

*) Dieses Essay hat besonders die bekannte Studie über 'M. Brutus' von O. E. Schmidt beeinflußt, von dem die Herausgeber sagen: he has done more than anyone else to put the characters of Cicero and Brutus in theright light (p. 261). In Deutschland hat gerade diese Charakteristik des M. Brutus nicht dauernd überzeugen können (s. unter N. 15).

da er die Litteratur der letzten Decennien noch gründlicher herangezogen und selbst so manches von Wert beigebracht hat.

Dem Werke wäre eine zweite Auflage zu wünschen: denn die Kraft der Herausgeber hat sich während ihrer Arbeit verdoppelt und es traf sich, daß gerade das letzte Decennium vielfache Belehrung brachte, die den ersten Bänden nicht mehr zu gute kommen konnte. Vorerst haben wir im Laufe des nächsten Jahres einen Index zu dem Gesamtwerke zu erwarten und, wenn ich mich recht erinnere, eine englische Übersetzung aller Briefe. Den Index werden wir mit Freuden begrüßen, statt der Übersetzung wäre uns eine zweite Auflage erwünschter, aber darüber mag man jenseits des Kanales anders urteilen.

Wir besitzen in Deutschland keine chronologisch geordnete, kommentierte Ausgabe der gesamten Briefe Ciceros, deshalb ist diese englische auch für uns von großem Nutzen.

Der bedeutende Fortschritt, den unsere Kenntnis der Briefe Ciceros in den letzten zwanzig Jahren gemacht hat,*) findet sich jetzt niedergelegt in den 3 großen Ausgaben L. Mendelssohns, Tyrrell-Pursers und C. F. W. Müllers, die voraussichtlich für einige Zeit einen Abschluß bedeuten werden, obgleich noch immer viel zu thun bleibt.

11a. Ausgewählte Briefe von M. Tullius Cicero erklärt von Friedrich Hofmann. Erstes Bändchen. 7. Aufl. besorgt von W. Sternkopf. Berlin 1898, Weidmann. VIII, 305 S. 8. 3 M. (vgl. auch N. 2).

Meinen Beifall über diese Leistung, die den Schwerpunkt auf die Erklärung des durch Lehmann schon handschriftlich gut fundierten Textes, auf das Sachliche, Historische, Chronologische legt, habe ich schon in der Berl. phil. Wochenschrift 1898 N. 15 Sp. 1386 f. ausgesprochen.**) Die Chronologie der Reise Ciceros im Exil ist auf Grund

*) Albert C. Clark, dem ein Urteil zusteht, sagt a. a. O. S. 180: During the past twenty years a flood of light has been thrown upon various problems connected with the Letters by German scholars. Indeed during this period more progress has been made than at any previous epoch, except possibly that of the great French scholars, Lambinus, Bosius, and Tournebus; und ähnlich sagt C. F. W. Müller ed. ad Att. p. III 'ad interpretandas et emendandas epistulas ad Atticum et ad Brutum proximis lustris complures viri docti tantum profecerunt, ut eum, qui diligenter eorum studia in suum usum converterit, non difficile sit paulo emendatiores has epistulas edere, quam leguntur in iis editionibus, quibus nunc utimur.

**) Eine eindringliche Besprechung hat auch O. Plasberg geliefert in der Wochenschr. f. kl. Phil. 1899, N. 12 S. 320—322, vgl. auch L. C. Purser in the class. rev. 1899, I S. 60—61, A. Goldbacher, Zeitschr. f. österr. GW. 1899, VIII/IX S. 719—723 und Th. Schiche a. a. O. S. 315 f.

der Untersuchung von Cl. L. Smith (Cicero's journey into exile in Harvard Studies 1896) berichtigt, durch St.s eigene Studie über die Verbesserung der Clodianischen Rogation de exilio Ciceronis gänzlich umgearbeitet worden. Die Abweichungen des Textes von der vorigen, sechsten Auflage sind in der Vorrede p. V aufgezählt, die Abweichungen von der Ausgabe Mendelssohns (Leipzig, Teubner, 1893) auf S. 285 f. Zwei von diesen Neuerungen stammen von Sternkopf selbst, nämlich ad fam. XV 4, 6 *et tectus iis* (Mendelss. † *et toto iis*), XV 7 *quem mei* (M: *tum mei*). Die lehrreiche Einleitung ist bei möglichster Wahrung ihrer ursprünglichen Form, wie sie Friedrich Hofmann geschaffen hatte, gründlich umgearbeitet worden: in der Frage über die Echtheit der Brutusbriefe wird jetzt der Standpunkt vertreten, den O. E. Schmidt und ich einnehmen.

Im ganzen nimmt dieses Schulbuch auch in der gelehrten Litteratur eine geachtete Stellung ein und ist für die Erklärung der herangezogenen Briefe durch die reichen sprachlichen Beobachtungen und das wertvolle Hs-Material auch dem Textkritiker unentbehrlich.

12. Alfred Pretor, letters of Cicero to Atticus. Book II. With introduction, notes and appendices. Cambridge 1898. kl. 8. X u. 147 S.

Der Text ist im wesentlichen der der Ausgabe von Tyrrell-Purser und meist ablehnend gegen Boot, dem der Herausg. Konjekturen, wie I 1, 1 *denegans iuravit*; I 16, 13 *fabam manium* und similar eccentricities vorwirft. Dabei passiert ihm das Fatale, daß er als neue und 'brilliant emendation' von Reid vorträgt, was Boot selbst schon kennt, aber verwirft, nämlich A. II 2, 3 *de lolio* (M: *de Lollio*) . .; *de vino, laudo*, in dessen Anmerkung es heißt: *Qui libris scriptis tantum tribuunt, ut hic non de personis, sed de lolio aut oleo et de vino agi putent, his suum iudicium non invideo.* Weitere Konjekturen seines Lehrers Reid, die P. aufnimmt, sind A. I 18, 8 das vielleicht zutreffende *antea* statt *tanta*, und II 4, 2 *turpiē* = *turpiore* (statt *syrpiae*) *condicione*, was allerdings vortrefflich ist. Als Schulbuch für englische Studenten ist diese zierliche und geschmackvolle Ausgabe eines libelli gewiß sehr zu empfehlen. In wissenschaftlicher Hinsicht bietet sie uns kaum Neues, aber manches schon Überholte (so den Text von II 2, 2 s. unten.)*) Derselbe Verf. hat auch schon Buch I ad Att. herausgegeben, das mir nicht bekannt geworden ist.

Wissenschaftlichen Wert beansprucht und bietet auch die in Teubners Schülerausgaben erschienene Ausgabe von:

---

*) Auch II 19, 1 *Cetera* <ut> *in magnis rebus minae* sq.

12a. C. Bardt (vgl. N. 1).

Bespr. von: L. Gurlitt, Berl. phil. WS. 1899 Sp. 839—843; Th. Schiche, Jahresber. 1899 S. 317—320. Eine das Einzelne sorgfältig prüfende Besprechung verdanken wir W. Sternkopf, WS. f. kl. Phil. 1899 N. 17 S. 457—465; N. 18 S. 483—492.

Seine Einleitung erscheint mir als eine der erfreulichsten Leistungen, die auf diesem Gebiete zu Tage getreten ist. Mit lebendiger Anschauung, gründlicher Gelehrsamkeit und freiem Blicke werden die Verhältnisse dargelegt, die bei einem Studium dieses Litteraturzweiges in betracht kommen: Umfang der Korrespondenzen Ciceros, Art der Sammlung und Zeit der Veröffentlichung, antiker Briefverkehr, Form und Material der Briefe, antike Kurialen des Briefstils, Gattungen, Wesen, Ton und Formalien der Briefe, die gesellschaftliche Lüge und der konventionelle Ton des Verkehrs in höflichen Formen, und das alles angewandt und geprüft in Beziehung auf Ciceros Korrespondenzen. Den Glanzpunkt der Einleitung aber bildet das V. Kap., welches unter dem Motto: *Neque lugere neque ridere neque detestari, sed intellegere* auf 8 bescheidenen Seiten eine Würdigung Ciceros giebt, die m. E. an Klarheit und Treffsicherheit des Urteils alles in Schatten stellt, was über dieses Thema in den letzten Jahren geschrieben worden ist. Auch im Einzelnen ist diese Ausgabe, so lange uns eine kommentierte Gesamtausgabe der Briefe in Deutschland fehlt, durch ihre äußerst gründliche sachliche Belehrung, durch ihre feinen sprachlichen Beobachtungen und ihre eindringliche Gedankenanalyse auch für den Gelehrten höchst wertvoll, für den Schüler aber fast zu reich. Besonders der Anhang mit der römischen Tagesberechnung in Ciceronischer Zeit, den chronologischen Übersichten, dem Namensverzeichnis und die Kärtchen, in welchen z. B. die Züge der Kriegführenden des Jahres 49 v. Chr. mit beigeschriebenen Daten skizziert sind, unterstützen das Verständnis der Briefe außerordentlich. Beigegebene Münzbilder zeigen die Porträts der bedeutendsten Korrespondenten Ciceros, klarer Druck mit Hervorhebung der leitenden Gedanken ermöglicht schnelle Überblicke — kurz, dieses Schulbuch ist das vornehmste seiner Art, das mir in Deutschland bekannt geworden ist.*)

*) Tüchtige Schulbücher sind auch die Briefsammlungen von:

Friedrich Aly, Ausgewählte Briefe Ciceros und seiner Zeitgenossen. Zur Einführung in das Verständnis des Zeitalters Ciceros. 5. Auflage. Berlin 1897, R. Gaertners Verlagsbuchhandl. (Herm. Heyfelder). VIII u. 167 S. 8. 1,60 M.

und dazu: Ausgewählte Briefe Ciceros und seiner Zeitgenossen. Anmerkungen für den Schulgebrauch. Berlin 1899, ebenda. 59 S. 8. 1 M. und

Karl Schirmers Ausgewählte Briefe Ciceros für den Schulgebrauch. Paderborn 1900, Ferd. Schöningh. Kl. 8. XV u. 191.

Beide bieten sachkundige Belehrung, beanspruchen aber nur pädagogischen Wert. Dasselbe gilt von

Einige Einzelbemerkungen werden später zu V dieses Berichtes nachgetragen.

Fr. F. Abbott, 'Selected letters'. Boston, Ginn a. Co. LXXVI, 315 p.

mir nur bekannt aus der Anzeige von O. Plasberg. WS. f. kl. Phil. 1899 N. 13 S. 344—345.

V. Zur Erklärung.

12b. C. Bardt, 'Der Zinswucher des M. Brutus' in dem Jahresbericht über das Kgl. Joachimsthalsche Gymnasium für das Schuljahr 1897/98. (Berlin 1898, 4. 8 S.)

13. Th. Mommsen, 'Der Zinswucher des Brutus'. Hermes 1899 S. 145—150.

14. Wilhelm Sternkopf, 'Der Zinswucher des M. Brutus' in dem Jahresber. des Gymnasiums zu Dortmund, 1900, 4°, 23 S.

In Ciceros Briefen ad Att. V 21, 10—12; VI 1, 5—7; 2, 7—9 werden wir über das Wuchergeschäft belehrt, welches M. Brutus seit dem Jahre 56 v. Chr. mit der Gemeinde Salamis auf Cypern trieb. Jedoch sind die Angaben nicht so klar, daß sie ohne weiteres verständlich wären, weshalb in letzter Zeit mehrere Versuche gemacht worden sind, den Handel aufzuklären und das rechnerische Problem zu lösen. Die Anregung dazu gab C. Bardt in einer vortrefflichen Untersuchung und in den 'Briefen aus Ciceronischer Zeit', Kommentar, 1. Heft S. 123 ff. Darauf hat Th. Mommsen dasselbe Thema im wesentlichen zustimmend behandelt und die Untersuchung weitergeführt. Th. Schiche hat dann beide Abhandlungen in seinem Jahresberichte S. 325—329 eingehend geprüft. Ohne zunächst Mommsens und Schiches Ansichten zu kennen, hat sodann Sternkopf seine in einigen wichtigen Punkten von Bardt abweichende Auffassung dargelegt und darauf, als ihm die beiden anderen Darstellungen bekannt wurden, sich im Anhange auch mit diesen beiden sorgfältig auseinandergesetzt. Es kann hier unmöglich der Gang der sehr verwickelten Untersuchungen wiederholt werden. Ich begnüge mich zunächst, die Ergebnisse der genannten Gelehrten, wie sie St. selbst (S. 17 f.) zusammengefaßt hat, gegenüberzustellen.

Bardt behauptet folgendes: 1. Das im J. 56 von den Agenten des

---

P. Dettweiler, Epistulae selectae für den Schulgebrauch, die in zweiter Aufl. erschienen sind (Gotha 1898, Perthes. 226 S. 8).

Es genügt wegen dieser tüchtigen Arbeit auf meine kurze Anzeige (Berl. phil. WS. 1899 N. 24 Sp. 750—752) zu verweisen.

M. Brutus den Salaminern vorgestreckte Kapital betrug 53½ Talente;*) es sollten 48 % mit Zinseszins gezahlt werden (ebenso Savigny und Mommsen). 2. Von 56 bis Ende 53 werden keine Zinsen gezahlt. 3. Ende 53, d. h. 2¼ Jahre vor der Verhandlung in Tarsus (ad Att. V 21, 10—12) kam ein Vergleich zwischen den Wucherern und den Salaminern zustande, dem zufolge die Salaminer einen neuen Schuldschein über 82 Talente ausstellten. Zu dieser Summe waren nämlich die 53½ Talente angewachsen, wenn man 12 % mit Zinseszins berechnete. Auf dem neuen Schuldscheine waren aber für die Folgezeit wieder 48 % mit Zinseszins ausbedungen. (Gegen den Zinsfuß von 12 % machen Mommsen und St. gewichtige Gründe geltend.) 4. Von Ende 53 bis Neujahr 50 werden wieder keine Zinsen gezahlt. 5. Neujahr 50 verlangte Scaptius (der Agent des Brutus) 200 Talente, obwohl er eigentlich bei 48 % mit Zinseszins nur 198, 1 Talente zu fordern hatte. Die Salaminer wollten nur 106 Talente zahlen, als zu welcher Summe die 82 Talente bei 12 % mit Zinseszins bis dahin angewachsen waren.**)

Dagegen stellt St. folgende Ansicht auf: 1. Es ist nicht ausgemacht, wie groß das im Jahre 56 vorgestreckte Kapital war. Vorgestreckt war es zu 48 %; von Anatokismus (Zins auf Zins) war dabei keine Rede. (In diesem Punkte scheint St. gegen Bardt und Mommsen recht zu haben: Cicero spricht in allen diesen Handel betreffenden Stellen einfach von *quaternae* sc. centesimae, d. i. 4 % monatlich, also 48 % jährlich, während er andererseits mehrfach betont, daß der von ihm gestattete Prozentsatz *centesimae*, 1 % monatlich = 12 % jährlich, nicht einfach, sondern mit Zinseszins zu verstehen sei, so V 21, 11 *centesimas . . . cum anatocismo anniversario*; 12; VI 1, 5; 2, 7; 3, 5.) In Wahrheit kam es aber doch zu Zinseszins, wie St. selbst zugeben

*) O. E. Schmidt, 'M. Junius Brutus' S. 167 hatte 'etwa 50 Tal.' angenommen.

**) Mommsen erklärt sich den Handel wie folgt (Sternkopf S. 10): Die Salaminer liehen ursprünglich 12 Talente. Sie zahlten keine Zinsen, weshalb die Wucherer von Zeit zu Zeit eine neue Syngrapha verlangten, durch welche die Zinsen kapitalisiert wurden. Die letzte Syngrapha war 4 Jahre 2,03 Monate nach der Kontrahierung der Anleihe ausgestellt worden; in dieser Zeit waren die 12 Talente bei 4 % monatlich und monatlichem Anatokismus zu 85,4 Talenten angewachsen. In Tarsus nun wollten die Salaminer von diesen 85,4 Talenten für die weiter verflossene Zeit, d. i. für 1 Jahr 9,7 Monate, nur 1 % monatlich mit monatlichem Anatokismus berechnen; sie kamen dabei auf 106 Talente. Die Wucherer rechneten aber auch für diese Zeit wie früher und kamen auf 200 Tal.

Diese Darstellung ist durch Schiche und Sternkopf als unhaltbar erwiesen worden.

muß, indem er von „verstecktem Anatokismus" spricht. 2. Es ist anzunehmen, daß die Salaminer zunächst monatlich 4 % zahlten; sie blieben aber bald im Rückstand . . . und stellten dann notgedrungen einen neuen Schuldschein aus mit verstecktem Anatokismus. 3. Wann der jüngste Schuldschein ausgestellt war, ist deshalb nicht ganz sicher, weil in der Überlieferung eine Verderbnis (?) steckt. (St. will ad Att. VI 1, 5 *sexennii ductis cum renovatione singulorum annorum* statt *sexennii* lesen: *biennii*, das aus *VI ennii* entstanden sein soll. Die Änderung ist leicht und wird durch ähnliche Verderbnisse gut empfohlen; aber in diesem Punkte dürfte doch auch eine andere Erklärung möglich sein, wie später gezeigt werden soll.) Wahrscheinlich waren es zwei Jahre vor der Verhandlung mit Cicero in Tarsus, also um Neujahr 52, geschehen. 4. Von diesem Zeitpunkt ab zahlten die Salaminer nicht mehr . . . bis ihnen Anfang 51 Cicero Schutz gewährte. 5. Neujahr 50 waren sie bereit, 106 Talente nebst den Interessen zu 12 % mit Zinseszins für den seit der letzten syngrapha (Schuldverschreibung) verflossenen Zeitraum zu bezahlen. Sie beweisen aus ihren Büchern, daß bei der letzten Abrechnung ihre Schuld 106 Talente betragen habe und nicht, wie Scaptius vorgab, 200. Scaptius hatte die Schuld 'größer gemacht' (?), als sie in Wirklichkeit war, weil er mit seinem Verlangen, daß 48 % gerechnet würden, bei Cicero nicht durchgedrungen war. (Hier steckt ein Fehler: 106 oder 200 bedeuten die Endsummen!)

Für St.s Erklärung ist von Bedeutung, was unter *faenus perpetuum* (V 21, 13) zu verstehen sei, das Mommsen fälschlich erklärte als den Zuschlag der Zinsen zum Kapital und die monatliche Verzinsung des Zinsbetrages. Daß das irrig sei, erkannte schon Schiche. Die richtige Erklärung giebt jetzt St. mit den Worten: „*faenus perpetuum* ist derjenige Zinsertrag, der beständig, d. h. bei jedem Fälligkeitstermine, gleich bleibt. Den Gegensatz dazu bildet *faenus renovatum*, d. h. der Zinsertrag, der sich nach gewissen Zeitabschnitten ändert, wächst". Die *renovatio* ist bei Cicero (VI 2, 7) jährliche *(quotannis)*, nicht monatliche.

Geboten scheint mir aber ein Widerspruch gegen St.s unter 3 vorgeschlagene Textesänderung und deren Folgen. Ende Febr. 50 schrieb Cicero in VI 1, 5 *confeceram, ut solverent centesimis sexennii ductis cum renovatione singulorum annorum.* Der Handel hatte im J. 56 begonnen; diese Worte sind im J. 50 geschrieben; es handelte sich also hauptsächlich um 6 Jahre, seitdem die Schuld bestand, und wenn diese auch nicht voll waren, was St. betont, so konnten doch die Salaminer aus Entgegenkommen die Summe nach oben abrunden wollen. Scaptius hatte 48 % gefordert, sie sind jetzt bereit, für die vollen 6 Jahre 12 % mit Zinsenzins zu zahlen. Das ist der eine Vorschlag, auf den aber

Scaptius nicht einging. Über zwei Monate später, Anfang Mai, schreibt nun Cicero VI 2, 7 *Salaminos . . . adduxi, ut totum nomen Scaptio vellent solvere, sed centesimis ductis a proxima quidem syngrapha, nec perpetuis, sed renovatis quotannis.* Das ist ein zweiter Vorschlag zum Vergleiche. Meiner Meinung nach liegt hier der Ton auf dem Worte *totum nomen.* Was soll die ausdrückliche Betonung der ganzen Schuld? Ich meine, daß damit die um die Zinsen vermehrte Schuld zur Zeit des letzten Syngrapha zu verstehen sei, statt jener geringeren Summe, zu der sich die Salaminer verpflichtet fühlten. Mit anderen Worten, Scaptius setzte durch, daß 48 % gezahlt werden bis zum Termine des letzten Schuldscheins, von da ab wollen aber die Schuldner nur 12 %, diese jedoch zu jährlichem Zinsenzins bezahlen. Die zweite Stelle meldet eben nur eine weitere Nachgiebigkeit der Salaminer, zu der sie Cicero zwang (*Eos enim poteram coërcere*), um es nicht mit Brutus zu verderben. Aber Scaptius nahm freilich selbst diesen Vorschlag nicht an, weil auch im letzten Syngrapha 48 % vereinbart wären: er bestand eben auf seinem Scheine. Übrigens findet sich die hier vorgetragene geschäftliche Alternative schon im Briefe V 21, 12 ausgesprochen, wo *bono nomine = totum nomen* zu fassen ist.

Ich will meine Ansicht in der Berl. philol. WS. demnächst genauer begründen. Soviel scheint sicher, daß Schiche mit Recht behauptet, die Lösung sei noch nicht gefunden. Ich bin auch mit Sternkopf der Überzeugung, daß das rechnerische Problem für uns überhaupt unlösbar sei, weil uns zu wenige sichere Faktoren gegeben sind,

14a. Otto Eduard Schmidt, Cicero redivivus. Preußische Jahrbücher Bd. 91 Heft 3 (1898) S. 426—442.

Es wird hier in einer Sprache, die sich an die 'Gebildeten' aller Stände wendet, die Entwickelung skizziert, welche die Wertschätzung Ciceros genommen hat, nachdem zuerst Leopold von Ranke (Weltgesch. Bd. II S. 202 f., 208 f., 269, 353 f.) Drumanns und Mommsens Urteil stillschweigend abgelehnt und dann Aly, O. E. Schmidt selbst, Weißenfels, Schneidewin, Zielinski die 'Rettung' des erst übermäßig verherrlichten, dann zu hart beurteilten Mannes übernommen haben. Auf wenigen Seiten erhält man einen lebendigen Überblick über die Fragen, die dabei besonders in betracht kommen und eine Vorstellung von den Anstrengungen, die neuerdings gemacht werden, Cicero einem modernen Lesepublikum wieder schmackhaft zu machen und seinen Namen wieder in alle Ehren einzusetzen. Mir scheinen diese Bestrebungen wieder weit über das Ziel hinauszuschießen, und daß der weitere Erfolg ausbleiben werde, dessen bin ich gewiß.

Wenn Schmidt sagt, „daß es den Deutschen zu empfehlen wäre, Entdeckungsfahrten nach dem stillen, in sanfter Wärme ruhenden

Eilande Cicero anzustellen, dessen gesunde Luft für alles das, was wir brauchen, Nächstenliebe, Christentum und Patriotismus so günstig ist," so möchte ich jedem einzelnen Worte widersprechen. Aber noch mehr den abschließenden Bemerkungen, in denen es heißt: 'Je unbefriedigender manchmal die Gegenwart erscheint, desto mehr sehnt sich der Mensch nach Bildern aus alter Zeit' . . . 'Wer es ernsthaft versuchen will, an Cicero einen Freund und Gefährten zu haben, dem wird es auch leichter werden, in unserer Zeit Stand und Richtung zu gewinnen'.

Man sollte meinen, diese Worte stammten aus den Zeiten des Frankfurter Bundestages. — Außerdem hat O. E. Schmidt in seiner Anzeige von Drumann-Groebes 'Geschichte Roms' (WS. f. klass. Philol. 1900 Sp. 10—14) noch einmal die Entwickelung dargestellt, welche die Beurteilung Ciceros seit Drumann bis in die Gegenwart genommen hat, mit besonderer Betonung der auf Ciceros Ehrenrettung gerichteten Bestrebungen. In den Rahmen unseres Berichts würde ein Eingehen auf diese Arbeiten, auch nur derjenigen der letzten 5 Jahre: (Th. Zielinski, 'Cicero im Wandel der Jahrhunderte' 1897 und M. Schneidewin, 'Die antike Humanität' 1897) schon deshalb nicht passen, weil in ihnen die gesamte Litteratur Ciceros in den Kreis der Betrachtung gezogen wird, nicht nur die Briefe.

15. Eduard Schwartz, 'Die Verteilung der römischen Provinzen nach Cäsars Tod'. Hermes XXXIII Bd. 1898 S. 185—244,

behandelt sein Thema im Anschluß an Mommsens Untersuchung (Herm. XXVIII S. 599 ff.), um einige Abweichungen zu begründen, um zu erklären, wie die verwirrte und gefälschte Überlieferung über diese Frage sich gebildet habe, und um seinen Artikel über Appian in der Pauly-Wissowaschen Real-Encyklopädie zu ergänzen. Diese historische Abhandlung darf aus dem Grunde auch mit in das hier besprochene Gebiet gerechnet werden, weil eine vorwiegend aus den Briefen gewonnene Darstellung der nach Cäsars Tode erfolgten Provinzverteilungen und -Verwaltungen für die Erklärung der Briefe selbst nicht unbedeutenden Gewinn ergiebt. Außerdem ist es von großer Wichtigkeit festzustellen, in welcher Weise die Historiker des Altertums dieselben Vorgänge berichten, inwieweit wir berechtigt sind, ihre Angaben zur Erklärung und Ergänzung der Brieftexte heranzuziehen. Somit hat Schwartz auch den Ciceroforschern einen guten Dienst erwiesen, indem er „die Tendenzen und das polemische Verhältnis der sich kreuzenden und durcheinander schlingenden Gestaltungen des historischen Stoffes" mit einer meiner Meinung nach meisterhaften Untersuchung aufgedeckt hat. Die Art, wie die verschiedenen Historiker den Streit um die Provinzen

darstellen, wird zur Erkenntnis ihrer politischen Parteinahme und Tendenz geprüft: Plutarch hat keine ausgesprochene Feindschaft gegen Antonius; der dionisch-livianische Bericht dagegen behandelt Antonius von Anfang an so ungünstig wie möglich, ist tendenzios entstellt, offiziell kaiserlich; Appian giebt romanhafte Erfindungen mit der Absicht, Antonius auf Kosten des jungen Cäsar als Rächer des großen Diktators hinzustellen, Nicolaus Damascenus 'ein fratzenhaftes Zerrbild', daneben haben wir eine Überlieferung aus dem Lager des Freiheitshelden Brutus. Den Beschluß der eindringlichen und lehrreichen Studie bildet eine Kritik der Blutthat des Brutus in schroffem Gegensatze zu O. E. Schmidts bekanntem Vortrage (1889.): „Nicht der lebendigen Gegenwart in Waffen, nein, dem dunklen Gespenst des Glaubens an die Vergangenheit (an die virtus und die libertas Romana) ist Cäsar erlegen und mußte er erliegen. Wäre unter seinen Mördern einer gewesen, den nach dem Erbe des Toten gelüstete, er hätte wahnsinnig sein müssen, wenn er sich diejenigen zu Genossen aussuchte, die, wenn sie nicht schon Republikaner waren, durch ihre That gezwungen wurden, auf Tod und Leben für die Republik und den Ehrennamen Tyrannenmörder zu kämpfen. So tief das moralische Niveau der römischen Aristokratie damals stand, in dieser Sache war sie ehrlich, und keiner war weiter entfernt von dem Gedanken, für die Republik zu morden, um sie zu verraten, als der nach dem beweisenden Urteil der Gegner anerkannte Führer der Bewegung, M. Brutus. Seine That von dem sensationellen Motiv ableiten, daß er auf Gott weiß welchen Schleichwegen die Adoption des Octavius im Testamente Cäsars erfahren und sich in eigenen Hoffnungen getäuscht gesehen hätte, heißt die Tragödie der entsetzlichen Jahre 44 und 43, die Menschenleben und Männerseelen zermalmt hat, wie keine in der Geschichte vor- und nachher, in den platten Kriminalroman einer Palastrevolution umsetzen" (S. 326 f.). Schwartz' aus der strengen Betrachtung der Geschichte erwachsene Beurteilung steht im Einklange mit der Überlieferung und hat damit auch ihre gute psychologische Begründung. Daß ich mit ihr im wesentlichen übereinstimme, habe ich durch Äußerungen bekundet, die vor jener Abhandlung gedruckt worden sind, so in meiner Besprechung von Müllemeisters 'Bemerkungen zur Streitfrage über die Echtheit der Brutusbriefe I 16 und 17' (Prg. v. Emmerich 1896/97) in der Neuen philol. Rundschau 1897 N. 25 S. 387—390.*)

---

*) Es sei mir gestattet, die dort gegebene Charakteristik in den Hauptsachen zu wiederholen: 'Mir hat sich das Bild des Brutus bei langjähriger Beschäftigung mit seinen Briefen so herausgestellt, daß es sich mit der sonstigen Überlieferung wohl vereinigen läßt. Seine Unschlüssig-

Auch für die Echtheit der Brutusbriefe legt Schwartz' Abhandlung gewichtiges Zeugnis ab. Der Nachweis zumal, daß auch die Briefe ad Brutum I 16 und 17 in Einklang mit den Thatsachen und den Stimmungen des Briefschreibers zu bringen seien, ist ein neues Moment zu deren Gunsten. Aus Plut. Brut. 29 wird z. B. gefolgert, daß diejenigen im Irrtum seien, die deshalb diese beiden Briefe für unecht halten, weil Cäsar darin Octavian genannt wird. Vielmehr habe Brutus diesen Namen, seinem anticäsarianischen Fanatismus entsprechend, wohl regelmäßig gesetzt. Der Gedanke ad Att. XVI 7, 7 *abesse hanc aetatem longe a sepulcro negant oportere* sei Cicero von Brutus eingegeben (ad. Brut. I 16, 6): *valde care aestimas tot annos quot ista aetas recipit, si propter eam causam puero isti supplicaturus es.* Weiteres zu gunsten der Echtheit des Briefes I 16 findet man S. 215 A. 1; 217 A. 2; 219 A. 1. 'Der Brief I 17, heißt es S. 217 A. 2, wird durch den ganz persönlich gehaltenen Schluß geschützt: er ist nach der Schlacht bei Mutina und nicht lange vor Porcias Tod geschrieben'. So mehren sich die Stimmen*) auch zu gunsten dieser beiden Briefe und ich beginne selbst zu zweifeln, ob ich sie mit Recht verurteilt hatte. — Einzelne Berichtigungen zu dieser Abhandlung giebt Groebe (s. N. 16) Bd. I S. 400 [12, 1]; 434; 436; 438; 440, teilt aber im wesentlichen Sch.s Urteil über Appian, Dio und Nicolaus (S. 407 f.) in:

16. W. Drumann, Geschichte Roms in seinem Übergange von der republikanischen zur monarchischen Verfassung oder Pompeius, Cäsar, Cicero und ihre Zeitgenossen nach Geschlechtern und mit genealogischen Tabellen. Zweite Auflage herausgegeben von P. Groebe. I Bd.: Aemilii-Antonii. Berlin, Gebr. Bornträger, 1899. VIII und 484 S. gr 8°. 10 M. (s. N. 7.)

keit und Ratlosigkeit nach der Ermordung Cäsars scheint mir Schmidts Verdacht zu widerlegen, er habe Cäsar aus Rache ermordet, weil dieser durch Adoption des Octavian seine Hoffnung, dereinst sein Nachfolger zu werden, durchkreuzt habe, und weil er durch Gewalt erreichen wollte, was ihm von Cäsar versagt wurde. Ich meine, in diesem Falle würde er sich doch des Antonius und damit des Heeres und des Staatsschatzes versichert, sich in jeder Hinsicht besser auf die That vorbereitet haben. Sein schonendes Verhalten gegen seinen Kriegsgefangenen C. Antonius erklärt Brutus selbst aus dem Wunsche, unnötiges Blutvergießen zu vermeiden, weshalb er auch den Marcus Antonius geschont hatte. Er hatte gehofft, oder man hatte ihn glauben gemacht, die Beseitigung des Cäsar würde ausreichen, um einen republikanischen Zustand wiederzugewinnen, und er sah sich ungern und widerstrebend in einen neuen Bürgerkrieg hineingezogen, weshalb er persönlich alles vermeiden wollte, was den Parteihaß schüren könnte' u. s. w.

*) Ruete, Schelle, Müllemeister (vgl. Drumann-Groebe GR. I S. 442 f.), C. F. W. Müller, Tyrell-Purser, Clark.

Besprechungen: O. E. Schmidt, WS. f. kl. Philol. 1900 N. 1 Sp. 9—16. J. Kromayer, Deutsche Litteraturzeitung 1899 N. 46 Sp. 1755—1758, dieser in allen Punkten anerkennend, jener gegen das ganze Unternehmen ablehnend, aber mit der Ausführung bis auf 3 bescheidene sachliche Einwände einverstanden (siehe unter S. 171 Anm). H. Peter, Zeitschrift für Gymnasialw. 1900. S. 147—150.*)

Drumanns Geschichte Roms war vergriffen, wurde aber doch immer noch begehrt, weshalb sich der Verlag der Gebrüder Bornträger in Berlin entschloß, eine neue, zweite Auflage erscheinen zu lassen. Die erste erschien in demselben Verlage zu Königsberg im Jahre 1834, also vor 65 Jahren. Wir erfahren, daß die Enkelkinder des Verfassers, die Familie von Siemens, aus einer Pietät, die uns wohlthuend berührt, das Gelingen der Neuauflage pekuniär gesichert haben. Die Wahl für den Neubearbeiter fiel auf Paul Groebe, einen jungen Historiker, der durch seine vortreffliche Dissertation 'De legibus et senatus consultis anni 710 quaestiones chronologicae' (Berlin 1893) zu der Hoffnung berechtigte, daß er der großen und mühevollen Aufgabe gewachsen sein werde. Er übernahm den ehrenvollen Auftrag, „weil, wie er sagt, Drumanns Röm. Gesch. zu den wenigen Werken gehört, welche weder veraltet noch durch die Ergebnisse der neueren Forschung entbehrlich geworden sind.“ An dieser Thatsache ändern auch die mißgünstigen Urteile über Drumann nichts, die heute zum guten Ton gehören. Drumann nahm sich das Recht, über Cicero Urteile zu äußern, die lange bewundert und wiederholt, jetzt aber als verfehlt und absichtlich mißgünstig angegriffen werden. Wenn man sich nun vergegenwärtigt, wie die Wertschätzung auch der hervorragendsten Geister dem Wechsel unterliegt, so darf man mit einiger Wahrscheinlichkeit darauf rechnen, daß man auch über Drumann als Cicero-Biographen wieder lernen wird ruhiger und sachlicher zu urteilen. Daß wir heute auf grund einer eingehenden Analyse der Briefe Ciceros und durch deren verläßlichere Datierungen imstande sind, in einzelnen Fällen richtiger und gerechter zu urteilen, ist unbestreitbar. Trotzdem bleibt Drumanns That bewunderungswert wegen der fundamentalen Gelehrsamkeit und des erstaunlichen Fleißes, mit dem er, der eine, eine

---

*) Peter sagt: „Die wissenschaftliche Forschung muß neben der 1. Ausg. auch die neue befragen; andererseits kann sie neben dieser jene nicht völlig entbehren zur sicheren Feststellung einer Ansicht Drumanns.“ Und dabei ist doch der Text, abgesehen von 2—3 ganz unbedeutenden Fällen, in denen jetzt keine Meinungsverschiedenheit mehr herrscht, völlig derselbe geblieben. Ich glaube, Peter verlangt nach dieser Richtung zu viel wie Schmidt u. a. nach der entgegengesetzten.

Arbeit geleistet hat, die man heute sich nur durch weitgehende Arbeitsteilung zu leisten getrauen würde, und wegen des Freimutes, mit dem er seiner Überzeugung Ausdruck gab. Es sollten deshalb alle die, welche noch immer Belehrung aus Drumann schöpfen und auch für sich das Recht der freien Forschung in Anspruch nehmen, aus Übergerechtigkeit gegen Cicero nicht ungerecht gegen den verdienten Landsmann sein und sich lieber die Frage vorlegen, wie man wohl nach 60 Jahren über ihre Arbeiten urteilen werde.

Der Arbeit des zweiten Herausgebers sind von der Verlagsbuchhandlung enge Grenzen gesteckt worden. Änderungen im Texte durfte er nicht vornehmen, abgesehen von den wenigen Fällen, 'wo ein offenbarer Irrtum kurzerhand berichtigt werden konnte'. Ich bin mit Kromayer der Überzeugung, daß der einzig richtige Weg eingeschlagen wurde, den Text Drumanns im wesentlichen unangetastet zu lassen. Die Frage aber, die O. E. Schmidt stellt, 'ob Drumanns Geschichte Roms wirklich ein auch für die Gegenwart noch so bedeutendes Werk sei, daß seine Wiederbelebung wünschenswert erscheint', können wir getrost mit ja beantworten. Ich halte es wieder mit Kromayer, wenn er sagt: „Hier zeigt sich so recht der dauerhafte Wert wirklich gediegener Leistungen" etc. . . . „Mit um so größerer Freude ist der Neudruck zu begrüßen, der uns den alten Freund in modernem Kleide zeigt." Drumann selbst würde seinen Gegnern keine größeren Konzessionen als Groebe machen, würde sachliche Belehrung ebenfalls dankbar annehmen, auf dem Gebiete des politischen und psychologischen Urteils aber schwerlich vor dem „Jüngeren" die Segel streichen, ebensowenig wie Th. Mommsen, der (Hermes XXXIV 1899 S. 147 f.) sagt: „Es thut not gegenüber den Leuten, denen der elegante Briefstil und die Urbanität des Graeculus es anthut, und welche alles Rauhe mit Gips und Kalk austreichen möchten, wieder und wieder ernstlich darauf hinzuweisen, was dieser Schriftsteller für ein Mann war." Zudem handelt es sich nicht um den einen Cicero, sondern um die Geschichte Roms zur Zeit des Pompeius, Cäsar und Cicero.

Einzelne Fragen sind jetzt in einem beigefügten Anhange von Gr. selbständig behandelt worden, wobei sich Gelegenheit bot, Fehler der 1. Ausgabe zu berichtigen, Neues nachzutragen und so das Buch auf den Stand der jüngsten Forschungen zu erheben. Diese 'Zusätze' sind es mithin, die unsere besondere Aufmerksamkeit verdienen. Durch besseren Druck, bequemere Einteilungen und Randnoten und durch die Verweisungen auf die neuere Litteratur hat das Buch wesentlich an Brauchbarkeit gewonnen. — Schon ein flüchtiger Einblick in den Text und den Anhang überzeugt uns davon, daß der Herausgeber nicht nur alle die zahlreichen inzwischen erschienenen Untersuchungen, die in

sein Gebiet fallen, sorgfältig verwertet, sondern daß er die Forschung in vielen Punkten auch selbständig gefördert hat.*)

Betreffs der zweiten und dritten Diktatur Cäsars und seiner Reiterführer gingen die Ansichten weit auseinander. G. gelangt auf anderem Wege als Ganter (Ztschr. f. Numism. 1895, 192) zu dem übereinstimmenden und jetzt gesicherten Ergebnisse, das sich folgendermaßen darstellt:

48	Okt./Nov.**) Caesar dict. II.	Antonius mag. eq.
46	Ende Apr. Caesar dict. III.	Lepidus mag. eq. (im Juli ernannt).
45	„ „ Caesar dict. IV.	Lepidus mag. eq.
44	26. Jan./15. Febr. Caesar dict. perp.	Lepidus mag. eq. C. Octavius mag. eq. des

Eine eindringliche Untersuchung erfahren im Anhange auch die Ereignisse, welche unmittelbar auf Cäsars Ermordung folgten. G. hält sich dabei nach O. E. Schmidts Vorgange (Jahrb. f. Philol. 13 Suppl. 1884 S. 665 f.) besonders an des Nicolaus von Damascus βίος Καίσαρος, gelangt aber in einem Punkte zu einem abweichenden Ergebnisse, nämlich betreffs des Briefes, den D. Brutus gleich nach der Blutthat an M. Brutus und Cassius auf das Kapitol schickte (F. XI 1). Schmidt hatte als Datum dieser wichtigen Urkunde den Morgen des 17. März berechnet. G. nimmt mit besseren Gründen an, daß dessen erste 4 §§ vor 8 Uhr morgens des 16. März, das Postskriptum § 5 noch vor 9 Uhr desselben Tages geschrieben sei, nachdem Hirtius dem in seinem Hause weilenden D. Brutus persönlich die Botschaft gebracht habe, daß Antonius in der Beratung der Cäsarianer sich für Schonung der Cäsarmörder entschieden habe. Durch die ganze Behandlung dieser Zeit werden die Ereignisse, welche Drumann auf den 15. und 16. März verteilt hatte, auf den 15. März zusammengedrängt, wodurch sie, so viel ich sehe, an Glaubwürdigkeit gewinnen. Besonders aber der genannte Brief des D. Brutus erhält dadurch eine vortreffliche Interpretation. — Betreffs der Leichenrede

*) Nicht gelungen ist der Nachweis, daß A. XI 9, 1, wo man jetzt *benevolentia Vatinii liceret* hat, zu lesen sei *benevolentia tua*, wie Schmidt a. a. O. Sp. 15 richtig betont. Groebe kannte die handschriftliche Überlieferung nicht genügend.

**) O. E. Schmidt beanstandet dieses Datum in seiner Anzeige Sp. 15, „weil in Rom am 27. Nov. noch nichts von Cäsars II. Diktatur bekannt war“ („Briefwechsel“ S. 210 und 213 Anm. 2). Groebe kann darauf antworten: „Nicht in Rom, sondern in Brundisium war dies allerdings am 27. Nov. noch nicht bekannt, Schmidt giebt selbst zu (p. 211), daß Antonius am 2. Dez. mag. equit. war.“ Aber genauer wird man allerdings wohl „Ende Nov.“ setzen, statt wie Groebe mit Mommsen (CIL I² p. 40) thut.

des Antonius wird ebenfalls zutreffend nachgewiesen, daß für ihre spätere Veröffentlichung kein Zeugnis beizubringen sei, daß die Worte Ciceros ad Att. XIV 11, 1. XV 20, 2 nicht auf diese Leichenrede zu beziehen seien. — Die Chronologie der Briefe des Plancus an Cicero vom Mai 43 wird überzeugend berichtigt (s. oben N. 7). Neues bringen ferner die Kapitel über die acta Caesaris (S. 415. 422), über den Aufbruch Pansas (S. 447), über die 7. und 8. Legion des Octavian (S. 450), über die Ächtung des Antonius (S. 457), über das Heer des Triumvirs (S. 468) und die Proskriptionstafeln (S. 470 f.) — um nur das Wichtigste zu nennen.*)

*) Die Kritik hat diesen Untersuchungen bisher nichts Nennenswertes hinzufügen können. An 4 Stellen hat, wie mir Groebe mitteilt, Bardt in seinem Kommentare zur Ausgabe abweichende Ansichten vorgetragen:

— 1. Cic. Br. II S. 476 sagt B. zu F. X 21, 3 gegen Groebe: „der hier erwähnte Laevus Cispius muß ein anderer sein, als der F. X 18, 1 erwähnte Laevus; vielleicht ist an erster Stelle Laevus aus L(ucius) verdorben.“ Ich sehe aber, daß man seit Manutius bis zu Tyrrell-Purser wie Groebe (S. 466) geurteilt hat, dessen zutreffende Begründung ich mit seiner Erlaubnis hier gebe: „1. Laevus wird mit gleichen Worten in beiden Stellen als Plancus' Vertrauter genannt X 18, 1 *Laevus Nervaque . . qui omnibus rebus consiliisque meis interfuerunt* — X 21, 1 *Laevo qui omnibus eis interfuit rebus.* 2. Cicero hatte dem Titius nur eine Abschrift geschickt, das Original wird (*dabo* § 3) er nur dem Laevus anvertrauen. 3. Die Abschriften und damit die Thatsachen waren in Rom schon bekannt, er brauchte deshalb mit der Übersendung der Originale nicht so sehr zu eilen. Hauptsache war, daß sie sicher nach Rom kamen.“

— 2. Das Datum von F. X 21 setzt Groebe (S. 465 ff.) auf den 29. Mai. Bardt Cic. Br. II 476 berechnet, daß der Brief vor der Vereinigung des Antonius und Lepidus, etwa am 28. Mai, geschrieben sei (die Untersuchung würde hier zu weit führen).

— 3. Groebe läßt F. X 17, 1 geschrieben sein a. d. VIII Idus Maias (S. 464). B. dagegen (II 469) schlägt vor III Id. Mai. „Aber wie konnte, sagt Gr. wiederum, Plancus an der Isère bereits am 11. Mai von der Ankunft des Antonius in Forum Julii unterrichtet sein (F. X 15, 3), wenn dieser erst am 13. dort eintraf? B. mußte folgerichtig das Datum des Briefes X 15, 3 ändern; aber S. 474 läßt er Plancus am 11. und 12. an der Isère stehen.“

— 4. Groebe sagt S. 440: „So betrat Antonius mit nur zwei von den makedonischen Legionen das diesseitige Gallien, nicht mit drei, wie Lange, R. A. III² 517, O. E. Schmidt, Jahrb. f. Phil. XIII Suppl. (1884) S. 722 und Schwartz, Hermes 1898 S. 227, 4 annehmen.“ Brieflich teilt er mir jetzt mit: „Schwartz' Name ist hier zu streichen und Bardt (II 456) hat diese Stelle mißverstanden: Daß außerdem die Veteranenlegion V Alaud. bei Antonius war (S. 153, 10), ist eine unbestreitbare Thatsache.“

17. O. E. Schmidt, 'Cicero und Terentia'. Neue Jahrbb. f. d. klass. Altertum etc. 1898. I. S. 174—185.

In dieser sehr frisch geschriebenen Untersuchung wird aus den 24 Briefen Ciceros an seine Gattin Terentia (lib. XV. der Episteln) und den vereinzelten Andeutungen aus anderen Briefschaften Ciceros die Ehe gezeichnet, welche 30 Jahre bestand und mit einer Scheidung endigte. Die erhaltenen Briefe, welche sich über 22 Jahre erstrecken (68—47 v. Chr.) scheiden sich deutlich in zwei ganz verschieden gestimmte Hälften: XIV. 4. 2. 1. 3. 5. 18. 14. 7 und anderseits 6. 12. 19. 9. 17. 16. 8. 21. 11. 15. 10. 13. 24. 23. 22. 20. In jenen herrscht ein herzlicher Ton, der völligen Ehefrieden zur Voraussetzung hat, diese Briefe dagegen sind frostig und weisen eine Verstimmung des Briefschreibers auf, durch welche die schließliche Scheidung ihre Vorbereitung und Erklärung findet.

Im Gegensatz zu Drumann ist Sch. der Meinung, daß die Schuld des ehelichen Unfriedens ganz besonders auf seiten der Terentia liege. Die erste Quelle des Zerwürfnisses liege in der lockeren Form der Ehe, der manus, bei der die Frau ihr Vermögen in eigener Verwaltung behielt und in diesem Falle ihren Freigelassenen und Vertrauten Philotimus anvertraute. Schon hierin sieht Sch. den Ausdruck einer für die römischen Frauen jener Zeit charakteristischen *austeritas*, jenes herrschsüchtigen Strebens nach dem Hausregimente und jene unfreundliche Strenge und Selbstherrlichkeit. Bei eigener Milde und Zartheit des Wesens habe Cicoro unter jener Herbheit seiner Gattin leiden müssen. Zur Verstimmung habe aber der Gegensatz erst geführt, als sich Philotimus zu gunsten seiner Herrin allerlei unredliche Geschäftsgriffe erlaubt habe, um das Sondervermögen der Terentia zu vergrößern. Zum heftigen Ausbruche wären die Gegensätze dann im Sommer 48 gekommen, als Terentia, um ihr eigenes Vermögen zu retten, ihren Gatten und ihre Tochter Tullia in finanzieller Not habe stecken lassen, selbst als Cicero in Epirus und Brundisium der nötigen Subsistenzmittel entbehrt habe. Geradezu „verbrecherisch“ wäre dem Cicero der Inhalt ihres Testamentes erschienen (A. XI 16, 1), woraus Sch. schloß, daß sie darin nicht Cicero und Tullia in erster Linie bedacht habe. Soviel gehe mit Bestimmtheit aus Ciceros eigenen Worten hervor, daß er sich von ihr schied, weil sie ihm „zahllose Wohlthaten“ nicht vergolten und in den Zeiten der Not, wie sie der Bürgerkrieg schuf, vor allem darauf bedacht gewesen sei, ihren eigenen Besitz selbst auf Kosten ihres Mannes zu sichern.

Schmidt erkennt selbst, daß wir, um gerecht urteilen zu können, auch die Gegenrede der Terentia hören müßten. Aber es ist schon verdienstlich, daß er in der Ehescheidungssache Tullii contra

Terentiam die uns erreichbaren Akten klargelegt hat. In seinem Eifer zu gunsten seiner Clientin scheint mir aber der Anwalt doch zu weit zu gehen. Wer will sich getrauen, in einer fremden Ehe gerechter Schiedsrichter zu sein?! Über die Ehe dachte man in Rom damals anders als im christlichen Deutschland, und Terentia wird von ihren Zeitgenossen keinen Tadel erfahren haben, wenn sie nach allgemeinem Gebrauche ihr Vermögen in Selbstverwaltung nahm und gegen den völligen Ruin sicherte, zumal Cicero sein Vermögen politischen Zwecken opferte. Wir können wohl feststellen, wie Sch. auch gethan hat, was Cicero nach eigenen Zeugnissen zur Scheidung trieb, schwerlich aber das Maß von Schuld zwischen beiden Gatten gerecht abschätzen. Drumann verdient gewiß keinen Tadel, wenn er scharf betont, daß Cicero, der Greis, nachher ohne Neigung eine „Geldpartie“ machte. — Wegen des Versuches, das Geburtsjahr des jungen Cicero zu ermitteln, siehe oben zu N. 9 Ende! — Sch. bezieht einige Stellen der Briefe (F. XIV 21; 15) auf das Testament der Terentia, die auch eine andere Deutung zulassen. Darüber hat Schiche a. a. O. S. 378 f. schon das Nötige gesagt. Den Satz S. 182: „Cicero hat, obwohl er die Verhandlung über das Testament durch Atticus und Camillus eröffnen ließ, doch auch selbst der Terentia seinen Willen kund gethan, nämlich zuerst Ep. XIV 21, dann mehr direkt Ep. XIV 15“ bedarf auch wohl einer Richtigstellung: Nicht Cicero eröffnete die Verhandlung (als seine Gattin das Fieber hatte, das wäre doch wohl zu plump gewesen) sondern Terentia fing damit an; das geht hervor aus A. XI 24, 2. Dort hat man zu lesen, wie ich in der Berl. phil. WS. 1900 N. 30 S. 956—958 zeige: *Vide, quaeso, etiam nunc de testamento. Quod tum factum* (sc. *est*), *cum illa* (Terentia) *quaerere* (M. *querere*; alii *haerere*; Schmidt *ruere*) *coeperat, non, credo, te commovit.*

L. Brtnicky, ‘Quinta Tullia Cicerona list o ucházeni se v Konsulát’ 1897 15 S., böhmisch geschrieben, deshalb mir unzugängig.

Bespr.: von F. Groh in Listy filologicke 1897, VI S. 459—460.

18. O. E. Schmidt, ‘Ciceros Villen’, Neue Jahrbücher f. d. kl. Altertum, Geschichte und deutsche Litteratur u. f. Pädagogik. II. Jahrg. 1899. S. 328—355 und S. 466—497. Auch gesondert erschienen. Leipzig, Teubner, 1899.

Besprechungen: Weißenfels, WS. für kl. Philol. 1900 Sp. 42. L. Gurlitt, Berl. phil. WS. 1900 Sp. 427—429. L. C. Purser, the class. rev. vol. XIV, 1900 p. 185—186.

Nach einer allgemeineren Einleitung über den Villenbau römisch-republikanischer Zeit, seine Vorbilder, Verbreitung, seine wirtschaftliche, sanitäre und geistig-ästhetische Bedeutung, bespricht der Verf. die Villen Ciceros, die einzigen jener Zeit, über die wir litterarisch

reiche Aufschlüsse besitzen. Da diese zumeist den Briefen entstammen, ist hier auch der Platz, diese Untersuchung anzuzeigen.

Schmidt hat die Örtlichkeiten selbst aufgesucht, und dadurch erhält seine Darstellung den Reiz der lebendigen Anschauung, die dem Leser außerdem durch Situationspläne und Abbildungen nahe gebracht wird.

Zuerst wird das Arpinas behandelt, und seine Lage innerhalb des Deltas erwiesen, mit dem sich der Fibrenus in den Liris ergießt. Die auch sonst übliche Annahme (vgl. Bädeckers Unteritalien[11] S. 183 f.), daß dort die Kirche San Domenico auf dem Boden stehe, den einst Cicero besaß, scheint sehr glaublich, und mit Recht wird geleugnet, daß Arpinas in Isola del Liri gelegen habe, wie Mommsen behauptete. Was aber des Genaueren hier über die Gestalt des Ciceronischen Arpinas vorgetragen wird, beruht zum Teil nur auf einen Rückschluß von der Villa des Brutus Quintus (ad Q. III 1) auf die des Marcus und macht auf 'Gewähr der Richtigkeit im einzelnen' keinen Anspruch. Die Frage: 'was ist ein Amaltheum?', wie sich Cicero eines nach des Atticus Vorgang in Arpinas zu bauen wünschte (ad Att. I 13, 1; II 20, 1; I 16, 15), beantwortet Sch. zwar richtig dahin, daß dieses natürlich keine selbständige Villa gewesen ist, behauptet aber schwerlich zutreffend, daß es ein mit der Villa „eng verbundenes Element“ gewesen sei. Wir müssen uns darunter ein Nymphäum denken, etwa wie die sogenannte Grotte der Egeria bei Rom, nicht aber mit dem Grundrisse „einer Basilika“. Dieses Nymphäum wird innerhalb des ciceronischen Parkes, aber abseits von der Villa selbst, erbaut gewesen sein. Sollte auch die Insel Cernello zu Ciceros Besitz gehört haben, wie man ohne zwingenden Grund aus ad Att. II 16, 1 entnimmt, so wäre die Ausdehnung seines Parkes so groß gewesen, daß für die Lage eines Amaltheum viele Möglichkeiten blieben. Es könnte aber auch eine jetzt verschwundene nähere Insel gemeint sein. Betreffs des von Atticus in seinem epirotischen Landgute erbauten Amaltheums fragt Cicero (ad Att. 16 1, 18) *quo ornatu, qua* τοποθεσίᾳ es sei. Sch. untersucht den Sinn dieses griechischen terminus und deutet ihn als „landschaftliche Wanddekoration“, als „die Zeichnung einer räumlichen Staffage, in die Figuren hineinkomponiert werden sollen“. Es ließ sich leicht zeigen, daß dieses, wie die Behandlung der ganzen Frage, verfehlt ist:*) τοποθεσία ist nach Servius' Kommentar zu Aen. I 159

*) Welcher antike oder moderne Künstler würde erst die Landschaft malen und dann da hinein die Figuren setzen? Das ist eine Unmöglichkeit. Die Figuren sind zumal auf antiken Wandgemälden so sehr die Hauptsache, daß sie die landschaftliche Beigabe erst hervorrufen und bestimmen. Jeden-

fictus secundum poeticam licentiam locus, also hier die dem Nymphäum künstlich angepaßte landschaftliche Umgebung, durch die eine dem Bau gemäße, weihevolle Stimmung erreicht werden sollte. Denn die Wahl des Ortes und seine ganze poetische Gestaltung, das landschaftliche Milieu, war für die Wirkung fast das Wichtigste. Das Ganze sollte 'stilvoll' wirken, dazu gehörten allerlei künstliche Anlagen. Zum Vergleich mag man an das Thal von Kanopus in der Villa Hadriana denken. Auch wird Cicero poëmata und historias de Ἀμαλθείᾳ nicht gewünscht haben, um auf Amalthea bezügliche Verse „an die Wand zu schreiben", wie Sch. an genannter Stelle annimmt, sondern um aus ihnen Motive für die Wanddekoration zu entnehmen. Die *epigrammata* (ad Att. I 16, 15) auf Cicero, welche Atticus im Amaltheum aufgestellt hatte *(posuisti)*, haben wir uns m. E. nicht „an die Wände geschrieben" zu denken, sondern auf Stelen in Marmor eingemeißelt, wie etwa die Inschriften im Triopeion des Herodes Atticus an der via Appia (C. I. G. 6282 B) oder unter der Büste Ciceros auf dem Säulenschafte. — Zutreffend wird die auf ein Epigramm des Martial (XI 48) begründete Annahme sein, daß Ciceros Leib in Arpinas beigesetzt wurde. Das ist schon deshalb anzunehmen, weil dort die Gruft der gens Tullia gewesen sein wird. Aber Verbrennen der Leiche war damals in Rom das Vorherrschende; der Gedanke an ein Wiederfinden des Skelettes Ciceros scheint mir schon deshalb ganz aussichtslos.*)

Das Formianum Ciceros, das er auch Caietanum und scherzhaft Τελέπυλον Λαιστρυγονίην (ad Att. II 13, 2) nannte, lag an dem Knotenpunkte dreier wichtigen Straßen, die Rom, Arpinum, Neapel verbinden auf dem Boden des heutigen Formia. Die sogenannte ciceronische Villa gehört aber „ihrer Konstruktion nach sicher dem I. oder II. nachchristlichen Jahrhundert an" (Bädecker a. a. O. S. 16). Der

---

falls ist beides nie getrennt, sondern gleichzeitig aus der Hand des Künstlers hervorgegangen.

*) F. d'Ovidio hat einen Aufsatz über das Thema: Di dove era l'Arpinate? mit einem guten Plane des Gebäudes veröffentlicht in der Zeitschrift Atene e Roma II 11 p. 200—218 und dazu nach Kenntnisnahme von Schmidts Studie einen Nachtrag geliefert (Ancora della Villa Arpinate di Cicerone) ebenda II, 12 p. 248—252, worin er in dem Hauptpunkte Schmidt beipflichtet, daß Ciceros Villa im Fibrenusdelta lag, im übrigen aber nicht unwesentlich von ihm abweicht, indem er bedeutende Änderungen im Flußlaufe glaubt erweisen zu können, während Sch. von dem jetzigen Zustand des Flußes ausgehend seine Aufstellung machte. Sch. selbst kommt auf dieses Thema noch einmal zurück in seiner Monographie 'Arpinum, Eine topographisch-historische Skizze' Meissen 1900, bes. S. 26 f., wo er (Anm. 8) die Hoffnung ausspricht, daß „sich auch hierin eine Einigung erzielen" lasse.

Umstand, daß Inschriften, die dort liegen, den Namen Arrius tragen, der uns als Ciceros Villennachbar bekannt ist (ad Att. II 14, 2 und 15, 3), besagt wenig, wenn sich nicht nachweisen läßt, daß die Steine in situ gefunden sind und auf der Villa des Arrius einst gestanden hatten. Sch.s Untersuchung kommt über die bisherigen Vermutungen nicht hinaus, und die Beziehungen, die er sucht, so eine mögliche Identität einer dort gefundenen gewölbten Zelle, mit der ad Att. II 14, 2 sogenannten Basilica, entbehren jeder Beweiskraft, denn: *Basilicam habeo, non villam* heißt doch nur: „bei mir geht es zu wie auf dem Gericht, nicht wie in einem Landhause".

Sch. behandelt sodann III. das Tusculanum. Zuerst mußte die Frage untersucht werden, wo Ciceros Villa gelegen habe. Die jetzt zumeist anerkannte Ansicht verlegt sie nicht auf das hinter der Villa Rufinella sanft ansteigende Gelände an die alte Straße etwa 1/4 Stunde hinter jener Villa, da wo die Trümmer eines alten Baues stehen, welche die Führer als Villa des Cicero bezeichnen, sondern weit rechts davon in der Richtung nach Grottaferrata. Sch. bekennt sich für die ältere Ansicht. Ciceros Tusculanum lag unweit der aqua Crabra (de leg. agr. III 9; pr. Balbo 45), welche man für den Bach Marrana ansieht, aber diese Gleichsetzung ist nicht zwingend, und Strabos Beschreibung der Villenanlagen von Tusculum (V 12) verweisen uns auf den λόφος εὔγεως καὶ εὔυδρος, den Rom zugewendet ist, also auf die nach Frascati und Camaldoli zugekehrte Seite des tusculanischen Hügels. Damit lassen sich, wie Sch. zeigt, die Angaben Ciceros selbst (A. VII 5, 3 de republ. I 1) und anderen Autoren gut vereinigen. Eine genauere Ortsbestimmung ist zur Zeit nicht möglich. Der Versuch, das Theater vom Tusculum für eine bloße Gartenanlage anzusehen, die möglicherweise zum Tusculanum gehört haben könnte, wird von Archäologen kaum ernst genommen werden. Es folgt die Geschichte des Tusculanums, ihre Ausschmückung und Aufzählung der dort verfaßten Schriften. — VI. Die Villen an der latinischen Küste. Cicero besaß ein Haus in Antium, wo er in den Jahren 60, 59 (ad Att. II 4—9) 56, 55 gelegentlich weilte, im Jahre 45 (Att. XIII 47b) verkaufte er es an Lepidus. Zwei Stunden davon östlich auf einer Insel des Asturaflusses erwarb er sich statt dessen eine Villa Astura. Sch. macht hier die gute Bemerkung, daß A. XII 40, 3: *Ibi sum igitur, ubi is, qui optimas Baias habebat, quotannis hoc tempus consumere solebat* nicht auf Lucullus, sondern auf Hortensius († 50) angespielt werde, dem deshalb auch die in Astura verfaßte Schrift Hortensius zugeschrieben sei. Dort verfaßte Cicero außerdem die Schrift *de luctu minuendo*, beendete er am 13. Mai 45 die Niederschrift der 'Academica' erster Fassung. — V. Das Cumanum erwarb sich Cicero im Winter 57/56 oder im Frühjahre 56 durch Ver-

mittelung des Bankiers Vestorius in Puteoli (A. XIV 9, 1). Das Cumanum lag am sinus Cumanus, dem heutigen Golfo di Pozzuoli beim Lucrinersee (A. XIV 16, 1; Q. fr. II 12, 1) und an der vom Avernersee nach Puteoli führenden Straße (Plin. hist. nat. 31, 7). Der im Jahre 1538 entstandene Monte Nuovo hat diese ganze Gegend so umgestaltet, daß damit jede nähere Ortsbestimmung für das Cumanum unmöglich wird. Cicero baute diese Villa im Frühlinge 56 und weilte dort zumeist in der Frühlingszeit auf kurze Dauer. Sch. weist treffend nach, daß zwischen Cumanum, dem Abfassungsorte der 6 Bücher 'über den Staat', und diesem Werke selbst eine innere Beziehung bestehe, daß die dortige Umgebung aus Vertretern der verschiedensten Stände in ihm das neue Programm des Konstitutionalismus zur Reife brachte. — VI. Das Puteolanum erwarb Cicero im Jahre 45 aus dem Erbanteil, den ihm der Bankier Cluvius in Puteoli hinterlassen hatte. Die horti Cluviani mit einer Villa bilden seitdem seinen Besitz, wie Sch. mit Recht gegen Beloch (Campanien S. 175) geltend macht, der ein eigenes Puteolanum leugnete, ein Besitz, der sich durch das Vermieten von Mietswohnungen und Läden als sehr ertragreich erwies. Die Ruinen, welche von den Führern als villa di Cicerone bezeichnet werden, oberhalb der Armstrongschen Kanonenfabrik, dürften diesen Namen mit Recht tragen. — VII. Das Pompeianum besaß Cicero bereits im Jahre 60. Sch. glaubt mit einiger Wahrscheinlichkeit, diese Villa auf dem Grundstücke ansetzen zu können, das unmittelbar vor der porta Herculana an dem nach dem Meere zu führenden Wege gelegen ist. Diese Wahrscheinlichkeit würde aber sehr schwinden, wenn bei fortgesetzten Ausgrabungen an der Gräberstraße noch weitere Villen zu Tage träten, wie das zu erwarten ist. Hier, wie bei Betrachtung sämtlicher Ciceronischer Villen, deckt Sch. mit feinem Verständnisse die engen Beziehungen auf, welche Cicero mit seinen Landhäusern verknüpften, und fördert dadurch das Verständnis seiner Schriften nicht unbedeutend. Dazu kommt, daß durch die lebendige Anschauung der Örtlichkeiten und ihre Zeichnung seine Darstellung konkrete Realität bekommt. Darin besteht besonders der Wert dieser mit feinem Sinne und großer Wärme geschriebenen Arbeit; denn sachlich Neues ist in ihr, wie zu erwarten stand, kaum zu Tage getreten. Hier könnten nur systematische Ausgrabungen Förderung bringen.

19. G. Ammon, 'Zu Demetrius περὶ ἑρμηνείας, besonders seine Sprache im Lichte der Ciceronischen Korrespondenz' im Bayr. Gymn. XXXIV (1898) S. 729—736.

Dieser Beitrag zu der Frage nach der Entstehungszeit der dem Demetrios von Phaleron zugeschriebenen Abhandlung περὶ ἑρμηνείας ver-

dient auch die Beachtung der Cicero-Forscher, weil in ihm nachgewiesen wird, daß eine Reihe von sprachlichen Erscheinungen bei Demetrios, um derentwillen man die Schrift 'vom Ausdruck' auf die Zeit des Plutarch glaubte herabrücken zu sollen, durch sichere Belege als bereits im ersten Jahrhundert vor Chr. vorhanden und gebräuchlich erwiesen sind. Der hier gewiesene Weg, die Sprache des Demetrius an den griechischen Stellen der Briefe Ciceros zu messen und umgekehrt, ist sehr beachtenswert und verspricht weiteren Nutzen für die Erklärung und Emendation der griechischen Briefstellen.

20. Henri Bornecque, La prose métrique dans la correspondance de Cicéron. Thèse présentée à la faculté des lettres de l'université de Paris. Paris 1898, Émile Bouillon. XVI, 218+130 S. 8.

Besprechungen: von E. Bilocq, Bull. bibliographique et pédagog. du Musée Belge III 10 p. 329—331; L. Gurlitt, Berl. phil. WS. 1900 N. 11 Sp. 330-337; N. 12 Sp. 360—367 und F. Skutsch (s. unten!).

Der Verf. versucht die rhythmischen Gesetze festzustellen, nach denen Cicero in denjenigen Briefen, die der prose métrique angehören, die Satzschlüsse behandelt habe. Aber einmal ist die Ausscheidung dieser Briefgruppe nicht unbestritten, nicht frei von Willkür, sodann stehen die von B. beobachteten Gesetze nicht so sehr außer Zweifel, daß es zulässig wäre, auf Grund derselben Eingriffe in den Text zu machen, wo er sich den Gesetzen nicht fügen will. Ich habe in meiner eingehenden Besprechung dieser fleißigen, interessanten und gewiß noch nicht abgeschlossenen Untersuchung den Nachweis erbracht, daß sie bis jetzt als Hülfsmittel für die Textesgestaltung kaum in betracht kommen könne, und Metriker, denen eher ein Urteil über B.s Theorie zusteht, so Skutsch und Gerhard Schultz, erklären, dieser mündlich, daß sie von ihrer Richtigkeit nicht überzeugt seien. F. Skutsch giebt in aller Kürze über dieses Thema (am Schlusse seines Berichtes über Histor. lat. Grammatik und Altlatein in Vollmüllers, Jahresbericht über die Fortschritte der roman. Philol. Bd. V S. 23 f.) interessante Belehrung, die mir gestattet sei hier zu wiederholen. Er sagt: „Norden (die antike Kunstprosa vom VI. Jahrhundert v. Chr. bis in die Zeit der Renaissance, 1898, Leipzig, Teubner, II Bde. 8. XIV+969 S.) hat nach E. Müllers*) und W. Meyers**) Vorgang als die zuerst von Griechen dann von Römern namentlich von Cicero und fortan durch mehr als ein Jahrtausend gebrauchten Schlüsse die Formen — ⏑ — — ⏑ —, — ⏑ — — ⏑, — ⏑ — ⏑ (oder bei Auflösung der Längen ⏑ ⏑ ⏑ — — ⏑ —

*) De numero Ciceroniano, Diss. Kiel. 1886.

**) Gött. Gel. Abh. 1893 S. 1 ff.

u. s. w.) resp. deren accentuierende Fortsetzer erwiesen; daneben findet sich, was Müller bereits evident nachgewiesen hatte, Norden aber unerwähnt läßt, noch eine vierte Form — ⏑ — ⏑ —. Es leuchtet nun ein, da Cicero und fast alle weiteren Prosaiker ihre Sätze und Satzteile mit verhältnismäßig wenigen Ausnahmen in einer dieser 4 Arten schließen, daß wir hier zur Erkenntnis des Tonfalls lebender Rede und ihrer Aussprache ein Mittel in der Hand haben, dem nur der plautinische Vers sich vergleichen läßt. Hier wird es sich deutlich abspiegeln, wenn die lateinische Quantität so verfallen ist, daß der volkstümliche Redner an ihrer Stelle allein den Accent noch beobachtet (Norden S. 948); hier werden aber auch einzelne lautliche Vorgänge sicher zu fassen sein. Die erst in den Anfängen stehenden Untersuchungen hierüber hoffe ich von einem meiner Schüler demnächst gefördert zu sehen; hier nur eine Bemerkung. Daß kurze Vokale in der lateinischen Aussprache immer elidiert worden sind, wird jetzt zur Gewißheit. Norden schwankt im Urteil hierüber (S. 54 und dagegen 932); aber allein schon seine Zusammenstellung der ciceronischen Redeschlüsse S. 939 entscheidet für Elision. In 49 von diesen ist nach Norden die Regel beobachtet, in 6 nicht. Davon erledigen sich zwei in einer hier nicht zu erörternden Weise; vom Reste hat einer die von Norden übergangene Klauselform (Deiot. *clementiae tuae* — ⏑ — ⏑ —), einer lautet *sepulcrum datum esset* (Phil. IX) d. h. — ⏑ — ⏑, zwei (Phil. V, de imp. Pomp.): *praeferre oportere* und *nullum haberemus* d. h. — ⏑ — — ⏑. In diesem einen Punkte hat auch H. Bornecque, der über die rhythmischen Satzschlüsse ein fleißiges und sorgfältiges Buch geschrieben hat, Norden gegenüber das Richtige ausgesprochen (S. 6 § 8), auch S. 209 einige nicht gerade neue, aber im wesentlichen richtige prosodische Schlüsse gezogen; im ganzen aber bedeutet seine Schrift, wenn ich von den an dieser Stelle nicht interessierenden litterarisch-kritischen Teilen absehe, einen entschiedenen Rückschritt gegenüber Müller, Meyer und Norden. Bei Bornecque erscheint ein System von abschreckender Kompliziertheit, die dem Grammatiker, wenn sie wirklich unvermeidlich wäre, das so nützliche neue Arbeitsinstrument direkt verleiden müßte; jene drei Gelehrten aber haben Formeln gegeben, die nicht nur durchaus zutreffend, sondern auch ganz einfach und sofort faßbar sind. Erst in dieser Einfachheit gewinnen sie jene über den Bereich der Lautlehre weit hinausgehende Wichtigkeit, die schon Meyer S. 26 ausgesprochen hat. Meyer denkt zwar nur an die spätere Zeit, man darf seine Sätze aber ruhig selbst auf Cicero ausdehnen. „Wir fühlten bisher stets den fremdartigen Klang dieser Sätze, wir wunderten uns über die sonderbare Wortstellung, wir begriffen nicht den seltsamen Wechsel in Deklinations- und Konjugationsformen wie *amaverunt ama-*

vere amarunt amare: was vieljährige statistische Untersuchungen nicht aufklärten, das läßt die Regel des rhythmischen Satzschlusses fassen und begreifen; denn wo wir keine Regel ahnten, da verlangt sie bestimmten Accent, Quantität und Reim." Soweit Skutsch.

21. Paul Meyer, 'Beiträge zu Ciceros Briefen an Atticus'. Progr. des kgl. humanistischen Gymnasiums in Hof, für das Schuljahr 1899/1900. 8. 39 S.

Die Abhandlung, welche Iwan von Müller zum 70. Geburtstage gewidmet ist, bildet eine Ergänzung und Fortsetzung des Programmes 'de Ciceronis in epistolis ad Atticum sermone', das derselbe Verfasser im Jahre 1887 in Bayreuth erscheinen ließ.

Es werden nützliche Untersuchungen über Ciceros Sprachgebrauch innerhalb der Briefe angestellt: egere verbindet Cicero durchweg mit dem Abl., an 2 Stellen, ad Att. VII 22, 2; ad fam, IX 3, 2, wo er es mit dem Genet. verbindet, citiert er Dichterworte (?). In den Briefen an Atticus gebraucht Cicero mit Vorliebe den imperat. fut. in der 2. Person, wie: scito, adducito, adscribito, also auch ad Att. VII 2, 1 pro tuo vendito mit der Bedeutung 'empfehlen', wie XIII 12, 2 (nicht vendita). Meyer sammelt alle Beispiele dieses imperat. und vergleicht damit den gleichen Gebrauch der Komödie, weist weitere Anklänge an die Dichtersprache nach und zeigt, wie Cicero griechische Ausdrücke in lateinischer Wendung wiederholt, z. B. ad Att. V 14, 1 παράπηγμα ἐνιαύσιον commoveto = 15, 1 clavom anni movebis; VI 1, 11 σχεδιάζοντα = in buccam venire Es folgen Untersuchungen über die Herstellung der Briefe, Schreibmaterial, Briefverschluß, Eröffnung von Unberufenen, Andeutungen durch Namenänderung und σημεῖα, Briefstil im allgemeinen; freudige Mitteilungen und unangenehme Berichte gerne an den Anfang gestellt, wie I 7 apud matrum recte est; II 19 multa me sollicitant, ebenso Ausrufe, Fragen, Empfangsbestätigungen, Dankerstattungen, Zeit- und Ortsangaben, Geburts- und Todesanzeigen; über Großformel, Datum am Ende, über Briefe, die mit formelhaften Wendungen abbrechen (sed haec et multa alia coram u. dergl.), Einladungen, Frage nach Befinden, Übermittelung von Grüßen, Postskripta, Umfang, Stimmungen, Witz, Wortspiele (ein reiches Kapitel!) u. dergl. Daran schließen sich einige Emendationsversuche (s. S. 182!), und Untersuchungen über Ciceros Gebrauch von steigernden Ausdrücken, z. B.: admirabilis, mirabiliter, mirificus, mirus, incredibilis, bene, male, pulchre, bellus, magnopere, multum, plane, prorsus, sane, valde, vehementer, per- u. dergl.

Der Inhalt der Arbeit ist etwas kraus und ungeordnet, aber sachlich für den Sprachforscher und Textkritiker gleich brauchbar.

VI. **Zur Kritik und Erklärung einzelner Stellen.**

a) Epp. ad Att.

Paul Meyer (s. N. 21).

IX 5, 3 heros igitur, si quidem apud Homerum, cui sqq. „Wenn anders der Held bei Homer, obgleich ihm seine Mutter, die zugleich Göttin war, sagte: . . . seiner Mutter selbst erwiderte: . . ., wahrlich dann glaube ich, für solche Dienste müsse man sein Leben zahlen." Der Satz mit quid si sei als Parenthese zu fassen. Mir scheint ego igitur, sicut ille, was O. E. Schmidt vorschlug, besser zu sein. — IX 18, 2 reliqua odi (statt O di!) wird falsch begründet: Cicero setze zu di immer ein Attribut, wie di boni (IV 19, 2; VI 6, 4 etc.)*), sodann bilde odi mit dem vorhergehenden ego me amavi ein Wortspiel (falsch!). Auch für ἥρως Celer, das Müller in den Text aufgenommen, mit Meyer mera scelera zu lesen, sehe ich keine Nötigung. — X 13, 1 semper secum <spem> aliquam statt <speculam> a. (Boot, Müller) dürfte richtig sein. — XIV 19, 1 ex Dolabellae malitia ist zweifelhaft; XV 2, 1 devertissemque diutius schlug schon Ruete vor (p. 20); XV 3, 1 de aere aliano (= de malo, M) scripsi iam pridem ad Dolabellam ist schwerlich richtig; § 2 quoniam <male > est fand schon Alanus: 4, 1 Saufeium, peto, celemus, wie ad fam. III 25 illud abs te peto des operam ist wohl möglich.

22. Otto Eduard Schmidt, Tullia und Dolabella. Fleckeisens Jahrb. 1897 S. 596—600.

Man findet die folgenden Vorschläge schon in Müllers Ausgabe berücksichtigt, weshalb ich mich kurz fasse.

A. XI 17a 1 vom 14. Juni 47 heißt es: *Tulliam . . non videbam esse causam cur diutius mecum tanto in communi maerore retinerem. Itaque matri eam* (M: *ematiam*) *cum primum per ipsam liceret, eram remissurus.* Die Lesart *matri eam* stammt von Bosius, Sch. will dafür lesen *Egnatia eam*, was schwerlich eine Verbesserung Bosius gegenüber ist.**) A. XI 25, 3 bietet M: *Ego huius miserrimae* (sc. Tulliae) *facultate confectus conflictor*, wofür Sch. *confecta* vorschlägt: „ich betrübe mich über den Ruin des Vermögens meiner unglücklichen Tochter." Ob man aber *facultas confecta est* in diesem Sinne sagen kann, bleibt recht fraglich. Ich bin der Meinung, daß die Worte *confectus* und

*) Vgl. dagegen ad Q. fr. III 2, 2: o dii! nihil unquam sq.

**) Man sehe Schiches ausführliche Widerlegung dieser Konjektur a. a. O. S. 351 f.

conflictor nur zwei Lesungen desselben Wortes sind,*) da sie fast dasselbe besagen, sich lautlich sehr gleichen und nebeneinander unschön klingen: für *facultate* wäre dann eher *difficultate* zu lesen. Dem klaren Gedanken: *ego huius . . difficultate conflictor* entspräche wenige Zeilen darauf: *Video eandem esse difficultatem quam in consilio dando ante.* Oder soll man nicht lieber lesen: *Adversa[s] ego huius miserrumae facultate conflictor?* dabei bedeutet *adversa facultas* sehr passend die „ungünstigen Vermögensumstände", und wird der vorausgehende Satz von dem dort sinnlosen *adversas* befreit und damit leichter zu heilen. Ich lese ihn: *quod ad te iam pridem de testamento scripsi: 'apud* εὔπιστον *velim ut possim'* sc. das Testament deponieren. Die Begründung s. in der Berl. phil. WS. 1900, No. 30. Sp. 956 S. 599 will Sch. in XI 23, 3 statt *sed omnia timuimus* lesen: *sed tempora* oder *omina tim.*; statt *vel Metellae* lesen: *vel nomine Metellae.* Was Schiche (S. 353) dagegen sagt, scheint mir zutreffend. Obwohl also m. E. hier Sch.s Textesänderungen nicht gelungen sind, so ist diese Studie doch für die Erkenntnis des häuslichen Verhältnisses Ciceros und seiner Tochter nicht ohne Wert.

23. O. E. Schmidt, Studie zu Ciceros Briefen an Atticus (XI–XVI). Rhein. Mus. N. F. Bd. LIII 1898, S. 209–238.

Dieser Aufsatz, in dem 65 Stellen aus den Büchern ad Att XI–XVI behandelt werden, schließt sich dem Aufsatze gleichen Titels im LII. Bande des Rhein. Mus. an (S. 145–167; siehe Jahresbericht Bd. 97, 1898 II S. 48–52). Wie dort werden hier bestimmte 'textkritische Grundsätze' befolgt, und damit die Fehler der Überlieferung vorzugsweise in vier Kategorien geteilt und mit den Buchstaben a–d am Schlusse jeder Besprechung der Stellen bezeichnet, und zwar sind a: falsche Konjekturen der Schreiber statt der richtigen handschriftlichen Lesart; b: Dittographien oder das Gegenstück dazu, der Ausfall gleich oder ähnlich aussehender Buchstabengruppen; c: Falsche Auflösungen von Siegeln; d: Verstümmelungen oder falsche Zusammenziehung des Textes, häufige Verderbnisse von Eigennamen. Sch.s Emendationsversuche verdienen um so strenger geprüft zu werden, als er eben aus ihnen textkritische Grundsätze ableiten und den Wert der Hss, besonders die Superiorität des cod. M erweisen will. Hier ist aber nicht der Ort für eine Besprechung sämtlicher Verbesserungsvorschläge; einige sind schon

*) Deshalb gefällt mir auch Schiches (a. a. O. S. 352 f.) *facilitate* (Liebenswürdigkeit, Nachricht) *confectus conflictor* nicht. Ich leugne eben, daß man sagen könne *confectus conflictor*, statt entweder *confectus sum* oder *conflictor*.

von C. F. W. Müller und anderen vorweggenommen (so A. XI 10, 2; 12, 1; 13, 1; 23, 3; 24, 2, XIV 7, 1 etc.), andere schwerlich haltbar. Ich beschränke mich darauf, diejenigen Vorschläge anzuführen, die mir besonders beachtenswert scheinen, zumal inzwischen auch Th. Schiches eingehende Besprechung sämtlicher Stellen erschienen ist (Jahresber. S. 364—377). XI 21, 1 *scripsit, ut et ego* mit W.; 24, 3 *quod scribis, nobis nostra et tua et Terentiae fore parata* in Anlehnung an M; XII 22, 3 *et meis* (cd. *iis*) *usuris facillime sustentabitur*; XIII 33, 3 in engerem Anschluß an M: *aut quaestorem aut tribunum mil. idque potius fuisse. Sed, credo, tu de Antiocho scire poteris*; 44, 2 *tum etiam religione opinionis et famae.* XIV 21, 2 liest S. *ut* rata *omnia* < sc. acta> *haberent.* Groebe-Drumann G R. I S. 428 f. lehnt es ab und liest mit Lambin *arma.* Im wesentlichen richtig gestellt ist von S. XV 18, 1 und 2, doch sind die Emendationen nicht so gesichert, daß gerade diese Stelle geeignet schiene, daran Ausblicke auf die ganze Handschriftenfrage zu knüpfen. Müllers Text lautet anders und nicht minder gut. Wenn aber etwas aus dieser Stelle zu lernen wäre, so ist es die Thatsache, daß hier der Wirzeburgensis und Z (die französische Überlieferung) mit den von Lehmann gefundenen italienischen Hss O R P gegen M übereinstimmen in Weglassung des fehlerhaften *itineris* vor *et in eis*, als dessen Dittographie es schon Boot erkannte. Wenn c (Cratanders Text) statt *et in eis*: *et uicis* bietet, statt *cum intellego* aber *tum intellego*, so können diese Verlesungen den Wert seiner Überlieferung gewiß nicht beeinträchtigen. Sch.'s Angriffe auf Z und auf Lehmanns Hss mißlingen stets. Über c urteilt er selbst schon günstiger. XVI 1, 5 werden die Worte *id est minutatim*, die sonst als Glosse angesehen wurden, wohl mit Recht in Schutz genommen. Für beachtenswert halte ich schließlich XV, 17, 1 *Nullum enim verbum a Circeio* (M *Siregio*): *non placet*, obschon ich anderes vermute. Th. Schiches Kritik dieser Stelle (S. 376 f.) kann ich nicht anerkennen. — Schmidts Konjekturen sind stets anregend, weil sie auf lebendigem Erfassen des Textes und auf einer bedeutenden Kenntnis des sachlichen Inhaltes der Briefe beruhen. Aber in der Mehrzahl der Fälle geht er zu rücksichtslos mit der Überlieferung um und zwingt den Text unter seine eigenen Einfälle. Als ich diese Behauptung an einigen Beispielen erweisen wollte, erwuchs mir daraus eine Abhandlung, die im Philologus (s. N. 18.) erschienen ist. Dort versuche ich zu widerlegen, was Sch. über XV 29, 2 (S. 230 f.) über XVI 2, 1 und 5 (Philol. LI 1892 S. 202 f., LV 1896 S. 716, Rhein. Mus. LIII 1898 S. 233 und 237 f.) sagt. Anderes, wie XVI 11, 1 *de malitia Luciliana* ist schon früher von mir behandelt worden (Phil. 1898 S. 404 ff. vgl. Müller ed. a. l.) und

XI 3, 3 *his litteris* sq in Berl. phil. Wochenschr. 1899 N. 20 Sp. 638.*) Die textkritischen Grundsätze, die Sch. befolgt, werden im einzelnen Falle nur dann Beifall finden, wenn die Emendation über jeden Zweifel erhaben ist. Darüber aber entscheidet der Autor selbst gewöhnlich weniger zutreffend und gerecht, als andere. Wo Sch. die Überlieferung verteidigt, hat er meistens recht und vielfach gleiche Ergebnisse wie Müller; wo er konjiciert, giebt er oft zu den lebhaftesten Bedenken Anlaß. Besonders von der 'falschen Auflösung von Siegeln' scheint er mir zu weitgehenden Gebrauch zu machen, dagegen nicht genügend Dittographien anzuerkennen (z. B. in XI 9, 3 und XVI 15, 3), deren häufiges Vorkommen besonders C. F. W. Müller ed. epp. ad fam. p. XVI nachgewiesen hat.

24. Robinson Ellis, Ad Ciceronis epistulas, quae in Tyrrellii vol. V. continentur. Philologus 1898 S. 418—421 behandelt 17 Stellen der Briefe ad Att. XII—XV und giebt Vorschläge zu Textesänderung nicht immer mit ausreichender Begründung. Ich kann mich kurz fassen, da Th. Schiche in seinem Jahresberichte alle Stellen geprüft und die Mehrzahl mit Recht abgelehnt hat (S. 329—332).. Beachtenswert erscheinen mir: A. XIV 19, 1 Dolabellae ἀρρησίᾳ oder ἀκρισίᾳ statt des unsicheren aritia der Überlieferung, doch wäre auch anderes denkbar, wie ἀσιτίᾳ, a[va]ritia etc. (cf. Müllert Ausgabe!) — XV 20, 2 will E. lesen: genus illud interitus, quo Caso usus est. Das ist unbrauchbar, wie Schiche zeigt. Ich dachte an: quo[causa] cursus est, halte causa und cursus für zwei Lesungen desselben Wortes. Zum Gedanken vgl.: XV 18, 2 *mihi res ad caedem et eam quidem propinquam spectare videtur*. — A. XV 26, 4 Octavam partem sq. habe ich (Neue Jahrb. f. d. kl. Altert. III, 1900 S. 300-303) eingehend behandelt, ohne E.'s abweichende Ansicht zu kennen, und dasselbe gilt von A. XV 29, 2,

*) Zu wünschen wäre, daß Sch. auch ältere Konjekturen erst prüfte, ehe er die eigenen vorträgt, weil ihn das davor bewahren würde, schon Bekanntes vorzutragen: XI 7, 6 *Tulliam te flagitare* schlug schon Wesenberg vor; 10, 2 *rogo, ut ne intermittas* desgleichen, auch Boot und Tyrrell. XI 12, 1 schreibt Sch. *ea re maxime* (mit W) wie Wesenberg, Boot, Tyrrell (und Müller); 23, 3 *de statua Clodi*, wie Tyrrell und Ziehen, Rhein. Mus. 1896 S. 592 ff.; 24, 2 *redibo, erunt enim*, wie Klotz und Tyrrell; XIII 51 Μίκυλλος, ähnlich schon Gronov und Boot (vgl. Müller ed.); XIV 7, 1 *aliqua, quaedam* wie Kayser; XV 1 b, 2 *ne ambitiose* wie Wesenberg; 13, 6 *et satisne pateat* wie Ernesti; XV 25 *velim etiam scire* wie Lambin 'in marg.' (vgl. Müller a. l.). Zu XIII 4, 1 hat den Namen des *Tuditanus* zuerst wohl Lehmann Quaestt. Tull. p. 50 sq. gefunden. Wer die Litteratur nicht kennt, gewinnt bei Sch. kein klares Bild davon, wie viel von dem Vorgeschlagenen neu, wie viel von anderen übernommen oder von ihnen unabhängig gefunden ist.

wo mir E. mit *tamen negavi probabilia esse vera* das Richtige getroffen zu haben scheint. Ich las (Philol. LIX N. F. XIII, 1900 S. 102.) *negavi putari illa e. v.*

25. Ludwig Gurlitt, 'Atius pigmentarius und Verwandtes. Philol. LVIII (N. F. XII) S. 45–51.

Aus den Briefen ad. fam. XV 17, 3; IX 10, 3 wird geschlossen, daß Cicero die Worte *ne hasta refrixisset* in obscönem Sinne anwendete und damit auf sinnlichen Verkehr zwischen Cäsar und P. Sulla sowohl, als den jungen Octavian anspiele, der als Urenkel des 'Salbenkünstlers' Atius (Sueton Div. Aug. 4) hier versteckt als *Atius pigmentarius* bezeichnet werde, was durch das Antwortschreiben des Cassius XV 19, 3 seine Bestätigung zu gewinnen scheine. Es wäre das das erste Zeugnis von der üblen Nachrede, welche Antonius später laut gegen Octavian erhob (Suet. Div. Aug. 68), Cicero aber mit sittlicher Entrüstung in Phil. III 15 zurückwies. [Über O. E. Schmidts Widerspruch. s. den Nachtrag S. 199 f.]

— Berliner Philol. Ws. 1898 Sp. 1311 A. IV 3, 2 *Etemim antea cum iudicium* va*lebat* (codd.: *nolebat*). — Eine eingehende Besprechung meines Aufsatzes: Textkritisches zu Ciceros Briefen (Progr. Steglitz 1898, s. Jahresber. 1898 S. 58) hat geliefert:

26. O. Plasberg, Ws. f. kl. Philol. 1898 N. 44 Sp. 1196—1201. Seinen Widerspruch muß ich in den Fällen für berechtigt erklären, wo ich *Astura* durch Konjektur einsetzen wollte, nämlich in A. X 6, 1; F. II 16, 6; A. XVI 15, 6. Auch C. F. W. Müller widerspricht mir hierin. Ferner in A. III 25 hat P. mit Recht Rauschens Erklärung vorgezogen. Anderes bleibt mir zweifelhaft. In A. IV 12 hat z. B. Müller unabhängig von mir ebenfalls *permanebo* gefunden, das also doch wohl richtig sein wird, auch hat er meine Erklärung von A. XVI 11, 1, die P. für 'phantastisch' hält, angenommen. Es handelt sich dort zweifellos um zotige Scherze, die zu erklären P. aber nicht einmal den Versuch macht. Daß ἄνθη Glanzstellen heißt, weiß ich auch, wie aber übersetzt P. ἄνθη *ipsa posui*? Etwa so, als habe Atticus die Glanzstellen am Rande noch mal abgeschrieben? Das wäre doch unsinnig. Ich meinte, Atticus habe diese Stellen durch Beifallszeichen, vermutlich das Zeichen einer Blume, als Glanzstellen gekennzeichnet. Auch J. Ziehen hat meine Arbeit eingehend besprochen (Berl. Phil. Wochenschr. 1898 Sp. 934) und zwar mir wesentlich zustimmend, ferner Th. Schiche 'Zu Ciceros Briefen 1897, 1898'. Jahresber. 1899 S. 336 f. dieser Plasberg meist zustimmend.

27. Ludwig Gurlitt, 'Ein Kraftwort Ciceros', Neue philol. Rundschau 1899 (N. 12) S. 265 f.

A. IV 18, 1 (früher 16, 9): *Quomodo ergo absolutus? Omnino* πόρναι γυμναί (= *merae meretrices*)! —

— Berl. philol. WS. 1900 N. 15 Sp. 477 meine frühere Behandlung von A. XV 13, 4 (Steglitzer Gymn. Progr. 1898 S. 12 f.) berichtigend: *De Bruto te nihil scire dicis, sed Servilia* (scribit) *venisse M. Scaptium* (sc. ad se), *eumque non qua pompa ad se* (sc. venisset), *tamen* [*clam*?] (sc. ad me) *venturum*.

— Ebenda 1899 N. 20 Sp. 638. A. XI 5, 3 *quod* .. *nihil omnino ad vos scrip*<si, his lec>*tis litteris profecto intelleges rem mihi deesse.*

— Ebenda 1899 N. 43 Sp. 1338 f.

A. II 2, 2 ist zu lesen: *Mihi Herodes*: '*lege*! *haec doceo*'. *Mirabilis vir est, si homo esset, cum* (Dicaearchum) *potius legeret quam unam litteram scriberet.*

28. Ludwig Gurlitt, 'Exegetisches und Kritisches zu Ciceros Briefen ad Atticum', Philol. LIX (N. F. XIII) 1900 S. 90—135,

behandelt 23 Stellen der Briefe ad Atticum. Ich lese II 3, 1 *Etenim* ἔστω ὄψις μὲν ἡ α, τὸ δὲ ὁρώμενον β, γ · ἀκτῖνες δὲ δ,<ε>. *Ita vides enim cetera.* — 7, 1 . *Orationes autem a me duas postulas; quarum alteram non libebat scribere, quia oscitaram, alteram, ne laudarem eum, quem non amabam.* — 17, 1 . . *sed conferemus tranquillo animo di immortales* (= *quasi d. i*); *neque.* — IX, 8, 1 (mit E. Thomas): εἰ μὴ μισητῷ φίλος οἶκος. — 14, 1 *a. d. VI Idus Maias* pā (= *prima*) luce (M *putare*) *profectum esse* . . — VII 7, 1 *illud profecto* (od. *perusitatum?*) *non adscibis.* — X 16, 1 *mane Dionysius cum tuis* (M *Dionysius fuit*). — 18, 1 . . *Hortensiana omnia fuere infamia* (M *infantia*) . . . *ita hic* (hier) *homo.* — XII 5 b = 5, 3 *conturbabat enim me* [*epitome Bruti Fanniana*] *is Bruti* wie Müller. — 43, 2 *Scies ante, utrum. Quod* [*scies recte*] *mihi* (Z) *illam rem fore levamento, bene facis* [*cum id esse*] *mihi crede perinde* . . — XIII 21 a, 2 wird die Überlieferung gegen Müller in Schutz genommen. — 40, 1 *hic autem, ut iussum* (M *fultum*) *est.* Schwartz (a. a. O. S. 238 A. 4) sagt: '*ut fultum est* ist unheilbar. Den Sinn trifft ungefähr *ut fuit*, <etiam n>*unc est.*' — 41, 1 schlug ich vor *significavi me non coram* (M *fore*). *Tum enim.*, glaube aber jetzt, daß doch *fore* zu halten, und dahinter eine Lücke anzunehmen sei; 2 fin. *a te commutatur* [?] (M *commeatus*). — 51, 1 *ne ridicule inimiculus* (M *micillus*). — XIV 14, 1 *de rhetorum more* (M *Pherionum m.*). — XV 12 fin. *si praecipit nostro* [*nostri*]: *cui* . . — 25, 1 *Meus animus est aequus*, ita *tamen, ut si nihil offensionis sit et tu etiam scires, quo die piaculum* XV 29 wird eingehend behandelt, wobei sich ergiebt, daß der Text in den Ausgaben mehrfach fehlerhaft ist, und daß man irrtümlich in dieser Stelle ein Heiratsprojekt des jungen Quintus be-

handelt glaubte, während es sich um die Schwangerschaft einer Julia (oder Tutia?) handelte, die den Quintus nichts anging. Diese war vielmehr die Gattin eines Otho, und es bestand der Verdacht, daß ihre Verwandten, um ihm keinen Vermögenszuwachs zukommen zu lassen, ein Verbrechen gegen das keimende Leben planten, worüber sich Cicero bei Atticus, einem Bekannten der Othonen-Familie, im Auftrage des Gatten und Schwiegervaters jener Julia erkundigt. Diese Deutung ergiebt sich, wenn man *hic* auf den Gatten der Julia bezieht, *sibi Juliam ferre* übersetzt: Julia wäre von ihm schwanger, weiter liest: *constitutum enim esse excidium* (M): . . . *Sed cur tu?*, sodann zu *filium velle* ergänzt: *me ex te quaerere*; ferner σκοπὸς *est enim* liest und in XVI 2, 5 mit Beziehung auf dieselbe Julia: *De Julia ita putaram*: *de enixione* (Geburt) *credo nec tamen curo plus quam tu.* Sollte das richtig sein, so fällt damit ein wunderliches Heiratsprojekt, das dem jungen Quintus angedichtet wurde, völlig fort, und werden einige neue Worte für Cicero belegt, nämlich: *enixio* = Geburt; *ferre alicui* von jemandem schwanger sein; *excidium* Abtreibung. In XVI 2, 1 ist zu lesen: *qui Hortensio et* Oviae (M: *et quia e*), *quibus.*

29. Ludwig Gurlitt, '*ut est*' Neue phil. Rundschau 1899 N. 25 S. 577—579 wird A. XIII 10, 3 statt *ut erat* oder *aut erat* (M) zu lesen vorgeschlagen, beide Worte als Variante oder Randnote für ein vorausgehendes *et*, das *erat* oder *esset* heissen müßte, zu tilgen.

30. — ebenda N. 19. S. 433 ff. *Die Interjektion 'st!' in Ciceros Briefen*, die man vermutete in A. II 1, 10; XVI 11, 1; F. XVI 24, 2 kommt nur in Verbindung mit Imperativen in der Komödie vor, nicht aber bei Cicero. In den genannten 3 Stellen ist zu lesen: *sed* si *ita placuit* (mit Müller); Asta *ea aegre* sq. (nach meiner Vermutung mit der Überlieferung, vgl. Müller a. l.) und *sed* [*si*, M] *litteras* sq.

31. — Cicero ad Att. XI 25, 3; 24, 2. (Berl. phil. WS. 1900 N. 30 Sp. 956 ff.) Die erste Stelle wird gelesen (s. oben S. 182):

Quod ad te iam pridem de testamento scripsi, apud εὔπιστον *velim ut possim(us?). Adversa ego huius miserrumae facultate conflictor.* Zu Deutsch: 'Was ich dir betreffs des Testamentes schon längst geschrieben habe: ich wünschte, ich könnte es bei einem recht Sicheren (deponieren). Unter der mißlichen Vermögenslage meiner ärmsten Tochter (hier) habe ich selbst schwer zu leiden'. Die Stelle A. XI 24, 2: *Sed ad meam manum redeo; erunt haec occultius agenda. Vide, quaeso, etiam nunc de testamento. Quod tum factum* (sc. est), *cum illa* (= Terentia) *quaerere coeperat, non, credo, te commovit*; *neque enim rogavit ne me quidem*, also mit nur veränderter Abteilung der Worte. Das ergiebt den guten Sinn: „Bitte kümmere dich auch jetzt noch um das Testament (der

Terentia). Was damals vorgefallen ist, als sie (einen Testamentsverwalter) zu suchen angefangen hatte, hat, denk ich, dich nicht geärgert; hat sie doch sogar mich nicht gefragt."

Auf feiner Beobachtung, Gedanken-Analyse und Sprachkenntnis beruhen die Verbesserungsvorschläge, die

32. A. Frederking, Philol. LVIII (N. F. XII) 1899 S. 628—632 vorgetragen hat.

ad Att. II 18, 1 *Tenenum undique, neque iam, quo minus serviamus, recusamus; sed mortem et eiectionem quasi maiora timemus, quae multo sunt minora. Atque hic status qui* [nunc est: Müller] *una voce omnium gemitur* neque *verbo cuiusquam sublevatur* des M sucht Fr. dadurch zu halten, daß er *neque* gleich *ne-quidem* deutet, wie ad fam. IV 4, 1 *nec hoc* εἰρωνευόμενος. Verwandte Stellen, Acad. I 7 *nec suspicari*; Top. 23 *nec aqua* empfehlen diese Deutung. — IV 3, 3 *Ille* (Clodius) *omnium vocibus cum se non ad iudicium, sed ad supplicium praesens trudi videret, omnes Catilinas, Acidinos postea reddidit* der Überlieferung will Fr. ändern in: *omnes Cat., Acid. post se reliquit* „da hat er alle Catilinas hinter sich gelassen" d. h. übertroffen, überboten. Der Gedanke ist blendend, aber es müßte erst noch nachgewiesen werden, daß die *Acidini* als Typus von verbrecherischen Leuten galten, nicht vielmehr als dessen Gegenteil. Ich bin Boots Meinung: dicit Cicero tantum fuisse Clodii furorem, ut ad illum comparati homines Catilinae similes *(post ea* = in posterum) boni viri viderentur cf. V 20, 1 *Num potui Ciliciam Aetoliam aut Macedoniam reddere?* — § 3. *Metellus calumnia dicendi tempus exemit adiuante Appio, etiam hercule familiari tuo; de cuius constantia* virtute *verissimae litterae* (M: *constantia vir tute*, Faërnus: *vir tuae).* Fr. liest: *vix tuae verissimae l.* „deine günstige Meinung über die Charakterfestigkeit ist schwerlich die richtigste, kaum ganz richtig." Der Gedanke mag so richtig gefaßt sein, aber einmal ist der Gebrauch von *vix* mit dem Superl. nicht belegt, sodann erhalten wir denselben Sinn auch, wenn wir die Überlieferung als ironisch gesprochen auffassen und mit Müller lesen: *const. et virtute* <tuae> *ver. litt.* — VII 6, 1 . . *nostrum illud solemne servamus* (M: *servemus*) schwerlich mit ausreichenden Gründen: Cicero legt in seine Worte zugleich eine Ermahnung an Atticus. — Den Schluß des Briefes liest und interpungiert Fr. wie folgt: *dicam idem, quod Pompeius; neque id faciam humili animo, sed* (M; *at* Malaspina, Orelli) *rursus hoc permagnum rei publ. malum est* et (mit M und Müller) *quodam modo mihi praeter ceteros non rectum* sq. „sondern weil auch das wieder ein großes Unglück und eine Undankbarkeit wäre". Das dürfte richtig sein. — VIII 3, 5 liest Fr.: *Eam si nunc sequor, quanam* oder *quonam* <modo> mit guter

Begründung, ebenso am Schlusse des § *nihil sciemus* mit M. — VIII 3, 6 *Sed est* recta (M *certe*) *quaedam* . . *sententia*, *est illa etiam Philippi*, *et*, *cum* sq. Fr. hält mit Recht *Philippi* (wie Lehmann, gegen Müller) und schreibt *recta* statt *certa* („wohl begründet" so Lehmann, Müller), dieses schwerlich zutreffend. Der Ausdruck wäre zu anerkennend, Ciceros Urteil schwankt aber noch. — VIII 11, 1 sucht er wieder durch bessere Trennung und Verbindung der Worte zu heilen und liest: *Lamentari autem licet illud* (der Entschluß des Pompeius) *tamen totos dies; sed vereor* sq. Das ist wohl zutreffend; denn gegen den Gebrauch von *tamen* neben *autem* ist nichts einzuwenden, *tamen* heißt 'jedenfalls' wie öfters. — IX 18, 4 eine sinnreiche Änderung des Textes durch bessere Wortverbindung: *sed ego tuas litteras exspecto*; *nihil est enim iam*, *ut antea*. '*Videamus*, *hoc quorsum evadat*' *extremum fuit* (sc. Caesaris) *de congressu nostro*. — IX 18, 3 und X 2, 1 ist λαλαγεῦσα, wie Fr. annimmt, nicht die Schwalbe, sondern eine versteckte Benennung für ein Schiff des Atticus. Das habe ich auch immer angenommen. —

33. — Phil. LIX (N. F. XIII) 1900 S. 155—158. ad Att. X 8, 2 Das überlieferte: *Relinquitur*, *ut*, *si vincimur in Hispania*, *quiescamus. Id ego contra puto; istum enim victorem magis relinquendum puto quam victum et dubitantem magis quam fidentem suis rebus* deutet Fr. so: „und ich glaube, daß ich Caesar besser, solange er sich noch unsicher fühlt, verlasse (also schon jetzt, bevor er in Spanien gesiegt hat), als wenn er sich in seiner Stellung sicher fühlt (nach dem Siege in Spanien)." — XI 16, 5 liest er: *de omnibus rebus velim ad me scribas*, *et maxime*, *quid sentias* (ebenso Müller, M: *scribas*) *de ea*, *in qua* (ebenso Müller, M: *quo*) *tuo consilio egeo*, *etiam si nihil excogitas. ita* (M: *id*) *enim mihi erit pro desperata* (M: *desperato*), gewiß recht beachtenswert. —

34. L. C. Purser, Note on Cicero ad Atticum V 19, 2. The classical review 1898 S. 305 liest: *filiolam tuam tibi iam* ὁρμῇ ('durch natürlichen Instinkt', ad Att. VII 2, 4; fin. IV 39; off. II 18) *iucundam* (statt *iam Romae*, M). Anders C. F. W. Müller (s. Ausgabe!).

P. Groebe (Drumann G. R. I²) hat in einem Abschnitte 'Die Kontrollversammlung in Campanien' eine viel umstrittene Stelle, ad Att. XIV 21, 2 . . *utram omnes haberent* mit guten Gründen in: *ut arma omnes h.* geändert. (So schon, wenn meine Notiz nicht falsch ist, in seiner Diss. S. 4. s. oben S. 184.)

34a. O. E. Schmidt, 'Ciceros Villen' S. 51, Anm. 4 empfiehlt A. XIV 16, 1 VI *Nonas* (mit Schiche statt V) . . *dedi litteras*, *cum* <pridie> *Piliae* . .;

35. — Faba mimus, Philol., 1897 S. 552—554 behandelt A. I 16, 13 *videsne consulatum illum nostrum . . . fabam mimum futurum?* und schlägt vor fatuum *mimum* „fade Posse" unter Hinweis auf Seneca contr. 7, 5 *mimico genere fatuam sententiam dixit* — möglich! doch sollte nicht auf *fabam mimum* möglich sein? non liquet!

36. — 'Caesar und Brutus' Philol. 1898 S. 186—188 liegt zu einer Änderung (A. XIV 1, 2): *Magni refert, hic quid velit,* scilicet (M: *sed*), *quicquid volt, valde volt* durchaus keine Nötigung vor, zudem ist *scilicet* hier nicht am Platze (vgl. Müller ad loc.)*)

37. Wilhelm Sternkopf, Zu Ciceros Briefen an Atticus. Fleckeisens Jahrb. 1897, S. 850—852.

A. IV 19, 2 ist überliefert *hibernam legionem eligendi optio delata commodum.* Ernesti änderte in *hiberna legionum,* Nipperdey und Müller in *hiberna legionis.* St. will die Überlieferung halten unter Hinweis auf Suet. Calig. 8: *apud hibernas legiones,* woraus ersichtlich, daß *hiberna legio* eine in den Winterquartieren liegende Legion bedeute. Müller entscheidet sich für Nipperdey, ebenso Schiche (S. 381). — Sternkopf liest A. V 12, 1 *Itaque erat in animo nihil festinare, nec Delo me moverem, nisi* sq., was mich überzeugt, ferner 'Der Zinswucher' (s. N. 14) S. 23: A. V 21, 10 interpungiert er: *Praefecturam petivit. Negavi me cuiquam negotianti dare, quod idem tibi ostenderam — Cn. Pompeio . . multis aliis ? —; sin praefectus vellet.* Die Worte *quod* bis *ostenderam* gehören nicht mit in die Klammer (richtig!). — V 21, 12 füllt er die Lücke aus wie folgt: *ut ex ea syngrapha* <ius diceretur, hoc est, ut nec deteriore nec meliore iure ea syngrapha> *esset quam ceterae* dem Sinne nach zutreffend. Die Fassung kann auch kürzer gewesen sein. — VI 2, 7 <heus> *tu! Qui* ist recht annehmbar. — 2, 9 *scripsisse me ad te* (statt: *te ad me*) dagegen zweifelhaft.

38. Wilhelm Sternkopf, Zu Ciceros Briefen ad Att. in Fleckeisens Jahrb. 1897 S. 388.

Zu A. II 1, 5 hat Müller schon die richtige Beobachtung aufgenommen, daß Cicero direkte Rede braucht, *ex Sicilia* bis *maxime*

*) *Magni refert* hatte man ironisch = *parvi refert* gefaßt. Schon Brand (Rhein. Mus. XXXVI S. 631) hatte denselben Gedanken voraussetzend *Non magni refert* lesen wollen, und E. Schelle (Jahresb. der Annenschule in Dresden 1897 S. 23) fragend: *Non magni refert, hic quid velit?* Schmidt schreibt *magni refert* (in nicht ironischem Sinne), *hic quid velit, scilicet* (statt *sed*) *quicquid volt valde volt* und benutzt diesen Anlaß, seine Charakteristik des M. Brutus zu empfehlen.

debint und darin *ante tribus* (M *a tribus*) und mit M *idem* (nicht *item*) schrieb.*)

Alles, was C. F. W. Müller in Fleckeisens Jahrb. 1897 S. 545 f. (zu A. IV 7, 2) S. 849 f. (zu A. VII 20, 1; IV 17, 1; 15, 4; VIII 2 a. E.; 3, 4; V 19, 2) ferner im Rhein. Mus. 1898, S. 121—136 zu zahlreichen Stellen dieser Briefgruppe vorträgt, lasse ich absichtlich unbesprochen, weil er es selbst in seine Ausgabe aufgenommen hat. Zudem hat Schiche in seinem letzten Jahresberichte sämtliche Stellen behandelt.

39. Alex Dahlmann, Studia critica in M. Tullii Ciceronis ad Atticum epistolas, Carolstadii 1898, 33 S. 4,

behandelt 44 Stellen der Briefe der VIII ersten Bücher ad Att., die aber meiner Meinung nach so wenig zur Klärung beitragen, daß ich mich begnüge, auf meine ablehnende Besprechung, Berl. phil. WS. 1899 N. 1 Sp. 12—14 zu verweisen.

40. Dasselbe gilt von Carlo Pascals Studie (N. 5 und meine Anzeige ebenda 1900, N. 5 Sp. 140—142, auch J. Tolkiehn, WS. f. kl. Phil. 1899, N. 50, Sp. 1368 f.).

41. Cora M. Porterfield, The ad Atticum superscriptiones. The classical review 1898. S. 438—440.

Die Verfasserin hält die Aufschriften in den Briefen ad Att. für echt, weil solche zum Briefstil gehört hätten. Die Hss lassen sie aber meist fort, vgl. O. E. Schmidts Kapitel „Über die Abgrenzung der einzelnen Briefe im XII. und XIII. Buche an Atticus“ („Den Briefwechsel“ S. 452 ff.), weshalb Sicheres über die Praxis Ciceros im intimen Verkehre mit Atticus nicht zu erweisen sein dürfte.

42. J. S. Reid, 'Notes on Cicero ad Atticum XII'. Hermathena vol. X. No. XXIV p. 130—139.

A. XII 5, 2 *Cato me quidem delectat, sed etiam Bassum Lucili*[*um*] *sua* kann richtig sein. — 9: *villa, littore, prospectu maritumo, his rebus omnibus* statt Lehmanns *prospectu maris, tumulis, his rebus omnibus* (M bietet: *maris tum iis rebus* . .). R. bezweifelt, daß bei Astura, von wo der Brief stammt, von Hügeln die Rede sein könne. Mir scheint trotzdem Lehmanns Lesung vorzuziehen. — 12, 1 erklärt R. die Worte: *Balbi regia condicio est delegandi* richtig: „Balbus stellt tyrannische Bedingungen, um das Geld (Ciceros Schuld) an Terentia auszuzahlen.“ — 14, 3 glaubt er die Überlieferung halten zu können:

*) Schiche Jahresb. S. 381 will lieber *at tribus* und *item*.

relaxor tamen ad omniaque nitor (= *ad omnia descendo*) *non ad animum, sed ad vultum ipsum .. reficiendum.* — 16 (nicht 15) *Mihi adhuc nihil aptius* (statt *optatius*; Kahnt) ist jetzt hsl. belegt (cf. Müllers Ausg.). — 19, 2 wird *De sponsu* (mit Bosius und C. F. W. Müller) gegen O. E. Schmidts *de sponsione* in Schutz genommen — ebenso 21, 2 *Si vero etiam a Faberio aliquid recedit* mit Hinweis auf pr. Quinct. 38 *cum res ab eo, quicum contraxisset, recessisset.* Es soll heißen: 'cf. Fab. passes over any money to me'. Ebenso schon O. E. Schmidt, nur daß er *aliquid* fortläßt. — 32, 2 *Publilia ad me scripsit matrem suam, <quae> cum Publilio loqueretur* 'in consequence of conversation with P.' ist schwerlich richtig; ebenda schlägt R. vor: *et una est vitatio ut <hinc> ego* (sc. *avolem*); *nollem, sed necesse est,* wobei er nur insofern recht zu haben scheint, als er die bisherigen Emendationsversuche ablehnt. — 44, 3 *solet omnino esse † fului master* soll heißen: φιλοτίμων μαστήρ 'a searcher out of ambitious nows'. Ich habe nicht alle Stellen namhaft gemacht und kann den letzten Aufsatz von:

43. J. S. Reid, 'Notes on Cicero, ad Atticum XIII' (Hermathena vol. X. N. XXV p. 327—355)

überhaupt nur namhaft machen. Er ist hervorgegangen aus einer Nachprüfung der Tyrrell-Purserschen Ausgabe und giebt zahlreiche Bemerkungen und Emendationen zu einzelnen Stellen des genannten XIII. Buches. —

44. L. C. Purser, 'Some notes on Cicero's epistles from 57 to 54 B. C.' (Hermathena, vol. XI, No. XXVI, 1900, p. 50—80)

geht mir erst während des Druckes zu. Er behandelt textkritisch 15 Stellen aus den epp. ad Qu. fr. II und III; 10 Stellen aus ad Att. IV; 7 aus verschiedenen Büchern ad fam., und giebt einen Beitrag zur Chronologie der Briefe ad Att. IV 9—11 des ausgehenden (21—27) April 699/55, die von der Körners etwas abweicht. Ein Urteil über diese Studie habe ich noch nicht. Der Name des Verfassers sichert ihr jedenfalls Beachtung. —

45. Th. Mommsen (s. o. N. 13.) beweist, daß die Bewohner der Stadt Salamis auf Cypern (A. V. 21, 10 sq. VI 1, 5; 2, 7 und 8) *Salamini* (mit den Hss) nicht *Salamii* heißen (wie alle Herausgeber schreiben), da eine kürzlich in demselben kyprischen Salamis gefundene Inschrift (CIL III 12 104 [Sala]*minorum senatus* überliefert. In V 21, 10 liest er *si* <non> *praefectus vellet esse* statt *sim pr.* Dagegen spricht sich Schiche, Jahresb. S. 326 aus, ebenso gegen Mommsens Vorschlag A. VI 2, 9

zu lesen: statt *volunt, inquit, principes* mit Klotz *inquis* oder 'vielleicht besser' *volo* statt *volunt* „Ich will die Häupter der Stadt fassen“. Schiche hält es mit Boot ad loc.

46. J. Vahlen, varia, Hermes XXXV 1, S. 131—140 wendet sich gegen C. F. W. Müllers Behandlung des Briefes ad Att. I 14 (a. u. 693), wie sie sich findet im Rhein. Mus. LIII, 1898. S. 121. Müller ändert *hi suspicarentur* zu *minus suspicarentur* und *excepisse laudem* zu *excidisse laude*, und nimmt das in den Text seiner Ausgabe auf. Vahlen hält und rechtfertigt die Überlieferung in der Hauptsache ändert nur *ex eo, quod hi suspicarentur* zweifelnd zu *ex eo, quod vel* (oder hi) *susp. h.* In den Worten *intellexi hominem moveri* will er für *moveri* die Bedeutung nachweisen: 'ins Schwanken geraten, unsicher werden, ob nicht richtiger sei' und macht davon abhängig *utrum* <crederet> *Crassum inire . . ., an esse . . .* [Darauf hat Müller im Rhein. Mus. 1900 S. 635—641. seine Auffassung nochmals eingehend begründend Vahlens Behandlung abgelehnt.]

b. Verbesserungsvorschläge

zu den epp. ad fam.

47. A. Frederking (Phil. LIX N. F. XIII, 1900 S. 156—158) ad fam. V 12, 5 schlägt zweifelnd vor: *quasi enumeratione factorum* oder doch *quasi fastorum enumeratione.* Fehlerhafte Wortstellungen sind häufig überliefert, weshalb dieser Ausweg vorzuziehen, wenn überhaupt zu ändern nötig sein sollte. — In VI 6, 9 will er Futura einsetzen *intelleget* (M: *intellegest*) *laudes . . . intelleget* (M: *-git*). *Nolet* (mit M). Das erste *intelleget* findet man auch bei den neueren Herausgebern, ebenso *nolet.* Es ist nur folgerichtig auch im zweiten Falle das Futurum zu setzen. — VII 3, 4 *Veni domum . . sed tamen, si esset, aliqua forma rei publ.,* tamquam *in patria ut essem, si nulla, tamquam in exsilio.* Fr. hält das erste *tamquam* für sinnlos und streicht es. Sollte es sich nicht doch rechtfertigen lassen? Ein wahres Vaterland giebt es unter Cäsars Herrschaft nicht mehr für Cicero, nur noch ein Quasi-Vaterland. — IX 6, 6 *tute* (codd: *iure*) *enim . . rogaras* hat viel für sich. — Durch verbesserte Interpunktion erhalten wir in IX 18, 2 den klaren Text: *nisi forte mori melius fuit in lectulo: fateor, sed non accidit; in acie non fui* unter Hinweis auf A. VIII 3, 3 *malae condiciones erunt: fateor, sed* — *ad fam.* XIV 4, 6 *Sicca dixerat se mecum fore, sed Brundisii* (*-sio* die codd.) *discessit* (sc. a me) fein beobachtet, aber zwingend? — XV 4, 15 *tum duae maxime*(statt *-mae*)*clientelae tuae* halte ich für unbedingt richtig. —

48. R. H. Gretton, Debate in the senate, as to the restoration of Ptolemy Auletes, a. u. c. 698. The classical review 1897. S. 108.

49. J. S. Reid, Note on Cicero, ad fam. I 2, 2 and I 1, 2. Ebenda 1897. S. 244—246.

Beide handeln über eine Senatssitzung, von der Cicero F. I 2, 2 berichtet: Multi vagabantur, atque id ipsum consulibus invitis, nam ei Bibuli sententiam valere cupierant. Worauf bezieht sich ei? Gretton sagt: „auf multi", was Reid aus sachlichen Grunden widerlegt, zugleich schlägt er vor zu lesen *consulibus* <non> *invitis*. Mendelssohn, Müller, Schiche halten *non* für unnötig. (Begründung giebt Schiche Jahresb. S. 333). Nach I 1, 2 *Marcellinum tibi esse irratum scis* fährt Reid fort: *is* <tamen> *hac regia causa excepta . . . ostendit*, um einen Übergang zu schaffen, was möglicherweise richtig ist. Schiche würde, falls zu ändern wäre, *idem hac* vorschlagen.

50. Julius Ziehen, zu Cicero ad fam. VIII 17, 2. Rhein. Mus. 1897. S. 449.

Caelius schreibt an Cicero: *'Cur hoc?' inquis. immo reliqua exspectate: vos invitos vincere coegero* astutia! num (cdd. *arruntanum*) *me Catonem? vos dormitis, nec* sq. Damit ist die alte crux schwerlich beseitigt.

51. Max Bonnet Revue de Philol. XXIV, 1900 (April) p. 96. Ep. IX 16, 3: *Quod si[id] possem* schreiben die meisten Herausgeber. Tyrrell-Purser halten *id*; Bonnet liest dafür treffend *iam* (iā) und verweist auf Madvig zu Cic. de fin. IV 24, 66; Tusc. I 22, 50 *si iam possent.*

52. J. S. Reid, Hermathena vol. X, N. XXIII p. 110—114 behandelt die Stellen: ad fam. IX, 4: *De † Coctio mihi gratum est*, das er *de Gargettio* (= Epicur cf. XV 16, 1) lesen will. Das ist ebensowenig evident, als ad Qu. fr. II 8 (10), 3 *Habemus hanc philosophiam non ab Gargetto* (statt des allerdings sinnlosen *ab Hymetto* der Überlieferung) *sed ab ara Syria* (mit Purser; statt *ab † araysira*). Ich glaube nicht, daß die gelehrte Begründung überzeugen wird. — Ad fam. XV, 18, 1 *mea* (*philosophia*) *molestast* will R. mit Boot: *in oleo est* aber mit dem Sinne lesen, daß es sich wie in A. XIII 38, 1 auf die 'midnight lamp' beziehen soll. Mir scheint aber die Überlieferung guten Sinn zu geben: 'meine Philosophie streikt: *pudet enim servire*'. — ad fam. V 20, 2 *ita accepi librum a meo servo scriba* glaubt R., daß *servo* aus *Laurea* verdorben sei. Mir ist auch trotz Mommsen, Staatsrecht III 1, 428, *servus scriba* verdächtig, aber R.s Lösung kann mir trotzdem höchstens als möglich gelten.

c. Verbesserungsvorschläge
zu den epp. ad Qu. fr.

53. Wilhelm Sternkopf, Zu Ciceros Briefen ad Quintum fratrem, Fleckeisens Jahresb. 1897. S. 783 f.

Q. III 8, 1 *alteram quoque* (epistolam) *te scribis pridie Labieno dedisse, quae* (*quia* M, *qui* die Herausgeber) *adhuc non venerat*, weil Ende November 54 Labienus selbst nach Rom nicht gereist sei (so auch schon Rauschen, Ephemerides Tullianae, diss. Bonn. 1860 p. 60.) Jetzt schlägt Schiche, Jahresb. S. 381 f. vor: *pridie* <tabellario vgl. § 2> *Labieni dedisse*, *qui* sq.

54. L. Gurlitt, Berl. phil. WS. 1899 Sp. 763, Q. III 5 u. 6, 4 . . *nec sane satis commoveor animo ad ea, quae vis, canenda.* 'Αναπλώσεις (codd. ΑΜΠΩΕΙC) *vero ad ea, quae* sq. ἀναπλώσεις als Substantivum an ἀνάπλοῦν 'vereinfachen' in dem Sinne: 'Erleichterungen, Winke'.

55. A. Frederking, Philol. LIX, 1900. S. 158 liest I 4, 1 *ita mihi nihil misero praeter fidem amicorum* <*aut*> *cautum meum consilium* <*de*>*fuit*, was durch A. III 15, 5 u. and. gut empfohlen wird, auch ist (§ 2) *perspicies profecto* (Fut. statt Präs.) wegen des folgenden (§ 5) *perspice* (*ut ante ad te scripsi*) recht glaublich.

56. O. E. Schmidt, N. Jahrb. II, 1899. S. 481 Anm. 1.

Q. fr. II 8, 3 *Habemus hanc philosophiam non ab Hymetto, sed ab* area Κύρου (oder *Cyri* mit Ernesti). Die Überlieferung lautet sinnlos *ab araysira al. araxita.* Sch.s Vorschlag, den schon Ernesti machte, ist aber unannehmbar. Ich vermute Griechisches, etwa ἀταξίᾳ oder ἀταραξίᾳ und werde das demnächst begründen. (s. auch N. 52!)

57. J. Ziehen, Rhein. Mus. N. F. Bd. LI 1896 S. 589.

Q. II 14 (= 15 b) 2: *nec labor antiqua* (M *laborant, quod*) *mea confidentia* (M *conscientia*) *copiarum nostrarum* nicht als sicher zu erweisen. Ich glaube die Stelle heilen zu können, indem ich nur *laborant* in *laboranti* ändere; *nec laboranti* = *ne laboranti quidem* „ohne daß ich mich darum bemühe", davor ist Komma, dahinter Kolon zu setzen.

VII. Die Briefe ad M. Brutum.

I. Echtheitsfrage.

Es soll hier auf den alten Streit über die Echtheit dieser Briefgruppe nicht weiter zurückgegriffen werden, als bis auf das Jahr 1897, in welchem

58. Emil Schelle, 'Der neueste Angriff auf die Echtheit der Briefe an M. Brutus' Prog. der Annenschule (Realgymnasium) zu Dresden (auch erschienen in der Festschrift der 44. Vers. deutscher Philol. Dresden, Teubner 1897 S. 133—186) noch einmal alles zusammengefaßt hat, was bis dahin in dieser Angelegenheit zur Lösung der Frage vorgebracht worden war und auch mit neuen Gründen den letzten Angriff auf die Echtheit dieser Briefgruppe zurückgewiesen hat, den Vincentius d'Addozio 'De M. Bruti vita et studiis doctrinae', Neapel 1895 (S. 139—205) versucht hatte. Über die ältere Litteratur findet man am bequemsten Belehrung bei A. v. Streng: De Ciceronis ad Brutum epistolarum libro, qui secundus inscribitur. Helsingforsiae 1885, S. 1—8 und mit Einschluß der neueren Erscheinungen bei Drumann-Groebe GR. I² S. 442 f. und in C. F. W. Müllers Ausgabe der Briefe. D'Addozios Einwendungen, der lib. I als eine Fälschung des Altertums, lib. II des Mittelalters erweisen will, werden von Schelle Punkt für Punkt widerlegt und damit wohl für immer abgethan. Sch. erkennt die von mir nachgewiesenen Blattversetzungen (Jahrb. 1885 S. 561—576) als zutreffend an, aus denen ersichtlich wird, daß ein Blatt der Urhs ungefähr 24 Zeilen der Orellischen Ciceroausgabe (von 1845) enthielt. Neu ist Sch.s Vermutung, daß bei der Abschrift außerdem ganze Zeilen von je 26 Buchstaben ausgefallen seien. An 15 Stellen nimmt er einen solchen Ausfall an (s. S. 184 f.). Ich habe mich von der Notwendigkeit so wenig überzeugen lassen, wie Müller, der sie in seinem Kommentar aufführt, aber in keinem Fall anerkennt. Man vermißt freilich etwas in dem Satze II 2, 2: *nos exspectatio sollicitat, quae est omnis iam in extremum adducta discrimen*? Schelle schiebt hinter *sollicitat* ein: <*quo in loco apud Mutinam sit res*>. Aber in II 3, 1, wer vermißt da etwas bei den Worten: *neque minus turpe aut flagitiosum erit post recuperari* (provinciam)? Sch. schiebt hinter *erit* ein: <*quam plenum periculi Asiam non*>. Es ist an sich unwahrscheinlich, daß ein Schreiber so oft in gleicher Weise gefehlt haben, und daß durch das Überspringen ganzer Zeilen nicht auch Wörter hätten zerrissen werden sollen. — Die Briefe I 16 u. 17 hält Sch. für echt, jenen setzt er noch in das Jahr 44, diesen sieht er als den letzten der Sammlung an.

Diese beide Briefe sind die einzigen, über deren Echtheit heute noch Zweifel laut werden, obwohl die Wage auch hier sich zu Gunsten der Echtheit neigt. Nach Schelle hat dieses Thema besonders behandelt:

59. P. Müllemeister 'Bemerkungen zur Streitfrage über die Echtheit der Brutusbriefe I 16 und 17' Progr. Emmerich 1897,

eine Arbeit, die sich besonders gegen früher von mir vorgetragene sachliche und stilistische Bedenken ausspricht und den Nachweis ver-

sucht, daß den beiden Briefen weder der Vorwurf der Gedankenarmut noch der mangelnden Gedankenentwicklung gemacht werden könne. Ihr Inhalt stimme zu anderen zeitgenössischen Zeugnissen und zu dem Bilde, das wir uns von Brutus von und seinem Verhältnisse zu Cicero machen müßten. Die Arbeit beansprucht nicht zu einem abschließenden Ergebnisse zu gelangen. Nicht minder entschieden tritt Ed. Schwartz (v. N. 15) für die Echtheit beider Briefe ein. Was bis jetzt gegen sie vorgebracht sei, schlage nicht durch (S. 206). 'Das Fragment (Plut. Brut. 29)' sagt er S. 215, widerlegt diejenigen, welche diese Briefe darum für unecht halten, weil Cäsar darin Octavius genannt wird. Vielmehr wird Brutus diesen Namen regelmäßig gesetzt haben, seinem anticäsarischen Fanatismus entsprechend, wenn er Cäsar schrieb citierte er höhnisch Cicero oder meinte 'ein Cäsar'. Auf I 4 wenigstens, wo allein Cäsar vorkommt, trifft diese Erklärung zu. Sch. meint, I 16 falle in die Zeit der Verhandlungen zwischen Cicero und Cäsar Octavianus, Ende Dezember 44. Ciceros Gespräch mit Oppius, das er ad Att. XVI 15, 3 erzählt, liefere zu ihm die genaue Parallele (S. 210). Die Übereinstimmung zwischen Plut. Brut. 18 und ad Br. I 16, 8 findet er so groß, daß er fragt: 'Giebt es einen besseren Beweis für die Echtheit, die äußere und innere, dieses Credos als Brutus' Politik im Jahre 43, von und nach den Prosciptionen? (S. 219). Weitere Parallelen giebt er S. 217, wo es außerdem heißt: 'I 17 wird durch den ganz persönlichen Schluß geschützt' — den ich freilich durch Blattversetzung glaubte erklären zu können (Jahrb. f. kl. Phil. 1892 S. 410 ff.). — 'Der Brief ist nach der Schlacht bei Mutina und nicht lange vor Porcias Tod (? s. S. 199) geschrieben."

C. F. W. Müller bekennt in seiner Ausgabe: 'Brutinas epistulas credo veras esse omnes, etiam XVI et XVII.' Tyrrell- Purser sagen (vol. VI p. CXVI ihrer Ausgabe): We are strongly of opinion that the correspondence with Brutus with the possible exception of I 16, 17 is genuine.*) Sie geben dem Briefe I 16 das Datum: 'camp in Macedonia; middle of may (about) 711', dem Briefe I 17 das Datum: 'ibid. about

*) P. 153 sagen sie: 'It is possible that the letters may be the composition of a rhetorician; but it is by no means impossible that the may have been the work of the narrow-minded, stiff, and ungracious Brutus. With regard to the poverty of thought displayed in this letter and the following, we think that a mark of genuineness. When a feeble man gives way to irritability he is generally verbose: and at this time Brutus in his relations with Cicero was dominated by one single ground of complaint, and he urges that complaint in every possible and conceivable way' C A. Clark (the class. review XIV, 1900 p. 176) bemerkt dazu 'This is excellent criticism'.

middle of may 711'. Ich selbst habe wiederholt ausgesprochen, daß meine Bedenken gegen diese beiden Briefe mehr und mehr schwinden.

Was zur Erklärung und Emendation dieser Briefgruppe in den letzten Jahren vorgebracht ist, haben die neuesten Herausgeber aufgeführt, so daß wenig nachzutragen bleibt. Besondere Erwähnung verdient die von d'Addozio angeregte, von Schelle (a. a. O. S. 164) weiter begründete Annahme, daß wir in I 9 nicht, wie vordem allgemein angenommen wurde, den Trostbrief Ciceros anlässig des Todes der Porcia besitzen, sondern daß es sich darin um den Tod eines Kindes des Brutus, vermutlich einer Tochter handle. Dadurch kommt die alte Streitfrage, wie, wann und auf welche Weise Porcia gestorben sei, wieder in Fluß. Hier scheint mir Schelles Ausführung Beifall zu verdienen, wenn er der Überlieferung Glauben schenkt, der zufolge Porcia ihren Gatten überlebt, aber auf die Kunde von seinem Tode sich selbst getötet habe. Mit Recht scheint mir Schelle auch anzunehmen, daß I 2 die 'seditio in legione quarta decima' gegen C. Antonius gerichtet war, den Brutus schonend behandelt wissen wollte (S. 153 Anm. 4).

II. An neuen Textesänderungen, die sich bei Müller und Tyrrell-Purser noch nicht erwähnt finden, sind mir nur bekannt:

C A. Clark 'Tyrrell and Purser's Correspondence of Cicero' The class. rev. XIV, 1900 p. 174—180 Unter anderem will er B. I 3, 2 lesen: *a qua* (multitudine) *usque in Capitolium deductus* <mox> *maximo clamore et plausu in rostris collocatus sum.* Die englischen Herausgeber wollen schreiben *deductus* <et postea reductus> *maxime* sq Beides ist unnötig. Brutus kannte die Örtlichkeit zur Genüge, sich das Nacheinander der Handlung selbst hinzuzudenken. Vielleicht thut man gut, hinter deductus (sc. sum) ein Komma zu setzen. Beachtenswert scheint mir der Vorschlag zu I 15, 1 *se exercuit in* <se>*verissimo genere dicendi* cf. Quint X 131 *severiore genere satis firmatis legendus.* Die Parallele Brut. 23 *qui eloquentiae verae dat operam* dürfte aber doch unsere Stelle ausreichend stützen.

Nachtrag:

(während der Korrektur geschrieben.)

O. E. Schmidt, 'Studien zu Ciceros Briefen an Atticus'. Rhein. Mus. f. Phil. N. F. LV (1900) S. 385—413.

Diese Abhandlung beginnt mit 'einigen Bemerkungen über C. F. W. Müllers Textausgabe', durch die sich der Verf. gegen eine angeblich ungerechte Behandlung seitens C. F. W. Müller rechtfertigt

und seinerseits Müllers Ausgabe und Methode einer strengen Kritik unterzieht. Ich halte diese Aussprache nach Inhalt und Ton nicht für angebracht und angemessen, denn Müller hat selbst die Unzulänglichkeit einer Ausgabe deutlich und freimütig bekannt, hat in bezug auf die handschriftliche Grundlage zweifellos nach gesunderen Grundsätzen verfahren, als O. E. Schmidt, hat — und das ist doch wohl die Hauptsache — einen viel besseren Text als Schmidt z. B. in den Büchern ad Att. XII und XIII, und sollte schließlich doch vor dem Verdachte sicher sein, daß er absichtlich Thatsachen entstelle, um das Verdienst eines Mitforschers zu schmälern. Sodann behandelt O. E. Schmidt einzelne Stellen der Briefe ad Att., nämlich VI 1, 25 Et heus tu! iamne vos (wofür er Genuae vos liest aus M C: Genuarios) a Caesare per Herodem talenta Attica L. extorsistis? (von neuem wie in 'Briefwechsel' S. 440). Mit Genua oder Genava soll das heutige Genf gemeint sein. Die Berechnung der Zeitverhältnisse und der Reisen Cäsars scheint diese Vermutung zu bestätigen, die mir trotzdem nicht glaublicher geworden ist. Denn die durchaus annehmbare Lesart des Tournesianus (Z) nach des Bosius Zeugnis, nämlich iamne, macht all diese Mühe nutzlos. Die Nennung des entlegenen Ortes für einen Handel, der Monate vorausliegt und mit dem Orte an sich nichts zu schaffen hat, dazu die Nennung mit Nachdruck an erster Stelle des Satzes hat wenig Wahrscheinlichkeit, abgesehen davon, daß Cicero diesen Ort sonst nie nennt, selbst Cäsar nur dreimal (b. g. I 6, 3: Extremum oppidum Allobrogum est proximumque Helvetiorum finibus Genava; 7, 1 und 2) und da stets Genava, welche Form also auch für Cicero anzunehmen wäre. Genavae ne vos entfernt sich aber von Genuarios graphisch zu weit, um in dieser Hinsicht die Konjektur zu empfehlen. Jedenfalls konnte iamne vos mit offenem a nicht minder leicht zu genuarios verdorben werden. — A. XII 42, 1 (37, 1) und XII 41 (36, 2) werden zutreffend interpretiert und erstere Stelle vor Eingriffen in Schutz genommen: die Worte quae litterae mihi redditae sunt tertio decimo sind zu halten. — Zu XV 2 wird für † acutius die Lesung arp ūs oder aqui. ūs (Arpinum oder Aquinum versus) empfohlen. Die Möglichkeit dieser Lesungen soll nicht bestritten werden, wenn schon devertere von Cicero in der Regel in dem Sinne von 'einkehren' gebraucht wird, und die Abkürzungen doch auch all zu gewaltsam wären. Soviel ich weiß, geben die Abkürzungen stets Anfangs- und Endbuchstaben, also etwa A͡rnum (= Arpinum). — XIII 52(48)1 mortuus enim Babullius soll heißen: m. e. pu. cluvius = Puteoli Cluvius. Auf grund dieser sicher falschen Konjektur wird dann auch XVI 2, 1 falsch verbessert: Qui Hordeonio et Leptae, quibus ... Hordeonius sq. Ich habe bewiesen (und dafür Schiches und C. F. W. Müllers Zustimmung), daß es qui Hortensio et Oviae, quibus ... Hortensius heißen muß. —

Dann wendet sich der Verf. gegen meine Behandlung von Ep. IX 10, 3; XV 17, 2; 19, 3 in m. Aufsatze 'Atius pigmentarius und Verwandtes', (oben N 25.) sowie gegen diejenige von A. XVI 11, 1. Trotz des selbstbewußten Tones, den er dabei anschlägt, glaube ich beweisen zu können, daß er sich im Unrecht befindet. Das soll demnächst geschehen. Daß meine Behandlung der letzten Stelle den Beifall von C. F. W. Müller, von Clark und E. Schelle gefunden hat, schützt sie jedenfalls vor übereilter Ablehnung und vor dem Verdachte der völligen Wertlosigkeit. — Schließlich weist Sch. nach, daß ich an 3 Stellen irrtümlich Astura für astute einsetzen wollte. Der Beweis war schon (Okt. 1898) von O. Plasberg erbracht worden, und ich hatte auch selbst diese in der That unglücklichen Versuche als verfehlt erkannt und zurückgezogen.*) Sch. konnte sich deshalb die Mühe sparen. Vor allem aber verstehe ich seine Erregung nicht. Beansprucht er etwa das Recht, falsche Konjekturen zu machen, für sich allein? — und was wollten meine falschen aber doch bescheidenen Eingriffe in die Überlieferung gegen die Gewaltsamkeiten besagen, die sich O. E. Schmidt erlaubt, der ganze Zeilen besten Textes als 'Interpolationen' oder 'Konjekturen' verwirft? — Ich glaube übrigens, daß eine in solchem Tone geführte Polemik den Angegriffenen weniger nachteilig ist als dem Angreifenden selbst. — Auch Th. Schiche hat mir in seinem Jahresber. vielfach widersprochen, ist aber stets sachlich geblieben. Gelegentlich werde ich ihm antworten.

VII. Zur Latinität der übrigen Korrespondenten Ciceros.

Den zahlreichen Untersuchungen über den Sprachgebrauch der Epistolographen, von denen uns in den Ciceronischen Sammlungen auch Briefe erhalten sind, gesellen sich jetzt die über die 11 Briefe des Gründers von Lyon, des L. Munatius Plancus, hinzu (ad fam. X und XI 13a).

60. A. Rhodius, 'De syntaxi Planciana'. Progr. des Gymn. zu Bautzen, Ostern 1894. 4. 32 S.

61. August Rhodius, 'De L. Munati Planci sermone'. Ebenda 1896. 4. 40 S.

62. Ludwig Bergmüller, 'Zur Latinität der Briefe des L. Munatius Plancus an Cicero'. Progr. zum Jahresb. über das Kgl. Alte Gymn. zu Regensburg, 1895/96. (Stadtamhof, J. und K. Mayr.) 8. 26 S.

*) Siehe oben S. 186. Dieses Msc. lag schon seit Juni 1900 in der Druckerei, der entsprechende Passus war schon 1899 geschrieben.

63. L. Bergmüller, 'Über die Latinität der Briefe des L. Munatius Plancus an Cicero'. Erlangen und Leipzig, Deichert, 1897. gr. 8. 4+X+102 S. 2,25 Mk.

Dem vorbereitenden Aufsatze über die Syntax des Plancus, welche Rhodius im Programme von 1894 gab, ließ er eine möglichst allseitige und planmäßige Behandlung desselben Gegenstandes (1896) folgen. Gleichzeitig erschien Bergmüllers Programm, ein Jahr darauf seine Monographie, der sich natürlich mit Rhodius vielfach berührt, aber seine Selbständigkeit soweit bewahrt, daß er sogar jede Verweisung auf das zweite Programm von Rhodius unterläßt.

Es liegen eingehende Besprechungen dieser Arbeiten vor, die mich hier einer Prüfung entheben.

Beider Konkurrenzarbeiten werden gemeinsam angezeigt in der Deutschen Litteraturz. 1897 (N. 25 S. 973 ff.). Eingehende Einzelbesprechungen haben wir von:

G. Ammon (Blätter f. d. bayr. Gymn.-Schulwesen XXXVI, Heft 3/4, S. 300–303), über Bergmüllers Monographie, desgl. von

A. Rhodius, in der Neuen phil. Rundschau 1897, N. 23, S. 356—360, der dabei allerlei wichtige Ergänzungen vorträgt.

Durch diese schönen Untersuchungen, die mit größter Umsicht und Gründlichkeit durchgeführt worden sind, ist auch dieses Kapitel zu einem guten Abschluß gebracht.

Nachzutragen habe ich noch eine Abhandlung, die schon 1895 erschienen ist und bisher unverdientes Verschweigen erfahren hatte:

64. Karl Rein, 'Über Ciceros Briefstil'. Jahresb. des Kgl. Gymn. zu Chemnitz, 1895. 4. 18 S.

Ähnlich wie in den oben S. 181 behandelten Programmen von Paul Meyer wird hier die nahe Verwandtschaft beleuchtet, die zwischen Ciceros Briefstile und der Umgangssprache besteht: Deminutive, Kosenamen, Kraftausdrücke, Hyperbeln, Wiederholungen (nimis, nimis; nostrum, nostrum; magis et magis; paria paribus u. dergl.), Kürzungen der Verbalformen und elliptische Ausdrücke. Es sind hier, wie der Verf. selbst bescheiden sagt, 'Steine und Mörtel zusammengetragen' zu einem Bau, den ein 'Dombaumeister' aufführen möge. Jedenfalls ist die Arbeit solid und nützlich.

Steglitz. Ludwig Gurlitt.

Bericht über die Litteratur zu Ciceros rhetorischen Schriften aus den Jahren 1893—1900.

Von

Gymnasialprofessor Dr. **G. Ammon**
in Regensburg.

Da der bisherige Berichterstatter, der um die rhetorischen Schriften Ciceros sehr verdiente Professor Dr. Ed. Stroebel, durch Berufsarbeiten verhindert war, das Referat weiter zu führen, so wurde dieses auf seinen Vorschlag von der Redaktion mir übertragen; inzwischen ist auch in meiner beruflichen Thätigkeit eine Änderung eingetreten, die, von anderem abgesehen, mir die Fertigstellung des Berichtes nur schwer ermöglichte und die manche Mängel, wenn nicht entschuldigen, so doch erklären wird. Hatte der vorige Referent über eine ungemein rege Thätigkeit, die sich in den Jahren 1881—1893 auf dem Gebiete der rhetorischen Schriften Ciceros entfaltete, besonders um die handschriftliche Grundlage zu erforschen und zu sichern (Stangl, Friedrich, Heerdegen, Stroebel, Cima, Sandys, Martha u. a.), zu berichten, so ist die Litteratur für die Zeit 1893—1900 weit weniger umfangreich und betrifft nicht so sehr die Textesgestaltung als die Klärung litterarhistorischer oder hermeneutischer Fragen, wie über das Verhältnis der Schriften zu dem Stand der Entwickelung der römischen Beredsamkeit und Rhetorik, zu ihren griechischen und lateinischen Quellen, der Schriften zu einander, über den oratorischen Rhythmus u. a., z. B. die gehaltvollen, grundlegenden Prolegomena von Fr. Marx zum auct. ad Herenn Die einschlägigen Schriften sind weit verzweigt, zum Teil verraten die Titel nicht einmal ihre Zugehörigkeit zur Cicerolitteratur.

Zur Geschichte der Rhetorik bei den Römern bis auf Cicero.

Zum Verständnis und zur Würdigung der rhetorischen Schriften Ciceros ist ein Überblick über die Geschichte der Rhetorik bei den Römern bis auf Ciceros Zeit von großer Bedeutung. In seinen äußerst

gehaltreichen und gediegenen Prolegomena zu seiner kritischen Ausgabe des auctor ad Herenn. (Lips. Teubn. 1894) hat Friedrich Marx auch diesen Stoff neu, knapp und klar behandelt p. 133—162; in gefälliger populärer Darstellung zum Teil auch in der akademischen Festrede „Chauvinismus und Schulreform im Altertum“, Breslau 1894, 22 S. E. Norden fußt in den einschlägigen Partien „der antiken Kunstprosa“ (Leipzig, Teubner 1898) zum großen Teil auf den Untersuchungen von Marx, führt aber manche Partien selbständig weiter aus.

Schon bei Ennius wird die Rhetorik erwähnt, während die Grammatik etwas später durch Crates Mallotes eingeführt wurde. Der Historiker A. Postumius Albinus empfiehlt die neue Kunst seinen Mitbürgern, aber 161 v. Chr. müssen die Rhetoren wie die Philosophen die Stadt verlassen. Mit der griechischen Rhetorik vertraut und vielleicht durch griechische Schriften veranlaßt, schrieb M. Porcius Cato über die Aufgabe des Redners an seinen Sohn und machte von den rhetorischen Kunstmitteln Gebrauch (s. Norden I S. 166). Bei den 7 bedeutendsten Rednern der folgenden Zeit, auf die sich der auct. ad Herenn. bezieht, Tib. und C. Gracchus, Scipio, Laelius, Galba, Porcina, Crassus, Antonius, bezeugen die Fragmente rhetorische Kunst, z. B. bei C. Gracchus, der von Diophanes von Mitylene und von Menelaos von Marathus unterrichtet wurde, der Satz (Marx p. 135): ‘Abesse non potest, quin eiusdem hominis sit, probos improbare, qui improbos probet’ von echt asianischem Charakter,*) der den Römern dieser Zeit ungemein zusagte. Wie sehr die Rhetorik Modesache geworden war, zeigen die Scherze des Lucilius über die προοίμια und σχήματα der ἄνδρες θεοὶ und über die musivische Wortfügung des Albucius. Der erste λογογράφος war C. Persius. Gegen Schluß des zweiten Jahrhunderts wird die Rhetorik auch von lateinischen Rhetoren betrieben. Wir kennen aus der großen Zahl nur wenige Namen. Der erste war L. Caelius Antipater, der Freund des C. Gracchus, der Lehrer des L. Crassus; er verband mit der Geschichte und Jurisprudenz die Rhetorik, die er nach dem Muster eines Griechen ungefähr so vortrug, wie sie uns die σχολαστικὰ ὑπομνήματα des auct. ad Herenn. und Cic. de inv. zeigen, namentlich auch hinsichtlich der Beispiele.

Sein Stil trägt die drei Kennzeichen des asianischen: kurze, unverbundene Sätzchen, Schwulst, rhythmische Spielereien, s. u. über Asianismus und Atticismus; z. B. in der Widmung an seinen Freund Älius Stilo: ‘In priore libro has res ad te scriptas misimus Aeli’,

*) Auch die Erzählung von dem fistulator stimmt zu der Modulation der Asiaten.

s. Marx ad Herenn. IV 12, 18. Sisena und Maecenas traten in seine Fußtapfen. Eine andere Richtung schlug sein Freund L. Älius Stilo ein; dieser weilte 100/99 v. Chr. mit Q. Metellus Numidicus auf Rhodos und hörte hier wahrscheinlich den vielseitigen Grammatiker Dionysios Thrax, den Schüler des Aristarch, außerdem Rhetoren und Philosophen. Zu Rom schrieb Älius für die angesehensten Männer Reden — daher sein Beiname — und hielt wohl auch über Rhetorik Vorträge, nach ihm bildete sich Cicero. Aus Rhodos hatte Älius wohl die sanitas Atticorum mit herübergenommen im Gegensatz zum tumor Asianorum; in der Grammatik ist er ein Vorläufer des Analogisten Cäsar, ungewöhnliche Wörter meidet er; vgl. über grammatischen Atticismus L. Radermacher, Rhein. Mus. 1899 S. 351—380, der nach einer Andeutung von U. v. Wilamowitz-Moellendorff mit Recht den grammatischen vom stilistischen Atticismus scheidet.

Ein Zeitgenosse des Älius Stilo ist der minder bekannte Aurelius Opillius, der nacheinander über Philosophie, Rhetorik und Grammatik Vorträge hielt und nach 92 v. Chr. mit Rutilius Rufus in der Verbannung in Zmyrna lebte.

Die eigentlichen „lateinischen“ Rhetoren kamen kurz vor dem Tod des L. Crassus auf. Ihr namhaftester Vertreter oder der einzige, den wir mit Namen kennen, ist L. Plotius Gallus. Marx meint, daß wir unter den 'Latini' rhetores nur diesen zu verstehen hätten, der Plural bei Späteren sei von dem Edikt des L. Crassus herübergenommen, dieses beziehe sich nur auf Plotius, die Zugehörigkeit des Voltacilius Pilutus und des Antonius Gnipho zu seiner Schule sei nicht zu erweisen. In Plotius werde sein Gönner, der Griechenfeind C. Marius, bekämpft. Ciceros alter Ingrimm gegen den Rhetor und λογογράφος der Demokraten komme im J. 56 zum Ausbruch, wo Plotius für den Ankläger des Caelius, dessen Verteidigung Cicero hatte, eine Rede schrieb. Im nächsten Jahr habe Cicero in de oratore den Kampf subtracto nomine fortgesetzt. Über die Tendenz des großen Dialogs ist unten zu handeln, hier über die Frage nur so viel: Der Wortlaut Latinos rhetores statt etwa Latinum quendam und der Gegensatz zu Graecos, bei denen natürlich an eine Vielheit zu denken ist, dann das ausdrückliche Zeugnis des Quintilian, der III 1, 19 angiebt, daß auf Antonius eine Anzahl minus celebres <artium scriptores> gefolgt seien: das alles macht mir die Annahme, latini rhetores sei = Plotius, unwahrscheinlich. Das Edikt, das bei Sueton und Gellius mitgeteilt wird, ist Marx geneigt — wegen der Darstellungsform — für eine Fälschung zu halten. Die Neuerung der lateinischen Rhetoren bestand nicht etwa in der Anwendung der Muttersprache — auch Caelius und Älius trugen lateinisch vor —, sondern in der grundsätzlichen Zurückweisung aller griechischen

Gelehrsamkeit und der gänzlichen Ablehnung der griechischen Sprache. Die Gründe, die Crassus bei Cicero für sein Verfahren angiebt (Mangel an Kenntnissen, keckes Auftreten) halte ich nicht wie Marx für geringfügig. Er sucht politische Gründe, das Edikt ist ihm ein Schachzug gegen Marius; de oratore bekämpfe den Demokraten Plotius; der Nachweis dafür ist S. 148 nicht erbracht. Dagegen verschärft sich kurz nach der Herausgabe des de or. ein Kampf, in den Cicero wiederholt mit Leidenschaft eingreift: zwischen Asianismus und Atticismus; im de orat. haben wir noch keine Spur; III 45 bezieht sich auf die Aussprache; auch nirgends in den part. or., dagegen deutlich Brut. 325.

Asianismus und Atticismus.

Über die Stellung Ciceros in dem ästhetischen Kampf um Asianismus und Atticismus verbreiten neues Licht außer den schon oben ausgezogenen Prolegomena von Friedrich Marx das umfangreiche Werk von Eduard Norden „Die antike Kunstprosa“ (s. o.), das überhaupt als der reichhaltigste neue Kommentar zu Ciceros rhetorischen Schriften gelten darf; hierher gehört besonders I S. 219 ff.; dann die Aufsätze von Ludwig Radermacher 'Über die Anfänge des Atticismus und Exkurs über Theophrast περὶ λέξεως' Rh. Mus. 54, 1899, S. 351—380 (vgl. W. Schmid Rh. Mus. 1894 S. 111—161 'Zur antiken Stillehre') und von U. v. Wilamowitz-Moellendorff 'Asianismus und Atticismus' Hermes 35, 1900, S. 1—52, der „vielfach ex- und implicite gegen Norden polemisiert.“ Auch Thieles Hermagoras und Wilh. Schmids akademische Antrittsrede 'Über den kulturgeschichtlichen Zusammenhang und die Bedeutung der griechischen Renaissance in der Römerzeit (Leipzig, Dieterich, 1898, 48 S.) sind heranzuziehen.

Als sicher erscheint, daß der Atticismus, d. h. die sprachliche Ausdrucksweise, die vor allem Reinheit, Klarheit und Einfachheit (κύρια ὀνόματα u. a.) anstrebte, nicht gewagte Metaphern und παραφράσεις zuließ, auch nicht wie der Asianismus nach gesuchten Pointen jagte, noch in leichtem Satzgefüge hintänzelte oder durch weiche Rhythmen und andere lenocinia orationis bezauberte, daß dieser Atticismus in Rom um die Mitte des 1. Jahrh. vor Chr. Kraft und Ansehen erlangte. Die Fragen über Ort, Zeit und Gegenstand des Beginnes des Kampfes sind noch nicht ganz geklärt. Früher glaubte man die Geburtsstätte des Atticismus in Pergamon gefunden zu haben; wie pergamenische Kunst, so wurden auch pergamenische Grammatik und Rhetorik als vollwertige Begriffe ausgegeben und angenommen; die neuesten Forschungen haben diesen Werten den Kredit entzogen. „Es

ist ein Unding, sagt v. Wilamowitz a. a. O. S. 48, einen Gegensatz zwischen Pergamon und Asien zu statuieren." In den Volumina rhetorica des Philodemos, dessen zahlreiche Übereinstimmungen mit Cicero (und Dionys von Halik.) uns den „Niederschlag der philosophischen Polemik gegen die Rhetoren" zeigen, wird Rhodos etwa sechsmal, Pergamon nirgends genannt. Der Einfluß des Apollodoros von Pergamon ist nach Wilamowitz' Ansicht überschätzt worden, nach Radermacher fällt seine Hauptwirksamkeit in eine Zeit, wo der Atticismus bereits zum Siege gelangt war (Lehrer des Augustus).

Für den Anfang des Atticismus beweisen auch nichts die Ἀττικαὶ λέξεις des Krates Mallotes (seine Bedeutung für die Grammatik s. o.). Abgesehen davon, daß hier wohl ein anderer Stamm als Gegensatz zu denken ist, wie etwa Arist. poet. c. 3 p. 1448a 28 sqq. das dorische δρᾶν dem attischen ποιεῖν gegenüberstellt, nicht Asien, ist nach Radermacher der ursprüngliche Gegensatz σολοικισμός und ἑλληνισμός, nicht ἀττικισμός, wohl im Anschluß an Aristot. rhet. III c. 5 p. 1407a 20 ἀρχὴ τῆς λέξεως τὸ ἑλληνίζειν (so auch Caesar de anal.). Ein Gegensatz, der uns das σολοικίζειν näher bestimmt, ist im Lauf der Diskussion gar nicht betont worden, Demetr. π. ἑρμην. XCVI, wohl wegen der immer noch umstrittenen Zeit der Schrift, deren wesentliche Bestandteile aber sicher nicht unter Dionys v. Halik. herunterzurücken sind: es heißt dort bezüglich des αὐτουργεῖν τὰ ὀνόματα· στοχαστέον πρῶτον μὲν τοῦ σαφοῦς ἐν τῷ ποιουμένῳ ὀνόματι καὶ συνήθους, ἔπειτα τῆς ὁμοιότητος πρὸς τὰ κείμενα ὀνόματα, ὡς μὴ φρυγίζειν ἢ σκυθίζειν τις δόξῃ μεταξὺ Ἑλληνικῶν ὀνομάτων. Unerklärlich ist mir beinahe die Verbindung φρυγίζειν-σκυθίζειν in diesem Zusammenhang; ändern wir es in μυσίζειν, so ist das βάρβαρον κακὸν treffend bezeichnet; so liest man jetzt auch Dionys. Hal. περὶ τῶν ἀρχ. p. 447 R (4 Us.-R.) Μυσὴ ἢ Φρυγία τις ἢ Καρικόν τι κακόν nach Kießlings Konjektur für Μοῦσα, ebenso an der entsprechenden Stelle des Cic. or. 25 Caria et Phrygia et Mysia und 27 Mysus et Phryx. Für den Anfang des Atticismus dürfen wir auch aus dem Titel der Schrift des Neanthes περὶ κακοζηλίας kaum etwas entnehmen (bei Cicero, Philodem, Dionys kommt der Begriff nicht vor). Und doch sind nach Radermacher die Anfänge der atticistischen Reaktion „recht alt", Norden läßt (I p. 149) diese kurz nach 200 v. Chr. beginnen. Wilamowitz nennt aber diesen Zeitansatz „ein unbegreifliches Versehen" (l. l. S. 23). Die Frage nach der Zeit wird sich überhaupt schwerer beantworten lassen als die nach dem Ort; die Imitation der (relativ) "Alten" wurde, wenn auch der asianische Stil eine begreifliche Weiterentwickelung der Sprachkunst ist, wohl immer bethätigt, z. B. Critolaus imitari voluit antiquos et quidem est gravitate proximus et redundat oratio (Cic. de fin. V 5, 14, Frank Olivier: de Critolao Peripatetico

p. 37), selbst Hegesias wollte den Lysias nachahmen (Cic. or. 226); Demosthenes war zu Athen stets hochgeschätzt, Hyperides ward in Rhodos als Muster hingestellt. Der lokale Gegensatz ist bei Cicero (or. 25) und bei Dionys deutlich ausgesprochen: Mysia Phrygia Caria, kurz die "βάραθρα τῆς 'Ασίας" und die Gegenden des gesunden Geschmackes, Athen und Rhodos. Die Nachbarschaft und die Konkurrenz lassen den Kampf am begreiflichsten erscheinen. Die Bedeutung von Rhodos (s. Marx Proleg. p. 157 sqq., dem auch Wilh. Schmid 'Griechische Renaissance in der Römerzeit' S. 11 f. u. 41 beipflichtet und manches ergänzend beifügt) unterschätzt auch v. Wilamowitz nicht: Es ist ein Sitz allgemeiner Bildung im Osten, dort wirkte Posidonios, dort entfaltete sich die wissenschaftliche (alexandrinische) Grammatik (s. o.), dort blühte die Rhetorik: Apollonios ὁ Μαλακὸς und Apollonios Molon, selbst Schüler des Asianers Menekles, pflegten gesunde Nüchternheit im Gegensatz zur asianischen Übertreibung und empfahlen den Hyperides als Stilmuster; aber gleichwohl will v. Wilamowitz nicht hier die Wiege des Atticismus suchen. „In Rom," schreibt er, „in der Zeit von Ciceros höchstem Ansehen müssen die Führer der neuen Hauptrichtung aufgetreten sein, lehrend vielleicht mehr als schreibend." „Die Lehrer der griechischen Wissenschaft und Sprache haben in Rom die klassicistische Reaktion inauguriert"; (bezüglich der Nationalität der Tonangeber urteilt anders Radermacher Rhein. Mus. 1899 S. 371). „Die Römer trauten sich zu, im Anschluß an die Klassiker Klassisches zu schaffen"; diese Klassiker mußten aber erst kanonisiert werden. Ähnlich wie Wilamowitz, aber ebenfalls zu unbestimmt Radermacher: „Man suchte bei Beginn der atticistischen Bewegung das Bild eines Redners (= W. Schmid Rhein. Mus. 49, 1894 'Zur antiken Stillehre' S. 157 „das Ideal der rednerischen Virtuosität"), den einen war es eine bestimmte Persönlichkeit, den anderen ein unerreichbares Ideal". S. 360 sagt Radermacher: „Die Charakteristik, die Cicero vom römischen Atticismus entwirft, ist so deutlich, daß über sein eigentliches Wesen gar kein Zweifel obwalten kann. Es ist weiter nichts als eine energische Reaktion gegen die damals von den Rhetorenschulen allgemein anerkannte und zur Geltung gebrachte Stiltheorie (welche?). Ihr wird nicht etwa eine neue entgegengestellt; man greift zurück auf ältere Theoretiker und findet die Vollendung des von ihnen aufgestellten Ideals eben bei gewissen Attikern, keineswegs bei allen. Der eigentliche Atticismus hat ganz bestimmte Götter verehrt und konnte auch seiner Eigenart nach nicht anders." Das ist etwas verschwommen und zum Teil falsch. Auf die alte Theorie und ihre Ideale griff Cicero noch mehr zurück als die Atticisten (pervetera, sed inaudita plerisque, sind seine mitgeteilten praecepta, orat. 12), das

Bild des Redners aufzustellen, ist besonders der orator bestimmt, aber auch de or. und Brut.); von einer schulmäßigen Stilpflege, gegen die der Atticismus sich richtet, weiß ich nichts. Die Leidenschaftlichkeit des Kampfes setzt persönliche Gegensätze voraus, die noch genauer aufzuzeigen sind. Der Dialog vom Redner hatte das copiose und ornate dicere, die Fülle des Inhaltes und des Wortschatzes, Metaphern, Figuren, Periodenbau, Rhythmus, Abwechselung und Takt als Haupttugenden des Redners, die er in der großen Öffentlichkeit wirkungsvoll zu bethätigen habe, in den Vordergrund gestellt; die copia wird immer wieder gepriesen (vgl. u. Boissier); als ihr erster und zugleich glänzendster Vertreter bei den Römern war Cicero selbst von Cäsar in dem Büchlein über Analogie (s. Brut. 253) im Gegensatz zu dem facilis et cotidianus sermo vielleicht nicht ohne Seitenhieb gerühmt worden, vgl. ad Att. XIII 46, 2. Dieser Vorzug, wenn anders er ein Vorzug ist, hängt aufs engste zusammen mit Ciceros Begabung und Thätigkeit (ad Att. XV, Ib und XIV 20, 3, vgl. Macrob. sat. V 1, 5, Norden S. 644, Boissier im Journ. des Sav. 1899 p. 477 f.). Dementsprechend stellt er auch die Persönlichkeit des Redners oder seine eigene Person in den Vordergrund (de or., or., Brut., de opt. gen. or.), nicht die τέχνη oder gar einen Teil derselben, nicht eine bestimmte Stilgattung; in dieser Fülle und Vielseitigkeit schmeichelt er sich bisweilen den Demosthenes zu übertreffen; diese Fülle preist er an vielen alten Rednern im Brutus (s. Boissier Journ. des Sav. 1899 p. 469—478). Das alles fordert zur Anfeindung des auch sonst vielgehaßten Mannes geradezu heraus: inflatus, tumens, exsultans, superfluens oder redundans, solutus, enervis, fractus, elumbis, Asianus, parum Atticus (Tac. dial. c. 12, Quint. XII 10, 12) waren die epitheta ornantia, mit denen Calvus und andere Gegner*) sein copiose dicere belegten. Daß Brutus, den er so gerne für sein politisches wie für sein Stilideal gewonnen hätte, eine ganz anders geartete Natur war, bezeugt Cicero in den Atticusbriefen (s. o.) selbst: das elegantissime dicere gesteht er ihm gerne zu, nicht aber die fulmina eines Demosthenes, nicht die Kraft, Massen fortzureißen. In der einseitigsten Betonung der Wortwahl**) hielten sich die Atticisten an die Schlichtheit des Lysias, ohne dessen χάρις in der ἁρμονία zu erreichen, andere wollten im Gegensatz zu Ciceros blendendem

*) Es ist nicht unwahrscheinlich, daß diesen von griechischen Lehrern, die im de or. keineswegs voll anerkannt sind, eingeredet wurde, der selbstbewußte Cicero befinde sich gerade so auf stilistischem Irrweg wie Hortensius, wenn man das Attice dicere als Maßstab anlege.

**) Unter Vernachlässigung der collocatio, besonders des Rhythmus; dem Brutus war z. B. der Lieblingschlußrhythmus des Cicero unsympathisch: — ᴗ — — ᴗ̄, s. Quint. IX 4, 63 (Norden S. 939).

Schmucke und zierlichem Beiwerke die Herbheit und Kraft des Thukydides. Huius tamen nemo neque verborum neque sententiarum gravitatem imitatur, sed cum mutila quaedam et hiantia locuti sunt, quae vel sine magistro facere potuerunt, germanos se putant esse Thucydidas, urteilt er or. 32 richtig über die atticistische Einseitigkeit, wenn auch nicht frei von persönlicher Empfindlichkeit (Radermacher a. a. O. S. 367). Cicero ist von Haus aus Asianer; gemäßigt hat ihn Molon während des Rhodischen Aufenthaltes, „zu einer runden Verurteilung des Asianismus hat sich Cicero nie verstanden" (Wilamowitz); er schätzt auch die sanitas oder integritas der Attici, aber „die doktrinäre Rigorosität der Ultra-Attiker" (W. Schmid, Griech. Renaiss. S. 14) billigt er so wenig als die Hegesianischen Extravaganzen; „er wurde mehr und mehr in die Opposition gedrängt" (Radermacher a. a. O. S. 369). „Er merkte, daß er den atticistischen Pedanten die Asiaten nicht preisgeben durfte, ohne selbst sowohl seine eigene Stellung wie das hohe Ideal seines Redners zu gefährden"*) (Wilamowitz Herm. 35, 4). „Aber unter Augustus ist der Atticismus, der das Schriftgriechisch so verhängnisvoll bis auf die

*) Es sei hier auf einen anderen Gegensatz hingewiesen, der, wie mir scheint, viel zu wenig betont wird. Es waren im Grund nicht die mehr oder minder bedeutenden Neuattiker, gegen die Cicero in schweren Zeiten die stilistische Fehde aufnimmt: der Kampf des römischen Asianismus und Atticismus ist wohl der mehr und mehr sich verschärfende Gegensatz zwischen dem Stilisten Cicero und Cäsar und ihren Nachahmern. Im Jahre 53 oder 52 v. Chr. „sandte" Cäsar die 2 Bücher de analogia an Cicero, eine Widmung, aus der so wenig eine Übereinstimmung in den grammatischen und stilistischen Grundsätzen zu folgern ist als aus der Widmung des ‚Brutus'. Cäsar betont in erster Linie nicht die Wortstellung (Rhythmus u. a.), sondern die Wortwahl (delectus, elegantia), die ihm die condicio sine qua non jeder Darstellung ist, wie dem Aristoteles (rhet. III c. 5), und die Sprachnorm (emendate, de b. Gall. 8, 1, 6); jedes ungewöhnliche und fremde Wort ist streng verpönt; und daran hielt er sich auch in der Praxis, während Cicero stets die inusitata, novata, tralata verba als Schmuckmittel empfahl und selbst anwendete. Für Cäsars commentarii hat Cicero (Brut. 262) ein etwas erzwungenes Lob, demgemäß sie im ganzen als Lysianisch oder attice scripti erscheinen. Den oratorischen Rhythmus oder die metrische Prosa hat nach Bornecque (s. u. bei de or.) Cäsar in seinen Briefen gemieden, ebenso der stilverwandte M. Brutus, der sich ausdrücklich gegen den Lieblingsschlußrhythmus des Cicero erklärt (s. o.). Die Kommentarien Cäsars sind nach diesem Gesichtspunkt, so viel ich weiß, noch nicht untersucht. Daß aber die rhythmischen Klauseln Ciceros nirgends angestrebt werden, lehrt eine flüchtige Durchsicht der Bücher. Und Cäsars Geist blieb auch hier Sieger. Das copiose dicere erfuhr auch durch Cn. Pompeius eine Einschränkung, der nach Tac. dial. 38 „primus haec tertio consulatu (52) adstrinxit imposuitque veluti frenos eloquentiae".

heutigen Zeitungen beherrscht, zum Sieg gekommen" (ib. S. 38). Da Ciceros Beurteilung der alten Klassiker sich meist mit der von Dionys von Halik., der in der Erforschung der Kunstgesetze der λέξις ein feinsinniger Rhetor ist, der aber heutzutage mehr beschimpft als studiert wird, deckt, und auf gute alte Quellen zurückgeht, so sei noch die eigenartige Mahnung v. Wilamowitz' l. l. S. 51 beigesetzt: „Wir dürfen uns nicht die Beurteilung der antiken Klassicisten des armen Gesellen Dionysios aneignen. Wir müssen uns frei machen von dem Bann des Klassicismus, in dem wir aufgewachsen sind, wir müssen uns nicht scheuen, die lebendige Sprache der Asianer, auch mit ihren Neologismen und ihrem lärmenden Schmuck, schön zu finden." —

Es liegt nahe, vor der Behandlung der einzelnen Schriften noch einige Fragen zusammenfassend zu besprechen, z. B. über die Quellen Ciceros — „es giebt keine allgemein geltende Schablone, nach der wir über Ciceros Verhältnis zu seinen Quellen in zwei Worten absprechen könnten" (Hirzel, Untersuchungen zu Ciceros philosophischen Schriften 1877, I S. 3) —, über die Entwickelung seiner rhetorischen Schriftstellerei, eine Frage, die mit der vorigen eng zusammenhängt, s. z. B. unten Merchant und Marx über die part. or., über die behandelten Rechtsfälle (vgl. Stroebel, Jahresb. 80, 18), über die Reden und Redner, dann über die Überlieferung und Hss (vgl. Stroebel, Bericht Bd. 80 besonders S. 21—52, Bd. 84 S. 326—341, S. 344—354), aber teils ist die einschlägige Litteratur zu dürftig, teils knüpfen sich die Fragen sehr eng an die einzelnen Schriften, so daß eine Trennung unpraktisch erscheint.

Die einzelnen Schriften: 1. De inventione I. II.

Zu den rhetorici libri des Cicero, die aber immer noch gewöhnlich de inventione citiert werden, sind in dem ersten Jahre unserer Berichtsperiode fast gleichzeitig zwei Werke erschienen, die sich zunächst nicht mit der Jugendschrift Ciceros befassen, aber über den rhetorischen Inhalt derselben, ihre Komposition, ihre Abfassungszeit u. a. gründliche Aufklärung bieten: Fr. Marx in den umfassenden Prolegomena (180 S.) seiner kritischen Ausgabe des auctor ad Herennium (1894) und G. Thiele in dem unmittelbar vorher erschienenen Buch 'Hermagoras, ein Beitrag zur Geschichte der Rhetorik' (Straßburg 1893), der von der Untersuchung der Quellen von Cicero de inv. und des auct. ad Herenn. ausgehend das Hermagoreische System allseitig darzustellen sucht.

L. Spengel, der gründliche Kenner der antiken Rhetorik, hat zeitlebens daran festgehalten, daß die Römer in der Theorie der Rhe-

torik nichts Selbständiges geleistet haben. 'Grammatica Graeca, schreibt auch Marx prol. p. 81, postquam invecta est in urbem et novam et felicem inter Latinos genuit doctrinam: rhetores Latini per omnia saecula qui florebant nihil nisi Graecorum praecepta decantabant Latine nec potuit rhetorica umquam nec philosophia Graecum illum et peregrinum abicere colorem', nur ist im folgenden, wo dies an mehreren termini technici gezeigt wird, zu erinnern, daß inventio dispositio elocutio actio tractatio captatio benevolentiae insinuatio digressio u. ä. doch die griechischen Ausdrücke verdrängt haben. Aber das steht nach Marx (und Thiele) fest, daß die Jugendschrift Ciceros sowie die Herenniusrhetorik nur ein σχολαστικὸν ὑπόμνημα, ein commentarius scholasticus ist, eine mehr oder minder wörtliche Nachschrift der Diktate der Lehrer (p. 80). Die beiden Vorreden zu Buch I und II habe Cicero einem philosophischen Werk entnommen. Bekanntlich verurteilt dieser selbst die rhetorici (de or. I 5) ähnlich wie Antonius seinen libellus (de or. I 94) als eine verfrühte, unreife Publikation. Cicero sei bei der Abfassung (adulescentulus) etwa 15 Jahre alt gewesen; einen Unterschied zwischen der Zeit der Abfassung und der Veröffentlichung möchte ich aus nobis . . . exciderunt (de or. I 5) nicht entnehmen (cf. hernach proferri). Besonders wichtig scheint mir aber diese Beobachtung von Marx: de inv. enthält kein Ereignis aus dem marsischen Krieg oder aus der folgenden Zeit: 'Quam diversa est in hac re rhetorica ad Her.! Quam qui legit sibi videtur audire tumultum Marsicum et Marianum, sociorum querelas et fremitus, nobiles Romae se invicem arguentes calumniantes, sentire iudiciorum strepitum lege Varia lata, tum Sulpicii turbas leges exitum tristem ac funestum' (prol. p. 77).

So führen die Untersuchungen von Marx zu der Umstellung der beiden Schriften in der Zeitfolge, wie sie in den codd. die regelmäßige ist: de inv. etwa zwischen 94—91 vor Chr., ad Herenn. zwischen 86—82 verfaßt.

Damit ist der Ansicht, daß de inv. aus ad Herenn. schöpfe, der Grund und Boden entzogen. Schon Thiele hatte in seinen Quaestiones de Cornifici et Ciceronis artibus rhetoricis (1889) aus den vielen wörtlichen Übereinstimmungen mit Recht nicht eine Abhängigkeit, sondern eine gemeinsame lateinische Quelle angenommen. Selbst die bekannte Insinuatio-Partie (ad Herenn. I 16, Cic. I 23), wo der Lehrer des auct. ad. Herenn. als neu und selbständig die Dreiteilung — aber nur diese — der Fälle, wo die insinuatio zur Anwendung kommt, für sich in Anspruch nimmt, nötigt nicht zur Annahme der Abhängigkeit. Die griechischen Quellen für die beiden rhetorischen Schriften sucht Marx mit gutem Grund in Rhodos, während noch vor kurzer Zeit sehr viele Philologen alles aus Pergamon herleiten zu

müssen glaubten: Nach Rhodos weisen die Beispiele (Rhodisches Seerecht), die grammatischen Studien (Dionysius Thrax) und anderes; dort haben sich nach Marx' Annahme zwei Rhetoren in ihren τέχναι bekämpft; die ältere hat der Lehrer des Verfassers ad Herenn. übersetzt und zu grunde gelegt mit Benutzung älterer Übersetzungen von Rhetorikern, die jüngere der Lehrer des Cicero, jener als demokratischer Stockrömer mit Verdrängung alles Griechischen, dieser als Optimat, ein vielseitiger Gelehrter und Freund der griechischen Bildung. Der Lehrer des Verfassers ad Herenn. stamme vielleicht aus der Schule des L. Plotius Gallus, die gewissermaßen unter dem Protektorate des Griechenhassers C. Marius stand; der auctor ad Herenn. selbst sei ein junger Mann der Marianischen Partei, der soeben die Rhetorschule verließ und sich der Philosophie, wahrscheinlich Epikurs Lehre, zuwandte. Aus der gleichen Schule stamme wohl auch Cornificius, der bei Quintilian als Verfasser einer ars und eines Spezialwerkes de figuris genannt wird. Von den Lehrern Ciceros, die er selbst mit Namen anführt, kämen für de inv. hauptsächlich zwei in betracht: der Stoiker L. Aelius Stilo, den Cicero im Jahre 90 hörte und an dessen Rhodischen Aufenthalt (im J. 100) die Beispiele aus Rhodischen Verhältnissen erinnern könnten, und der Peripatetiker M. Pupius Piso, dessen Standpunkt z. B. in der Beurteilung der Gracchen Cicero später nicht mehr teilte. Die größere Wahrscheinlichkeit spreche für diesen: er hat wohl die sachliche Grundlage für die Bücher de inv. gegeben; nur muß man sich vergegenwärtigen, daß der belesene Cicero noch vieles andere heranzog. An verschiedenen Stellen dürfen wir einen Philosophen (Akademiker oder Peripatetiker) erkennen, der auch über Rhetorik Vorträge hielt, z. B. I 33 Ac sunt alia quoque praecepta partitionum, quae ad hunc usum oratorium non tanto opere pertineant, quae versantur in philosophia, ex quibus haec ipsa transtulimus, quae convenire videbantur, quorum nihil in ceteris artibus inveniebamus.

So ist durch die Untersuchungen von Marx über den auct. ad Herenn. eine Reihe litterarhistorischer Fragen auch betreffs de inv. gelöst oder der Lösung nahegebracht. Als dunkel bezeichnet Marx selbst den Weg von der Schule des auct. ad Herenn. und Cicero bis zu dem rhetorischen Kampfplatz auf Rhodos. Eine eingehende Besprechung der Prolegomena von Marx giebt besonders G. Thiele in den Götting. Gel. Anzeigen 1895 (II) S. 717—735. Wie schon in seinem 'Hermagoras' stimmt Thiele in vielen wichtigen Punkten den grundlegenden Untersuchungen von Marx zu: z. B. hinsichtlich der Jugend und Unselbständigkeit der Verfasser; in dem Zeitansatze, nur ist Thiele geneigt, die rhet. ad Herenn. bis 88 v. Chr. hinaufzurücken, so daß sie mit de inv. zeitlich zusammentrifft; der Insinuatio-Partie sei gar kein Gewicht

beizulegen; die dem scriptor ad Herenn. vorliegende ars sei die ältere, der Gegensatz zwischen beiden leite sich von Rhodos her. Aber die häufige wörtliche Übereinstimmung der beiden Werke weise mit Notwendigkeit auf eine gemeinsame Schule hin; ich möchte lieber sagen auf eine gemeinsame lateinische Vorlage, wobei aber die Vielseitigkeit des jungen Cicero nicht zu unterschätzen ist. Marx hat, was Thiele nicht zu billigen scheint, aber meines Erachtens mit Recht, einen bedeutenden Einfluß angenommen, den das Büchlein des gefeierten M. Antonius auf die beiden jugendlichen Verfasser geübt hat. Von den zwei namhaftesten Rednern und Theoretikern, welche die folgenden minus celebres (Quint. III 1, 19) weit überragten, hat Crassus nichts Technisches geschrieben, Antonius nur ein unvollendetes Büchlein (de ratione dicendi) hinterlassen. In diesem 'opus imperfectum' oder 'inchoatum' hatte Antonius, nach Cicero de or. zu schließen, wo die beiden Hauptunterredner treu gezeichnet zu sein scheinen nach ihrem Wissen, Können und Ausdruck (vergl. über diesen Stroebel Jahresber. 80, 14), behandelt 1. die an den Redner zu stellenden Forderungen, 2. die inventio, 3. die dispositio, 4. die memoria. Die elocutio, die im de or. wie beim auct. ad Herenn. abweichend von der gewöhnlichen Stellung nach der memoria gesondert behandelt wird, scheint Antonius wie Hermagoras fast unbeachtet gelassen zu haben, vielleicht auch die actio,*) die in de or. dem Crassus zugewiesen wird, während beim auct. ad Herenn. die 'pronuntiatio' (actio kennt er in diesem Sinne nicht) der memoria vorausgeht. Über diese werden aber in der Hereuniusrhetorik zahlreiche Anweisungen gegeben, die sich meist mit denen bei Cicero decken. Ich möchte in diesen Partien des de or. nicht bloß den fingierten, sondern den wirklichen Theoretiker Antonius erkennen (vgl. über seine Gedächtniskraft Brut. 215). Sein gelehrter Gastfreund war der bedeutende Rhetor Menedemus (I 85), dessen Force in dem Gedächtnisse lag (Memoriter multa ex orationibus Demostheni pronuntians docebat I 88), wenn er den Demosthenes gegen die Ansprüche des akademischen Philosophen Charmadas ausspielte. Mit diesem Beispiele wollte ich zweierlei andeuten: einmal, daß der Einfluß der älteren schriftlichen Quellen der römischen Rhetorik auf die jugendlichen Verfasser wohl noch stärker ist, als Marx annimmt, dann daß man über Rhodos Athen nicht vergessen darf, namentlich nicht den Kampf zwischen Charmadas und Menedemus.**)

An Cornificius (älter Cornuficius) als Verfasser der Rhetorik

*) Daß er selbst eine gute actio hatte, bezeugt Cic. Brut. 215.

**) Vgl. Rud. Hirzel, der Dialog I S. 482 f. A. 3 und G. Ammon Bayer. Gymn.-Bl. 1899 S. 135/6, dazu über die Bedeutung des Charmadas Cic. Ac. post. II 16, ferner Radermacher Rhein. Mus. 1899, 358.

ad Herenn. hält Thiele wohl mit Recht fest (vgl. Bayer. Gymn.-Bl. 1897, S. 409 ff.), giebt aber zu, daß er aus der Schule des L. Plotius Gallus, gegen den allein das Edikt des Censors Crassus vom Jahre 92 gerichtet gewesen sei, hervorgegangen sein könne. Dagegen weht nach Marx aus dem Werkchen Ciceros eine ganz andere politische Luft; die Verschiedenheit wird jeder leicht empfinden und zugestehen, aber sie ist mehr in Charakter, Wissen, Bildung als in politischen Tendenzen begründet. „Mit der Durchführung der Beobachtung, sagt Thiele l. l. p. 733, daß in der Rhetorik ad Her. Marianische Tendenzen vertreten seien, kommt Marx selbst ins Gedränge“ (vgl. prol. p. 153). Ich werde diesen Punkt noch einmal zu berühren haben, bei der Frage nach der Tendenz von Cic. de oratore. Manches, was Marx an der Sprache des auct. ad Her. aussetzt, trifft auch Cic. und läßt sich sogar aus dessen späteren Schriften entschuldigen. Viele Unregelmäßigkeiten und Eigenheiten sind eine Folge der Übertragung aus dem Griechischen, z. B. Cic. II 82 adsumptio indicationis et de ea per amplificationem ex deliberationis praeceptis dictio; instruktiv wäre deshalb, wie Thiele bemerkt, eine Rückübersetzung.

Außer den bisher behandelten Fragen über die Quellen und die Entstehung von de inv. sind in den Proleg. von Marx noch mehrere gediegene Untersuchungen, die über einzelne Teile der Schrift Licht verbreiten: Über die Anfänge der Rhetorik von Ennius bis auf Sulla, über die ersten grammatischen und metrischen Studien, über die gewöhnlichen declamationes (exercitationes), suasoriae und controversiae, dabei die Bemerkung über die Entstellung der Geschichte durch die Rhetoren; auch von den προγυμνάσματα (praeexercitationes), als deren ersten Theoretiker man wohl meist Theon ansieht, finden sich sichere Spuren.

Als ein sachlicher Kommentar zu de inv. und anderen Schriften Ciceros stellt sich der größte Teil des schönen Buches von Georg Thiele dar 'Hermagoras, ein Beitrag zur Geschichte der Rhetorik', Straßburg 1893, 202 S. „Durch die Quellenuntersuchung von Cicero de inventione und Cornificius Bücher ad Herennium wurde er auf Hermagoras geführt, und es bot sich ihm — nach seinen Worten — hier die Aussicht, ein originales rhetorisches System im wesentlichen wiederherzustellen und abzugrenzen, und so wenigstens einen hellen Punkt zu gewinnen in dem Dunkel, in welches die Geschichte der griechischen Rhetorik von Aristoteles bis Hermogenes gehüllt ist.“ Das Buch ist geeignet, gar manches zu klären, bei vielem anregend zu wirken, nicht selten aber auch, den gläubigen Benützer in eine Sackgasse zu führen. In sechs Abschnitten behandelt er εὕρεσις, κρίσις, διαίρεσις (στάσεων) ζητημάτων λογικῶν und διαίρεσις ζητημάτων νομικῶν, τάξις und τὰ περὶ λέξεως, dann noch die Komposition des Lehrbuches, dessen Beispiele,

Hermagoras' Verhältnis zur Philosophie und die geschichtliche Stellung seines Systems. Als der Hauptgehalt seines Systems, auf das Cicero öfter sich stützt oder beruft, ergiebt sich: 1. eine tiefere Behandlung der Rhetorik mit Rücksicht auf die Praxis, 2. die Aufstellung der πολιτικὰ ζητήματα und die Scheidung der θέσεις und ὑποθέσεις, 3. die genaue Untersuchung und Gliederung der στάσεις, 4. die sorgfältige Behandlung der Argumentationsreihen; mehr als Spielerei sei seine Erörterung der ἀσύστατα zu betrachten. Im ganzen scheint Thiele zu sehr von seinem Hermagoras und dessen 'geschlossenem' System eingenommen zu sein; den griechischen Rivalen und Nachfolgern sowie den Römern wirft er fast durchaus Mangel an Verständnis vor (vgl. Hammer Jahresber. 83. Bd. 1895 S. 14). Ich berühre hier nur einige Punkte: zuerst die Benutzung durch Cicero. Die Stellen, wo Hermagoras mit Namen genannt wird, sind S. 2—5 gesammelt, aber über das Verhältnis steht Thieles Urteil doch nicht recht fest, S. 16 erachtet er es für wahrscheinlicher, daß ihn Cicero nur durch eine Mittelquelle kennt, S. 94 hält er es nicht für ausgeschlossen, daß er ihn selbst zu Rate gezogen hat, nach S. 121 ist Hermagoras bei Cicero und Cornificius zusammengeschweißt mit einer älteren Rhetorik, bei Augustin sei aber das Hermagoreische System ganz selbständig erhalten. Über das Verhältnis des Cicero und Cornificius ist oben gehandelt: die zahlreichen wörtlichen Übereinstimmungen setzen eher eine gemeinsame schriftliche Quelle (vielleicht auch mehrere) als einen gemeinsamen Lehrer voraus, im übrigen sind die Abweichungen in Inhalt, Übersetzungen, Beispielen und in der ganzen Art der Behandlung so groß, daß auch hinsichtlich der Benutzung des Hermagoras der vielseitige, philosophische Cicero von dem praktischen, aber einseitigen auct. ad Herenn. zu trennen ist. Außer den 8 von Thiele ausgeschriebenen Cicerostellen verdienen auch die besondere Beachtung, wo Hermagoras und seine Schule nicht genannt, aber berücksichtigt ist, so bei der Behandlung der θέσεις und ὑποθέσεις. Die Scheidung in θέσεις und ὑποθέσεις kehrt in fast allen rhetorischen und bisweilen in den philosophischen Schriften und in den Briefen wieder, an den wichtigsten Stellen wird es aber als Vorzug des rechten Redners bezeichnet, von der Niedrigkeit des Einzelfalles der konkreten Wirklichkeit zur Höhe der unterschiedslosen Allgemeingültigkeit der Frage emporzusteigen: außer de inv. I 8 die wichtige Stelle de or. II 132—134, wo die causa, das κρινόμενον (quid veniat in iudicium für die frühere Übersetzung iudicatio, wofür part. 104 auch disceptatio steht) u. a. behandelt wird und Antonius über das genus hebes et impolitum eorum, qui sibi eruditi videntur Folgendes beifügt: 'constituunt enim in partiendis orationum modis duo genera causarum: unum appellant, in quo sine personis atque temporibus de universo

genere quaeratur, alterum quod personis certis et temporibus definiatur, ignari omnis controversias ad universi generis vim et naturam referri'; ebenso Brut. 322 und or. 45, part. or. 4, 9, 61 (causa — consultatio oder propositum für quaestio, worin in den part. θέσις und ὑπόθεσις zusammengefaßt werden) vgl. 106; ad Qu. fr. III 3, 4 bezeichnet er sein genus instituendi im Gegensatz zu dem des Rhetors Paeonius als eruditius et θετικώτερον. Nach der Überlieferung (Thiele S. 194) hat Apollodor die Scheidung verworfen, bei Cicero zeigt sich wohl der Einfluß eines seiner philosophischen Lehrer, vielleicht des Akademikers Philo. Andere Stellen geben Aufschluß darüber, daß man auch in den allgemeinen Fragen (θέσεις) verschiedene στάσεις unterschied, besonders de or. III 109—118, dann partit. or. 62, Top. 81 (vgl. Sapienza, Cicerone retore p. 14/15). Ihr Verhältnis zu den Hermagoreischen στάσεις wäre im einzelnen zu prüfen; die Beispiele für die θέσεις sind zum Teil die gleichen. Nach der glaubwürdigen Überlieferung (de inv. I 8 und 16) hat Hermagoras die Statuslehre überhaupt nicht erfunden, sondern nur einen noch unbeachteten zu den 3 benannten status hinzugefügt; Cic. de or. II 104 und part. 33 hält nach seiner akademischen Quelle an der Dreizahl fest, Cornificius' Lehrer entscheidet sich auch für die Dreizahl (auct. ad Her. I 18), aber die einzelnen status decken sich mit denen des Cicero nicht, begreiflicherweise. Demgegenüber ruft Thiele aus (S. 179/180): „Sollten wir wirklich an die Stelle des geschlossenen wie aus einem Gusse geformten στάσεις-Systems eine allmählich entwickelte, seit Äschines über die beiden Strohmänner Naukrates und Zopyros fortgepflanzte Lehre uns glaubhaft machen lassen? Oder müssen wir nicht vielmehr diese ganze Entwickelung für den Ausfluß einer schon im Altertum grassierenden Entwickelungssucht halten? Ein Schüler des Isokrates konnte unmöglich auf die στάσεις verfallen.“ Warum denn nicht? Es ist hier nicht der Ort, gegen eine solche Vergewaltigung der Überlieferung und der natürlichen Entwickelung zu kämpfen. Noch ein Wort über die λέξις. Cic. de inv. I 8 bezeugt uns, daß Hermagoras gar nicht wortgewandt war; infolgedessen vernachlässigte er auch in der Theorie die elocutio (vgl. o. Bem. über das Büchlein des Antonius). Thieles Bemerkung, daß erst Theodoros von Gadara die λέξις wieder an ihre gebührende Stelle rückte, ist nicht richtig. Um nicht auf Arist. rhet. III, Theodektes, Theophrast u. a. zurückzugreifen, bemerke ich nur, daß bei Cicero in sämtlichen fertigen oder angebahnten Definitionen von der Rhetorik oder dem Redner die λέξις im Vordergrund steht (de or. I 49/50, 64, 69, III 171, or. 43/44, 51 vgl. J. May, Progr. Durlach 1899 (No. 644) S. 7). Nebenbei: das auch von Cicero allenthalben so sehr betonte apte oder decenter (decore) ist natürlich nicht erst aus Sulp. Vict. zu belegen, sondern es ist πρέπον schon bei

Aristoteles die zweite Haupteigenschaft der λέξις neben σαφές (Arist. rhet. III c. 2 p. 1404 b, cf. poet. c. 22 p. 1458 a 18).

Sind so auch manche Ansichten und Aufstellungen von Thiele zu berichtigen oder zu beschränken, so regt sein anziehend geschriebenes Buch doch in der Frage über das Verhältnis des Cicero zu Hermagoras vielfach an und trägt im einzelnen viel bei zur Aufhellung, z. B. S. 71 über die unrichtige Stellung des συνέχον oder firmamentum I 68; vgl. Merchant Diss. Berol. 1890 'De part. or.' p. 66 sq.

Textkritisches.

Der verstorbene W. Friedrich wählt in seiner Ausgabe (Lips. Teubner 1891) als Titel (im Anschluß an die Hss) Artis rhetoricae libri duo; ich würde nach den Darlegungen von W. Haellingk (comment. in hon. Guil. Studemund, Argent. 1889), rhetorici sc. libri vorziehen.

Was nun die Erforschung und Ausbeutung der Handschriften anlangt, so haben W. Friedrich in seiner editio stereotypa Lips. Teub. 1891, Fr. Marx in seinen Prolegomena zum auct. ad Herenn. und E. Stroebel das meiste gethan.

Friedrich benützt in seiner Ausgabe folgende Hss: Herbipolitanus (H), Parisinus Reg. bibl. No. 7774 A (P), Sangallensis (S) — HPS die besten —, ferner Casselanus (c), Bernensis 469 (β), Leidensis (l); die Lesarten der minderwertigen Codd. bezeichnet er mit ω, „ex Victorini lemmatis lectionem lit. V, ex eiusdem interpretatione sumptam lit. v." Darmstadiensis (D).

Da die Bücher de inventione in der Überlieferung meist mit dem auct. ad Herenn. zusammengehen und zwar in der Stellung de inv. ad Herenn., so ist durch die Erforschung der Hss ad Herenn. von Marx auch die der Überlieferung von de inv. wesentlich gefördert (proleg. p. 10—54). Ich hebe für unsere Zwecke nur einiges heraus.

1. Von den Mutili wird der Herbipolitanus (H) eingehend besprochen. In einem zweiten Mutilus, dem Cod. Corbeiensis (C) aus dem IX. oder X. Jahrh.. jetzt in St. Petersburg, ist de invent. enthalten und zwar II 8, 27 demonstratum erit defensoris bis II, 52, 157 quod sua vi nos alliciat ad sese, ferner I bis I 35, 61 qui elegantissimi atque artificiosissimi putati sunt, dann der Rest von Buch II. Auch findet sich die Lücke II 57, 170 huiusmodi necessitudines bis II 58, 175 in commoditatis vero ratione wie in den anderen Hss aus dem gleichen Jahrh. Der Corbeiensis stellt nach den Untersuchungen von Marx eine Ausgabe von Gelehrten aus dem 9. Jahrh. dar. Auffallenderweise teilt C Lesarten mit den Expleti (so sagt Marx lieber als Integri), abweichend von HPB.

2. Der Cod. Laudensis (1422 aufgefunden), der die rhetorischen Schriften vollständig und zwar in der Reihenfolge de inv. ad Herenn.

de oratore etc. enthielt, hat keine Spuren hinterlassen, weder in Hss noch in Ausgaben (prol. p. 33). Dagegen enthielt ein anderer Cod. (gefunden im XII. Jahrh.) die beiden Werke vollständig ebenfalls in der Reihenfolge de inv. ad Herenn. Aus diesem wurde eine dem Herbipol. sehr nahestehende Hs verbessert und ergänzt (vgl. u. Stroebel), und sie ist die Quelle der Expleti (E) geworden. Diese finden sich überaus zahlreich in den Bibliotheken Italiens, Deutschlands, Englands, reichen nicht über das XI. Jahrh. zurück. Welcher von den E der älteste und beste sei, könne nicht unterschieden werden (prol. p. 34). Auch das Verhältnis derselben zueinander lasse sich nicht wohl feststellen. Marx bespricht eingehender nur die drei von ihm verglichenen Codd., den Bambergensis, Leidensis und Darmstadiensis (s. XII/XIII). Die beiden ersten, b und l, gäben unter sich meist übereinstimmend ein treues Bild der Expleti, der d(armstadiensis) berühre sich mehr mit C(orbeiensis). Den Sangallensis 852 u. a. berücksichtigt er nicht weiter. In den Expleti seien viele geschickte Emendationen von Gelehrten aus dem XII. oder XIII. Jahrh., geeignet, uns über den Wert der Hss zu täuschen (prol. p. 37). Doch gesteht Marx p. 39: ego in singulos annos pluris didici aestimare lectiones illi recensioni (= auctori recensionis E) proprias. Allein jede Lesart müsse nach dem Gedankenzusammenhang und Sprachgebrauch geprüft werden (p. 41).

E. Stroebel bespricht noch einmal kurz und übersichtlich die Hss zu de inv. in den Bayer. Gymnasialblättern 1894 S. 90—94. Er erachtet die handschriftliche Grundlage in Friedrichs Ausgabe für unzureichend. Nach Stroebel, der H und P (7774 A) selbst verglichen hat, während er für S(angallensis) eine Kollation Friedrichs benutzen konnte, zerfällt die ganze Überlieferung von de inv. in zwei ziemlich gleichwertige Klassen: HS und P; S stehe aber den beiden anderen an Bedeutung nach. Als entschieden unrichtig bezeichnet es Str., wenn Friedrich von dem Vossianus LXX s. IX den Sangallensis ableiten will, vielmehr gehöre V(ossianus) eng mit P zusammen, sei aber schlechter als P, dagegen gehe S auf die gleiche Quelle wie H zurück (vgl. o. Marx über die Expleti), mit V habe er sehr wenig gemein; besonderes Gewicht wird auf die abweichenden Wortstellungen gelegt. Oft zeige sich eine schwer zu erklärende Annäherung von V an H. So hält Stroebel im Anschluß an permixtum HV p. 138, 31 Friedr. (I 32) permixtim für permixte. An mehreren Stellen enthalte V allein das Richtige, wie I 39 (143, 3 Fr.) scire plerique possint für possunt. Außerdem bietet V zahlreiche kleine Ergänzungen und ziemlich viele Korrekturversuche. Neben der Klasse A, in der Stroebel die 4 Hss HPSV zusammenfaßt, steht die Klasse B, in der besonders die zwei großen Lücken ausgefüllt sind I 62 (Friedr. 153, 5) — I 76 (p. 158,

38 Fr., dazu adn. cr. LXXXIV) und II 170 (p. 233, 31) — 174 (p. 235, 12, dazu adn. CXXIV). In P und S sind diese Lücken von einem späteren Schreiber aus einer anderen Quelle (nach Friedrich im 11. oder 12. Jahrh.) ergänzt. Von der sehr zahlreichen Klasse B (s. o. Marx) hat Stroebel in Italien 26 gefunden, darunter 7 Vaticani. Die Vergleichung der wichtigsten Partien und Stellen ergab ihm, daß B in den Änderungen und Zusätzen weiter geht als A, aber auch viele Fehler von A verbessert und für die Textgestaltung unentbehrlich ist (vgl. o. Marx über die Expleti). Der Bernensis und Casselanus, die von Friedrich als Vertreter der jüngeren Klasse herangezogen sind, geben kein genügendes Bild dieser Klasse. Eine genauere Sichtung und Verwertung dürfen wir erst in der von Stroebel in Aussicht gestellten Ausgabe von de inv. erwarten. Um ein Bild von der Klasse B zu geben, die durch die Einwirkung von A in eine ungünstige Beleuchtung kommt, teilt Stroebel besonders Lesarten von 2 von ihm verglichenen Vaticani mit, nämlich 3236 (δ) s. XI und 1698 (ε) s. XII: z. B. I 8 neque eo, quo (für quod) eius ars mendosissime scripta videatur oder II 30 fin. (p. 183, 33 Fr.) aus faciles cognitu δ^1 und facile ē cognitu die richtige Lesart facile est cognitu (wohl richtiger facilest zu schreiben).

Belanglos für die Textesgestaltung sind die Mitteilungen von H. Mužik in dem Jahresbericht des k. k. Staatsgymn. in Krems 1894 aus zwei Wiener Hss, s. Stroebels Bespr. Berl. Philol. W. 1895 No. 7 (Sp. 203—205).

Auch R. Sabbadini teilt Riv. di filol. III (XVII) 1899 p. 398/9 aus dem Cod. Classensis 261 (s. XII/XIII) etwa 15 Lesarten zu de inv. mit, z. B. I 1, 1 (117, 22 Fr.) pugnare für propugnare (vgl. Marx prol. p. 48 und die mutili zu de or. II 151, 181, 206), und urteilt über den Cod.: „Il Cod. Classense appartiene alla famiglia degli expleti con una certa tendenza ad accostarsi più a b“, also ohne Bedeutung.

Es ist noch mit einigen Worten auf die Textesgestaltung im einzelnen einzugehen oder zurückzukommen. Friedrichs Text in der Teubnerausgabe (s. o.) ist konservativ, doch nimmt er nicht wenige fremde und eigene Konjekturen in den Text auf, worüber die knappe, aber zu wenig übersichtliche adnot. critica LXXXI—CXXV Aufschluß giebt: hier ist auch eine beträchtliche Anzahl von Verbesserungsvorschlägen niedergelegt. So schreibt er p. 143, 36 (I 41) sine quibus omnino confici non potest für aliquid, an sich nicht unwahrscheinlich, aber nicht nötig; p. 146, 9 (I 46) ex paribus, durch das Folgende gerechtfertigt. Ansprechend ist aus den Vorschlägen der adn. beispielshalber p. 122, 9 (I 8) qui<cum> oratoris materiam . . dividat oder 151, 23/24 id<te> ex vi. Dagegen erscheint 137, 18 iterum <eodem> aut alio modo überflüssig, weil ohne eodem der gleiche Gedanke nur

knapper ausgedrückt ist. P. 124, 4 (I 10) ist aliquam in rem omne eine unpassende Konjektur, hervorgerufen durch das Folgende; gewagt scheint auch die Änderung I 1 facultate eloquentiae für facilius eloquentia, I 2 (118, 15) acceptum erat für acceperat. Eine heikle Frage bleibt immer die Ausscheidung von „Zusätzen“, sie ist z. B. am Platze p. 188, 6 oder 190, 23 (II 44; II 50); öfter wird aber der recht jugendliche Schriftsteller korrigiert oder auch entstellt: z. B. p. 151, 19 (I 58) qui stultitia et temeritate [*alicuius*] administratur, dieses alicuius „eines x beliebigen“, ‘τοῦ δεῖνα’, von dem es vielleicht die Übersetzung ist, bildet einen passenden Gegensatz zu imperator. P. 120, 12 (I 5) rät Friedrich das ganze neque Gracchos Africani nepotes zu streichen; über Ciceros Beurteilung der Gracchen hier hat Marx prol. 78/79 das Richtige gesagt. Ich würde nur Gracchos streichen, so daß wir die Figur der Pronominatio haben, für die Cornificius das gleiche Beispiel bietet (ad Her. IV 31, 42): ut si quis, cum loquatur de *Graccis*: ‘At non *Africani nepotes*’, inquiet, ‘istius modi fuerunt’.

Als vereinzelte Verbesserung sei noch genannt die Tilgung des falschen palam I 41 (143, 31 Fr.): quae clam palam vi persuasione fecerit durch Thiele ‘Hermag.’ S. 40/41; als vereinzelte Erklärung diese: das Wort *apologus* de inv. I 25 (de or. II 264, ad Herenn. I 6, 10) deutet O. Crusius Philol. 1893 NF VI S. 533—535 richtig: „die frei fingierte Erzählung, sowohl schwank- und novellenartige Stücke wie äsopische Fabeln“.

2. De oratore.

Ciceros Dialog über den Redner, den man sein rhetorisches Testament genannt hat, wie de republica sein politisches, nimmt auch wegen seiner Kunstform in der Geschichte des Dialogs eine hervorragende Stelle ein. Von diesem Gesichtspunkt ist neuerdings das Werk verständnisvoll betrachtet und gewürdigt worden von Rudolf Hirzel, Der Dialog, ein litterarhistorischer Versuch, Leipzig 1895, 2 Bde. Obwohl Hirzel in seinem Buch den Dialog von seinen Uranfängen im Orient bis auf unsere Zeit verfolgt und sich demnach nicht tief in Detailfragen einlassen kann, so ist abgesehen von der häufigen gelegentlichen Bezugnahme doch der dialogischen Schriftstellerei des Cicero der beträchtliche Raum von nahezu 100 Seiten gewidmet I S. 457—552, den rhetorischen Dialogen speziell S. 479—496, dem de oratore allein S. 479—493. Nicht bloß „um seine theoretischen Überzeugungen darzulegen,“ sondern um in dem erbitterten Streit der Philosophen- und Rhetorenschulen den Werdegang des vollendeten Redners (Crassus-Cicero) lebendig vorzuführen, benützt Cicero die für die Zeichnung von Gegensätzen und für Entwickelungen so geeignete Form des Dialogs. Abgesehen von den griechischen Mustern dienten ihm als Vorläufer und zugleich als

historischer Hintergrund die thatsächlichen Zwiegespräche von Römern über solche Gegenstände, wie z. B. der Augur Scävola in Rhodos die Philosophie gegen den Rhetor Apollonius, Crassus zu Athen die Sache des Redners gegen die Philosophen vertrat. Auch in der römischen Litteratur waren derartige Fragen behandelt worden wie in den Satiren des Lucilius und in den Menippeae (z. B. Papia Papae) des Varro. Hirzel vermutet, daß auch M. Antonius in seinem Büchlein über die Redekunst ein solches Gespräch skizziert habe (s. o. de inv.); An zahlreichen Stellen des de or. werden Reminiscenzen aus Plato aufgezeigt, doch sagte nach Hirzel der Gorgias dem Cicero wegen des schroffen Gegensatzes zwischen Philosophie und Rhetorik wenig zu.*) „Was Cicero suchte, war eine Versöhnung beider, wie sie ihm ohne Zweifel sein Lehrer Philo vorgeredet hatte, wie sie seinen eigenen Neigungen entsprach (vgl. oben die Bem. über θέσεις und ὑποθέσεις) und wie sie ihm der Phaidros bot“ (S. 487 f.). Der Hauptgedanke, daß alle Beredsamkeit auf einer umfassenden philosophischen Bildung ruhen müsse, wird de or. III 145 deutlich als eine Frucht der akademischen Philosophie bezeichnet. **) Auf die Form des Dialogs hat auch Aristoteles großen Einfluß; seinem Vorgang folgt Cicero (s. ad. Att. IV 16, 2) mit der Einfügung eines besonderen Proömiums an der Spitze jedes der 3 Bücher.***) Dabei wahrt er aber doch seine Eigenart und giebt dem Ganzen ein echt römisches Kolorit. Auch eine novellistische Färbung

*) Vgl. jedoch Stangl Tulliana S. 5 ff (F. Saltzmann Progr. Cleve 1885).

**) Auch U. v. Wilamowitz-Moellendorff erklärt, daß H. v. Arnim die entscheidenden Gedanken in überzeugender Weise auf Philon zurückgeführt habe, Hermes 35 (1900) S. 18 A. Außerdem verdankt Cicero sehr viel dem Posidonius. Aber „man muß nur hier gerade wirklich sehr viel auf die Person des Cicero zurückführen, der das erfüllte, was Philon forderte. Das Ethos, das durch diesen Dialog weht, kommt nicht von dem athenischen Professor, sondern von dem Manne, der am Regimente der Welt Hand angelegt hatte, der zugleich begriffen hat, daß es ein Höheres giebt, das bestehen und blühen wird, wenn auch diese Welt zusammenbricht.“ Den Versuch L. Radermachers Rhein. Mus. N. F. 54 1899 S. 285—292 eine stoische Quelle für die Forderung einer universellen Bildung und der sittlichen Tüchtigkeit des Redners (de or. und orator) nachzuweisen, hält v. Wilamowitz, l. l. p. 44 A. wohl mit Recht für verfehlt. Die Behauptung, Demosthenes verdanke Wissen und moralische Größe dem Plato, weist uns so sicher nach der Richtung der Akademie (de or. I 89), wie die andere, Demosthenes' Kunst beruhe auf dem Studium der aristotelischen Rhetorik (Dionys. ad Amm. 1 p. 257 Us.-R.) aus der gleichen philosophischen Arroganz eines Peripatetikers entsprungen ist.

***) Nicht aristotelisch ist es, daß die hauptsächlichsten Erörterungen nicht von Cicero selbst geführt werden, s. ad Att. XIII 19, 4.

sieht Hirzel darin, daß unser Mitgefühl für die auftretenden Personen geweckt wird und die Scenen durch Wechsel von Ort und Zeit, durch das Kommen und Gehen von Mitunterrednern belebt sind. „Wahrhaft architektonisch sind die Massen des Gesprächs gegeneinander abgewogen und aufgebaut. Im ersten Buch ist die Last des Gesprächs noch gleichmäßig auf Crassus und Antonius verteilt, im zweiten herrscht Antonius im dritten Crassus, der auch sonst selbst vor Antonius den Vorrang behauptet und darum passend durch seinen Vortrag das Ganze abschließt und krönt. Dazwischen sind die übrigen Personen in mannigfachem Wechsel verteilt und helfen jede an ihrem Teil das Ganze tragen und stützen. Gespräche wechseln mit längeren Vorträgen; auch hier ist jede Monotonie vermieden und doch die Symmetrie gewahrt. Eine genaue Disposition schreibt jedem einzelnen vor, was er zu sagen hat; trotzdem blickt das Gerüst nie störend durch, nirgends sind die Drähte sichtbar, an denen der Schriftsteller seine Personen wie Marionetten bald hier- bald dorthin zieht, dieselben reden wie lebendige Menschen, und der Dialog verläuft wie ein echtes Gespräch der Wirklichkeit, vielfach scheinbar nur durch Zufälligkeiten bestimmt und durch neue unerwartete Wendungen überraschend“ (I 490 f.). Nach dieser schönen Darlegung der Komposition ist es etwas befremdend, wenn Hirzel in dem Dialog zwei Hauptpersonen sieht und diese auffallende Erscheinung in der Geschichte des Dialogs nicht sowohl aus einer Halbierung von Ciceros Wesen erklärt, als vielmehr daraus, dass auch die Ansicht seines Bruders einen hervorragenden Vertreter haben sollte (S. 493). Im ganzen erscheint Antonius erheblich tiefer stehend als Crassus; obwohl er diesem den Hauptgedanken von der Notwendigkeit einer universellen Bildung bestreitet, giebt er schließlich doch nach (vgl. I 81 ff. I 219 und II 40). Die Kontrastfigur sollte man hier so wenig wie in manchen Dramen die zweite Hauptperson nennen.

Wertvoll und anregend ist in Hirzels Behandlung dieses und der anderen rhetorischen Dialoge Ciceros besonders die Vergleichung mit verwandten Werken der römischen und griechischen Litteratur.

Die Tendenz des Dialogs de oratore ist neuerdings besprochen von Fr. Marx in den Proleg. der Ausg. des auct. ad Herenn. (s. o.) p. 141—149 (besonders 148) und im Anschluß daran von E. Norden ‚Antike Kunstprosa‘ (1898) I 222—225: beide sehen darin eine Streitschrift gegen die latini rhetores, speziell gegen den Marianer L. Plotius Gallus. Die Gründe sind für Norden (222): „Erstens die Hauptperson des Gesprächs und die Zeit, in der es Cicero stattfinden läßt: der Träger des Ganzen ist L. Licinius Crassus, der als Censor im Jahre 92 das bekannte Edikt gegen jene Leute erlassen hatte (nach Marx nur gegen

Plotius): in das Jahr 91 verlegt Cicero das Gespräch und läßt den Crassus selbst eingehend über jenes Edikt und die Gründe, die ihn dazu bewogen hatten, sprechen. Zweitens die Zeit der Abfassung der Bücher de oratore. Im Jahre 56, also ein Jahr vorher, fand ein Prozeß statt, in dem L. Plotius Gallus, das Haupt der lateinischen Rhetoren, für L. Sempronius Atratinus eine Rede gegen Ciceros Freund M. Cälius Rufus verfaßt hatte, der sich seinerseits in seiner Verteidigungsrede durch einen Hieb auf Plotius rächte. Drittens die ganze Tendenz der Ciceronianischen Schrift. Die lateinischen Rhetoren verlangten vom Redner bloße Routine, die er sich, wie sie glaubten, erwerbe durch Beobachtung rein formaler Regeln; auf diesem Standpunkte steht der Verfasser der Schrift an Herennius: im Gegensatze dazu verlangt Crassus, d. h. Cicero, vom Redner eine universale wissenschaftliche Ausbildung, in welcher jener Formalismus zwar nicht ganz überflüssig sei, aber doch nur den untersten Rang einnehme". Nur der dritte Grund ist der Kernpunkt. Crassus-Cicero verlangt eine universelle Bildung und betont dabei alle Momente, die bei ihm (Cicero) günstig zusammengewirkt haben: Vielseitigkeit der Begabung (besonders copia dicendi) und der Studien, tüchtige Lehrer und Vorbilder, mühevolle Schulung in einer kampfreichen Praxis, um größere Massen zu beherrschen (s. o. Asianismus und Atticismus). So richtet sich Ciceros Schrift nicht bloß gegen die lateinischen, sondern auch gegen die handwerksmäßigen griechischen Rhetoren, gegen die volgaris doctrina, die hier wie im orator kurz und widerwillig abgethan wird (cf. Arist. rhet. III); vielleicht auch gegen die Einseitigkeit der Spezialisten, z. B. der Juristen und Militärs, wie er im Brutus unverkennbar die seltene Größe des orator neben die häufigere des imperator (Cicero:Cäsar) stellt. Die beiden ersten Punkte sind untergeordneter Art. Den Marianischen und demokratischen Tendenzen des Plotius und seiner Schule*) hat Marx zu viel Bedeutung beigelegt (s. o.) Warum sollte Cicero übrigens den Kampf gegen Plotius so verdeckt führen? Mit offenem Visier hat er 10 Jahre später die stilistische Campagne zur Verteidigung seiner Eigenart im Brutus, or. und de opt. gen. unternommen. Über dem de or. lagert, wie Owen p. VI (s. u. S. 231) mit Recht bemerkt, eine gewisse Ruhe. In einem prophetischen Hymnus auf den Asianer Hortensius unter unverkennbarer Hindeutung auf des Verfassers eigene Person klingt de oratore aus.

Textesgestaltung.

Über den gegenwärtigen Stand der Handschriftenfrage handelt

---

*) Bei Philodem. rhet. II 85 Sudh. heißt es vielleicht mit Bezug auf das Edikt von 92 Ῥωμαῖοι ἐκβεβλήκασι τὸν ῥητορικὸν λόγον, also nicht bloß den Plotius.

sehr eingehend in seinem trefflichen Bericht E. Stroebel, Jahresb. Bd. 80 S. 21—53 (1894), dem ich, soweit ich aus den kritischen Ausgaben und den sonstigen Arbeiten über die Hss mir ein Urteil bilden konnte, fast durchaus beistimme, vgl. meine Besprechung von Friedrichs Ausgabe der opuscula rhetorica Bayer. Gymn.-Bl. 28, 616—623 und von Stangls de oratore eb. 30, 30—33. Die zahlreichen Athetesen, welche die neuesten Herausgeber, besonders Friedrich, vornehmen, meist im Anschluß an M, finde ich zum großen Teil nicht berechtigt. Ein gewichtiges Wort spricht gegen diese Verstümmelung Ciceros Joh. Vahlen „De emendatione Tulliana“ im Index Lectionum der Berl. Univers. 1899 S. 3. Ich komme auf diesen Punkt bei den part. or. noch zurück. Tiefer auf die Frage hier einzugehen, bin ich durch diesbezügliche Publikationen von 1893—1900 nicht veranlaßt; das Verhältnis der integri zu L und unter sich, auch das Verhältnis der jüngeren mutili zu den alten ist nicht weiter geklärt. Die Wertschätzung der verstümmelten und vollständigen Hss hat verschiedene Phasen durchgemacht, sie neigt sich m. E. gegenwärtig gar zu sehr zu gunsten von M. „Wenn durch E. Stroebels verdienstvollen Bericht, sagt Th. Stangl Philol. IX, 1896 S. 391, irgend etwas sicher gestellt wurde, so ist dies die Überzeugung, daß die 3 Bücher vom Redner in den verstümmelten Hss M zuverlässiger überliefert sind als in den vollständigen Hss L;“ die Treue von M erkenne auch ich vollständig an, aber eine Masse Fehler ist teils handgreiflich, teils verdeckt. Ein Zeugnis für die Zuverlässigkeit trotz der Ungeschicklichkeit des Schreibers giebt das von Stangl behandelte Beispiel II 321, wo M ex adversari*orum* iisdem ex locis hat; das löst Stangl auf in ‘ex adversar*io rursum*’, eine Lesart, die ich für ebenso sicher halte als Fossataros (s. u.) Auflösung de opt. gen. or. 13 von utrus in die zwei Wörter ut rursus; vielleicht liegt die auch sonst beglaubigte Schreibung rusum (rusus) noch näher, s. Georges lat. Wortf. Auch im vorausgehenden Jahrgang des Philol. VIII 1895 S. 351—355 hat Stangl zur Sicherung des Textes beigetragen: de or. II 177 proponi oportet . . et ostendere, II 324 explicare oportet (beides auch Friedrich). In den Jahrb. f. Philol. 1894 S. 865 schlägt Stangl vor zu lesen I 222 per animos hominum, ita sensus <omnium> mentesque aus dem zweiten hominum der Überlieferung; Jahrb. f. Philol. 1895 S. 783 f. liest er II 176 nihil profecto praeterea ad vincendum (für ad dicendum) requiret, was durchaus überzeugend begründet wird.

Eine besonders wertvolle Leistung auf dem Gebiet der Textes-kritik und zum Teil auch der Interpretation sind Stangls Tulliana (der Text des Thesaurus linguae Latinae zu Cicero de oratore in ausgewählten Stellen besprochen von Th. St.), eine Festschrift für Mark-

hausers 25jähriges Rektorjubiläum, Programm des Luitpoldgymn. 1897/98, München 1897, 60 S. Wohlvertraut mit den Hss und der einschlägigen Litteratur, bespricht Stangl etwa einhalbhundert Stellen von de oratore und anderen rhetorischen Schriften, er begründet mehrere Lesarten seiner Ausgabe (Freytag-Tempsky, Prag 1893) näher, schlägt neue Verbesserungen vor und weist eine Anzahl unbegründeter Emendationsversuche älterer und neuerer Kritiker zurück. [Besprochen ist die Schrift in Woch. f. kl. Phil. 1898 Sp. 61 f. von J. Tolkiehn, Rev. crit. 1898, p. 124—126 von E. T., D. Lit-Ztg. 1898 Sp. 270 f. von O. Plasberg, Bayer. Gymn.-Bl. 1898, 34 S. 315—318 vom Ref., Berl. phil. W. 1898 Sp. 520—523 von E. Stroebel, ZöGy. 1899 I p. 22—24 von A. Kornitzer.]

Ich hebe hier nur einige Stellen heraus: I 30 tenere hominum *coetus*, mentis allicere ist coetus (om. M) durch Stangls Darlegungen S. 5—9 wohl für immer gesichert, ebenso I 62 architecti potius artificio disertum *quam oratoris* fuisse und I 209 non idem *esse* illud . . intellegent; I 243 admirarere ingenium Scaevolae, *quod* („angesichts der Thatsache, daß") excogitavisset für qui der schlechteren Überlieferung; III 65 *utrum*que in his. Von den Lesarten der Prager Ausgabe sind gut begründet II 95 ut *nunc* Alab., III 78 homines *Stoici* - *Stoicos*, III 143 quae quamquam *contemnatur*, III 190 et quasi *contextione* verborum.

Von den neuen Lesarten Stangls sind sehr ansprechend III 227 *Et* fistulatorem mit M für Sed fistulatorem (J), unserem Sprachgefühl vielleicht nicht so zusagend wie dem der Alten, die oft einfach verbinden, wo wir ein Gegenüberstellen erwarten. I 32 vel provocare *iniquos* (integros M, improbos J), II 147 et sic *quoniam* . . . *sunt*, II 210 quae si *iam* gloriam (für si quam), III 211 aliud *circuli at*que sermones für aliud indicia atque sermones. Für unwahrscheinlich halte ich dagegen II 364 *qui de*speraret aut melius für *quin* speraret und III 115 an id etiam aliquis praeterea *facile* possit, Friedrich mit M facere, was Stangl im Prager Text ausgeschieden hatte, gegen die Ausscheidung spricht auch Havets Klauselgesetz (s. u.): niemals — ◡◡ — — ◡̄. Außer diesen Gruppen von Textkritik enthält Stangls Arbeit eine Fülle von feinen Sprachbeobachtungen, z. B. über Interpolation von ut u. a., über Stellungen, und einen reichen Schatz von Parallelstellen. Das beigegebene dreifache Register giebt einen klaren Überblick über den mannigfaltigen Inhalt der gediegenen Festschrift.

Aus italienischen Zeitschriften sind zu de or. noch einige Erörterungen zu verzeichnen: de or. II 249 Quid hoc *Naevio* ignavius? Das angefochtene Naevio, das vielfach durch Navio ersetzt wurde, verteidigt Gaietano Curcio, Riv. di filol. XXVI 1898 p. 608 und neuestens

auch C. Pascal, Riv. di filol. XXVII 1899 p. 385—395 (auch die Ausgaben von Friedrich und Stangl haben es). Pascal versteht unter Naevius nicht den Dichter, sondern wohl mit Recht den Ankläger Scipios. Das folgende Video me a te *circumveniri*, wofür Nencini Stud. It. di filol. cl. VI p. 252 hircumveniri will, bezieht Pascal fälschlich auch auf Naevius und sieht (p. 390) das Wortspiel in ven, dem umgestellten nev (naev); das ist gesucht und gekünstelt und wegen der Quantität vĕn nēv bei dem antiken Sprachgefühl unmöglich. Anders deutet die Stelle G. Curcio Riv. XXVI p. 608 n., wo er auch für Cicero die ἀποφθέγματα des Cato als Quelle der auf den älteren Scipio bezüglichen Witzworte zu erweisen sucht. A. Cima verwirft Boll. di filol. cl. V 1898 No. 3 p. 63—65 „Sopra un passo di Cicerone“, nämlich de or. III 225 mit Recht die Annahme von seinem Kollegen Piazza (l'Epigramma latino 1898 p. 84 sqq.), es sei in der Nachricht über den fistulator des C. Gracchus der parenthetische Relativsatz so abzugrenzen: Idem Gracchus — quod potes audire, Catule, ex Licino, cliente tuo, litterato homine — eum servum, quem sibi ille habuit ad manum cum eburneola solitus est habere fistula“ . ., sowie dessen unbegründete Lesung Licino für Licinio.

In der Classical Review 11, 1897, S. 22—26 macht Mortimer Lamson Earle mehrere Verbesserungsvorschläge zu de or., von denen wohl keiner in den Text aufzunehmen ist: Ansprechend, aber nicht nötig erscheint I 1 aetatis <iam> flexu, vgl. Stroebel Jahresb. 80 S. 14 über Muthers et iam <propinquo> aetatis flexu, I 55 artis suae <quemque> nomine; höchst unwahrscheinlich I 11 atqu*ein* hoc ipso numero [in quo perraro exoritur aliquis excellens], si dilig. . . . oratores [quam poetae] boni reperientur; es ist gar nichts zu ändern: um den Begriff der paucitas oratorum hervorzuheben, vielleicht auch um des Rhythmus willen hat Cicero so geschrieben anstatt etwa multo tamen plures poetae boni quam oratores reperientur. Haltlos ist auch I 12 posita <ita> communi und I 26 multa <ita> divinitus, I 42 nihil scire convincentes für convincerent, II 127 Antoni, omitte s<is> ista. —

Die Beobachtungen über den oratorischen Rhythmus und die Textkritik.

Der Gedanke, daß die Beobachtung des Rhythmus und der Metrik antiker Prosawerke bei der Feststellung des Textes mitentscheidend sei, ist schon oft ausgesprochen und teilweise auch in die That umgesetzt worden. Daß z. B. ein videro für videbo, ein ingeni für ingenii, ein postea für post, ein abeas licet für abire licet einfach aus rhythmischen Gründen gewählt sei, mutet die Mehrzahl der deutschen Philologen etwas fremd an, aber es entspricht ganz dem Geist der an-

tiken Sprachkunst (vgl. über die Dichtersprache Aristot. poet. c. 22). Besondere Aufmerksamkeit widmeten in neuerer Zeit die Franzosen dieser Frage (s. die Litteratur bei Norden Kunstprosa II S. 924 f.). Die für Cic. de or. in betracht kommende Abhandlung von Louis Havet in der Revue de Philologie 1893, XVII p. 30—47 und 141—158 hat zwar schon Stroebel im Jahresb. 80, 21 f. richtig gewürdigt, ich möchte aber mit Rücksicht auf die folgenden Arbeiten noch kurz darauf zurückgreifen.

Havet untersucht den Satzschlußrhythmus oder die Metren unmittelbar vor einer stärkeren Interpunktion und gelangt zu mehreren Gesetzen, auf grund deren er selbst zahlreiche Verbesserungsvorschläge macht und durch die er voraussichtlich noch andere anregen wird. Seine Ergebnisse sind (p. 44): 'Devant un mot final des types — ⏑̱ et ⏑⏑⏑̱, Cicéron emploie ordinairement la forme — ⏑ ou ⏑⏑ ⏑, assez souvent la forme — ⏑ — ou ⏑⏑ ⏑ —, très rarement la forme — —, jamais les formes — ⏑⏑ et — ⏑⏑ — ou ⏑⏑ ⏑⏑ —'. Vor einem ⏑⏑̱ steht meist ein — —, seltener — ⏑ —, fraglich ist vor ⏑⏑ der Anapäst, unzulässig der Trochäus und Tribrachys und wohl auch der Daktylus.

Bezüglich der S. 141—158 untersuchten Schlußverbindungen heißt es S. 158: Devant un mot final — — ⏑̱ ou un groupe final —, — ⏑, Cicéron admet exclusivement deux pieds qui sont l'équivalent l'un de l'autre, le trochée et le tribraque. Il proscrit l'iambe, contenu dans le crétique ou le péon quatrième, also zulässig — ⏑ + — — ⏑̱ oder ⏑⏑⏑ + — — ⏑̱, unzulässig — ⏑ — + — — ⏑̱ oder ⏑⏑⏑ — + — — ⏑̱, — — + — — ⏑̱ (?), ⏑⏑ — + — — ⏑̱ (?), — ⏑⏑ + — — ⏑̱.*) Zum großen Teil treffen diese Beobachtungen mit den theoretischen Aufstellungen Ciceros im orator zusammen. Aber einige Bedenken erheben sich doch: der Begriff 'final' in mot final, groupe final wird von Havet genommen als „Schluß vor einer stärkeren Interpunktion"; das ist aber an sich unbestimmt, dann hat sich unsere moderne Interpunktionsweise mit der antiken Wortfügung vielfach in Widerspruch gesetzt, so daß der Begriff 'Schluß' noch unsicherer wird. Zwischen periodischer Diktion und den membratim und incise dicta ist nicht geschieden. Über das Verhältnis von Periode, Glied, Komma s. die unten zu besprechende Arbeit von A. du Mesnil. Auch die Scheidung des zwei- oder dreisilbigen Schlußwortes von den unmittelbar vorhergehenden Versfüßen ist unzweckmäßig. Die antike Theorie (Aristoteles, Cicero, Dionysius Halic.) spricht nicht von Schlußwörtern, sondern von Schlußrhythmus, bez. von den letzten Versfüßen eines Wortkomplexes, z. B. Ditrochäus

---

*) Von Demosthenes ⏊⏑⏑ ⏊ ⏊⏑̄ nach Norden Kunstprosa S. 923 bevorzugt.

(comprobare). Die etwas schwankenden Termini der Alten hat Havet, wie es scheint, bisweilen mit Absicht vermieden, wie Palimbacchius (oder Bacchius des Dionys. Hal.) für 'eine Gruppe in der Form —, — ῡ'. Aber bei Cicero haben wir im orator eine feste Basis, auf die sich die Untersuchung der Rhythmen einer größeren zusammenhängenden Partie recht wohl gründen läßt; das verlangt J. May, Progr. Durlach 1899 (No. 644) „der rednerische Rhythmus mit besonderer Beziehung auf Ciceros orator" p. 4. Von den bei Havet besprochenen Stellen seien folgende herausgehoben: Mit Recht ist II 138 positas esse angezweifelt (aber nicht bloß wegen — ∪ — vor — ∪ verdächtig), schön ist die Vermutung II 98 Cosiis für Cossis in pro fratribus Cossis dixit und III 205 vox quaedam libera, atque etiam effrenatior augendi causa iracundia nach Quint. IX 1, 32. III 115 wird facere possit auch durch den Rhythmus geschützt, ebenso III 149 ex continuatis coniunctisque constat. Daß der scheinbare Choriambus ingenii u. ä. oft nur als Creticus zu lesen ist wie II 247 ingeni fructus, leuchtet ein, vgl. Norden S. 932. Aber die Mehrzahl der (im 1. Teil der Abhandlung gemachten) Verbesserungsvorschläge erscheint durch den metrischen Grund nicht genügend motiviert: II 262 'pulchellum puerum' [Crassus], I 112 die Umstellung ineptum me minime esse vellem, III 178 divorsam partem <recedat>, vgl. Stroebel, Jahresb. 80, S. 39 und 43, II 97 quae mihi ipsi <non utique> desint, eine ganz haltlose Konjektur. Um den Anapäst vor ∪∪ oder ∪ — zu entfernen, liest Havet II 312 copiam; recte id fieri potest caeque; I 243 wird für laetitiae fuit vermutet hilaritatis oder ä., II 160 in excogitandis argumentis muta nimium est in iudicandis [nimium] loquax. Warum einer Schablone zuliebe diese Änderungen? — Von den im zweiten Teil berührten Stellen verdienen Beachtung: III 157 Similitudinis est ad verbum . . . quod . . positumst. Id si agnoscitur, delectat, I 162 villamve, III 87 quoad discendum fuit (p. 146 n. 1), II 150 relicuum est arti. I 259 wird irrauserit für eine Phantasieform erklärt und mit L inraucuerit (p. 157) gelesen. Zahlreiche Satzschlüsse, die sich dem Gesetze nicht fügen wollen, werden auch hier mehr oder minder gewaltsam gefügig gemacht, so 13 cretici vor — — ῠ oder —, — ῠ: II 62 rhetorum praeceptis <fuisse, s> ita | II 336 posse fieri [aut si necessitas adfertur] | II 342 stellt Havet non se aliis propter abundantiam praetulisse fortunae, eine Verschlechterung von Sinn und Rhythmus. III 82, wo der Satz rerum copia gignit verborum copiam (III 125) deutlich zu erkennen ist in den Worten nunc intellego illa te semper etiam potiora duxisse, quae ad sapientiam spectarent, atque ex his hanc dicendi copiam fluxisse, liest Havet: ex eo hanc dicendi <virtutem oder facultatem> *capite* fluxisse; solche Willkür ist geeignet, das Vertrauen zur metrischen Konjekturalkritik zu erschüttern. Nicht besser sind die

Änderungen II 245 est conversus risus, I 122 colloqui <summissa voce>, II 266 nucem ubi fregisset, II 8 redderem, si possem <quidem>; II 25 sed deterret etiam, um den Paean zu vermeiden. III 69 in quo etiam ipse Ulixes <vix> errasset wird durch dieses vix sinnlos, während der konsekutive Konj. recht wohl erklärlich ist. Auch die Ausscheidungen oder Änderung I 180, II 140, II 147 kann ich nicht billigen. Selbst II 246, wo nach Havets Ansicht zur Vermeidung des unzulässigen Anapästes ohne Zweifel zu lesen ist ea minus, quia meditata putantur esse, ridentur, ist kein Grund, von der Überlieferung abzuweichen. II 324 conficiendos inerunt <idonei> in causa, überflüssiger Zusatz, I 143 diceremus animos initio, unmotivierte Umstellung. Die richtige Bemerkung, daß Cicero — ∪∪ + — — ⏓ vermeidet, fällt zusammen mit der früheren, daß er — ∪∪ — + — ∪ ausschließt: pridem oportebat = — ∪ — — ⏒, vgl. Norden S. 932. Der Gedanke, daß die Beobachtung des prosaischen Rhythmus bei der Texteskritik ein gewichtiges Wort mitzusprechen habe, besonders wo Zusammenhang, Grammatik und Stilistik keinen Anhalt bieten, ist durch die anregenden und eingehenden Untersuchungen von Louis Havet neu gestärkt worden. Aber bevor in diesen leichtflüssigen Dingen mit starren Regeln operiert werden darf, sind noch genauere Untersuchungen der Theorie und Praxis der Alten nötig. Havet hat das Vertrauen zu seinen „Gesetzen" durch unmotivierte Textesänderungen selbst geschwächt. —

Ein Schüler Havets, Henri Bornecque, hat in dem gefälligen Buch ‚La prose métrique dans la correspondance de Cicéron', Paris 1898 (Bouillon) 218 und 130 S., mit Unterstützung Havets diese Untersuchungen auf den Briefwechsel Ciceros ausgedehnt.*) Ihm gilt die Entdeckung der metrischen Prosa gleich der Auffindung einer neuen Hs; sie dient dazu unsere Hss zu kontrollieren (p. 203). Näher soll hier auf die Arbeit nicht eingegangen werden, nur sei hingewiesen auf das ausführliche Litteraturverzeichnis p. V—XVI, wo leider manche Druckfehler wie Wöllflin für Wölfflin stehen geblieben sind, im zweiten Teil auf die 35 Schlußtypen wie ferant — ferantur — ferebantur — ferentibus — memoriam — videar — videatur p. 134—179 und die Zusammenstellungen p. 9*—94*, sowie auf die Theorie der metrischen Prosa S. 194—201, die zum Teil gegen Wilh. Meyers clausula rhetorica polemisiert. Praktisch ist es, Schlagwörter statt der rhythmischen Zeichen zu wählen.

Den rhythmischen Satzschluß in der lateinischen Prosa, spez. bei Cicero, behandelt auch Norden in seiner ‘Kunstprosa’ II S. 923—939.

*) Vgl. die eingehende Besprechung Berl. Phil. Woch. 1900 Sp. 330—337 und 360—367 von L. Gurlitt, der über die Frage eingangs gut orientiert und ihre Bedeutung 366 f. richtig würdigt.

Er knüpft an Wilhelm Meyer (Spir.) an, nimmt für sich Folgendes in Anspruch (S. 926): 1. Die Aufweisung der Zusammenhänge mit der griechischen Litteratur, die bei Meyer ganz fehlt (es sind eingangs dieses Kapitels auch die satzschließenden Rhythmen des Demosthenes zusammengestellt), 2. den Nachweis, daß die Klauseln nicht erst, wie Meyer meint, im II. Jahrh. n. Chr. von einem imaginären „Ordner" „ersonnen" sind, sondern sich in geschichtlichem Werden vom Beginn der lateinischen Kunstprosa an verfolgen lassen, 3. die Heranziehung von Zeugnissen antiker Rhetoren (was übrigens von anderen oft geschehen ist), 4. die Korrektur einzelner Versehen, die sich ihm ohne weiteres aus der Praxis ergab. Bei der Untersuchung der Schlußrhythmen des Cicero trifft Norden in der Hauptsache mit Ernst Müller zusammen (De numero Ciceroniano, Berlin 1886), gegen C. Wüst und J. Schmidt. Die aus den besten Reden gewonnenen Resultate (S. 938 f.) stimmen mit der Theorie Ciceros meist überein. Daß die Rücksicht auf den Rhythmus entscheidend ist für die Wahl der Schreibweise Palati (gegen das handschriftliche Palatii), oder ingeni studi fili flagiti Antoni u. a., habe ich bei der Besprechung von Friedrichs Ausgabe, Bayer. Gymn.-Bl. 28 (1892), S. 622 u. ö. sonst betont. Aus dieser Ausgabe ist auch zu entnehmen, welche Stützpunkte die Hss für die (berechtigte) Annahme der Synalöphe in der Prosa bieten: carast visumst enitendumst u. ä. sind gar nicht selten (vgl. Norden 932 A. 6, 933 A. 2, 936 A. 1.). Cicero rechnet or. 216 zum Umfang der clausula häufig noch den drittletzten Fuß, so daß ihr Wortkomplex oft einem Maximalkomma oder einem Kolon gleichkommt, bei Norden (und Havet) geschieht das selten. Von dem Schlußrhythmus eines Kommas (incisum) kann darum in der Regel nicht die Rede sein; vgl. u. S. 245 beim orator die Abhandlung von A. du Mesnil; über die einseitige Betonung des Schlußrhythmus urteilt richtig J. May, Progr. Durlach 1900 S. 4. Auch Fr. Blaß betont in dem Aufsatz „Der Rhythmus bei den attischen Rednern" in den Jahrb. f. Philol. 1900 S. 416—431 das Korrespondieren für das Zustandekommen des Rhythmus S. 423: „es giebt keinen Rhythmus ohne ὅμοια; die Beseitigung des Entsprechens läßt nur ἀρρυθμία zurück"; auch Cic. or. 213 (persolutas . . . comprobavit) sei es die Wiederholung, die den Beifall hervorrief. Die Bedeutung der Korresponsion hebt ebenso May a. a. O. S. 5 und 14 hervor und zeigt diese an Beispielen aus Cicero und Demosthenes.

Ausgaben. Eine neue Gesamtausgabe ist zwischen 1893 und 1900 nicht erschienen.

Eine schön ausgestattete Ausgabe des 1. Buches ist die von W. B. Owen (professor of the Latin language and literature in Lafayette College) in den Students Series of Latin Classics: M. Tulli Cice-

ronis de oratore liber primus. Leach, Shewell, and Sanborn—Boston, New York, Chicago 1895, XXXVIII 195 S. mit Einleitung, angehängtem Kommentar, Critical Appendix und Index. Der Text gründet sich auf die zweite Auflage von Sorofs Ausgabe, dem der Her. auch sonst viel verdankt; außerdem ist besonders die Ausgabe von A. S. Wilkins, die ich jetzt nicht zur Hand habe, benützt. 'I have made, sagt Owen p. III von Sorof, free use of the introduction, following it somewhat more closely in the strictly historical parts; but have added section 9 entire'. Die Einleitung ist vielfach nur eine Übersetzung von Sorof, z. B. p. XX Owen = p. XXX Sor.[1] (Sor.[2] 26), p. XXIII sq. = XXXIV ff. (Sor.[2] 29 ff.). Ihr Hauptinhalt ist bezeichnet durch die Abschnitte: 1. De oratore — the circumstances under which the work was written (fertig Herbst 55). 2. Date and historical background of the dialogue. 3. Characters in the dialogue. Im Gegensatz zu Piderit[6] nimmt Owen mit Sorof S. XI an, daß die lex Servilia verworfen wurde. 4. The meeting of these men, and their conversation on the subject of oratory; Cicero's motive in preparing the treatise. 5. Choice of conversational form. 6. The views of the individual characters as related to Cicero (Antonius = Q. Cicero, wie Hirzel s. o. S. 223). 7. Scene and special topics of the discussion. 8. To what extent original. 9. The style: Der letzte und selbständigste Abschnitt XXX—XXXVI der Einleitung behandelt besonders „the libration" d. i. den oratorischen Rhythmus in antithetischen Satzgefügen und paarweisen Verbindungen auf grund des Vortrags 'Libration in the periods of Cicero', den Owen in Chicago 1893 hielt und publizierte: z. B. eo . . quo, ita . . ut, spolies atque denudes I 235. Die Verdoppelung der Synonyma dient vielfach dazu, den Schwung der Perioden zu hemmen und sie ruhig auslaufen zu lassen; schon die alte griechische Kunstprosa verwendet sie reichlich, z. B. κοίτην ὕπνον τε, s. Norden S. 74. Es wird auch der Versuch gemacht, in der 'libration' verschiedene (19) Gruppen zu unterscheiden, aber ohne festbegründete Gesichtspunkte. Hier muß mit der Theorie in Ciceros orator und zwar viel tiefer eingesetzt werden; vgl. u. die Besprechung der Litteratur zum or., hier sei nur wieder auf das Progr. von Frankf. a/O. 1894 (du Mesnil), aut L. Havet Rev. d. Phil. 17 und E. Norden 'Antike Kunstprosa' I S. 16 ff. II 923—939 hingewiesen. — Der Kommentar Owens ist wie die Einleitung vielfach nur eine Übersetzung des Sorofschen, hie und da wird der von Piderit u. a. damit verschmolzen. Die rhetorische Theorie mußte genauer entwickelt werden, z. B. I 64 die erste Definition des Crassus ist eine finitio per partes, wie sie bei den Theodoreern wiederkehrt, nur daß diese μνήμη und ὑπόκρισις als ἄτεχνον ausschließen, und bei Quintilian V 10, 54 aufgeführt wird; mit dieser waren die übrigen Definitionsversuche (I 213 etc.)

zu vergleichen. Zu flexu aetatis, faciendae orationis u. a. sind die griechischen Ausdrücke der Erklärung und des sprachgeschichtlichen Überblicks halber zu setzen. Fehler finden sich in der Ausgabe nicht selten; so wird p. 86 Cic. de inv. citiert als Cic. de inv. rhetorica. — Die Critical Appendix bespricht S. 177—186 kurz die gewählten Lesarten, bringt aber keine neuen Gesichtspunkte: I 58, wo er, wie meist, Sorof folgt, ist de legibus de *co*ventis der Druckfehler zu berichtigen. Mit einem i schreibt Owen I 3 u. 5 oti—ingeni (I 57), I 38 fili (Plur., Friedr. filii). Die Scheidung discribere und describere (S. 101) läßt sich auf grund der Hss hier so wenig als anderwärts durchführen.

M. Tulli Ciceronis de oratore liber primus. Scholarum in usum ad optimarum editionum fidem recognovit G. B. Bonino, Veronae in aedibus Tedeschi & filii MDCCCXCVI, in der bibliotheca scriptorum Romanorum. 68 S.

Das unbedeutende Büchlein ist eine Textausgabe ohne alles Beiwerk, die Namen der optimae editiones erfahren wir nicht. Der Text liest sich gut, ein bestimmter Standpunkt in der Handschriftenfrage wird nicht eingenommen. Gegenüber den neuesten Ausgaben ist mir nur das eine aufgefallen, daß Bonino I 226 regendi sui *potestatem* quasi quasdam habenas ohne genügenden Grund potestatem streicht; schon die durch die Tilgung entstehende Kakophonie hätte ihn davon abhalten sollen. Die stehenden Quantitätsbezeichnungen wie tempŏre, facĕre, brevĭter, relĭqui lassen erkennen, daß es mit der Aussprache bei den Romanen noch schlimmer steht als bei den Germanen.

Mit mehr Prätension kündigt sich an das Buch von

Prof. Giuseppe Sapienza, Cicerone retore. Parte I. Le teorie retoriche nel 'de oratore'. Studio critico. Catania, Niccolò Giannotta, 1896, 48 S. 1 M.

Die 'rhetorischen Theorien' des Cicero im Zusammenhang darzustellen, heißt, das schwierigste Kapitel der Geschichte der antiken Rhetorik lösen; das ist aber auch eine entsprechende Arbeit: es müßten nicht bloß sämtliche rhetorische Schriften des Cicero und zwar unter genauer Berücksichtigung seiner inneren und äußeren Entwickelung, sondern auch seine Reden, seine philosophischen Schriften und Briefe sowie die verwandten griechischen und römischen Schriften (des Dionys. Hal., des Quint. etc.) auf das genaueste geprüft werden; vor allem würde es gelten, die Isokrateische und Aristotelische Doktrin, die verschmolzen zu haben er sich wiederholt rühmt, gegeneinander (Theophrast — Ephoros Naukrates) und gegen die jüngeren Schulen (Hermagoras' Anhänger und Gegner, die latini rhetores) wieder abzugrenzen, die Ein-

flüsse der Philosophenschulen der Akademiker (Carneades, Charmadas, Philo), der Peripatetiker (Critolaos, Antiochus von Askalon), der Stoiker (Diogenes, Posidonius, Diodotus), vielleicht auch einiger Epikureer (Philodem), dann der asianischen, rhodischen und athenischen Rhetoren, sowie den Einfluß der Studien seiner Freunde (Atticus, Varro, Brutus) und der Bestrebungen seiner Gegner (des Sallust, der Atticisten) im einzelnen zu verfolgen, wie das Fr. J. Merchant für die partit. orat. zum Teil gethan in seiner Dissertation (Berlin 1890). — Sapienza zeigt sich der Aufgabe nicht gewachsen. Er giebt eine dürftige Übersicht über die rhetorische Technik, die durch die dialogische Einkleidung des de oratore leicht verhüllt ist und der Hauptfrage (universelle Bildung des Redners) gegenüber etwas zurücktritt. Unter den Werken, die zur Rekonstruktion der rhetorischen Theorie dienen, nennt Sapienza auch als Ciceros Werk die Rhet. ad Herenn., erwähnt dagegen den Brutus und de opt. gen. or. mit keinem Wort. Die Grenzen der Rhetorik, die (5) Aufgaben des Redners, die Teile der Rede, sowie die bei all diesen Fragen erkennbaren Gegensätze sind nicht scharf genug erfaßt und dargestellt. Die gelegentliche Verweisung auf andere Schriften oder auf Aristoteles und Quintilian hat wenig Wert. Die Ungenauigkeit im einzelnen berührt unangenehm. Die fast durchgehende Schreibung δέσεις und ὑποδέσεις für θέσ. und ὑποθ. wollen wir wie ein Dutzend ähnliche den typothetae aufrechnen, aber den Apollonius Milo (wiederholt S. 5) und die ὑποφορὰ für προφορὰ (Dionys. Hal.) oder ὑπόχρισις (pronuntiatio, actio) S. 16 muß schon Sapienza verantworten.

Der Arbeit von Sapienza ist an Inhalt und Umfang so ziemlich gleich die von

Hans Bauerschmidt: Ergebnisse einer Vergleichung zwischen Ciceros Schriften 'De oratore' und 'Orator'. Dissertation Erlangen, Universitäts-Buchdruckerei, 1900, 8°, 47 S.

Bauerschmidt, der in dem Dialog de oratore eine Lehrschrift, im orator eine Streitschrift sieht, vergleicht die beiden Werke breit und umständlich nach dem Gerüste der Schulrhetorik, den 5 Funktionen des Redners und den Teilen der Rede (bei der dispositio auch die Partie über den „Witz"); in der elocutio wird ein Verzeichnis der Figuren der beiden Schriften geboten. Fast überall findet er eine „frappante Ähnlichkeit" in den praecepta. Er selbst faßt seine „Ergebnisse" S. 46 so zusammen: „Die beiden in betracht kommenden rhetorischen Werke Ciceros sind nach einer im allgemeinen übereinstimmenden Disposition angelegt. Aber während es sich in den Büchern 'de oratore' um den Redner im allgemeinen handelt, handelt es sich in der Schrift 'Orator' um den summus orator. Dadurch erklärt sich die verschiedene Behand-

lungsweise der einzelnen zur Sprache kommenden Punkte hier und dort. Gemäß dem den Büchern 'de oratore' eigentümlichen Charakter einer Lehrschrift für den sich heranbildenden Redner werden hier die einzelnen Punkte mehr gleichmäßig behandelt, während in dem das Gepräge einer Streitschrift tragenden 'Orator' die Behandlungsart der einzelnen Punkte eine ganz verschiedene ist, bedingt eben durch die größere oder geringere Wichtigkeit des betreffenden Punktes für den summus orator und bedingt durch die Rücksichtnahme darauf, ob der betreffende Punkt ein dem Angriff ausgesetzter war oder nicht." Also nichts Neues, dazu verschwommen und unbestimmt in der Darstellung. Die Arbeit faßt nicht scharf ins Auge die Fragen, gegen welche Richtungen der Rhetorik, gegen welche praecepta (vgl. o. Asianism. u. Attic.), gegen welche Personen polemisiert wird, wo Cicero frühere Aufstellungen neu verteidigt oder ändert, wo er neue Quellen heranzieht oder die alten richtiger benutzt, wie die bekannte Berichtigung (or. 192) betreffs der Empfehlung des Daktylus durch Aristoteles (Bauerschmidt S. 35). Die Verschiedenheiten oder Ähnlichkeiten, die zu anderen Stellen gemeinsam im Gegensatz stehen, z. B. loci communes, waren besonders aufzuzeigen unter steter Berücksichtigung der griechischen Quellen und der anderen Schriften Ciceros, sowie des Cornificius und des Quintilian, sonst hat eine solche Zusammenstellung keinen Wert. Die einschlägige Litteratur ist in der Arbeit mit Stillschweigen übergangen, so wird die Ansicht von Marx und Norden, daß auch de oratore eine Streitschrift sei, gerichtet gegen die latini rhetores, nirgends erwähnt. Für eine Dissertation ist auch das Thema zu umfangreich, so daß der Verf. trotz der anerkennenswerten Vertrautheit mit den beiden Werken schon durch äußere Gründe zu einer transitorischen Behandlung der wichtigsten Fragen geführt wird.

3. Partitiones oratoriae.

Abfassungszeit und Charakter der Schrift. In den neu durchgesehenen Memorabilia vitae Ciceronis per annos digesta (= C. F. W. Müller op. I 1 p. XIX) sagt W. Friedrich über die Abfassungszeit des rhetorischen Katechismus: Quo anno partitiones oratorias scripserit non constat. In der gleichen Übersicht hatte früher (1876) Klotz das Jahr 46 angegeben, und in der Litteraturg. von Teuffel, von Schanz und anderen Büchern wird dasselbe genannt. Gegen diesen Zeitansatz wendet sich mit Recht Rud. Hirzel 'Der Dialog' 1895 I S. 493 A. 4; er macht das Jahr 54 v. Chr. wahrscheinlich, wo Cicero etwas von seiner knapp bemessenen Zeit benutzt, um seinem Sohne*) eine Korrektur und Ergänzung des rhetorischen Unterrichtes, den dieser bei Päonius

*) Auch für die studia und exercitationes des Sohnes des P. Lentulus interessiert sich Cicero in dieser Zeit lebhaft, s. ad fam. I 9, 24.

genoß, zu geben (ad Quint. fr. III 3, 4). Cicero steht hier wie in de or. ganz unter dem Einfluß der Akademie. Fr. Marx auct. ad Herenn. prol. 81 sieht in der Schrift überhaupt nur die Übersetzung der praecepta eines Akademikers, vielleicht des Philo (anders Merchant Diss. Berol. 1890 p. 78); sie sei nicht für die Öffentlichkeit bestimmt gewesen; Cicero erkenne sie selbst nicht an (proleg. p. 134). Die Schrift hat mit dem zeitlich benachbarten*) de oratore mehr als mit anderen gemeinsam: Von den atticistischen Bestrebungen verlautet nichts, ebensowenig von dem Streit um Analogie und Anomalie. Daß der Redner bezüglich der allgemeinen Fragen menschlichen Wissens und der Moral sich bei den Philosophen, insonderheit bei den Akademikern unterrichten müsse, daß die ὑποθέσεις auf die θέσεις zurückzuführen seien, wird hier wie dort gelehrt, vgl. part. § 61 ff. § 139 und de or. III 111 ff., wenn auch mit kleineren Abweichungen im einzelnen, z. B. part. § 64 und de or. III 114. Aber im ganzen ist der schulmäßige Katechismus von dem philosophisch-rhetorischen Dialog doch sehr verschieden: vor allem erscheinen die Hauptteile umgestellt, Aufgabe, Werk, Stoffe, oder I vis oratoris § 1—27 (invenire collocare eloqui [oratio] meminisse agere), II oratio = die Rede mit ihren (4) Teilen 27—61, III quaestiones = Stoffe (causa und propositum) statt I III II; die ὑποθέσεις und θέσεις sind hier unter quaestiones zusammengefaßt, während dieses de or. II 78 nur die θέσεις bezeichnet oder anderwärts als quaestio finita der causa gegenübergestellt ist. Das Ganze hat eine dünne einheitliche Einkleidung, ist aber im Grund nicht einheitlich: I erscheint als am wenigsten, III als am meisten selbständig verarbeitet; dort haben wir oft die Härte der Übersetzung oder der abgerissenen Fragen, hier den Fluß der Ciceronianischen Rede. Eigenartig hebt sich aus Ciceros rhetorischen Theorien die lange Erörterung § 16—24 über eloquentia sua sponte fusa und über das genus conversum und mutatum heraus; vgl. Merchant Diss. p. 21.

Actio und memoria haben hier eine andere Stellung als im de or., doch ist auch diese nicht die gewöhnliche. Die praecepta für das agere und meminisse werden nur in den gröbsten Grundzügen gegeben; die memoria wird mit einer fast asianischen Floskel abgethan: memoria, quae est gemina litteraturae et in dissimili genere persimilis. In der Terminologie weicht Cicero in den part. mehrfach von seiner üblichen ab, z. B. werden die Absichten des Proömiums bezeichnet mit facere, ut amice, ut intellegenter audiamur. In dem ersten Hauptteil scheinen peripatetische Ansätze durch, z. B. § 12 der τόπος ἀπ' ἐλάττονος καὶ μείζονος, er kehrt bei der zweiten Behandlung § 75 nicht wieder. In dem dritten Teil, in den quaestiones, steckt wohl eine Verarbeitung des

*) Man beachte auch § 118 coniuratio, quae facta me consule est; im J. 45 oder 44 stand dieser Gedanke nicht mehr so im Vordergrund.

Hermagoreischen Systems, vorgenommen von einem Akademiker; der vierte von Hermagoras aufgestellte status, hier auch gradus, wird zwar nicht terminologisch acceptiert, aber doch berücksichtigt (§ 99 und 100).

Zu den partit. or. möchte ich noch eine im vorigen Bericht nicht besprochene gehaltreiche Abhandlung nachtragen, die Dissertation des Amerikaners Franz Joh. Merchant 'De Ciceronis partitionibus oratoriis commentatio', Berlin 1890, 85 S. (E. Hübner gewidmet). Sie ist ein guter Kommentar zu der ganzen Schrift Ciceros und wertvoll für die Aufdeckung seiner rhetorischen Theorien. Das Hauptbestreben Merchants geht dahin, den Nachweis zu liefern, daß die part. or. allen anderen rhetorischen Schriften Ciceros gegenüber einen wesentlichen Fortschritt darstellen, die rhetorischen Regeln in der überlegtesten, klarsten und selbständigsten Fassung vortragen (nach seinen alten Quellen Theophrast, Aristoteles, Athenaeus, Cornificius), daß sie die jüngste rhetorische Schrift sind, ihre Abfassung demnach gegen Ende 44 v. Chr. fällt, wo sein Sohn Markus zu Athen rhetorischen und philosophischen Studien oblag. Man braucht diese Schlußfolgerungen nicht anzunehmen und kann die Arbeit von Merchant doch sehr verdienstvoll nennen. Sie beleuchtet im Anschluß an die eigenartige Disposition der partit. selbst: I Vis oratoris 1 inventio 2 collocatio 3 elocutio 4 actio 5 memoria; II oratio 6 principium 7 narratio 8 confirmatio 9 peroratio; III quaestio 10 propositum 11 causa (p. 13): diese 11 Abschnitte in ihrem eigenen Zusammenhang und besonders in ihrem Verhältnis zu den sämtlichen anderen rhetorischen und den einschlägigen philosophischen Schriften [s. die schöne Untersuchung über die virtutes p. 52—58], vielseitig und verständig, namentlich werden die Verbesserungen der part. gegenüber de inv. und top. hervorgehoben. Mit diesen sowie mit de or. berühren sich die part. näher, weichen aber auch von ihnen bedeutend ab. Von den Eigenheiten der part. hebt Merchant S. 73 selbst heraus: Die Vierteilung*) der Rede (ohne reprehensio), die virtutes der narratio, die Benennung der peroratio, den Begriff und Gebrauch von propositum (= consultatio), den Nutzen des genus laudativum, das sonst nur nebenbei genannt wird, das utile oder συμφέρον als Zweck des genus deliberativum — damit Rückkehr zu Aristoteles —, die Behandlung der controversiae quae in scripto versantur; eine Reihe von unfruchtbaren Einteilungen ist aufgegeben, wie die constitutio negotialis bei der ποιότης. Aus den Fortschritten gegenüber früheren Werken Ciceros sei genannt die Darstellung des status S. 64/65, die richtige Deutung des firmamentum (S. 66) als Stütze der Anklage, nicht des Verteidigungsgrundes. Als wertvoll erscheint es mir auch, daß Merchant die Entwickelung mehrerer termini in der Sprache Ciceros

*) Über die Vierzahl bei Hermagoras s. Thiele S. 174—176.

klarstellt: z. B. quaestio, constitutio, iudicatio (κρινόμενον); Charles Causeret 'Etude sur la langue de la rhétorique et de la critique littéraire dans Cicéron', Paris 1886, 245 S. scheint er nicht gekannt oder benutzt zu haben.

Den bewußten selbständigen Fortschritt Ciceros schlägt meines Erachtens Merchant zu hoch an. Sind die part., wie Marx annimmt, nur die Übersetzung der Technik eines Akademikers, so fällt der konstruierte Fortschritt und der darauf gegründete Zeitansatz in sich zusammen. Aber auch sonst ergeben sich aus dem oben Gesagten manche Einwände. Hier nur noch diese Bemerkungen: Wenn der Sohn zu Athen bereits rhetorischen und philosophischen Studien oblag, so passen Anfang und Schluß nicht recht. Der Unterschied in der Behandlung einzelner Ausdrücke z. B. des Fremdwortes στάσις top. 93 und part. 102 erklärt sich auch aus der Person, an welche die Schrift gerichtet ist. Die für die Akademie charakteristische Zweiteilung im Gegensatz zu der beliebten Dreiteilung der Peripatetiker*), z. B. 2 × 2 Teile der Rede, 2 Eigenschaften der narratio, 2 Teile der peroratio, die 2 Hauptteile der Tugenden, ist nicht Ciceros Erfindung, sondern stammt schon nach § 139 aus der Akademie; wie sich die Hermagoreischen Vierteilungen zu den akademischen Zweiteilungen verhalten, wäre noch zu untersuchen.

Textkritik.

Da für die Förderung der Textkritik auch der part. or. seit dem genauen Bericht von Ed. Stroebel (Jahresb. Bd. 84 S. 358—363) nichts Nennenswertes erschienen ist, soweit ich die Litteratur überblicke, so genügt es, einfach auf den dort angegebenen Stand zu verweisen. Wilh. Gemoll teilt in dem Progr. Liegnitz 1900 (No. 207) mit (S. 60), daß er eine Hs der Petro-Paulinischen Kirchenbibliothek aus dem Jahre 1510 verglichen habe.

Eine gewisse Einseitigkeit in der Behandlung der Überlieferung durch Friedrich, die ich in der Besprechung der Ausgabe schon angedeutet hatte (Bayer. Gymn.-Bl. 28 S. 621), sei hier noch einmal kurz berührt. Als einen Hauptmangel der Vertreter der älteren Handschriftenklasse der beiden Parisini P und p aus dem X. bez. XII. Jahrh. bezeichnet Stroebel die ziemlich zahlreichen Auslassungen (S. 359); er hält es (S. 361) für möglich, daß in vielen Fällen, wo Friedrich unter Nichtbeachtung der jüngeren Hss im Anschluß an P oder Pp ein oder mehrere Wörter ausscheidet, in Wirklichkeit nur eine fehlerhafte Auslassung vorliegt, vgl. die Bemerkung Stroebels über die Lücken der

*) Vergl. z. B. Andronikos von Rhodos περὶ διαιρέσεως bei Fr. Littig 'Andronikos von Rhodos', II. Teil, Progr. Erlangen 1894, S. 17/18 (nach der Übersetzung des Boethius).

mutili des de or. Jahresb. 80, p. 17 und bes. S. 21 f. Gegen die wuchernde Ausscheidungsmethode spricht sich neuestens auch Jo. Vahlen aus (de emendatione Tulliana), der im Index lect. Berol. 1899 S. 3—19 mehrere Stellen von Ciceros Reden in Schutz nimmt; er schreibt p. 3: 'Non negamus hic illic in bonis codicibus (nam in malis talia multa esse nemo nescit) orationem Tullianam falsis additamentis auctam esse; sed tamen ita censemus, in iis quae editor novissimus reiecit [C. F. W. Müller], pleraque non se auctore sed alienae fidei adstipulatus, multa esse quae aut iniuria ferre uncos iussa sint, aut si quid per errorem labis traxerint, leniore poena ad sinceritatem revocari potuerint. Utrumque autem sensui nostro praegrave esse visum est, ut in hominum vita innocentes condemnare aut gravius punire quos lenius licebat, ita in litteris orationem quae non nostra est, sed aliena, sed scriptorum nobilium quos laudant et admirantur omnes, aut pusillo naevo infectam aut integerrimam nostris erroribus abscisso membro mancam et truncatam reddere.'

Bei näherer Prüfung erscheint mir auch Friedrichs Verfahren immer mehr verfehlt. Da die Wahl zwischen der volleren und kürzeren Fassung der Hss aber zu den typischen Fragen der Textkritik Ciceros wie anderer Autoren gehört, so seien die Auslassungen in P etwas näher betrachtet.

1. Auslassungen von P als Fehler anzuerkennen,*) sieht sich Friedrich durch Zusammenhang und Sprachgebrauch veranlaßt: p. 389, 17 § 3 et <col> locanda | 391, 20 § 11 quas <res> sibi proponit | 391, 32 § 12 <incredibilia probalilibus> | 393, 27 § 20 <et supralata> et ad | 393, 36 § 21 <primum> elegantia | 394, 10 § 22 <inusita> tum | 395, 1 § 25 est <ita> | 396, 11 § 29 recte <tra> ferri | 400, 8 § 46 <atque> his | 403, 22 § 61 <in> initio | 407, 13 § 77 <in rebus commodis> cernitur | 412, 8 § 95 neque <solum> | 412, 11 § 95 <erit> persuadendum | 413,34 § 101 <factum neges aut> si factum | 414, 14 § 102 esse <defendat, quod sine ulla nominis controversia factum> esse | 419, 6 § 120 et <ea> aut eorum. Daß eine Hs, in der notwendige Teile kleineren oder größeren Umfanges so häufig fehlen, bezüglich der Auslassungen wenig Vertrauen verdient, liegt auf der Hand.

2. Gleichwohl schließt sich Friedrich öfter nur an P an und streicht kleinere Teile wie aut et (vgl. die Bevorzugung des Harleianus in ähnlichen Fällen de or., dazu Stroebel, Jahresb. 80 S. 36. f., und or., dazu Stroebel, 84 S. 353 ff.), aber auch umfassendere. In dieser Schrift ist ihrer Anlage entsprechend (partitiones) die Gliederung bis ins Kleinste sehr scharf hervorgehoben (et—et . ., aut—aut . ., u. a.); man vergl. § 3, 7, 9, 10, 28, 42, wo man für Aut iure factum depellendi die

*) Ich setze das in P Ausgelassene in eineckige Klammern.

Stellung erwartet Iure factum aut dep., ferner 56, 70, 76, 83, 96, 119; häufig ist die Anaphora mit si, wie § 49 neunmal, 112 si dreiundzwanzigmal, dann noch die Fortsetzung mit aut si. Für falsch halte ich daher die Tilgung des aut p. 393, 16 § 19 [aut] circumscript., des et p. 408, 24 § 81 [et] hanc oratoriam vim und 409, 27 § 85 si [et] utile est et fieri potest; am Platz ist et auch 391, 10 § 11 [et] fides et motus, obwohl P hier vom Vitebergensis unterstützt wird; notwendig ist et 404, 17 § 65 an idem sit, ut pertinacia [et] perseverantia, negativ ausgedrückt pertinacia et perseverantia non sunt (oder est) idem, vgl. über den Unterschied Varr. l. l. V 2. Mit Unrecht tilgt Friedrich vel 395, 24 § 27 [vel] plurimum valet | ut 400, 14 § 47 est . . iucunda distinctio, [ut]*) quom interrogamus, die Konstruktion ist ähnlich § 67 (404, 37) ut in consolandis moribus; id 414, 13 § 102 quod [id] rectum; autem 407, 15 § 77 in rebus [autem] incommodis, ganz natürlich fehlt autem in P, nachdem hier zwei Zeilen vorher der Gegensatz in rebus commodis weggelassen ist. So wird man auch das zur Not entbehrliche est mit der jüngeren Überlieferung halten p. 410, 4 paulo ante [est] dictum oder 403, 26 Sed [est] propositum und auch Zeile 14 § 60 utendum est, obwohl gerade beim Gerundiv est häufig fehlt, s. § 122 (vgl. -τέον ohne ἐστίν). Am schlimmsten ist die Tilgung an der schon von Stroebel (Jahresb. 84, 362) als besonders bemerkenswert bezeichneten Stelle 415, 5 § 105 Non minuit maiestatem quod egit de Caepione turbulentius; populi enim dolor iustus [vim tum illam excitavit], non tribuni actio; dazu bemerkt Friedrich adn. p. LXXV Quae verba inclusi, ea om. P. Wer nimmt aber an den echt Ciceronianischen Worten Anstoß? Ja, wer findet ohne diese Worte den Gegensatz populi dolor iustus, non tribuni actio nicht sinnlos?

4. Brutus.

Entstehung (Zeit), Tendenz. Im Anschluß an eine etwas verspätete Rezension der gediegenen Brutus-Ausgabe von Jules Martha (Paris 1892), bespricht Gaston Boissier im Journal des Savants 1899 (août) p. 469—478 einige litterarhistorische Fragen über den Brutus mit feinem Verständnis und in klassischer Form. Der Brutus enthält wie der orator eine Darlegung der eigenen vielseitigen, über das Maß der gewöhnlichen Rhetoren weit hinausgehenden Bildung. Sein Hauptzweck ist aber nach Boissier die Verherrlichung der Republik, ähnlich O. E. Schmidt, Briefwechsel S. 243 ff. Während Cäsar in Afrika die Republikaner verfolgt (Frühjahr 46),**) während die Angst

*) Sehr oft ut, vel, id, hoc ausgelassen in den mutili zu de or., vgl. Havet, Rev. de Philol. 1897 p. 43.

**) „In den ersten Monaten des J. 46 vollendet Cic. den im Herbst 47 begonnenen Brutus.“ O. E. Schmidt, Briefwechsel des Cicero, 1893, S. 420.

auch Cicero, wie die ganze Stadt, befangen hält, frischt er das Gedächtnis so zahlreicher Männer der Republik in lebhaften Farben wieder auf und sucht den Brutus für die Sache der Republik gegen Cäsar einzunehmen und bereitet so indirekt die Ermordung des Diktators vor. Dann galt es aber auch einen persönlichen Kampf: die Reaktion gegen die Eigenart des Cicero, gegen das copiose et ornate dicere wurde immer stärker und lauter, das genus Atticum oder tenue vertraten M. Brutus und Calvus u. a. in Theorie und Praxis; daher lobt Cicero so manchen alten Redner als plenus und uber. Zugleich verteidigt er aber seinen Hauptbesitz, die alte Beredsamkeit, gegen über dem Sieger Cäsar (§ 330). Als Hilfsmittel bei der Darstellung der republikanischen Redner dienten ihm abgesehen von den spärlichen Resten von veröffentlichten Reden der jüngeren Generationen die mündliche Überlieferung, besonders für die Zeit der nachgracchianischen Redner und der liber annalis des Atticus; es stimmt also in dieser Frage Boissier im ganzen mit Naumann überein, s. Stroebel, Jahresber. 84 S. 320. Auch der Form widmet Boissier einige Worte; Cicero habe namentlich die Bilder in der Sprache geschaffen: sanus, sucus etc., das ist richtig, dabei darf man aber nicht vergessen, daß ihm die griechische Sprache die Modelle (ὑγιές, ἀφελές, ἄνθη etc.) bot.*)

'Rappelons-nous, sagt Boissier gegen Schluß, le beau passage du Brutus où il revendique pour le peuple entier, pour la foule réunie, le droit de juger en dernier appel le mérite d'un discours. Son intention, quand il parle ainsi, n'est pas seulement de répondre aux attiques, à qui la foule déplaisait, et qui voulaient faire de quelques connaisseurs d'élite les arbitres du goût et les dispensateurs du succès. Les cercles étroits et fermés ne convenaient pas à Cicéron. Dans tout ce qu'il écrit, autant que possible, il veut atteindre le grand public, en créant pour la critique une langue si nette, si colorée, et qui semble rendre la vie aux idées les plus abstraites, il cherche à être compris du plus grand nombre; son dessein est d'appeler le plus grand qu'il peut de gens d'esprit, de gens du monde, à la connaissance, à l'intelligence des choses littéraires.'

Bezüglich der Dialogform des Brutus sagt Hirzel Dialog I 495, daß er wegen der ungezwungenen Weise, wie das Gespräch im Hause des Cicero geführt wird, einzig in der Geschichte des Dialogs dastehe. Als Vorbild wird das Platos, insbesondere das seiner Gesetze angeführt. Im übrigen urteilt H. über den Brutus als Dialog zu günstig; er steht als Kunstwerk hinter de oratore weit zurück.

*) Wie sehr sich Cicero die griechische Terminologie zu eigen gemacht hatte, lehrt die Korrespondenz mit Atticus; vgl. darüber G. Ammon, Bayer. Gymn.-Bl. 34 (1898) S. 729–736.

Textkritik.

Auch über die Textkritik im Brutus hat Stroebel in seinem Bericht, Bd. 84 S. 326—341 so eingehend, genau und richtig referiert, daß ich keinen Grund habe, den Stand der Frage zu wiederholen. Geändert hat sich seitdem nichts von einiger Bedeutung.

E. Stroebel bietet in dem Aufsatz „Zu Ciceros Brutus“ Bayer. Gymn.-Bl. 33, 1897, S. 556—561 zur Handschriftenkunde etwa Folgendes: Während Heerdegen die Überlieferung des Brutus nur auf dem Florentinus I 1, 14 (F) und den zwei ottoboniani 1592 (B) und 2057 (O) begründet sieht, glaubte Friedrich noch einen Venetus Marcianus (= Ven 1) und den Parisinus 7704 (D) heranziehen zu müssen, ohne aber verlässige Kollationen zu haben. Nun hat Stroebel neuerdings D verglichen und findet das ungünstige Urteil Hedickes über diese Hs, die außer dem de orat. und or. fol. 106b—142a den Brutus enthält, nur bestätigt. Sie ist ein Mischcodex, d. h. auch sie stammt aus einer Vorlage, in der Korrekturen aus verschiedenen Hss vereinigt waren. So ist bemerkenswert § 35 cui in quo, indem hier das aus dem ursprünglichen quoi entstandene cui mit dem in B überlieferten in quo verbunden ist. So werden zahlreiche Berührungen des D mit B O F aufgezeigt: die nicht gerade seltenen Fälle, wo D im Gegensatz zu F B O das Richtige bietet, wie 18 ausim für ausus sim L, seien nur glückliche Konjekturen (anders Friedrich adn. p. LI). Im übrigen strotze D von Fehlern und sei für eine Brutusrezension wertlos. Im Anschluß an 43 omnia fuisse Themistocli, wo auch D Themistocle bietet und wo einige in Them. schreiben wollten, weist Stroebel zahlreiche Spuren der Schreibung des i opimum durch ei nach (vergl. Marx prol. p. 163 sq.), von denen besonders die Verstümmelung § 191 me illum aus meilium und die Zusammenziehung laborasse § 184 aus laboras sei mir beachtenswert erscheinen, vgl. or. 153 palmei Stangl für das palmet des Avrincensis. Im vorausgehenden § 183 liest daher Stroebel nicht <a> multitudine probantur, sondern multitudini probantur, die beiden Konstruktionen werden von Cicero unterschiedslos gebraucht. Sollte man nicht öfter das sicher überlieferte e einfach lassen? Wenn Quintilian berichtet I 4, 8 ‘in *here* neque E neque I plene auditur’, so bestätigen dies eben jene Spuren auch für die ältere Zeit, wie nach dem weiteren Zeugnis des Quintilian (I 7, 24) ‘*sibe* et *quase* scriptum in multorum libris est’ (vgl. die Schwankung zwischen e und i im heutigen Italienischen). Von den für Cicero bezeugten (Quint. I 7, 20) Schreibweisen caussa cassus divissiones berichten die neueren Ausgaben und Kollationen nichts. So wären überhaupt die Angaben Quintilians über die Orthographie an unseren besten Hss genau zu prüfen; auch das Griechische, wie die Herculanensia Volumina, kann, worauf ich

Bayer. Gymn.-Bl. 35, 1899, S. 139 hingewiesen habe, zur Vergleichung herangezogen werden (δεινός—δινὸς, ἐμπειρία—ἐνπειρία, ἐκβάλλω—ἐγβάλλω, μὲν γὰρ—μὲγ γὰρ); solche Schwankungen bestätigen auch die Inschriften (wie die von Kommagene aus dem 1. Jahrh., die Norden Kunstpr. I 141—145 wieder abgedruckt hat).

Auch von dem Venet. l. erhofft Stroebel nichts für die Brutuskritik; er sieht in ihm nur einen Abkömmling von F.

Für die drei maßgebenden Hss FOB hatte Stroebel die Kollationen von Stangl und Heerdegen zur Verfügung und leugnet auf grund der Vergleichung entschieden die unmittelbare Abstammung von B O aus L. Von sehr großem Gewicht erscheinen mir freilich die Bayer. Gymn.-Bl. 33, 559 zusammengestellten Abweichungen des B und O von F nicht. Stroebel beleuchtet dann noch mehrere orthographische Schwierigkeiten, dabei verdient Beachtung, wie aus dem zusammengeschriebenen est wie veterumst bei der Trennung sit entstanden ist und daß die von Friedrich aus F aufgenommenen Formen wie eumdem quamdam wegen der ausgesprochenen Neigung des F für md (288 persequemdam) und mt (320 quamtam) sehr skeptisch zu behandeln sind.

In § 178 hat F Ti. Juventius (Friedr. 268, 6) und 276 (Fr. 296,1) furere et bacchari. § 311 befürwortet Stroebel tumultus interim recuperanda re publica ohne in vor recup. [Friedrich in; am besten mit Kaiser zu streichen re p. rec.], wie auch or. 74 cum immolanda Iphigenia tristis Calchas esset, wo in schwerlich am Platz ist, vgl. Stroebel Jahresb. 84, S. 349.

Th. Stangl verwirft 'Tulliana' (s. o. bei de or.) p. 17 die in § 122 im Widerspruch mit den Hss erfolgte Einsetzung von inquit. In § 129 schlägt Polster Jahrb. f. Philol. 1897 S. 652 vor Fimbria ... suculentus für luculentus (Gegensatz exsucus wie exsanguis) und hernach importunus für patronus, letzteres sehr unwahrscheinlich; für luculentus würde der Zusammenhang am ehesten turbulentus verlangen und die Metapher von tempestas (contio), die auch in dem Adj. liegt, die Milderung durch ut ita dicam erklären.

In § 67 Hyperidae volunt esse et Lysiae faßt C. Pascal Riv. di filol. 27, 1899, p. 385 sq. Hyperidae und Lysiae als Genetive und ändert im folgenden, Laudo. Sed cur nolunt Catonis' für das überlieferte Catones. Beides ist zu verwerfen; die imitatores wollen (vgl. de opt. gen. or. 6) mit dem Namen ihres Stilmusters benannt werden, was in der Regel auch geschieht (vgl. germani Thucydidae or. 32 und κρίθινος Δημοσθένης von Deinarchos).

Eine hübsche Verbesserung bietet Boissier in dem oben besprochenen Aufsatz Journ. des Sav. 1899 p. 470 not.: nec utendum pravissimae (für pravissima) consuetudinis regula; gegen die consuetudo

ist Cicero nicht, aber gegen die pravissima consuetudo; vgl. Radermacher Rhein. Mus. 1899 S. 370, der aber mit Übertreibung Cicero einen ganzen Anomalisten nennt. — Fr. Marx Prol. p. 161 verteidigt den auch von Friedrich eingeschlossenen Zusatz § 307 Eodem anno etiam Moloni . . . magistro.

Ausgaben: Außer den Abschnitten in den Auswahlen von Weißenfels, Bertrand, Cucheval, Thomas ist eine Schulausgabe erschienen:

M. Tulli Ciceronis Brutus. Testo e commento di B. G. Bonino. Torino, Paravia 1895, 196 S.

Es soll das Buch eine reine Schulausgabe sein, aufgebaut auf Piderit-Friedrich, Jahn-Eberhard, Martha, Ercole, mit Ausschluß alles 'Kritischen', aber mit ausgiebigem Kommentar; sie kommt daher für unsere Zwecke nicht weiter in betracht.

5. Orator.

Über die Tendenz vgl. o. den Abschnitt über Asianismus und Atticismus, de or., Brut. und unten de opt. gen. or. Die Zeit der Abfassung und Veröffentlichung wird neuerdings besprochen von O. E. Schmidt in dem Buch „Der Briefwechsel des M. Tullius Cicero von seinem Prokonsulat in Cilicien bis zu Cäsars Ermordung“, Leipzig, Teubner 1893, besonders S. 265 f. (421, 422). Begonnen wurde der Orator nach Sch. etwa am 7. Juli 46, fortgeführt in den nächsten Monaten, bald nach Anfang November ist er vollendet in den Händen des Atticus, der ihn vervielfältigen läßt. Ciceros Urteil über diese Schrift ep. VI 18, 4: oratorem meum tanto opere a te probari vehementer gaudeo etc. stammt nach dem Briefdatum aus dem Januar 45, wo Tullia geboren hatte, aber noch am Leben war.

Textkritik.

Für die Textesverbesserung ist seit Stroebels Bericht Bd. 84 S. 344—355 fast nichts mehr geschehen. § 230 siculorum simillimum, das man meist ergänzt <ver>sic. simill., Madvig<as> siculorum simill., ist nach O. Immisch Rhein. Mus. 1893 S. 512—528 zu lesen dithyramborum simill.; unwahrscheinlich; das Eigentümliche der dithyrambi ist die σεμνολογία (opp. κυριολογία), vgl. Norden Kunstpr. S. 52, 107 f., 118, nicht die concisi numeri.

Auf Ciceros orator beziehen sich die Hauptgedanken der Arbeit von

A. du Mesnil, Professor in Frankfurt a/O: „Über die rhetorischen Kunstformen: Komma, Kolon, Periode“, No. 4 in der Festschrift „Zum Zweihundertjährigen Jubiläum des Königlichen Friedrichsgymnasiums zu Frankfurt a. Oder“, Frankfurt a/O. 1894 (S. 32—121).

du Mesnils Untersuchung „über Begriff und Bedeutung der rhetorischen Kunstformen: Komma, Kolon, Periode“ „steht — nach seinen Worten — in Ursprung und Durchführung im Gegensatz zu Blaß, Attische Beredsamkeit III in dem Abschnitt über die Komposition des Demosthenes, ohne gegen die Ergebnisse desselben in entschiedenen Widerstreit zu treten. du Mesnil gründet und stützt seine Erörterung nur auf die Zeugnisse der griechischen und römischen Rhetoren und verfährt lediglich als Berichterstatter oder Ausleger. Blaß schöpft seine Theorie frei aus Beobachtung der rhythmischen Gesetze des Demosthenes oder anderer Redner. Die Ergebnisse von Blaß haben den Vorzug originell und neu zu sein, die vorliegende Abhandlung beansprucht nur die klare Erkenntnis dessen, was die Alten gelehrt haben“ (S. 32). Und auf dieser Erkenntnis, die von du Mesnil auf dem umgrenzten Gebiet durch wohlgeordnete Stoffsammlung und verständige Interpretation erheblich gefördert wurde, beruht meines Erachtens in erster Linie eine sichere Festlegung der Kunstgesetze der antiken Prosa; Havet, Norden (s. Kunstpr. S. 910) u. a. halten in ihren Ausführungen diesen Grundsatz zu ihrem eigenen Nachteil nicht immer fest. Daß und wie diese Partie der Rhetorik aus der Theorie der Metriker und Rhythmiker hergeleitet und aus ihr zu erklären ist, wurde schon oft ausgesprochen (vgl. Ammon, De Dionys. Halic. libr. rhet. fontibus p. 41—50). Ausgang und Grundlage der Untersuchung du Mesnils ist die schwierige Partie in Ciceros orator § 211—227, bei der uns die Interpreten meist im Stich lassen. Die Resultate sind für Cicero etwa folgende: Er kennt wie Frühere und Spätere die drei Formen, einen Gedanken bezw. grammatischen „Satz“ auszudrücken: κόμμα incisum — κῶλον membrum — περίοδος ambitus u. a. Das κόμμα, der kleinste Wortkomplex, umfaßt gewöhnlich 4—7 Silben (bisweilen weniger); eine Scheidung von langen und kurzen, längeren und kürzeren Silben wie bei Dionys. Halic. de comp. p. 178 sq. Sch. (ὁδὸς—Ῥόδος—τρόπος—στρόφος) wird leider nicht vorgenommen. Beispiele: aus Cicero: Prodeant ipsi, andre γνῶθι σαυτόν, μέτρον ἄριστον, ἕπου θεῷ; verkürzt ἦ οὔ oder ἦ χρή.*) Die Synalöphe hat auch in der Prosa statt: patrem appello sind 4 Silben, vgl. Norden S. 932, A. 6. Der nächstgrößere Wortkomplex ist das κῶλον — bei beiden kommt es nur auf den Wortumfang, nicht auf die Selbständigkeit des Gedankens an, S. 39; hier wird Quint. IX 4,122 nicht richtig gedeutet (s. Cic. or. 40 mollioribus numeris explere sententias, u. u.) —, das κῶλον erstreckt sich von 6 oder 7 bis 16 oder 17 Silben (bisweilen unter 6); natürlich berühren sich Maximalkomma und Minimalkolon. Beispiele: aus Cicero: tu dicere solebas | sacram esse

*) Wohl auch 'an' im Anfang der Periode wie sie nach E. Tesauro Norden Kunstprosa S. 806 gegliedert mitteilt.

rem publicam zwei κῶλα, ebenso cur de perfugis nostris | copias comparant contra nos; ganz übereinstimmend sieht Dionys. Hal. de comp. p. 110 Sch.

Μύω τε καὶ δέδορκα, κἀξανίσταμαι,
Πλεῖον φυλάσσων αὐτὸς ἢ φυλάσσομαι

in dem zweiten στίχος zwei κῶλα. Wortkomplexe wie die Sprichwörter γλαῦκ' Ἀθήναζε, duos de eadem <fidelia dealbare parietes>, currentem incitas u. ä. stehen auf der Grenze zwischen κόμματα und κῶλα. Der größte kunstvolle Wortkomplex ist die περίοδος, nach Cicero mindestens aus zwei membra bestehend, also etwa von 16 Silben aufwärts, normal 4 membra; der mit den antiken Stilregeln weniger Vertraute ist vielleicht überrascht, wenn als Periode bezeichnet wird ein Komplex wie Patris dictum sapiens temeritas fili comprobavit oder Cur de perfugis nostris copias comparant contra nos oder ἔργων γὰρ εὖ πραχθέντων λόγῳ καλῶς ῥηθέντι μνήμη καὶ κόσμος γίνεται τοῖς πράξασι παρὰ τῶν ἀκουσάντων Dionys. de comp. p. 106 Sch. In der περίοδος, deren Teile κόμματα und κῶλα sind, ist schon nach Aristoteles ein gewisser Abschluß des Gedankens nötig oder vielmehr fast von selbst gegeben, ihr Umfang bemißt sich nach dem Atem. Außerdem hebt du Mesnil das Eigenartige in der Wort-Stellung der Periode richtig hervor (S. 45), nur möchte ich es für die klassische Zeit nicht gerade in der Hinausrückung des Verbums sehen*) als vielmehr in einer geschickten Verteilung des Wort- und Gedankengewichtes, wodurch das Ganze in Schwebe gehalten wird (vgl. du Mesnil S. 63 f.): Aequam memento rebus in arduis servare mentem ist in den Augen der klassischen Rhetoren eine Periode, vielleicht eher als τρίκωλος (9 + 9 + 9 χρόνοι) zu bezeichnen als eine Fügung von drei κόμματα.

Eines hat du Mesnil in seiner gediegenen Arbeit angedeutet (p. 47. 81. 119), aber nicht scharf betont, wodurch manche Schwankungen in der Frage nach dem Umfang der κόμματα (seltener der κῶλα) und ihrer Selbständigkeit klarer wird. 1. Die Begriffe werden gebraucht in bezug aufeinander, als Unter- und Überordnungen eines wohlgefügten Ganzen, besonders bleibt κῶλον in enger Beziehung zur περίοδος vgl. S. 81 und zwar wohl schon vor dem häufigen Gebrauch des oratorischen Rhythmus, der in der Regel Begleiterscheinung (Cic. or. 220 „formae ... ut sequatur numerus necessario"), aber nicht Eigenart der Periode ist; wächst die Periode zu einem Riesenkörper, so dehnen sich entsprechend die Glieder. 2. Die 3 Begriffe, besonders aber κόμμα und περίοδος, werden als verschiedene species eines übergeordneten genus genommen, d. i. der Rede als Ganzen, des ganzen Redestroms, der perpetua oratio, der continuatio verborum wie sie in de or. III 171 genannt ist (anders

*) Vgl. zur betr. Bemerkung des Quintilian Dionys. de comp. p. 74 sqq. Sch.

im orator): hier ist bald die kommatische, bald die periodische (ἐμπερίοδος) Diktion oder richtiger Gliederung möglich und nach Umständen nötig; besonders aber müssen wir uns hüten, in die Benennungen und Vorstellungen der Alten unsere „Sätze", „Haupt- und Nebensätze" mit ihrem Subjekt und Prädikat hineinzutragen. Gleichwohl können wir an deutschen Beispielen uns die Sache recht klar machen. „Heraus in eure Schatten | rege Wipfel des alten heiligen dichtbelaubten Haines | wie in der Göttin stilles Heiligtum | tret' ich noch jetzt mit schauderndem Gefühl | als wenn ich sie zum ersten Mal beträte | Und es gewöhnt sich nicht mein Geist hierher", das ist ἐμπερίοδον, noch deutlicher sind κόμματα und κῶλα in dem Gefüge (περίοδος): „Wenn der uralte | heilige Vater || mit gelassener Hand | aus rollenden Wolken || Segnende Blitze | Über die Erde sät || Küß ich den letzten | Saum seines Kleides || kindliche Schauer | Treu in der Brust". Diesen echt antiken periodischen Satzfügungen Goethes stellen wir die kerndeutschen, aber nicht minder der antiken Sprachkunst entsprechenden gemischten Wortkomplexe Lessings gegenüber: „Klagen | nichts als Klagen | Bittschriften | nichts als Bittschriften", also 4 κόμματα von verschiedener Länge, 'sensus non expleto numero conclusus', Quint. IX 4, 122. Dann wohl κῶλα: „Die traurigen Geschäfte; und man beneidet uns noch!" Dann eine einfache Periode: „(Das glaub' ich;) wenn wir allen helfen könnten, dann wären wir glücklich." Für die kommatische Diktion ist Emilia Galotti einzig dastehend. So wäre die dauernde Bedeutung der alten Kunstformen an modernen naheliegenden Beispielen oft zu erweisen; doch das beabsichtigt die Abhandlung nicht.

du Mesnil verfolgt S. 46—112 die Theorie bei den Griechen und Römern unter häufiger Bezugnahme auf das Programm von Wiesbaden 1854 von Em. Bernhardt: die einschlägigen Lehren des Thrasymachos, des Aristoteles (rhet. III 9), der nur κῶλα als Teile der Periode angiebt und eigentümlicherweise die einfachste Periode μονόκωλος nennt, auf dem aber die spätere Theorie basiert (auch für πνεῦμα und Gedankenschluß); die des Dionysios von Halikarnaß, von dessen Gliederungen einige gut gewählte Beispiele mitgeteilt werden (vgl. o.); es folgt Hermogenes, der dem κῶλον einen geschlossenen Gedanken vindiziert (sein σχοινοτενὲς wird richtig erklärt) und der ein Anwachsen der Periode zu einem πνεῦμα und eine Zusammenfügung von mehreren πνεύματα zu einer ἀκμή lehrt, dann Demetrius π. ἑρμ., dessen gesunde alte Theorie sich am meisten der bei Cicero und Dionys nähert und darum mit diesen im Zusammenhang zu behandeln war; Alexander Numeniu, Tryphon, Aristides, Longin, der zwischen κῶλον und περίοδος die περικοπή einschob, schließlich Kastor von Rhodos. Von den Römern werden besprochen Quintilian, der von du Mesnil einigemal unverdienter-

maßen getadelt wird, so wenn dieser persönlich incisum am liebsten als sensus non expleto numero conclusus fassen möchte (IX 4, 122), also als absolutes, unbezogenes κόμμα — vgl. o. und du Mesnil selbst S. 119 „die Fertigkeit des Gedankens fordert keinen selbständigen „Satz"" —, während es die meisten als pars membri nehmen, als ein auf ein Ganzes bezogenes κόμμα. Dann behandelt du M. Aquila Romanus, Cornificius (ad Herenn.), Marius Victorinus, Atilius Fortunatianus, Probus, Donatus, Diomedes, Beda. Eine so weite Wanderung durch die Theorie der Rhetoren zeigt naturgemäß manche Schwankungen, Abweichungen, Widersprüche, aber schon sie aufgedeckt zu haben, ist verdienstvoll, zumal wenn es mit solcher Umsicht und Sorgfalt geschieht. Vielleicht hätte aber der Verf. noch besser daran gethan, sich auf eine kleine Gruppe einander näher stehender Autoren zu beschränken und für die Interpretation der Oratorstelle zunächst sämtliche Zeugnisse des Cicero (und Cornificius), dann die des Dionys von Halik. und des Demetrius — Philodem bietet auch einiges — unter Heranziehung des Dionysios Thrax, Theophrast und Aristoteles auszubeuten und so die Geschichte der Rhetorik an einem wichtigen Punkt möglichst festzulegen.

Unmittelbar an diese Ausführungen schließt sich an ein Teil der Schrift:

„Erklärende Beiträge zu lateinischen Schulschriftstellern, vornehmlich zu Cicero, Tacitus, Horaz, von Professor Dr. A. du Mesnil". Beilage zum Jahresbericht über das Königl. Friedrichsgymnasium zu Frankfurt a. Oder. Ostern 1896, Frankfurt a/O., Trowitzsch & Sohn, 4°, Progr.-No. 73, S. 1—10 behandelt mehrere Stellen aus Ciceros orator.

or. 205 In omnibusne numeris . . . quibusne partibus, pluribusne an singulis, imparibus an aequalibus übersetzt du Mesnil S. 5 „und um was für Silben, um mehrere oder eine, um eine ungerade oder gerade Zahl von Silben", also z. B. ob beim kretischen*) Rhythmus Komma und Kolon um 2 oder mehrere oder nur um eine Silbe länger zu messen wären als bei trochäischem Rhythmus (vgl. o. die deutschen Beispiele), ob um eine gerade Zahl von Silben, ob um eine ungerade, jedenfalls der Sache näher kommend als die übrigen von du Mesnil kritisierten Erklärungen. Dagegen ist § 202 Sed tamen haec nec nimis esse diversa neque ullo modo coniuncta intellegi licet mit der erklärenden Übersetzung „aber dennoch darf [intellegi licet esse?] dies (der Gebrauch besagter Kunstmittel) weder allzu verschieden (beim Redner und Dichter) noch auch irgendwie, noch auch gar sich deckend d. h. völlig gleich

*) S. 3 die Bemerkung, Cicero habe die rhythmische Messung des Paean als Creticus nicht angenommen, gilt für or. 218, nicht für de or. III 183.

sein" nicht klargestellt; hier ist wohl durch Emendation im Voransgehenden [Sed in illa re für in utroque und quod idem *non* fit?] die richtige Auffassung zu gewinnen, coniuncta behält die von du Mesnil angenommene Bedeutung. § 160 wird tamen et 'Phryges' et 'Phrygum' auf grund einer scharfsinnigen Erläuterung vorgeschlagen für Pyrrhum, mir aber doch zweifelhaft. § 213 haec autem membra ternis wird Piderits autem für item mit Recht energisch befürwortet. Auf die übrigen kritisch-exegetischen Erörterungen zu Cicero, Tacitus, Sallust, Horaz, Virgil, Ovid kann hier nicht eingegangen werden.

Ein sachlicher Kommentar zu dem Abschnitt über die numeri im or. § 174—236 ist die tüchtige Abhandlung von Dr. J. May, Direktor des Progymnasiums in Durlach, „Der rednerische Rhythmus mit besonderer Beziehung auf Ciceros '*orator*' und mit Berücksichtigung der Reden des Demosthenes," Beilage zum Jahresbericht des Progymnasiums Durlach 1898/99, Leipzig Fock 1899 (Progr. No. 644), 4⁰. 26 S.

„Es ist sonderbar, sagt May S. 4, daß weder bei Norden (Die antike Kunstprosa, Bd. II, S. 932 ff.), noch bei Ernst Müller (de numero Ciceroniano) die peroratio irgend einer Rede Ciceros oder eine andre Stelle aus Cicero im Zusammenhang nach den im orator dargelegten Grundsätzen rhythmisch analysiert ist, sondern daß beide [auch andre] den Rhythmus auf die Klausel beschränken, wofür sie allerdings zahlreiche Beispiele beibringen. Es ist aber eine gänzliche Verkennung des Ciceronianisch-demosthenischen Standpunktes, den Schwerpunkt des Rhythmus ausschließlich auf die Klausel zu verlegen." An einigen Beispielen zeigt er, daß die Klausel nur ein Teil des Rhythmus ist. Die Erläuterungen S. 7—19 geben eine übersichtliche, leicht verständliche und im allgemeinen richtige Darlegung der Theorie Ciceros über den oratorischen Rhythmus vielfach in der Form der Paraphrase oder freien Übersetzung; interessant ist der Hinweis, daß sich Cicero in seinem Kampf gegen die Neuattiker mit Horaz berührt. Ungenau ist die Erklärung von concinnitas S. 9/10; ihr Hauptmerkmal bildet das antithetische Satzgefüge, die ἀντίθετα, meist zugleich πάρισα oder παρόμοια und ὁμοιοτέλευτα, dann überhaupt das illuminatum (ἐσχηματισμένον). Wenn wir nach May numerus mit „musikalische Form" und numerosum mit „musikalisch" übersetzen, so erweitern wir fälschlich den Begriff und geben falscher Auffassung Raum: das voce iucundum (τὸ ἡδὺ πρὸς τὴν ἀκοήν) scheidet Cicero (d. h. seine Quelle) mit Recht von dem moderatione absolutum (= numerus May S. 12). So kann, um das Theophrastische Beispiel (Demetr. π. ἑρμ. § CLXXIII Rhet. Gr. W. IX p. 79) zu wählen, Καλλίστρατος ganz melodisch klingen, aber dieser Klangwert ist für den Rhythmus ebenso bedeutungslos wie der begriff-

liche Wert des Wortes (διάνοια); Klang und Begriff bilden die materia eines Wortes (or. 201). Der Rhythmus setzt Bewegung, ein Nacheinander in der Zeit, eine zeitliche Ordnung voraus und läßt sich nur in der (gegliederten) Bewegung wahrnehmen, daher die konsequenten Bilder des Cicero von der κίνησις oder φορά, wie or. 198 omnis nec claudicans nec quasi fluctuans, sed aequaliter constanterque ingrediens numerosa habetur oratio oder 234 cuius (Demosth.) non tam vibrarent fulmina illa, nisi numeris contorta ferrentur. Es ist also numerosum nicht = musikalisch, weil Klangfarbe und Klangfülle nicht unter seinen Begriff fallen. Darum ist aber die μελῳδία für die Kunstprosa nicht belanglos, vielmehr befremdet es, wie gerne zwar der numerus nach vielen Seiten jetzt erforscht und auch für die Textesgestaltung verwendet wird, wie selten aber bei einem Schwanken der Modi, Tempora, Numeri in der Überlieferung Kritiker den Klangwert ins Gewicht fallen lassen (utimur — utemur, vellent — velint, ceteiä — ceterae u. ä. in de or.), und doch war dieser für die antike Kunstprosa wohl ebenso mit ausschlaggebend, wie z. B. für den Wechsel der Tempora bei Schiller „Teilung der Erde“: sperrt — sprach, naht — kam. Ungenau ist auch was May S. 18 über die κῶλα ausführt. „Die Kolometrie . . . ist bei Cicero . . ein Mittel, sich oft und leicht von der musikalischen Form zu entfernen“; rhythmisch sollen auch die membra sein (de or. III 186), aber sie sollen häufig an Stelle des ἐμπερίοδον treten, besonders bei Gerichtsreden.

6. De optimo genere oratorum.

Die Vorrede Ciceros zu seiner Übersetzung des Demosthenes und Äschines reizt immer von neuem Kritiker und Interpreten.

Textkritik:

Cicerone. De optimo genere oratorum. Edizione critica e comento per le scuole. Di Paolo Fossataro. Napoli, Morano, 1894, 44 S.

Auf der Sonderausgabe von E. Hedicke (1889) basierte die von Adolfo Cinquini, Mailand 1891, und auch die vorliegende Schulausgabe benutzt Hedickes Apparat, schließt sich aber enger an die handschriftliche Überlieferung an. Die neue Rezension von W. Friedrich op. rhetor. (1891), der 6 Codd., außer dem besten Sangallensis und dem Vitebergensis noch 4 italienische, verglich (adn. p. LXX), kennt Fossataro, wie es scheint, so wenig als Cinquini (s. Stroebel im 84. Bd. des Jahresb. S. 357). Warum er seine Ausgabe als eine 'kritische' bezeichnet, sagt uns S. 6 der Prefazione 'Avvalendomi del ricco apparato critico compilato da Edmondo Hedicke, ho confrontate le lezioni dei principali editori con quelle dei codici, e mi sono attenuto a queste ultime sempre che non mi è parso necessario lo scostarsene'. Auf

seinen wichtigsten Fund, nämlich daß § 13 das handschriftliche utrus oder utrum aufzulösen sei in ut rursus oder rursum (vgl. o. S. 225 Stangl. Phil. 9, 391), macht er ib. selbst aufmerksam. Sonst seien noch folgende Lesarten notiert: I 1 billigt er Hedickes „einzige glückliche Konjektur“ quod rarius für quo magis mit Beibehaltung von a Latinis, hernach suus est cuique sonus, während Friedrichs app. nur quoiusque berechtigt erscheinen läßt | § 5 ut aedificiorum mit Recht gehalten, von Friedr. eingeschlossen | § 6 in quo summa, erit mit d r, auch Friedrich; es ist wohl zu lesen: in quo <*sunt*> summa erit | § 14 wird mit Recht die Überlieferung genus *omnium* verborum verteidigt | § 15 aliud narratione tenere auditorem, aliud *concitare* (der richtige Gegensatz), Friedrich unpassend concitantem (s. Stroebel Jahresb. 84, 357), aber narrantem läßt sich halten | § 18 liest Fossataro mit den Ausscheidungen wie Friedrich: Iidem Andriam et Synephebos nec minus Andromacham aut Antiopam aut Epigonos Latinos recipiunt. Giebt uns diese gewaltsame Behandlung Satzgefüge und Rhythmus des Cicero? Läßt sie die Gründe der Interpolation genügend erkennen? Ich glaube, es ist recht wenig zu ändern, etwa so: Iidem Andriam et Synephebos *non* minus Terent*i* et Caecil*i* quam Menandr*i* legunt nec Andromacham aut Antiopam aut Epigonos Latinos *non* recipiunt, sed *iam* Ennium et Pacuvium et Accium potius quam Euripidem et Sophoclem legunt. Die geringfügigen Änderungen an der Überlieferung erklären sich von selbst; die Komiker las der gebildete Römer ebenso griechisch wie lateinisch, an Stelle der schwer verständlichen griechischen Tragiker (vgl. de or. II 61) war bereits die Lektüre des Ennius, Pacuvius und Accius getreten. Die 5 lateinischen Dichter sind oben § 2 und 3 genannt, und Cicero wiederholt gerne die gleichen Beispiele (die 3 röm. Tragiker or. 36 u. ä.). Ob epigoni, falls man auch im zweiten Glied die Korrelation zwischen den Dichtern und den Dramen festzuhalten hat, auf den in den Rhetorenschulen oft behandelten Ἀμφιάραος zu beziehen ist, kann ich hier nicht weiter verfolgen. Im vorausgehenden § 17 hat Fossataro (wie Friedrich) mit einem Teil der Überlieferung: non enim in acie versatur *et ferro*, hält aber Hammers Konjektur *nec* ferro für besser. Ich glaube, an der Überlieferung des auch an anderen Stellen sehr verlässigen Vatic. Reg. 1841 (r) *et foro*, wofür ein Ottobonianus auch in foro bietet, ist nicht zu ändern: nec ferro, sed quasi rudibus eludit ist ein Zeugma, echt Taciteisch, aber nicht Ciceronianisch; die Wendung versari in ferro ist mir neu, wenn et ferro gelesen wird; wie andrerseits rudibus schon früh den konjizierten Gegensatz ferro trotz des hindernden quasi hervorrufen mußte, leuchtet leicht ein; so ist eine seltenere, aber echt Ciceronianische Ausdrucksweise verdrängt worden: es ist nämlich in acie versatur ēt fŏrō nichts anderes als in acie forensi versatur, wie

wir dies auch in dem gleichen scharfen Gegensatz haben de or. I 157 in castra et in aciem forensem, ähnlich I 147, I 252, I 219, III 74 (I 81), Brut. 222 und 120 (indicia = acies, iudiciorum et fori), beachte auch de opt. gen. § 10, or. 31, 32, 42, ad fam. XV 4,16; Tac. dial. c. 7 und 32. Das Hendiadyoin ist ähnlicher Art wie recordatio et memoria de or. I 228, wofür es I 4 heißt recordationis memoria. — Wenn ein Cicerokenner wie Stroebel (Jahresb. 84, 356) gesteht, er nehme an integre und integritate in § 12 Anstoß, so verdient das Beachtung, gleichwohl ist nichts zu ändern: eos solos Attice dicere, id est quasi sicce et *integre*: et ample et ornate et copiose cum eadem integritate Atticorum est. Da auf der siccitas zum Teil die sanitas beruht (Cat. Mai. 34), so ist siccus und sanus oft verbunden (wie auch de opt. g. 8); da aber das Adverb sane auch in Ciceros Sprachgebrauch eine andere Funktion übernommen hat, so tritt das synonyme integre (= non vitiose, vitiate, contaminate) an seine Stelle und zieht im folgenden auch das Substantiv integritas statt sanitas oder salubritas nach sich.

In § 1 schlägt Vincenzo Ussani Boll. di filol. cl. Anno III (1896/97) p. 38—39 vor: epici melici *elegiaci et iambici*, weil die Dithyramben bei den Römern (vor Cicero) keine Behandlung gefunden hätten.

Erklärung: Am meisten führen in ein tieferes Verständnis der kleinen Streitschrift wie in den or. u. Brut. ein die Aufsätze von U. v. Wilamowitz-Möllendorff ‚Asianismus und Atticismus' im Herm. 35, 1900 Heft 1 S. 1—52, von L. Radermacher „Studien zur Geschichte der antiken Rhetorik" im Rhein. Mus. 1899 besonders S. 351—380 (II.) „Über die Anfänge des Atticismus", von W. Schmid „Zur antiken Stillehre" Rhein. Mus. 1894 S. 111—161 und die Proleg. von Fr. Marx zu seiner Ausgabe des auct. ad. Herenn. 1894. Gegenüber diesen Ausführungen, die ich oben im Zusammenhange besprochen habe, erscheint der ‚Commento' des Fossataro, sowohl der unter dem Text für die Durchschnittsschüler als auch der am Schluß für die — ‚assai pochi ingegnosi' —, ziemlich niedrig stehend, auch ist er nicht frei von Fehlern und Unebenheiten. So war, um nur eines anzuführen, doch ad Att. XV, Ib und XIV 20, 3 mitzuteilen über das copiosum genus des Cicero und das tenue des Brutus. Auch sein Freund Varro beliebte nach ad Att. XII 6 (habes Hegesiae genus quod Varro laudat), eine andere Stilrichtung einzuschlagen. Auffallend ist, daß Cicero mit seiner einseitigen Forderung des perfectissimus orator, einem Gegenstück zu seinem optimus civis (Hirzel Dialog I 462), und der Leugnung der genera oratorum seinen gesunden früheren Aufstellungen (de or. III 26) untreu wird.

7. Topica.

Wilh. Gemoll teilt in dem Liegnitzer Programm 1900 (No. 207) S. 60 mit, daß er eine Handschrift der Petro-Paulinischen Kirchenbibliothek zu Liegnitz aus dem Jahre 1510 zu den Topica verglichen habe.

Von den Auswahlen aus Ciceros rhetorischen Schriften kann dem Zweck unseres Berichtes gemäß nur kurz Notiz genommen werden.

Ciceros rhetorische Schriften. Auswahl für die Schule nebst Einleitung und Vorbemerkungen von Dr. O. Weißenfels, Leipzig, Teubner 1893, 8°, 356 S. 1,80 M.

Der Text ist der von Friedrich in seiner kritischen Ausgabe festgestellte. Die Auswahl aus de or., Brut., or. ist mit Umsicht und Geschmack getroffen. Das relativ Selbständigste und Wichtigste in dem Buch ist die Einleitung (122 S.). Von den drei Kapiteln, 1. Die Entwickelung der Rede bei den Griechen, 2. bei den Römern, 3. Abriß der Rhetorik, ist besonders das zweite hervorzuheben: Die Stufen der römischen Beredsamkeit vom älteren Cato bis auf Cäsars Tod werden auf grund des Brutus deutlich aufgezeigt; die Würdigung des Cicero selbst ist gerecht und von feinem Verständnis geleitet. Einzelne Mängel der orientierenden Übersicht über die Redekunst und Rhetorik können hier übergangen werden.

Cicéron. Extraits des Traités de Rhétorique. Edition classique par l'Abbé E. Bertrand, Paris, Poussielgue, 1897, 16°, XXVI u. 230 S. 1,75 M. (In der Alliance des Maisons d'Education chrétienne.)

Die aus den drei Hauptwerken ausgewählten zusammenhängenden Stücke sollen das künstlerische Denken und Schaffen Ciceros veranschaulichen. Lesenswert sind besonders die 18 Seiten der Einleitung: I über die Rhetorik in Rom vor Cicero, ihre Begünstigung und Bekämpfung, der ältere Cato, die griechischen und lateinischen Rhetoren; bezüglich des auct. ad Herenn. und Cic. de inv. ist manches aus den Untersuchungen von Thiele und Marx richtig zu stellen; II. die rhetorischen Schriften, besonders die 3 Hauptwerke; ihre Entstehung, ihre Komposition und die Charakterzeichnung werden knapp und klar besprochen; III die Originalität des Cicero: dem weltbürgerlichen, internationalen Charakter der Aristotelischen Schriften wird der römisch-praktische und individuell-persönliche der opera rhetorica des Cicero gegenübergehalten; Abschnitt IV 'Qualités littéraires des ouvrages de rhétorique de Cicéron' zeigt den Unterschied zwischen Platos und Ciceros Dialogen; p. XXIII „les personnages, tout en ayant quelque chose de distinct,

ressemblent un peu trop à des confidents qui ne sont là que pour provoquer les discours."

Auch der Kommentar ist selbst für den Philologen mehrfach anregend, die Bemerkungen sind knapp und klar, sachgemäß und verlässig, sie fördern eine unmittelbare Frfassung des Textes und klären über die „Realien" hinreichend auf, ohne daß der Standpunkt der Schule verlassen wird.

Nicht zugänglich waren mir:

*Cicéron, Analyse et extraits des ouvrages de rhétorique. Par V. Cucheval. A l'usage des élèves de rhétorique et des candidats aux baccalauréat classique. Petit in-16. Paris 1896, Hachette & Co. IV, 323 p. 2 fr.

*Cicéron. Morceaux choisis tirés des traités de rhétorique par E. Thomas. Petit in-16. Paris 1897, Hachette & Co, XXXI, 408 p. 2 fr. 50 c.

Das Fortleben der rhetorischen Schriften Ciceros und ihre Bedeutung für die Gegenwart.

Die Betrachtung der rhetorischen Schriften Ciceros nach ihrer Bedeutung für die Folgezeit verknüpft sich mit vielen anderen Litteraturzweigen und liegt im großen ganzen außerhalb des Rahmens meiner Studien: Einschlägige Arbeiten aus den letzten Jahren kenne ich nur wenige. „Für eine Geschichte Ciceros im Mittelalter, sagt Norden ‚antike Kunstprosa' S. 708 A., fehlt uns noch so gut wie alles." Für das halbe Jahrtausend des Altertums steht die Sache besser. Norden selbst bietet in seinem umfangreichen Werk ausgiebiges Material teils auf grund der Vorarbeiten anderer teils der eigenen Forschungen, z. B. über den Einfluß Ciceros auf Lactantius S. 583, auf Salvian S. 585 (de orat.), auf Augustin S. 617, auf Hieronymus S. 635 (or.). Aus dem Mittelalter sei nach Nordens Skizzen genannt: Servatus Lupus (S. 700, Marx prol. p. 10, Mendelssohn, M. Tulli Ciceronis epistularum libri sedecim (1893) p. IV u. V.), Gerbert 706f. (Ekkehard? 773f.), Petrarca 732ff. *) Auf die allgemeinen Richtungen des Einflusses der rhetorischen Schriften Ciceros weist auch Th. Zielinski in seinem gediegenen Vortrag ‚Cicero im Wandel der Jahrhunderte' (Leipzig, Teubner 1897, 102 S.) wiederholt hin und zwar nicht bloß auf das Mittelalter, sondern auch auf die Renaissance und die Zeit der Aufklärung, besonders auch auf die Helden der französischen Revolution (Mira-

*) Über die Cicero-Exzerpte des Presbyters Hadoardus s. Stroebel Jahresb. 80, S. 10 (Schwenke).

beau u. a.), so daß man erkennt, „daß sich das Verständnis Ciceros mit jeder höheren Kulturstufe erweitert und vertieft"; aber auf Einzelheiten konnte er nicht eingehen. Für die Zeit seit Errichtung des Jesuitenordens bietet auch einiges Dr. Georg Mertz „Über Stellung und Betrieb der Rhetorik in den Schulen der Jesuiten, mit besonderer Berücksichtigung der Abhängigkeit von Auctor ad Herennium". Heidelberg, Winter, 1898, 59 S. Die Rhetorik und damit auch Ciceros rhetorische Schriften bilden einen wichtigen Gegenstand der „Verordnungen" von 1552—1832, die Mertz S. 13—19 zusammenstellt; die ratio studiorum von 1586 verordnet für die class. hum.: „in qua non nisi Tullius legatur, qui solus prope facit oratores," aber die Topica werden wegen der Dunkelheit der Beipsiele verworfen (Mertz S. 23). Der Jesuit Soarez (Soarius) hatte in dem vielgebrauchten Lehrbuch (1565? mir liegt die Kölner Ausgabe von 1591 vor) ‚De arte rhetorica libri tres. Ex Aristotele, Cicerone et Quintiliano deprompti' Exzerpte aus Cicero — gut gewählte Beispiele aus den Reden — mit solchen aus Aristoteles, Quintilian und dem auctor ad Herenn. (Mertz S. 44) verschmolzen.

Da es sehr wünschenswert ist, daß die Studien über die Rhetorik des Theoretikers und Praktikers Cicero durch die Verknüpfung mit der Redekunst des modernen Lebens mehr Frische und Klarheit bekommen, so sei in Kürze auf ein Werk verwiesen, das außer den Grenzen unseres Referates liegt. Über das Verhältnis der antiken Rhetorik zur modernen gerichtlichen Beredsamkeit urteilt Dr. iur. H. Ortloff (Landgerichtsrat) in seinem Buch „Die gerichtliche Redekunst" Berlin, Siemenroth & Worms 1890, 2. Aufl. 606 S.) S. 9: „Die Rhetorik der Griechen und Römer war vorzugsweise eine Staatsberedsamkeit, und wegen ihrer prinzipiellen Abweichung ist sie für unsere moderne, insonderheit germanische, gerichtliche Redekunst nur mäßig zu verwerten." Der Gegensatz ist damit nicht ganz treffend bezeichnet; die antike Beredsamkeit ist viel umfassender; sie begreift, modern gesprochen, nicht bloß die gerichtliche (s. Cic. de or.), sondern auch parlamentarische und Kanzelberedsamkeit sowie die Fest- und Gelegenheitsreden. Im einzelnen wird Cicero von Ortloff häufig benutzt, meist neben Quintilian und Aristoteles: er könnte noch mehr ausgebeutet werden. Aber die antike Rhetorik ist in ihrer Entwickelung und in ihren Hauptsystemen noch nicht so klar und übersichtlich dargestellt, daß der Nichtphilologe beim Herüberholen einzelner Lehren von Fehlgriffen bewahrt bliebe; so steht bei Ortloff nicht bloß Ciceros de inv. auf gleicher Stufe mit den übrigen rhetorischen Schriften, sondern als der auctor ad Herenn. wird noch Cicero genannt (S. 198). Dürften so die Darsteller der modernen gerichtlichen Beredsamkeit durch die Vermittelung der Philologen noch manches von den großen

Rednern und Theoretikern der Alten sich aneignen, so wollen wir gern anerkennen, daß der Erklärer der rhetorischen Schriften Ciceros auch aus dem Buch von Ortloff mehrfach Belehrung und Anregung gewinnen kann.

Alphabetisches Verzeichnis der einschlägigen Schriften.

Bertrand. Cicéron. Extraits des Traités de Rhétorique. Edition classique par l'abbé E. Bertrand, Paris, Poussielgue 1897, in-16, XXVI 230 S. 1 M. 75.

Fr. Blaß, 'Der Rhythmus bei den attischen Rednern' in Jahrb. f. Phil. 1900 S. 416–431.

Boissier, Gaston, Rezension von Marthas Brutusausgabe im Journ. des Sav. 1899 (août) p. 469—478.

Bonino. M. Tulli Ciceronis de oratore liber primus. Scholarum in usum ad optimarum editionum fidem recognovit G. B. Bonino, Veronae in aedibus Tedeschi & filii MDCCCXCVI (bibliotheca scriptorum Romanorum), 8°, 68 S. 1 M.

— M. Tulli Ciceronis Brutus. Testo e commento di G. B. Bonino. Torino-Roma-Milano-Firenze-Napoli, ditta Editrice G. B. Paravia e C., 1895, 8°, 196 S. 1 M. 50.

Bornecque. La prose métrique dans la correspondance de Cicéron par Henri Bornecque, Paris, Bouillon 1898, 8°, XVI 218 und 130 S.

Cima, A., Boll. di filol. cl. V 1898 No. 3 p. 63–65 (de or. III 225).

*Cucheval. Analyse et extraits des ouvrages de rhétorique de Cicéron par V. Cucheval. A l'usage des élèves de rhétorique et des candidats aux baccalauréat classique. Petit in-16. Paris 1896, Hachette & Co. IV, 323 p. 2 fr.

Curcio, Gaietano, Riv. di filol. XXVI 1898 p. 608 (de or. II 249).

Earle, Mortimer Lamson, Classical Review XI 1897 p. 22—26 (zu de or.).

Fossataro. Cicerone de optimo genere oratorum. Edizione critica e comento per le scuole di Paolo Fossataro. Napoli, Cav. A. Morano, 1894, gr. 8°, 44 S.

Gemoll, Wilhelm, Progr. Liegnitz 1900 No. 207 (Handschriftliches zu den part. u. Topica).

Havet, Louis, Revue de philol. XVII 1893 p. 30—47 und 141—158 (Rhythmische Klauseln und Textkritik in de or.).

Hirzel, Rudolf, 'Der Dialog. Ein litterarhistorischer Versuch'. Leipzig, S. Hirzel, 1895, 2 Bde.

Immisch, Otto, Rhein. Mus. 1893, 512–528 (or. 230).

May, J., Der rednerische Rhythmus mit besonderer Beziehung auf Ciceros 'orator' und mit Berücksichtigung der Reden des Demosthenes. Nebst einem Anhang. Progr. 4. Durlach 1899, 26 S.

Marx. Incerti auctoris de ratione dicendi ad C. Herennium libri IV. Edidit Fridericus Marx. Lipsiae, in aed. Teubneri MDCCCXCIV. VI, 554 S. Prolegomena p. 1—184.

— Chauvinismus und Schulreform im Altertum. Akademische Festrede, Breslau, Köbner, 1894, gr. 8°, 22 S.

Merchant, Fr, De Ciceronis partitionibus oratoriis, Diss., Berlin 1890, 8°, 85 S.

Mertz. Über Stellung und Betrieb der Rhetorik in den Schulen der Jesuiten, mit besonderer Berücksichtigung der Abhängigkeit von Auctor ad Herennium. Von Dr. Georg Mertz, Heidelberg, Winter 1898, 8°, 59 S.

du Mesnil. Zum zweihundertjährigen Jubiläum des Königlichen Friedrichsgymnasiums zu Frankfurt a. Oder. Frankfurt a/O., K. Hofbuchdruckerei Trowitzsch & Sohn, 1894, 8°, 159 S., No. 4, „Über die rhetorischen Kunstformen: „Komma, Kolon, Periode (im Anschluß an den orator)", von Professor Dr. A. du Mesnil (S. 32—121).

— Erklärende Beiträge zu lateinischen Schulschriftstellern, vornehmlich zu Cicero (or.), Tacitus, Horaz, von Professor Dr. A. du Mesnil. Beilage zum Jahresbericht über das Königl. Friedrichs-Gymnasium zu Frankfurt a. Oder. Ostern 1896. Frankfurt a/O., K. Hofbuchdruckerei Trowitzsch & Sohn, 1896, 4°, 37 S.

Mužik. Jahresbericht des k. k. Staatsgymnasiums in Krems am Schlusse des Schuljahres 1893/4 No. 2. S. 20—25 Lesearten zweier Wiener Handschriften zu Ciceros „De inventione" von H. Mužik. Krems 1894.

Nencini in Studi Ital. di filol. cl. VI p. 252 zu de or. II 25.

Norden. Die antike Kunstprosa vom VI. Jahrhundert vor Chr. bis in die Zeit der Renaissance von Eduard Norden, Leipzig, Teubner, 1898, 8°, 969 S. (I. Bd. XVIII 450, II. Bd. 451—969.)

Owen. M. Tulli Ciceronis de oratore liber primus edited on the basis of Sorof's second edition by W. B. Owen, Ph. D. Professor of the Latin Language and Literature in Lafayette College. Boston, New York, Chicago, Leach, Shewell, and Sanborn, 1895 (in den „Students' Series of Latin Classics"), 8°, XXXVIII 195.

Pascal, C., Rivista di filol. XXVII 1899, p. 385—395 (de or. II 249 Brut. 67).

Polster, Jahrb. f. Philol. 1897, S. 652 (Brut. 129).

Radermacher, Ludwig, Über die Anfänge des Atticismus, Rhein. Mus. 54, 1899, S. 351—380.

Sabbadini, R., Riv. di filol. III (XVII), 1899 p. 398 sq. (de inv.).

Sapienza, Giuseppe, Cicerone retore. Parte I. Le teorie retoriche nel „de oratore". Studio critico. Catania, Niccolò Giannotta, 1896, 8°, 48 S. 1 M.

Schmid, Wilhelm, Zur antiken Stillehre, Rhein. Mus 49, 1894, S. 111—161.
— Über den kulturgeschichtlichen Zusammenhang der griechischen Renaissance in der Römerzeit. Akademische Antrittsrede, gehalten am 3. Februar 1898 in Tübingen. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, 1898, 8⁰, 48 S.
Schmidt, Otto Eduard, Der Briefwechsel des M. Tullius Cicero von seinem Prokonsulat in Cilicien bis zu Cäsars Ermordung. Leipzig, Teubner, 1893.
Stangl, Thomas, Tulliana. Der Text des Thesaurus linguae latinae zu Cicero de oratore in ausgewählten Stellen besprochen. Progr. des K. Luitpoldgymnasiums in München 1897/98, München, Lindl, 1897, 8⁰, 60 S.
— Philol. 1895, VIII, S. 351—355 (de or. II 177, II 324).
— Philol. 1896, IX, S. 391 f. (de or. II 321).
— Jahrb. f. Philol. 1894, S. 865 f. (de or. I 222).
— Jahrb. f. Philol. 1895, S. 783 f. (de or. II 176).
Ströbel, Eduard, Bayer. Gymnas.-Blätter 1894, 30 S. 90—94: Die Handschriften von Ciceros Jugendwerk de inventione.
— Bayer. Gymn.-Bl. 1897, 33 S. 556—561: Zu Ciceros Brutus.
Thiele, Georg, Hermagoras, ein Beitrag zur Geschichte der Rhetorik, Straßburg 1893.
*Thomas, E., Morceaux choisis tirés des traités de rhétorique de Cicéron, Paris 1897, Hachette & Co., 16⁰, XXXI, 408 p. 2 fr. 50 c.
Ussani, Vincenzo, Boll. di filol. cl. Anno III 1896/97 (de opt. g. 1).
Vahlen, Johannes, De emendatione Tulliana, Ind. lect. Sommer. Berlin 1899, 4⁰, 19 S.
Weißenfels, Otto, Ciceros rhetorische Schriften. Auswahl für die Schule nebst Einleitung und Vorbemerkung, Leipzig, Teubner, 1893, 8⁰, 356 S.
U. v. Wilamowitz-Moellendorff, Asianismus und Atticismus, Hermes 35, 1900, S. 1—52.

Übersicht über die Livius betreffende Litteratur aus den Jahren 1897—1900.

Von

Dr. **Fügner**
in Hannover.

I. Ausgaben.

1. Titi Livi ab urbe condita libri. Editionem primam curavit G. Weissenborn. Editio altera, quam curavit Mauritius Müller. Pars II. Fasc. I. Lib. VII—X. Lipsiae 1899, Teubner. XX, 230 S. geh. 0,60 M.

2. Desgl. Wilh. Weißenborns erklärende Ausgabe. Neu bearbeitet von H. J. Müller. 6. Band, 2. Heft, Buch XXVIIII—XXX. 4. Aufl. Berlin 1899, Weidmann. VII, 199 S. geh. 2,40 M.

3. Desgl. Edidit Ant. Zingerle. Pars VII. Fasc. I. Liber XXXXI. Lipsiae 1899, Freytag. IX, 37 S. geh. 0,50 M.

4. Desgl. Liber XXXXV. Herausgegeben von W. Pflüger. Leipzig 1900, Freytag. geh. 0,90 M.

Inden letzten drei Jahren haben die Bemühungen um Säuberung und Sicherstellung des Liviustextes nicht geruht. Unter den Ausgaben, die erschienen sind, gehören aber die meisten nicht hierher, weil sie ausschließlich oder doch vorwiegend die Bedürfnisse der Gymnasien befriedigen wollen. Für diese ganze Litteratur genügt die Bemerkung, daß man bestrebt ist, durch Herstellung von Auswahlen möglichst alle Teile des großen Geschichtswerkes der Schule zugänglich und durch Übersetzungshilfen mannigfachster Art den Schülern mundgerecht zu machen. Besondere Förderung erfährt natürlich die Wissenschaft durch alle diese Arbeiten nicht, aber sie sind dennoch nicht wertlos, weil die Bearbeiter von Schulausgaben auch für die Kritik des Schriftstellers und mehr noch für seine Erklärung schätzenswerte Beiträge liefern. Nur ist es nicht leicht und schnell gethan, aus der Fülle des pädagogisch Wertvollen die spärlichen wissenschaftlichen Ergebnisse auszulesen. Wer aber sich mit Livius eingehender beschäftigen will, kann diese Schullitteratur nicht ohne weiteres mit Nichtachtung strafen. Die Arbeiten z. B. Luterbachers (Gotha bei Perthes, XXI und XXII auch bei Teubner in Leipzig), die in immer neuen Auflagen erscheinen, sind für Kritik und Exegese keineswegs ohne Wert, und einigermaßen gilt dies auch von den Auswahlen aus der dritten Dekade, die P. Meyer bei Velhagen & Klasing und der Ref. bei Teubner herausgegeben haben.

Auch No. 4 ist nur eine Schulausgabe, aber ich habe sie mit namhaft gemacht, um daran die erfreuliche Beobachtung zu knüpfen, daß man sich neuerdings auch mit der 5. Dekade zu beschäftigen beginnt, in der noch manches zu thun ist. Leider kann das Urteil über dieses Buch nicht günstig sein, und ob es für die Textkritik etwas Neues birgt, ist nicht ersichtlich; der Verf. schweigt darüber. Interessant ist eine Bemerkung in der Vorrede (S. IV), nach welcher der 1. Auflage der Weißenbornschen erklärenden Ausgabe von 1866 an einigen Stellen der Vorzug vor der 2., bekanntlich 1881 von H. J. Müller besorgten, gebührt. Man muß bedauern, daß die Stellen nicht namhaft gemacht sind, da im allgemeinen die Müllersche Thätigkeit an der Weißenbornschen Ausgabe nicht genug anerkannt werden kann.

Weißenborns Textausgabe (Teubner) ist in M. Müllers sorgsamen Händen gut aufgehoben. Die Bücher VII—X haben durch ihn ein zeitgemäßes Gewand erhalten (No. 1). Nicht allein der Text ist deutlicher, schöner, übersichtlicher gedruckt worden, sondern er ist auch an vielen Stellen verbessert. Die Muße, deren sich jetzt der Herausgeber erfreut, konnte der Arbeit zwar noch nicht zu gute kommen, aber aus seiner langjährigen, treuen Arbeit am Livius hat er schöne Früchte geerntet, deren er in der kritischen Praefatio eine hübsche Anzahl spendet. So begegnen uns z. B. Stellensammlungen über die freiere Wortstellung bei Livius (zu VII 8, 4 tam vires pares), über cum oder nicht-cum c. abl. bei Verben der Bewegung (zu IX 13, 10 victore exercitu), über den Pleonasmus clam nocte (zu IX, 16, 8), über praedam capere (zu X 17, 4) u. a. Ist aus diesen Bemerkungen mancherlei über livianische Sprechweise zu entnehmen, so verführt doch den Herausgeber seine Vertrautheit mit ihr leicht dazu, die Entscheidung in dubio zu lassen. Das ist ja unstreitig weiser als jugendliche Raschheit, ist auch recht oft bei der noch immer unvollkommenen Kenntnis der livianischen Sprache wohl angebracht, aber man kann sich doch nicht verhehlen, daß von mehreren Lesarten, die an sich möglich sind, die eine doch immer passender sein muß als die andere. Deshalb sähe man auch öfters gern, der Verf. entschiede sich herzhafter für die eine von mehreren Möglichkeiten. Bei seiner Sachkenntnis könnte er dann anderen öfter Wegweiser sein. Es ist auch schon anderwärts darauf aufmerksam gemacht (vgl. A. Zingerle, Berl. phil. Woch. 1900, 45), daß M. Müller besonderen Scharfsinn und weitgehende Neigung zeigte, Lücken in der Überlieferung aufzuspüren. Das ist richtig, und wenn man auch den Ergänzungen, die vorgeschlagen werden, nicht immer beipflichten kann, so geben sie doch zu denken und sind fast nie ohne triftigen Grund vorgenommen. In der Aufnahme der eigenen Vermutungen in den Text ist M. recht vorsichtig, ja man kann sagen, er

ist gegen sich selbst mißtrauischer als gegen andere, deren Vorschläge er im allgemeinen sorgfältig verzeichnet. Nachträge hat H. J. Müller im Jahresb. des phil. Vereins zu Berlin (XXVI S. 5 f.) beigesteuert, dessen ausführliche Besprechung auch eine genaue Zusammenstellung des Neuen enthält, was die Ausgabe bringt. Eine Anzahl Stellen hatte M. Müller selbst in denselben Jahresberichten (XXIV S. 12—15) im voraus besprochen. Trotz aller Sorgfalt befriedigt die Praefatio übrigens doch nicht ganz, weil sie nur die Abweichungen von der Weidmannschen Ausgabe enthält. So ist jeder, der Aufschluß über die Überlieferung sucht, auf diese Ausgabe angewiesen, die doch in erster Linie eine erklärende sein will. Hier müßte wirklich Wandel geschaffen werden, indem die kritische Ausgabe von der handschriftlichen Grundlage ausgehen sollte.

Diesen Wunsch erfüllt weit besser der kritische Anhang der erklärenden Ausgabe, die H. J. Müller bearbeitet (No. 2). Das 29. und 30. Buch, die seit 21 Jahren nicht aufgelegt waren, sind nun zum ersten Male durch den Genannten herausgegeben, denn die 3. Auflage war noch von Weißenborn besorgt. Dieser hatte von den Lesarten des Spirensis (Σ) nur eine ungenügende Kenntnis, weil die Ausgaben von A. Luchs (1879 und 1889) noch nicht erschienen waren. Trotzdem betont der Herausgeber, daß sein Text sich von dem Weißenbornschen weniger häufig unterscheide, als man es nach so langem Zeitraume und den Luchsschen Arbeiten wohl erwarten sollte. Das rühre daher, daß sie beide den Puteaneus (P) zur Grundlage genommen und Σ seltener herangezogen hätten, als Luchs und nach ihm Madvig es gethan. M. ist also bei ähnlichen Erwägungen stehen geblieben wie seiner Zeit O. Riemann. Da beide Handschriftenklassen an sich gleichwertig sind, einander oft in wunderbarer Weise ergänzen, oft aber auch voneinander abweichen, ohne daß man immer entscheiden könnte, welche im Unrechte ist, da beide an sich gute Lesarten bieten, so ist die Wahl nicht selten weder leicht noch sicher zu treffen. Da aber P fast die ganze dritte Dekade umfaßt, so empfiehlt es sich schon aus praktischen Gründen, ihm in der Hauptsache zu folgen. Gegen dieses Verfahren läßt sich füglich nichts Stichhaltiges einwenden. Beachtenswert ist noch die Entdeckung, daß Σ an nicht wenigen Stellen zur Förderung der Deutlichkeit oder aus anderen Gründen unbedeutende Zusätze zeigt, eine Thatsache, die für die Beurteilung gewiß ins Gewicht fällt. Vgl. die Anzeige des Buches in der Berl. phil. Woch. 1900, 582 ff. Bei der Genauigkeit des kritischen Anhanges ist es eigentlich zu bedauern, daß er den Leser nicht vollkommen unterrichten will, sondern den Studierenden auf die Luchssche Ausgabe verweist. In Wahrheit ist dieser Mangel aber nicht so schlimm, denn der Anhang reicht in den

allermeisten Fällen aus, um sich von der Überlieferung ein Bild machen zu können. Im übrigen darf die Anlage der Ausgabe als bekannt vorausgesetzt werden. Welchen Ruf sie genießt, erhellt daraus, daß fast alle auswärtigen Ausgaben des Livius auf ihr beruhen oder doch großen Nutzen von ihr gezogen haben, und von einem guten Teile der inländischen gilt dasselbe. Diese ehrenvolle Stellung verdankt sie aber nicht in letzter Linie dem Geschick und Fleiß des jetzigen Herausgebers. Er hat nicht allein den Text auf sicherer Grundlage aufgebaut und selbst wesentlich verbessert, sondern auch in unvergleichlicher Gewissenhaftigkeit die ganze Litteratur verwertet, um Text und Erklärung gleicherweise mustergültig zu machen. Gerade das vorliegende Heft beweist sein Verdienst als Erklärers recht überzeugend, denn die Anmerkungen haben durch ihn an Klarheit und Zuverlässigkeit sehr bedeutend gewonnen. Soweit ich sehe, ist die philologische Welt mit keinem Schriftsteller ähnlichen Umfangs so gut daran wie mit Livius. Daß dem so ist, ist Weißenborns und mindestens ebensosehr nun H. J. Müllers Verdienst. Allen Jüngern der philologischen Wissenschaften kann diese Liviusausgabe gar nicht dringend genug empfohlen werden. Sie können aus ihr nicht allein Latein und alte Geschichte lernen, sondern auch eine saubere Methode in der Untersuchung und Darbietung des reichen Stoffes.

Es ist erfreulich, daß A. Zingerles Textausgabe (No. 3) nunmehr bis in die 5. Dekade vorgeschritten ist. Ist doch nun Aussicht vorhanden, daß wir wenigstens eine neuere Bearbeitung des ganzen Textes in handlicher Form bald vollständig haben. Auf eine Fortsetzung der Arbeit von A. Luchs ist doch wohl kaum noch zu hoffen. Die einzige Grundlage der 5. Dekade, der Vindobonensis, ist von Zingerle und E. Bormann nochmals eingesehen und gewisse Unsicherheiten sind in der Vorrede aufs peinlichste beschrieben worden. Wenn das künftig auch in den Büchern 42—45 geschieht, werden wir endlich von dem Dissensus zwischen Kopitar, Vahlen, dann Madvig nebst seinen Gehilfen und zuletzt Gitlbauer befreit sein. Auch in anderer Hinsicht hat es Z. nicht am guten Willen fehlen lassen, etwas Abschließendes zu liefern. Wenn man trotzdem nicht behaupten kann, daß ihm dies gelungen sei, so liegt die Schuld besonders an dem Zustand der Überlieferung, denn die Hs ist reich an Lücken und Schreibfehlern, die auch heute noch nicht alle in befriedigender Weise beseitigt sind. Immerhin ist jetzt, wie die Dinge einmal liegen, Zingerles Ausgabe des 41. Buches unentbehrlich; die folgenden Bücher können hoffentlich sehr bald nachfolgen. Näheres über diese Ausgabe s. Berl. phil. Wochensch. 1899, 1483 ff. und besonders Jahresb. des phil. Ver. XXVI 15—25, aber auch Wochenschr. für kl. Phil. 1900, 466 ff., wo W. Heräus

über Ungenauigkeit in der Orthographie klagt und die Angabe des Textes vermißt, nach dem Z. hat kollationieren lassen.

II. Kritische und sprachliche Abhandlungen.

1. W. Gemoll, Kritische Bemerkungen zu lateinischen Schriftstellern II. Liegnitz, Progr. (No. 204), 1898.

*2. A. Zingerle, Zur fünften Dekade des Livius. Wien 1898, C. Gerolds Sohn. 10 S. (S.-A. der Wiener Akad., phil. hist. Kl., Bd. 139.)

3. Ders., Zum 42. Buche des Livius. Ebenda Bd. 143. Wien 1900, Gerolds Sohn. 15 S.

4. R. Novák, Liviana. České museum filologické V 289—292. Ders. Varia. Ebenda 428—437. Ders. Liviana. Ebenda VI 25—34 und 91—99.

5. Mor. Müller, Beiträge zur Kritik des Livius-Textes, in den Jahresb. des phil. Vereins zu Berlin XXVI S. 25 ff.

6. F. Fügner, lexicon Livianum I. Lipsiae 1897, Teubner. 1572 Sp.

*7. Morris H. Morgan, Hidden Verses in Livy. Harvard Studies in Classical Philology. Vol. IX (1898) S. 61—66.

8. O. Roßbach, Der prodigiorum liber des Julius Obsequens. Rh. Mus. 1897, S. 1—12.

9. E. Wölfflin, Die Latinität der verlorenen Epitoma Livii, Archiv für lat. Lex. XI 1—8, 79 f., 212, 273 f.

*10. Henry A. Sanders, Die Quellenkontamination im 21. und 22. Buche des Livius. I. Münchner Diss. Berlin 1897.

W. Gemoll (No. 1) hat von neuem eine Liegnitzer Hs (Lg) kollationiert und damit die Arbeiten von H. Kraffert (Fleckeisens Jahrbb. CIII S. 69 ff.) und R. Peiper (ebenda S. 211 ff.) wiederaufgenommen und ergänzt. Lg stammt aus dem Ende des 15. Jahrh. und gehört zu der größeren Anzahl jüngerer Hss der 4. Dekade, die seit Luchs als Φ zusammengefaßt werden. Über ihren Wert ist das letzte Wort noch nicht gesprochen, aber Luchs sowohl wie H. J. Müller und A. Zingerle (s. unten) stimmen darin überein, daß sie dieser bei Drakenborch ungenügend behandelten Gruppe höhere Bedeutung beimessen, als andere Gelehrte. Der Lg steht unter diesen Hss am nächsten dem cod. Gärtnerianus, wie schon Kraffert gesehen hatte. Φ ist B (Bambergensis) näher verwandt als M (Moguntinus). G. hat nun die Stellen zusammengestellt (S. 5 f.), an denen sich Lg von B und M entfernt und 'eine an sich gar nicht üble Lesart bietet'. Die Veränderungen

machen vielfach den Eindruck, als rührten sie von einem Korrektor her, der in der Sprache Ciceros vertrauter war als in der des Livius. Ferner bietet G. eine Anzahl Lesarten aus Lg, die er für besser hält als die von B oder M. Manche von ihnen haben schon Berücksichtigung gefunden, in der Empfehlung anderer geht er wohl in einer gewissen Vorliebe für Lg zu weit, z. B. in manchen Fällen, wo dieser die Kopula hinzufügt (S. 7 Anm.). Immerhin bleibt manches übrig, was künftig wird beachtet werden müssen; 31, 43, 5 hat übrigens schon Luchs avexit verlangt. In einem zweiten Kapitel liefert G. den Nachweis, daß sich bei Liv. zahlreiche 'Reminiscenzen an Horaz' finden. Der Stellen, die er anführt (S. 13 ff.), sind in der That zu viele, als daß man eine Beziehung zwischen beiden leugnen könnte, und der Nachahmer ist dann gewiß Livius gewesen. Vgl. auch S. G. Stacey Arch. L. L. X 55.

Auf demselben Felde bewegt sich Zingerle (No. 2). Er hat den Lovelianus 2, der zur Gruppe Φ gehört, genauer geprüft und folgendes Ergebnis aufgestellt: 'Lov. 2 stimmt teils allein, teils mit einzelnen anderen Vertretern der Φ-Gruppe, bald auffallend mit M(oguntinus) bald mit B(ambergensis) überein, bisweilen zeigt er Mischlesarten oder einen Randnachtrag, oft hat er allein oder in Verbindung mit Harl. und Mead. sicher Richtiges erhalten und wieder Konjekturen Neuerer bestätigt'. In letzteren Fällen könne man schließen, daß Lov. 2 Lesarten von S(pirensis) enthalte. 'Der Gesamtüberblick über diese Nachträge zu Lov. 2 . . dürfte also nicht nur die Annahme eines gewissen gegenseitigen Einflusses der zwei Hauptklassen der Überlieferung (B und M) in teilweise vielleicht schon früher durchkorrigierten Exemplaren noch mehr stützen, sondern auch die Bedeutung des Lov. 2 für Eruierung mancher Lesarten der wichtigen verlorenen oder verstümmelten Haupthandschriften, derjenigen von S, von SB oder des bisweilen wenigstens nun auch unleugbaren Consensus von MS klarer legen' (s. Jahresb. des phil. Vereins zu Berlin XXV 17). Die Ergebnisse werden sich hoffentlich noch einmal kürzer fassen lassen.

Seiner Gewohnheit gemäß hat Zingerle wieder Prolegomena zu seiner kritischen Ausgabe veröffentlicht, diesmal vor dem Erscheinen des 42. Buches (No. 3). Zunächst bespricht er charakteristische Fehler der Wiener Hs (V), die zum Teil allerdings schon wohl bekannt, zum Teil doch neu oder wenigstens in neuem Zusammenhange betrachtet werden. So spricht er über die Verwechselung von ad und ab, von Zusetzung eines s am Wortende, fehlerhaften Wiederholungen von Wörtern, Silben und Buchstaben und belegt alles mit lehrreichen Beispielen, an denen sich die Kritik schon versucht hatte, die aber jetzt im System betrachtet teilweise in neuem Lichte erscheinen. Von S. 11

an folgen Einzelbesprechungen unsicherer Stellen, die durchgängig beachtenswert scheinen und von der Sorgfalt des Kritikers zeugen. Einige Vermutungen dürften gewagt erscheinen, ihre Begründung gekünstelt, aber im allgemeinen steht Ref. nicht an, den Grundsatz des Verfassers zu dem seinigen zu machen, daß die Schäden des nachlässig geschriebenen Vindobonensis eher durch Tilgung als durch Ergänzung oder Auflösung verschmitzter Siglen (compendia archetypi a librario inepte expleta nennt sie Gitlbauer de cod. Vind. p. 75) geheilt werden können. Die Sprache des Livius wird von Buch zu Buch einfacher und klassischer, das ist für die Kritik der 5. Dekade besonders zu beherzigen.

Novák (No. 4) hat uns wieder mit einer reichen Fülle von Vorschlägen und Bemerkungen zum Texte des Livius beschenkt, die diesmal glücklicherweise in lateinischer Sprache statt in tschechischer geschrieben sind. Für Herausgeber und Grammatiker sind diese Arbeiten geradezu unentbehrlich geworden. Scharfsinn und Belesenheit zeichnen sie aus, und die früher anstößige Kühnheit im Schließen und im Verwerfen der Überlieferung tritt jetzt nicht mehr so störend auf. Vielen Vorschlägen Nováks wird es nicht an Zustimmung fehlen; er schlägt z. B. vor VII 26, 3 deorum <inclitum> factum, XXIX 1, 18 [ad] bellum adiuverunt (auch vom Ref. gewünscht Berl. phil. Woch. 1900, 584), XXXI 36, 7 ne cresceret simul cum audacia neglegentia (ganz ähnlich forderte Ref. im Jahresb. des phil. Ver. zu Berlin 1889, 20 neglegentia simul cum audacia), XLIIII 2, 5 quam potissimum <viam>, XXV 22, 14 prodi id oppidum <posse> ratus, XXXV 7, 7 in hiberna milites deduxit, XLV 23, 19 nec ideo quemquam u. a. m. An anderen Stellen wird man ihm nur zögernd folgen, z. B. wenn er schreiben will XLII 7, 10 nec <Romanis> incruenta oder XLII 30, 4 quia Persea magis aurae popularis <captatorem esse fama> erat, oder XXX 30, 25 propter quae bellum initum est, wo übrigens BC nicht bellum initum, sondern bellum itum haben, XXVIIII 28, 4 captae <urbis> tumultus fuit, ferner XLIII 23, 4 praecipitantur. ad mille. Unbedingt Falsches findet sich, soweit ich sehe, nicht, wohl aber ist manches wiederholt, was schon von anderen gefunden war. XLII 60, 4 hat schon Madvig communivit geschrieben, zu XLII 49, 2 hat Vahlen schon 1890 auf die Entbehrlichkeit von tamen hingewiesen, ab se steht I 25, 8 in PU und XXV 16, 12 ist dies schon im lex. Liv. 27, 24 angenommen, XXXIII 21, 4 hat schon Madvig Jacobs' Verbesserung im Texte, desgl. VIII 9, 9 insiluit. Besonders wertvoll sind aber, wie bemerkt, auch diesmal Nováks Mitteilungen über den livianischen Sprachgebrauch. An zwei Stellen, V 291 und VI 38, weist er nach, daß Livius den Satzausgang est profectus u. a. dem Kretikus profectus est vor-

gezogen hat (gegen Gemoll, s. S. 264). V 290 betont N., daß Livius gewöhnlich quibus aber ebenso gewöhnlich aliquīs, ebenda 428 f., daß er reliquum diei, nicht diei reliquum so gut wie immer (ausgenommen sei nur XXII 15, 1 aestatis reliquum) sage. Hierbei weist N. nach, daß P nicht selten ein überflüssiges que enthalte, und man wird nicht umhin können, die Streichung solcher Wörtlein der Jagd nach vermeintlichen Lücken vorzuziehen, die andere Kritiker lieben. Über störendes que im Vindob. hat auch A. Zingerle (s. No. 3, S. 8 und 10) gehandelt. V 434 behandelt N. den transitiven und intransitiven Gebrauch von praecipitare, VI 27 die Auslassung von quidem 'zwar' bei ceteri und alii, VI 31 f. die Verwendung von sese bei Präpositionen, VI 91 ff. die Konstruktion von opus est und so noch manches andere, was der Kritiker und Grammatiker sich mühsam zusammensuchen muß, da wir weder Grammatik noch Lexikon zu Livius haben und vorerst auch nicht haben werden.

M. Müller (No. 5) hat zu Buch IV und V mehrere Vermutungen geäußert. Unter diesen ist gewiß manche beachtenswert, einleuchtend aber wenigstens zu IV 37, 9 semper für saepe (was schon H. J. Müller im Jahresb. XXI 55 vorgeschlagen hatte) und die Verteidigung der Überlieferung V 47, 6 in turbatis mentibus.

Die Absicht des Ref., der gelehrten Welt ein Liviuslexikon (s. No. 6) zu schenken, das einigermaßen eine Parallele zu Meusels Cäsarlexikon bilden könnte, ist bekanntlich an Subskribentenmangel gescheitert. Das ist vielfach bedauert und mit Recht. Schon der Torso (die Buchstaben A und B umfassend) spielt in der neuesten Litteratur eine solche Rolle, daß man daraus auf den Nutzen, ja die Unentbehrlichkeit schließen kann, die das Ganze für die Wissenschaft haben würde. Es wird wahrscheinlich die Zeit bald kommen, wo man es schwer verstehen wird, wie das Werk habe scheitern können. Zunächst verschlingt allerdings der große Thesaurus das Interesse der beteiligten Kreise ganz, aber man darf hoffen, daß spätestens nach der Beendigung des Kolosses das riesige Zettelmaterial zu Livius, das jetzt in München lagert, der allgemeinen Benutzung durch ein Speziallexikon zugänglich gemacht werden wird. Es wäre unverständlich und unverständig, wenn das versäumt würde. Dann wird ja wohl auch der Text auf sicherer handschriftlicher Grundlage in befriedigender Weise herausgegeben sein.

Morris (No. 7) hat den interessanten Versuch gemacht, versteckte Verscitate aus Livius herauszuschälen und wiederherzustellen. Vergleicht man mit diesen Bemühungen u. a. das, was Stacey (Archiv für lat. Lex. X 23 ff.) schon zusammengestellt hat, so kommt man zu dem Schlusse, daß die Sprache des Livius nicht nur wegen der Anlage und Neigung des Geschichtschreibers poetische Färbung hat, sondern auch

Beweise seiner Belesenheit in der vaterländischen Dichtung und Spuren von ihrer bewußten Verwertung aufweist. Der Forscher läuft aber bei solchen Untersuchungen allemal leicht Gefahr, das Reich des Unbewußten ungebührlich einzuschränken und im besonderen versteckte Dichtungscitate zu vermuten, wo die gehobene Sprache des warmfühlenden Geschichtschreibers unwillkürlich rhythmisch wird. M. hat sich besonders an sententiöse Stellen gehalten, um dieser Gefahr zu entgehen, aber manches, was er vorbringt, sieht mehr wie ein Sprichwort aus als wie ein Dichterwort; Allitteration und einfacher trochäischer oder jambischer Rhythmus eignen eben auch dem Sprichwort, ja ihm besonders, vgl. XXXIV 37, 4 fortes fortuna adiuvat.

Die Überlieferung des liber prodigiorum des Julius Obsequens, welches bekanntlich auf Livius beruht und, vorsichtig behandelt, gewisse Rückschlüsse auf ihn gestattet, hat O. Roßbach (No. 8) neuerdings sorgfältig geprüft und manche Verbesserung zu O. Jahns Kollation der Aldina und zu ihr selbst geliefert, hat aber auch über die Bedeutung des Schriftchens und ihre Entstehung gehandelt. Beachtenswert ist vor allem, daß er es bis in die Zeit Hadrians oder der ersten Antonine hinaufrückt.

Obsequens hat übrigens, wie es scheint, nicht unmittelbar aus Livius geschöpft, sondern aus einem chronikartigen Auszuge aus ihm, vielleicht der sog. Epitoma Livii. Dieser verlorenen Schrift, aus welcher die erhaltenen Periochae entstanden sind, hat sich neuerdings die Forschung, durch E. Wölfflin angeregt und geleitet, eifrig zugewandt. Sie ist von der Erkenntnis ausgegangen, daß die Sprache unserer Periochae einheitlich ist und von der livianischen in gewissen Punkten bestimmt abweicht. Sanders (No. 10) nimmt nun als Quelle eine Epitoma Livii an, die bereits 30 n. Chr. dagewesen sei, und weist deren Benutzung bei Orosius, Augustin, Quintilian, Seneca philos., Valerius Maximus und Seneca rhetor nach. Diese Epitoma war aber nicht nur ein Auszug aus Livius, sondern auch eine Bearbeitung desselben unter Benutzung anderer Quellen, was gewisse Abweichungen und Zusätze beweisen. Der Verfasser der Periochae habe übrigens, meint Sanders, neben der Epitoma auch den Originallivius eingesehen, Valerius Maximus umgekehrt neben diesem jene. Auch über Florus, Orosius und Victor handelt Sanders, worauf wir hier nicht eingehen können. Die Latinität dieser Epitoma Livii (Hieronymus nennt sie 'Historia Romana' kurzweg) untersucht nun E. Wölfflin (No. 9), ausgehend von dem Gegensatz ampliare Periochae = augere Livius. Er tritt ganz auf die Seite seines Schülers Sanders und erwähnt auch die briefliche Zustimmung von O. Hirschfeld (S. 3) zu dessen Behauptung von einer langen und ausgedehnten Benutzung jener Epitoma. Er weist dann darauf hin,

daß der Epitomator durchaus der silbernen Latinität gehuldigt habe, wie sich an manchen Ausdrücken (amputare = amputieren, decollare = köpfen, ardere von Personen u. a.) erkennen lasse. „Der Epitomator des Livius ist eine für sich bestehende stilistische Persönlichkeit, deren Namen zu nennen wohl von Interesse wäre. Aber . . vielleicht nannte sich der Verf. selbst nicht einmal in dem Titel des Buches (S. 7)". Und gleich darauf: „Jedenfalls behandelte der Verf. der Periochae seine Vorlage (nämlich die Epitoma) schonender und konservativer, als der Epitomator mit dem Originale des Livius verfahren war." Vielleicht habe der Epitomator neben Livius den Annalisten Valerius Antias oder Coelius Antipater direkt benutzt (vgl. S. 80).

III. Untersuchungen über die Quellen des Livius.

1. W. Soltau, Livius' Geschichtswerk, seine Komposition und seine Quellen. Ein Hülfsbuch für Geschichtsforscher und Liviusleser. Leipzig 1897, Dieterich. 224 S. 6 M.

*2. Henry A. Sanders, Die Quellenkontamination im 21. und 22. Buche des Livius. Berlin 1898, Mayer und Müller, XII, 140 (?) S. 3,60 M.

*3. A. Weber, Beiträge zur Quellenkritik des Livius, besonders für die Geschichte des römisch-karthagischen Krieges in Spanien (218—206). Diss. Marburg 1897. 49 S.

4. A. Arendt, Syranus im zweiten punischen Kriege. Teil I: Quellenkritik, Königsberg i. Pr. 1899, B. Teichert. 114 S. 1,50 M.

*5. Leop. Winkler, Die Quellen des dritten makedonischen Krieges der Römer und seine Ursachen. Progr. Brünn 1898. 18 S.

*6. Gu. Reinhold, Das Geschichtswerk des Livius als Quelle späterer Historiker. Progr. des Luisenstädt. Gymn. 1898. Berlin, R. Gärtner. 20 S. 4. 1 M.

Weitaus die bedeutsamste Arbeit auf diesem Gebiete ist Soltaus Buch (No. 1). Er selbst betrachtet es als abschließend. „Nicht als ob die Forschung überhaupt jemals abschließen oder abgeschlossen werden könnte. Wohl aber in dem Sinne, daß sie den Zeitpunkt für gekommen erachtet, aus einer Fülle von Spezialuntersuchungen über römische Quellenkunde das Facit zu ziehen und eine gesichertere Grundlage für eine Geschichte der römischen Annalistik zu gewinnen." (S. V.) Diese Aufgabe des Buches überhebt uns auch der Mühe, Untersuchungen Soltaus, die sonst in den Rahmen dieses Berichts fielen, besonders zu behandeln, nämlich die über Claudius Quadrigarius (Philol. LVI 418—425), über die Entstehung der annales maximi (Philol. LV 257—276), über den Annalisten Piso (Philol. LVI 118—129), über Macer und Tubero (Jahrb. f. Phil. 1897, 409—432, 639—652).

In einer Einleitung handelt S. über die Befähigung des Livius zum Historiker, über Abfassungszeit und Herausgabe seines Werkes, über die Litteratur und die Methode seiner Untersuchung. Er schätzt L. als Geschichtsforscher überaus niedrig ein; ihm habe zur Abfassung eines wissenschaftlichen Geschichtswerkes über Roms Vergangenheit all und jede Vorbedingung gefehlt; er habe weder militärische noch juristische Kenntnisse besessen, keinerlei Urkunden eingesehen, nichts von Chronologie verstanden, sei dürftig belesen und überhaupt historisch mangelhaft vorgebildet gewesen. S. behauptet sogar: 'Eine Kenntnis der von ihm beschriebenen Örtlichkeiten darf an keiner Stelle seines Werkes vorausgesetzt werden!' Also Livius caecus fuisse dicitur! 'Keine Spur führt darauf hin, daß er ihre (der älteren römischen Annalisten) Schriften auch nur nebenbei eingesehen habe' (S. 8). 'L. orientiert sich über den zu behandelnden Stoff in der Regel erst kurz vor der Niederschrift. Von Fall zu Fall wählt er sich unter wenigen Annalisten den einen aus, dessen Führung er sich dann vorzugsweise oder allein anvertraut'. Diese Einquellentheorie ist von S. auch gegen Sanders (No. 2) entschieden verteidigt worden (vgl. Wochenschr. f. klass. Phil. 1898, 491 ff.), aber bei der mangelhaften Kenntnis, die wir von den Vorlagen haben, wird sie auch ferner viel Widerspruch erfahren. S. gelingt es auch nicht, den Wechsel der Quellen immer glaubhaft zu machen. Trotz seines ungewöhnlichen Scharfsinns und seiner zuversichtlichen Sicherheit überzeugt er doch nicht immer, und einigermaßen scheint auf ihn Wölfflins unmutiges Wort (Archiv f. lat. Lex. XI 5) hinzudeuten über „diejenigen, welche nie die uns erhaltenen, wenn auch noch so berühmten und verbreiteten Autoren als benützte Quellen wollen gelten lassen, sondern lieber sich hinter einen verlorenen Autor verkriechen, wo man ihnen nichts anhaben kann, in dem Glauben, dies sei gelehrter und wissenschaftlicher.“ Bekanntlich nimmt Wölfflin die Benutzung des Polybios durch Livius für die ganze dritte Dekade an, S. so recht erst für das 30. Buch. S. giebt Seite 9—14 eine wohl erschöpfende Übersicht über die Quellenforschung über Livius seit Lachmann, die allerdings besser geordnet werden könnte. S. weist ferner darauf hin, daß L. sein Werk in Abschnitten veröffentlicht und in schon veröffentlichte Teile nachträglich in äußerlicher Weise Stücke eingeschaltet hat (IV 20, V 33, 5—35, 4, VIII 24, X 2, aus Polybios in XXIV und XXV über Syrakus, über griechische Dinge in XXVI—XXIX).

S. schreitet ganz richtig vom Bekannten zum Unbekannten vor. Er beginnt deshalb mit der IV. und V. Dekade, für die Polybios Hauptquelle ist; dazu kommen die hauptstädtischen Berichte aus Piso und Antias, endlich Schlachtenberichte u. a. aus Claudius. Danach giebt er eine Tabelle der Quellen von XXXI—XLV auf S. 43—46. In

der III. Dekade weist er zuerst die Spuren der griechischen Geschichtsschreibung nach; dann giebt er eine Quellenanalyse für XXI und XXII, indem er polybianisches Gut und direkte Quellen trennt, jenes auf Claudius zurückführt, als diese neben Claudius Coelius und im geringeren Umfange Antias annimmt; auf Piso gehe nur XXI 62 und XXII 36, 6—9 zurück. In den Büchern XXIII—XXX bleiben zunächst dieselben Quellen nachweisbar, aber daneben tritt von XXIV 4 ab direkte Benutzung des Polybios zu Tage (s. oben). Dabei giebt S. (S. 86) wenigstens so viel zu, daß man „an einigen wenigen Stellen“ zwischen Piso und Antias schwanken mag, an andern unsicher bleiben kann, ob Coelius direkt oder in „antiatischer Bearbeitung“ von Liv. benutzt sei, daß schließlich die Grenzen zwischen Coelius und Claudius nicht überall mit absoluter Gewißheit gezogen werden können. Wie mißlich übrigens die Annahme des Verf. von der weitgehenden Benutzung des Claudius durch Livius ist, hat L. Holzapfel in der Berl. phil. Woch. 1898, 594 nachdrücklich betont. Diese Besprechung ist überhaupt lesenswert.

Das eigentlich Neue im Buche ist die Quellenanalyse der ersten Dekade. Wenn man auch hier, und hier mehr als in späteren Dekaden, mit der Nennung bestimmter Namen vorsichtiger sein sollte, als es S. gewesen ist, so bleibt doch der Versuch, Licht in das Dunkel zu tragen, jedenfalls verdienstlich. Mit dieser Beschränkung sind die Tabellen, die das Ergebnis für die Bücher II—X enthalten, beachtenswert. S. hat diese gewonnen, indem er zuerst die pontifikalen Quellen ausgeschieden hat, die seiner Meinung nach in der trockeneren Fassung bei Piso, in erweiterter Überarbeitung bei Antias dem Livius vorgelegen haben. Weiteres findet S. dann durch Untersuchung der Laudationenlitteratur (S. 95 ff.); Nachrichten über Mitglieder der gens Licinia und Fabia weist er nun Macer zu, über solche der gens Decia und Quinctia dem Tubero, dem Zeitgenossen Ciceros. Jener vertrat den demokratischen, dieser einen vermittelnden Standpunkt. Über beide hatte S. besonders gehandelt Jahrb. f. Phil. 1897, 409 f. Für die Bücher VI—X bildet Claudius die Quelle in den Berichten über die Gallier und für einige andere Schlachtberichte. Die Untersuchung wendet sich nun zu II 1—33. Diese Kapitel gehen zum größeren Teile auf Tubero bezw. Macer und Macer-Tubero, zum kleineren auf die älteren Annalisten Piso oder Antias zurück. Ähnlich ist das Verhältnis auch in den nächsten Büchern. Als livianisches Eigentum läßt S. durch das ganze Werk außer einigen Übergängen und dürftigen Raisonnements eigentlich nur die direkten Reden gelten. Er untersucht ferner die Abweichungen in der Chronologie des Livius von der des Dionysius Halic. (S. 149—155) und giebt eine Vergleichung der Arbeitsweise beider (S. 184—189), die für Liv. günstig ausfällt. In einem weiteren Exkurs (S. 190—192) betont S.,

daß Dio Cassius-Zonaras Livius wenig benutzt habe, daß seine Hauptquelle überall Antias gewesen sei. Im ersten Buche endlich sei weder Piso noch Macer eingehend berücksichtigt worden, sondern namentlich Tubero, weniger Antias, aber S. räumt ein, daß eine reinliche Scheidung dessen, was beiden entstamme, undurchführbar sei (S. 199).

Zum Schlusse giebt S. noch einen Rückblick auf die Arbeitsweise des Livius, wie sie aus dem Obigen zu erschließen ist, und versucht Grundlinien einer Geschichte der römischen Annalistik zu ziehen. Zu dem Zwecke stellt er übersichtlich zusammen, was in der 1. und 3. Dekade seiner Ansicht nach auf Piso, Antias, Macer, Tubero und Claudius zurückgehe. Freilich würden daraus nur Einblicke in die jüngere Annalistik gewonnen, denn das Bild der glaubwürdigen älteren Annalistik sei in Livius' Schilderungen der alten römischen Geschichte ganz verwischt.

Sanders (No. 2) ist insoweit ein Gegner Soltaus, als er nicht allein, wie Wölfflin, die Benutzung des Polybios durch Livius schon in den ersten Büchern der 3. Dekade annimmt, sondern auch die Einquellentheorie entschieden verwirft. Wenn bei andern Schriftstellern des Altertums, z. B. bei Quintilian, die Verarbeitung eines reicheren Quellenstoffes ausgemacht sei, liege kein triftiger Anlaß vor, bei Livius eine gänzlich abweichende Arbeitsweise vorauszusetzen. Die Alten exzerpierten viel und nahmen dann eine freie Bearbeitung des für sie brauchbaren Stoffes vor, wobei abweichende Berichte oft vereinigt werden mußten. Dies sucht S. namentlich an den polybianischen Bestandteilen des 21. und 22. Buches nachzuweisen; Soltau (s. oben) nimmt dagegen an, daß diese Stücke von Livius einfach aus Claudius entnommen seien, der seinerseits Polybios benutzt habe. Für H. J. Müller (s. Jahrb. des phil. Vereins zu Berlin XXV 24) ist die Beweisführung von Sanders, soweit sie die Quellenkontamination betrifft, überzeugend. Vgl. auch L. Holzapfel, Berl. phil. Wochschr. 1899, 1161 ff.

Im wesentlichen auf Soltaus Standpunkt steht A. Weber (No. 3) in bezug auf die Quellenfrage. Hauptquelle für den spanischen Krieg sei Polybios, dessen Bericht aber mit Notizen aus einer annalistischen Quelle durchsetzt sei. Daneben sei eigenmächtig und willkürlich, aus nationaler Eitelkeit und rhetorischen Gründen, von Livius selbst manches hinzugesetzt, gestrichen, verändert. Deshalb verdiene dieser, wo er nicht mit Pol. übereinstimme oder sachlich Bedenkliches allein berichte, keinen Glauben. Um seiner Leser Eitelkeit und Geschmack zu schmeicheln, sei er sogar nicht vor Fälschungen zurückgeschreckt. W. bewertet also den Geschichtsschreiber Livius noch geringer als Soltau. Dagegen möchten wir doch auf die vorsichtige und gerechte Würdigung hinweisen, die Männer wie E. Norden (Die antike Kunstprosa u. s. w.

S. 234 ff.) und M. Schanz (Gesch. der röm. Litt. II², 251—272) dem hart Getadelten gewidmet haben. Unseres Erachtens mit vollem Rechte.

Aus dem Buche von A. Arendt (No. 4) kommt für uns das 1. Kapitel in betracht 'Polybios und Livius' (S. 18—47). Die Berichte über Syrakus stimmen bei beiden, soweit sich aus den Bruchstücken aus Pol. erkennen läßt, in den Hauptpunkten überein, weichen aber in den Einzelheiten häufig voneinander ab. Diese Abweichungen sind so zahlreich, daß sie sich nicht erklären lassen, wenn wir direkte Benutzung des Pol. durch Liv. annehmen. Besonders auffällig bleiben dann einige Stellen, an denen Liv. genauer ist. Indirekte Benutzung des Pol., etwa durch Claudius, ist abzuweisen, weil die zahlreichen Gräcismen auf einen griechischen Autor als Quelle hinweisen. Es bleibt also nur Quellengemeinschaft übrig. Pol. ist vor diesem Abschnitt überhaupt auch nicht benutzt. Die gemeinsame Quelle ist wahrscheinlich Eumachus von Neapel. Und zwar entlehnt Liv. seine Abschnitte aus diesem direkt. Diese Benutzung ist aber nur auf die speziell syrakusanischen, nicht auch auf die sizilischen Verhältnisse auszudehnen; diese sind vielleicht mit Notizen aus annalistischen Quellen vermengt. Soltaus Ansicht, Liv. habe erst diese Dinge nach Coelius, der auf Eumachus beruhe, dargestellt, dann aber nachträglich Stücke direkt aus Polybius an Stelle des ersten Berichtes eingeschoben, ist zu künstlich, um einleuchtend zu sein. Auf Eumachus sind zurückzuführen XXIV 4—7,7; 21, 1—29, 12; 31, 12—34, 16; XXV 23, 1—31, 11. Holm (Berl. phil. Wochschr. 1900, 240) macht zu Arendts Beweisführung die treffende Bemerkung, daß man in solchen Untersuchungen kleinere Abweichungen getrost auf das Konto des Geschichtsschreibers setzen möge.

Winklers (No. 5) Ergebnis für den dritten makedonischen Krieg scheint (s. H. J. Müller im Jahresb. des phil. Vereins zu Berlin XXV 26) nicht neu zu sein. Livius hat Polybius benutzt und ist zuverlässiger als die späteren Bearbeiter des Krieges, wo er es thut. Sonst steht er als Historiker tief, ist flüchtig, kritiklos, parteiisch.

Reinhold (No. 6) hat zur Übersicht über die Benutzung des Livius durch spätere Historiker folgenden Stammbaum entworfen:

Livius
|
Epitome

Periochae Orosius Chronicon

Eutrop Festus Cassiodor Obsequens

(Abgeschlossen 1. Okt. 1900.)

JAHRESBERICHT

über

die Fortschritte der classischen

Altertumswissenschaft

begründet

von

Conrad Bursian

herausgegeben

von

L. Gurlitt und W. Kroll.

Hundertundsechster Band.

Achtundzwanzigster Jahrgang 1900.

Dritte Abteilung.

ALTERTUMSWISSENSCHAFT.

Register über die drei Abteilungen.



LEIPZIG 1901.

O. R. REISLAND.

Inhalts-Verzeichnis

des hundertundsechsten Bandes.

Bericht über die Erforschung der altitalischen Sprachdenkmäler für die Jahre 1894—1897.

Von

Dr. **Gustav Herbig,**

Sekretär an der K. Hof- und Staatsbibliothek München.

Ausgeschlossen vom folgenden Bericht sind die nicht indogermanischen Sprachen der Apenninhalbinsel, also vor allem das Etruskische, das noch im vorigen Jahresbericht Bd. 87 (1897) Suppl. z. 3. Folge von dem unermüdlichen, nunmehr heimgegangenen W. Deecke hereingezogen wurde, während es für diesmal aus sachlichen und persönlichen Gründen durch den Herausgeber des Corpus Inscriptionum Etruscarum C. Pauli eine eigene Bearbeitung erfahren wird. Ausgeschlossen sind ferner von indogermanischen Sprachen aus naheliegenden Zweckmäßigkeitsgründen das Keltische im Norden und das Griechische im Süden der Halbinsel; weiter aber auch die wahrscheinlich illyrischen Dialekte im Nord- und Südosten, welche in den venetischen und messapischen Inschriften vorliegen, dazu die Sprachen, über deren Zugehörigkeit zu den indogermanischen noch keine Klärung eingetreten ist: das Ligurische, das Altsizilische und die Sprache der Inschrift von Novilara. Behandelt werden also nur die Sprachdenkmäler der alten Italiker, d. h. der osk.-umbr. und altlatein. Sprachgruppe, wobei unter jener die sog. 'sabellischen' Dialekte inbegriffen sind.

Es erscheint angemessen, das Referat über die altlat. Sprachdenkmäler mit ein paar Worten abzugrenzen gegen die Jahresberichte über lat. Epigraphik, über lat. Grammatik und vergleichende Sprachwissenschaft, die in diesen Blättern gleichfalls eine Heimstatt haben. Es werden nur die ältesten archaischen, meist vorlitterarischen und inschriftlichen Denkmäler der lat. Sprache und diese, so weit es geht, nur nach Seite ihrer sprachlichen Erklärung berücksichtigt; ein systematischer Bericht über altlat. Grammatik und über die Herleitung

ihrer Formen und Wurzeln aus der indogermanischen (idg.) Gemeinsprache liegt nicht in unserer Absicht. Wohl aber soll das Verhältnis der Sprache dieser Denkmäler zum Osk.-Umbr. im Spiegel der jetzt herrschenden Meinungen hervortreten. Möglichst nach allen Seiten hin wird berichtet über die Forschung auf dem Gebiet der osk.-umbr. Dialekte, welche, anders als das Altlateinische, im langen Fluß dieser Jahresberichte bloß hier an die Oberfläche gelangen. Im besonderen aber müssen zur Erläuterung dieser Dialektdenkmäler auch die Meinungen über ur- und voritalische Verhältnisse bei Gelegenheit besprochen werden. Denn die osk.-umbr. Probleme sind in den letzten Jahren fast ausschließlich von indogermanistisch geschulten Forschern bearbeitet worden — eine natürliche Folge der Thatsache, daß wir zum Verständnis des osk.-umbr. Sprachmateriales bei der spärlichen und trümmerhaften Überlieferung noch mehr auf die verwandten idg. Sprachzweige angewiesen sind als im Altlateinischen, dessen Stämme und Formen zunächst wenigstens aus dem späteren Latein gedeutet werden können.

I. Hauptwerke.

An die Spitze des Berichtes stellen wir drei Werke, welche dem von uns behandelten Zeitraum ein ganz bestimmtes Gepräge aufdrücken: ich meine die großen Kodifikationen unseres bisherigen Wissens auf diesem Boden, die wir v. Planta und Conway verdanken, sowie Bucks zusammenfassenden Aufsatz, The Oscan-Umbrian Verb-System. Es kann hier nur ein Begriff von der Einteilung und dem reichen Inhalt namentlich der beiden ersten Werke gegeben und eine allgemeine Würdigung versucht werden; Einzelheiten sind ohnedies im Verlauf unseres Berichtes immer wieder heranzuziehen.

Robert v. Planta, Grammatik der oskisch-umbrischen Dialekte. Straßburg, Karl J. Trübner, 1892—97.

1. Bd. Einleitung und Lautlehre. 1892. (VIII 600 S.)

2. Bd. Formenlehre, Syntax, Sammlung der Inschriften und Glossen, Anhang, Glossar. 1897. (XV 772 S.)

Rezensionen*) (des zweiten Bandes oder des Gesamtwerkes): LC 1897 No. 9 Sp. 306—307 (Bgm.). — DL 1897 No. 20 Sp. 171—172 (C. Pauli). — WfklPh 1897 No. 42 Sp. 1145—1147 (Bartholomae). — NphR 1898 No. 1 S. 9—11 (C. Pauli). — Eos IV 2 (1898) S. 178—184 (F. Krečck). — ClR 12 (1898) S. 254—257 (R. S. Conway).

*) Ein Rezensionenverzeichnis ist nur den Werken beigegeben, die sich ganz oder überwiegend mit unseren Problemen befassen; es fehlt bei Büchern, deren Schwerpunkt auf anderem Gebiet liegt, und die unsere Fragen nur in größeren Rahmen oder ganz gelegentlich streifen.

R. S. Conway, The Italic Dialects edited with a Grammar and Glossary.

Vol. I., containing Part I. — The Records of Oscan, Umbrian and the Minor Dialects, including the Italic Glosses in Ancient Writers, and the Local and Personal Names of the Dialectical Areas.

Vol. II., containing Part II. — An Outline of the Grammar of the Dialects, Appendix, Indices and Glossary.

Vol. I. und II. Cambridge 1897. Vol. I. S. I—XIII, 1—456. — Vol. II. S. 457—686.

Rezensionen: DL 1898 No. 1 Sp. 11—13 (C. Pauli). — WfklPh 1898 No. 8 Sp. 207—211 (Bartholomae). — LC 1898 No. 9 Sp. 298—299 (C. P. d. L.). — ClR 12 (1898) S. 164—165 (W. M. Lindsay). — Bofiel IV, 10 S. 218—220 (A. G. Amatucci). — Ath. 3677 S. 497. — AJPh 19 (1898) S. 90—93 (M. Warren).

Carl Darling Buck, The Oscan-Umbrian Verbsystem. Studies in Classical Philology Vol. 1. (Chicago 1895.) S. 124—187.

Rezensionen: LC 1895 Sp. 1561—1562 (Bgm.). — BphW 15 (1895) Sp. 1488—1490 (F. Skutsch). — ClR 9 (1895) S. 460—461 (Hans Oertel). — ZföG 1896 S. 144—145 (Fr. Stolz). — WfklPh 1896 No. 29 Sp. 794—795 (W. Deecke).

Über Bd. 1 von Plantas Grammatik hat bereits W. Deecke im letzten Jahresbericht Bd. 87 (1897) S. 41—42 gesprochen. Es war ein Mißverständnis von ihm, das künftige Erscheinen von zwei weiteren Bänden anzuzeigen: v. Planta hat in der 'Vorbemerkung' zum 1. Bd. nur einen 'zweiten und letzten' Band in Aussicht gestellt. Freilich folgte der 2. dem 1. nicht, wie es ebendort angekündigt wurde, binnen Jahresfrist, sondern zwischen der 'Vorbemerkung' zum 1. und dem 'Vorwort' zum 2. Band liegen mehr als 4 Jahre.

v. Planta hat es sich zunächst zur Aufgabe gemacht, von bestimmten Formen-, Funktions- und syntaktischen Gruppen alle überlieferten Beispiele zu sammeln und sein ganzes Material dem Leser vorzulegen: ein umständliches, aber bei der Dürftigkeit der Überlieferung notwendiges Verfahren. Aber er ist nicht nur Statistiker, nicht nur beschreibender Grammatiker: er will vor allem erklären und so der vornehmsten Pflicht des modernen Sprachforschers Genüge thun. Methode und Darstellungsweise sind dabei die der vergleichenden idg. Sprachwissenschaft, wie sie uns jetzt am klarsten aus Brugmanns Grundriß entgegentritt. Daß v. Planta sein Buch nicht in Einzelgrammatiken der osk., umbr., pälign., falisk. und anderer Sprachüberreste auseinander-

reißt, sondern die Dialekte nach den verschiedenen sachlichen Gesichtspunkten der Grammatik immer in einem Abschnitt nebeneinander behandelt, ist durchaus zu billigen, weil in erster Linie die Formen und Fügungen der verschiedenen Dialekte sich gegenseitig erklären müssen. Man wende nicht ein, daß bei diesem (wie übrigens bei jedem vergleichenden) Verfahren die Individualität der Einzelsprache zu kurz kommt. Aus den Mosaikstückchen, die auf uns gekommen sind, läßt sich das ganze Bild überhaupt nicht mehr zusammenstellen; andererseits hat v. Planta Bd. I S. 6 ff. 'Die Sprachen und Völker des alten Italiens' durch kurze Charakteristiken der einzelnen Dialekte bewiesen, daß gerade auch auf grund der vergleichenden Methode Bilder rekonstruiert werden können, in welchen neben den gemeinsamen, auch die besonderen und individuellen Züge wieder lebendiger hervortreten.

v. Planta liebt es, auch in Detailfragen erschöpfende Litteraturnachweise zu geben und auf die Ansichten anderer Gelehrter näher einzugehen, als es Brugmann bei der ungeheuren Ausdehnung seines Arbeitsgebietes möglich war. Wir gewinnen dadurch einen guten historischen Einblick in das Werden und den Wandel einzelner Probleme; wir brauchen nicht mühselig überall nachzugraben, um zu begreifen, warum die Frage jetzt gerade so und nicht anders formuliert wird. Daß der Verfasser sich häufig bescheidet, verschiedene fremde und eigne Erklärungsversuche nebeneinanderzustellen, ohne sich für einen zu binden, wird nur der ihm übelnehmen, der subjektive Entschiedenheit sachgemäßer und ehrlicher Resignation vorzieht. Besondern Dank verdient, daß er sich, vor allem in den Abschnitten über Deklination und Konjugation, das Lateinische in weitem Umfang zu nutze macht: er baut damit eine Brücke, auf welcher auch Latinisten rasch und sicher zu den osk.-umbr. Fragen hinübergeführt werden.

An der Spitze des 2. Bandes steht ein nach den Namen der Verfasser alphabetisch geordnetes Litteraturverzeichnis von großer Vollständigkeit, das nur für die ältere Litteratur zu einzelnen Inschriften auf die Sammlungen von Fabretti und Zvetaieff verweist. Die Nominalstammbildung wird zuerst behandelt (S. 1—78). Zu Anfang und zu Ende des Abschnittes führt uns v. Planta die verhältnismäßig zahlreichen Beispiele der Wurzelnomina und die nicht gerade häufigen Fälle der Wortkomposition vor Augen; den weitaus größten Teil (S. 2—74) nimmt die lange Reihe der Belege für die stammbildenden Suffixe ein.

Der folgende Abschnitt bringt die Deklination der Nomina (S. 79—188); der einleitende § 270 stellt drei Entwicklungsphasen geschickt und übersichtlich zusammen: 1. Die Veränderungen in der italischen Nominalflexion gegenüber der indogermanischen; 2. die Unterschiede der osk.-umbr. Nominalflexion von der lateinischen; 3. die geringfügigen

Deklinationsunterschiede innerhalb des Oskisch-Umbrischen. Von den ā-, o-, i̯o-, i-, u-, ē-, den diphthongischen und konsonantischen Stämmen wird jede einzelne Gruppe gleich durch alle Kasus durchgeführt. Den Ausgangspunkt bildet überall die idg. Kasusendung, die dem Leser meist als etwas Gegebenes vorgelegt wird; Meinungsverschiedenheiten über ihre Feststellung werden nur dann berührt, wenn die osk.-umbr. Dialekte zur Entscheidung der Frage von Belang sind, wie etwa bei den i̯o-Stämmen: hier wird der Erörterung der einzelnen Kasus ein größerer allgemeiner § (275) vorausgeschickt. Mit einer Tabelle der Deklinationsendungen nach der Schreibung der Denkmäler schließt der Abschnitt.

Den 3. Teil nehmen die Adverbia, die Zahlwörter und die Komparation ein. Von den Adverbien (Präpositionen, Konjunktionen u. s. f.) werden in der Formenlehre (S. 189—194) nur solche behandelt, die deutlich als Kasusformen erkennbar sind, alles Übrige wird der Syntax zugewiesen — ein rein äußerliches Teilungsprinzip, das sehr viel gegen sich hat. Bei der Zahlwortbildung (S. 194—200) verweist v. Planta etwas summarisch auf Brugmanns Grundriß; bei der Behandlung der Komparation (S. 200—208) tritt das Verhältnis der italischen zu den indogermanischen Formen klarer hervor. Das sehr schwierige Kapitel der Pronomina (S. 209—234) zerfällt in drei Teile: die Stämme der Demonstrativa, sowie der Relativa, Indefinita und Interrogativa (§ 288), die Besonderheiten der Pronominalflexion nebst den angehängten Encliticis von hervorhebender Bedeutung (§ 289), die Personalpronomina und Possessiva (§ 290). Man vermißt, wie in den meisten Einzelgrammatiken, ein zusammenfassendes Kapitel, das in großen Zügen, wie es v. Planta bei anderen Gelegenheiten z. B. in § 270 gethan hat, über das Verhältnis der pronominalen zur nominalen Deklination und über die Ursachen ihrer Vermischungen Aufschluß gäbe.

In der Bearbeitung der verbalen Stammbildung und Konjugation (S. 235—406) hat v. Planta an Buck The Oscan-Umbrian Verb-System einen tüchtigen Mitbewerber gefunden; leider konnte er den Aufsatz nur mehr für die Syntax verwerten. Auch die von Planta zum ersten Mal vollständig ausgearbeitete osk.-umbr. Syntax (S. 407—490) hat in dem entsprechenden Abschnitt von Conways Buch (II S. 497—520) und für die Funktionslehre des Verbums auch in Bucks Aufsatz S. 137—150 höchst beachtenswerte Gegenstücke erhalten. Schließlich steht auch in der Sammlung und Erklärung der Inschriften und Glossen von Plantas Arbeit S. 491—765 der 1. Bd. von Conways Werk würdig zur Seite. Ich ziehe es vor, diese drei Teile von Plantas Grammatik gleich im Zusammenhang mit ihren Gegenbildern vorzuführen. Viel-

leicht läßt die unmittelbare Gegenüberstellung besser als eine trockene Inhaltsangabe das Charakteristische der einzelnen Arbeiten hervortreten.

Ich vergleiche zunächst, wie Buck, v. Planta und der nur einen Abriß der Grammatik liefernde Conway die Formenlehre des Verbums behandeln. Buck giebt mit dankenswerter Rücksicht auf die besonderen Bedürfnisse der Latinisten einen Überblick über das osk.-umbr. Verbum auf Grundlage der überlieferten latein. Konjugationen: im Rahmen dieser werden auf 4 Tabellen osk.-umbr. Paradigmata zusammengestellt, auf einer 5. folgen Beispiele der unthematischen Konjugation.

Aus den einzelnen Kapiteln dieses allgemeinen Teiles (S. 126—150) hebe ich hervor: I. The Conjugation-Types. Die 4 Konjugationsreihen im Latein. und Umbr.-Osk. sind gleich, also uritalisch; sie fallen aber, vom Standpunkt des Indogermanisten aus gesehen, in sehr verschiedene Präsensklassen auseinander. Bemerkenswert ist das ziemlich gleichartige Verhalten der Präsensvokale ā ē ī in den osk.-umbr. und den latein. Tempusstämmen. — Den interessanten latein. Typen flīgere: prōflīgāre, capere: occupāre (Brugmann Grundriß II S 957 Ber. ü. d. Verh. d. Sächs. G. d. W. 49 (1897) S. 144 Anm. 1 und Referent Idg. Forsch. 6 (1896) S. 237) entsprechen umbr. *anzeriatu*, aseriatu 'observato': seritu 'servato', osk. *dadîkatted* 'dedicavit': deicum 'dicere'. — Verba wie capiō, faciō gehörten ursprünglich enger zur 4. als zur 3. Konjugation, vgl. legit, legitō aus *leget(i), *legetōd, aber capit, capitō aus *capit(i) *capitōd. — II. The Modal System. a) Die Vermischung von Konjunktiv und Optativ ist im Osk.-Umbr. wie im Latein. vorhanden, nur war der Konj. Perf. im Latein. ursprünglich ein Optativ, im Osk.-Umbr. ein Konjunktiv. Thematische Optative (φέροι, aind. bharet) finden sich auf ital. Boden nicht. b) Die Verteilung der ā- und ē-Konjunktive ist mit geringen Abweichungen die gleiche im Osk.-Umbr. und im Latein. c) Der idg. -tōd Imperativ lebt in beiden Sprachgruppen weiter, doch gehen die Plural- und Passivformen auseinander. Der latein. Imp. Praes. ist im Osk.-Umbr. überaus selten. III. The Tense-System. Dasselbe ist zwar im wesentlichen das gleiche, doch treffen wir auf keinem Gebiet größere Verschiedenheiten zwischen Latein. und Osk.-Umbr. Das Plusquamperfekt scheint im Osk.-Umbr. zu fehlen. In dem Mischtempus Perfekt sind im Latein. wie im Osk.-Umbr. verschmolzen: thematische Aoriste (osk. fuid 'fuerit' wie latein. fuit), ē-Perfekte (osk. hipid 'habuerit' wie latein. vēnī u. ä.), reduplizierte Perfektformen (osk. *dedet* 'dedit'). Dagegen fehlen dem Latein. die osk.-umbr. f- und t-Perfekte, während für das latein. v-Perfekt (anders v. Planta Gramm. II S. 356 vgl. auch u. S. 8) und den latein. s-Aorist im Osk.-Umbr. sichere Beispiele vergebens gesucht werden. Verschieden sind auch Futur I und II. Jenes, umbr. ferest aus *feres-e-t, entspricht

dem griech. Futur; dieses besteht aus einem Part. Perf. Akt. mit dem Konjunktiv des Verbums für 'sein': umbr. benust aus *benus-set. IV. The Voices. Das r-Passiv ist dem Osk.-Umbr., dem Latein. und dem Kelt. gemeinsam. Formen wie umbr. ferar, osk. *sakrafír* fehlen aber im Latein. gänzlich. V. The Verbum Infinitum. Der Infinitiv Präsens ist formell verschieden (osk. ezum, umbr. erom, latein. esse). Das latein. Gerundium, der Inf. Perf. Akt., der Inf. Fut., der Inf. Praes. Pass. und das Part. Fut. Akt. scheinen dem Osk.-Umbr. fremd zu sein, dagegen besitzen diese Dialekte ein im Latein. unbekanntes Part. Perf. Akt. Alles in allem sind die formellen Übereinstimmungen des osk.-umbr. und des latein. Verbalsystems viel schwerwiegender als die Verschiedenheiten.

Diesem allgemeinen Teil, der zweifellos mit großem Geschick die Einzelergebnisse zu einem klaren Bild vereinigt, wären am ersten Conways kurz zusammengefaßtes Kapitel über die Verbal Inflexion II S. 484—495 oder die Übersichten zu vergleichen, mit denen v. Planta öfters seine Einzelausführungen einleitet: § 301 bespricht er die Charakteristika des ital. Verbalsystems gegenüber dem indogermanischen, die Unterschiede des osk.-umbr. Verbums vom lateinischen und die Verschiedenheiten desselben innerhalb der osk.-umbr. Dialekte, vgl. schon Bd. I S. 10; S. 237 ff. werden die traditionellen lateinischen und die osk.-umbr. 'Konjugationstypen' erörtert; § 297 und 303 enthalten allgemeine Bemerkungen über die Formengruppen der Tempora und Modi u. s. f.

Buck behandelt in einem 2. Teil 'The Oscan-Umbrian Verb-System in Detail' S. 150 ff.; einige Hauptpunkte seiner Vermutungen oder Entscheidungen will ich vorlegen. Osk. *manafum* erklärt B. S. 150/1 als 1. Sing. des Perf. aus *manafuo-m zur 3. Sing. *manafu̯ed, *aamanaffed*; er kommt aber selbst trotz seines Skeptizismus S. 171 in der Class. Rev. 10 (1896) S. 194 (s. u. S. 26) dazu, *aamanaffed* einem -*manffed aus -*man-fe-fed (lat. *mandidit) gleichzusetzen; -fe-fed würde also zur idg. Wurzel dhē gehören und dem aind. Injunktiv da-dhat entsprechen. Danach wäre -fum in *manafum* aus *-fe-fom = aind. dadham; zu f statt ff vgl. amanafed bei v. Planta II S. 536 in der freilich nicht ganz unverdächtigen (ebd. S. 643) Inschrift von Casacalenda, die auch profated statt des gewöhnlichen *prúfatted* bringt: natürlich ist mit diesem Hinweis die Frage nicht gelöst. Pascal erklärt *manafum* als Präsens mit -m wie sum und mit f aus *dh = lat. d in mando aus *mandhō und crēdo, aind śrad-dhā- (Pascal, La tavola osca di esecrazione S. 7 ff. Napoli 1894, Auszug aus Rendic. dell' acc. di archeol., lettere e belle arti. Ich citiere nach v. Planta II S. 430 Anm. 3 und S. 625.) Das Richtige an Pascals Ver-

gleich ist, daß osk. *súm*, *sum* und *manafum* der Form nach gleichgebildete Injunktive sind und von Haus aus auch die präsentische Zeitstufe bezeichnen können (vgl. dazu die Ausführungen des Ref. über den Injunktiv Idg. Forsch. 6, 1896 S. 247); auch der Zusammenhang ist bei *manafum* der präsentischen Bedeutung günstig (v. Planta II S. 430). Andererseits läßt es sich aber schwer von amanafed und *aamanaffed* mit ihrer sicher schon präteritalen Bedeutung trennen. Die Frage ist bei der Vereinzelung der Form nicht zu entscheiden. Dagegen darf ich wohl einen Versuch wagen, der die Doppelformen mit -f- und -ff-, wie mir scheint, in überzeugender Weise erklärt; ich setze

-fum = aind. dham
-fed = aind. dhat, dagegen -ffed aus *-fe-fed = aind. da-dhat.

Über die aind. Formen vgl. Das Petersburger Wörterbuch s. v. — W. D. Whitney, Die Wurzeln, Verbalformen und primären Stämme der Sanskrit-Sprache = Bibliothek idg. Grammatiken, Bd. II Anhang II. Leipzig 1885 S. 82. — Derselbe, Indische Grammatik = Bibliothek etc. Bd. II 1879 § 847 § 672. — Brugmann, Grundr. II § 932. — Umbr. s u b o c a u u. S. 151. v. Planta bespricht die Form Gramm. II S. 361—364 und möchte sie am liebsten aus *sub-ocāuum ableiten, d. h. sie als ein u̯-Perfekt mit der Endung von *manafum* betrachten. Thurneysen will dagegen, wenn von den umbr. Formen subocau suboco die eine durchaus ein Perfekt sein solle, noch lieber die zweite als solches ansehen, mit der Endung -o(m) wie in osk. *manafum*, aber starker Bildung. Wahrscheinlicher dünkt ihn, daß in suboca(u)u der Abl. des Nomen verbale vorliege, dessen Acc. als Inf. fungiere, vgl. osk. *tríbarakavúm* (Idg. Anz. 9 S. 185). Buck führt subocauu auf *subocāi̯ō, Brugmann auf *sub-u̯ocāi̯ō zu latein. voco zurück (Grundr. I² S. 323 und 846), wobei -uu -ū bezeichnen würde. Tio(m) suboca(u)u steht nach v. Planta (S. 361) teils allein (14 mal), teils folgt darauf suboco (9 mal); suboco kommt ohne vorausgehendes suboca(u)u nicht vor. Es wird also (trotz Thurneysens Gegenbemerkung l. c. S. 185/6) subocauu ein Verbum finitum sein. Eine weitere Hypothese läßt sich leicht aus Brugmanns Erklärung von suboca(u)u und Thurneysens beiläufiger Erklärung von suboco kombinieren: subuocāi̯ō subu̯ocom, wobei vielleicht das Verhältnis von u̯ocom zu einem aind. Injunktiv *vacam neben dem reduplizierten Aorist a-vocam einer näheren Untersuchung würdig wäre. — Für weiteres muß ich mich kurz fassen: umbr. *s e s t e* (S. 151/2) = latein. sistis gegen Brugmann, Berichte üb. d. Verh. d. sächs. Ges. d. Wiss. 1890 S. 216, der *sests für sistis erwartet; Buck weist wegen der Nichtsynkopierung auf osk. *kúmbened* vest. didet. — Osk. *k a h a d* (S. 153) ist Konj. Praes. der 3. Konjugation; *kahum: incohāre = capere: occupare. Auf der 3. Zeile des letzten Abschnittes von S. 153 muß es statt subjunctive natürlich indicative heißen.

Auch in der Syntax S. 146 ff. wird der Konjunktiv gegen Bücheler verteidigt. — In osk. *dadid* (S. 153—4) sieht jetzt B. mit Brugmann einen Optativ der alten unthematischen Flexion, während er die Form in seinem Vocalismus der osk. Spr. (1892) S. 84 noch als ē Konjunktiv betrachtet. — Die Endungen der umbr. Imperative des Plurals -*tuta*, -*tutu*, -tuto werden S. 156 wieder als Verdopplung der Singularendung -tu (idg. *-tōd Abl. Sing.) betrachtet. Vgl. dazu v. Planta Gramm. II S. 306—307, der gewichtige lautliche Gründe dagegen anführt. — S. 158—159 setzt B. für umbr. *heriest*, heriest einen Stamm herio-, nicht einen Stamm herē- an, wie Bronisch wollte. S. auch S. 164—165. — Mit vielem Geschick werden die verschiedenen osk.-umbr. Formen des Verbums, das 'stehen' bedeutet, unter dem Stamm *staiē- vereinigt S. 160—162; nur *eestínt* will sich nicht in den Rahmen fügen, die Frage wird nicht gelöst 'by the simple supposition of syncope from *eestahínt.' — Osk. *ist* S. 162 soll ein ēst repräsentieren; dieses steht und fällt mit latein. ēs. Aber das metrisch lange es bei Plautus scheinen mir Skutsch, Forschungen z. latein. Gramm. u. Metrik. Heft 1 (1892) S 60 Anm. und seine dort angeführten Vorgänger überzeugend als ess, nicht als ēs erklärt zu haben. — S. 163—164 sind die verschiedenen Stämme der idg. Wurzel dhē im Umbr.-Osk. zusammengestellt: *fak(i)iō (Osk. *fakiiad*), fak- (Umbr. *fakust*), Osk. ἀνα-φακετ (vgl u. S. 26—27), fēk- (Umbr., nicht wie B. aus Versehen schreibt: Osk., feitu), fifēk- (Osk. *fifikus*), fefac- (O. fefacid, fefacust). Dazu kommen aber noch: fe-f-, aind. da-dh- und f-, aind. dh- (siehe o. S. 8 und u. S. 26); ferner fē- (Umbr. *feia* und entgegen der Ansicht von Buck höchst wahrscheinlich auch Umbr. feitu, fetu; vgl. darüber v. Planta Gramm. I 358 f. 369 f. II 257). — S. 165—166 wird das p in Osk. hipid, hipust als Produkt einer semasiologischen und lautlichen Vermischung von capiō und habeō mit vielem Scharfsinn wahrscheinlich gemacht. — S. 166—169 werden alle erhaltenen Tempus- und Modusformen zusammengestellt. — Das Verhältnis der -tt- zu den -ff-Perfekta kommt S. 170—172 zur Sprache. Die sehr vorsichtigen Ausführungen Bucks sind inzwischen überholt, da von den ff-Formen zwei (Osk. *prúffed* und *aamanaffed*) anderweitig erklärt wurden (siehe S. 26), und die dritte *staieffuf* (Buck S. 184—185) auf einer falschen Lesart beruht. Conway verwirft die Lesung *staieffuf* (The Ital. Dial. II S. 623 I S. 117) und sieht in *staief fuf* das letzte f für zweifelhaft an; v. Planta hält die Lesung d für sicher und f für ausgeschlossen (Gramm. II S. 518—519); staief ist ihm entweder ein Part. Praes. mit -f aus -nts oder ein feminines Verbalabstrakt zu sta- im Sinne von 'Aufstellung, Weihe', fud eine Konjunktiv- oder eine Injunktivform 3. sg. mit konjunktivischer (voluntativer) Bedeutung. Wie dem auch sein mag, alle

Erklärungen, die alle Formen des -f- und -ff-Perfekts auf eine Linie stellen wollen, scheinen verfehlt. Wenn ferner die Zusammenstellung des -ff- und des -tt-Perfekts für künftig aus der Debatte scheidet, kommen wir vielleicht eher zu einer befriedigenden Erklärung der -tt-Formen. Bartholomaes (Bezzenbergers Beitr. 12 S. 80 ff.) Gleichsetzung von -tt- mit latein. -ss- in Formen auf -assem -assim hat noch schwere lautliche Bedenken (v. Planta Gramm. I S. 475—476). — Die Spuren des s-Aoristes und v-Perfektes im Osk.-Umbr., etwa osk. *upsed* und *tríbarakavúm*, werden mit Recht als sehr unsicher bezeichnet (S. 173—175). — Die osk.-umbr. Passivformen mit r zerfallen nach B. S. 177 ff. in 4 Klassen, wovon die beiden letzten sicher sekundär seien. Wir finden: 1. Formen, in welchen r allein als Personalendung erscheint (Umbr. ferar, ier), 2. Formen auf -ter und -tur, den latein. Bildungen auf -tur entsprechen (osk. *sakarater*, umbr. *emantur*)*), 3. Modale Formen, in denen das Konjunktivzeichen zwischen t und r steht (umbr. hertei aus *hertēr, osk. *lamatir* aus *lamātēr), 4. Modusformen, in denen das Moduszeichen vor und nach dem t steht (osk. *krustatar*, *kaispatar* und *sakraítir*). Der Typus 3 erklärt sich aus dem Verhältnis: Konj. *fer(e)tēr zu Ind. *fer(e)ter wie Konj. *ferēr zu Ind. *ferer, oder *fer(e)tār zu *fereter nach ferar zu *ferer. Die Gleichung ist so scharfsinnig wie unsicher. Typus 4 ist eine Vermischung von Klasse 2 und 3. In der Frage nach dem Ursprung von Klasse 1 und 2 lehnt sich B. S. 180—182 in der Hauptsache an Zimmer an (Kuhns Zeitschrift 30, S. 274 ff.), während v. Planta Gramm. II S. 382 ff. begründete Bedenken vorbringt. — Ein Part. Perf. Akt. sucht B. in osk. *staieffuf* mit der urspr. Endung auf -*ōns, in dem 't-Perfekt' osk. deivatuns 'iurati', in dem 'f-Perfekt' umbr. *spafu* (Nom. Sing. Masc.). *Staieffuf* fällt nach dem S. 9 Geäußerten weg; die beiden anderen Formen, die einen Übergang von der -nt- zu der -n-Deklination voraussetzen, legt B. selbst nur versuchsweise vor (S. 186). —

Es sind im vorausgehenden gelegentlich v. Plantas und Conways Ansichten auch über Einzelheiten beigezogen worden, es soll auch im folgenden in derselben Weise geschehen. Unmöglich kann aber hier alles aufgeführt werden, was an ihren Meinungen in Hunderten von Fragen als wahrscheinlich oder als neu bezeichnet werden darf. Der wesentliche Fortschritt, den wir ihren Werken verdanken, beruht ja nicht darauf, daß sie eine Anzahl neuer Erklärungen wagen oder unter

*) Die morphologische Trennung von latein. emantur, die G. A. Turner und R. S. Conway Idg. Forsch. 4 (1895) S. 217 versuchen, ist ganz unwahrscheinlich.

den vorhandenen die eine oder andere durch ihre Autorität lebensfähiger machen, sondern darauf, daß sie auf einem Gebiet, wo neue Hypothesen wohlfeiler sind wie Brombeeren, mit Umsicht, Besonnenheit und ausgebreiteter Sachkenntnis ein solides Fundament geschaffen haben, auf dem die Zukunft weiter bauen kann.

Zwei größere Abschnitte jedoch stellen sich in ihrer Gesamtheit als etwas Neues dar: die systematische Syntax der Dialekte und Conways Sammlung der Lokal- und Personalnamen des osk.-umbr. Sprachgebiets.

Die Syntax wird bei v. Planta S. 407—490 ausführlich, bei Conway in den Notes on the Syntax of the Dialect Inscriptions S. 497—520 in aller Kürze dargeboten, für die Syntax des Verbums konnten sie beide schon die einschlägigen Abschnitte in Bucks Aufsatz S. 137—150 verwerten, die auch B. Delbrück im 2. Band seiner Vergleichenden Syntax (s. S. 310) mit Dank benutzt hat.

v. Planta bearbeitet unter steter Verweisung auf Delbrücks Werk und Drägers Historische Syntax der latein. Sprache das ganze Gebiet der nominalen, pronominalen und verbalen Funktionslehre, sowie die Lehre vom Satz. Ganz besondere Aufmerksamkeit schenkt er den Prä- und Postpositionen, sowie den Partikeln (a. vom Relativ abgeleitete, b. von anderen Pronominalstämmen abgeleitete Partikeln, c. pronominale Encliticae, d. Negationen, e. Verbalformen): hier galt es, Teile aus der Formenlehre nachzuholen und etymologische Aufschlüsse zu geben. Wünschenswerte Ergänzungen finden Stücke von Plantas Ausführungen, namentlich jene, die von den Tempora und Modi des abhängigen Satzes handeln, in Bucks Aufsatz S. 141 ff.: auf diesem von den Amerikanern jetzt durchwühlten Boden stand dem Verfasser die Unterstützung von Prof. Hale zur Seite. Natürlich gehen die Auffassungen v. Plantas und Bucks noch öfters auseinander, z. B. in der Frage der osk. pod . . . mins und der latein. quōminus-Sätze (v. Pl. II S. 481—482; B. S. 141, wo die wörtliche latein. Übersetzung einer Stelle der Tab. Bantina 10 und 11 entgleist ist). Conway verzichtet darauf, eine vollständige Syntax der Dialekte zu geben, da die Zahl der Inschriften zu gering sei; er will nur die Hauptähnlichkeiten und Verschiedenheiten mit dem Lateinischen hervorheben, alles rein Hypothetische ausschließen und seine Notes bloß als Kommentar zu den Inschriften betrachtet wissen; im Index IV S. 593—594 sind daher noch einmal alle Stellen aus den Inschriften zusammengestellt, die in der Syntax besprochen wurden. Der Hülfe von J. P. Postgate auf diesem Feld wird in der Vorrede des 1. Bandes dankbar gedacht.

Auch in der Syntax zeigen die Dialekte und das Lateinische, besonders das Altlateinische, fast durchaus dieselben Züge. Freilich

weist J. Netušil in einer Besprechung von Plantas Grammatik (Filologičeskoe Obozrěnie Tom 14 (1898) Otděl vtoroj S. 11—18) m. E. mit Recht darauf hin, daß wir für die Syntax osk.-umbr. Sprachdenkmäler, ihrer ganzen Natur nach, eine Abhängigkeit von der latein. Formelsprache ähnlicher Dokumente von vornherein annehmen müssen.

---

v. Planta und Conway bringen schließlich noch eine vollständige Sammlung der Inschriften und Glossen: sie nimmt bei v. Planta fast 200 Seiten des 2. Bandes ein (S. 491—673), während Conways ganzer 1. Band ihnen und einer Sammlung der geographischen und Personennamen gewidmet ist.

Die Inschriften sind nicht in Faksimile, sondern in Transskription wiedergegeben, aber so genau, fast immer nach Autopsie, daß ein Abklatsch oder eine Photographie in vielen Fällen entbehrt werden kann und nur ein paar Faksimile-Tafeln zur Veranschaulichung erwünscht wären. v. Planta bringt den Text mit gegenüberstehender lateinischer, möglichst wörtlicher Übersetzung; die Anmerkungen unter dem Text enthalten die Fundstätte und den Aufbewahrungsort der Inschriften, sie skizzieren dieselben nach Material, Form und Größe und nehmen Stellung zu den verschiedenen Lesmöglichkeiten mehrdeutiger Buchstabenüberreste. In einem eigenen Anhang (S. 596—673) folgen Bemerkungen zu den einzelnen Inschriften, welche zunächst die Anmerkungen unter dem Text erweitern, dann aber auch die neueren Erklärungsversuche kritisch erörtern und eigene Vermutungen vorbringen; für ältere Erklärungsversuche ist S. 492 ein für allemal auf Zvetaieffs Sylloge Inscriptionum Oscarum und Inscriptiones Italiae Mediae Dialecticae verwiesen. In dem nach Dialekten geordneten Glossar wird noch einmal eine latein. Übersetzung zu jeder Form gegeben, außerdem sind alle Stellen, an denen das Wort auf Inschriften oder in der Grammatik vorkommt, genau verzeichnet. Die Inschriften selbst folgen einander in geographischer Ordnung von Süden nach Norden, eine Anordnung, die für die Erkenntnis mancher Dialektübergänge und landschaftlicher Verschiedenheiten von Wichtigkeit ist. Über das gegenseitige Verhältnis der einzelnen Sprachgruppen und Völker hat sich v. Planta schon im 1. Band S. 12—29 geäußert, desgleichen über die Chronologie der Inschriften S. 29—36.

Conway giebt als Einleitung oder unter dem Text zu jeder Inschrift noch eine genauere Beschreibung ihrer Geschichte und ihres Zustandes als v. Planta, der apparatus criticus folgt in der Regel unter dem Text, das Litteraturverzeichnis am Schluß des apparatus. Die Texte sind je nach dem Alphabet der Originale mit verschiedenen

Typen musterhaft gedruckt. Die Grammatik der Inschriften ist sehr kurz gehalten; die Lautlehre fehlt ganz; die Formenlehre enthält fast nur Paradigmata mit Ausschluß zweifelhafter Formen (S. 469—496); dagegen werden die Alphabete der einzelnen Dialekte, ihre Herkunft und ihre Veränderungen, mit ersichtlicher Vorliebe behandelt (S. 458—468). Von der Syntax wurde oben schon gesprochen. Der Index V 'Glossary to the Dialects' bringt eine latein. Übersetzung und vollständige Stellenangaben; die Formen der einzelnen Dialekte sind in einem ungeschiedenen Alphabet aufgeführt. In einem VI. Index werden die lateinischen Wörter zusammengestellt, die zum Osk.-Umbr. in besonderen Beziehungen stehen.

Neben den Inschriften bilden die Glossen, sowie die Personen- und geographischen Namen eine indirekte Quelle für unsere Kenntnis der Dialekte. v. Planta hatte schon I 37 auf die früheren Glossensammlungen (von Henop, Mommsen, Lepsius, Zvetaieff, Bücheler) aufmerksam gemacht; II 589—595 hat er alle Citate dialektischer Wörter, die bei alten Schriftstellern erhalten sind, nach Sprachen geordnet, in alphabetischer Reihenfolge zusammengestellt. Die Orts- und Personennamen des osk.-umbr. Sprachgebietes werden nur gelegentlich berührt (am häufigsten in der nominalen Stammbildungslehre). Zu einer Sammlung des vorhandenen Materiales ist v. Planta nicht gekommen.

In diese Lücke ist Conway eingetreten: er bringt hinter den Inschriften jedes einzelnen Sprachgebietes neben den Glossen auch die geographischen und die Personennamen. Diese 3 Kategorien werden je nach der Zuverlässigkeit der Überlieferung in je 3 Klassen geteilt, welche die (nach Form, Zeit und Örtlichkeit) gut bezeugten, die weniger sicheren und die zweifelhaften Glossen und Namen enthalten. Die Namen stammen hauptsächlich aus den Indices des Corp. Inscr. Lat. IV IX X XIX XI 2, z. T. aus Kaibels Inscr. Graecae Italiae et Siciliae, auch aus Fabrettis Glossar zu seinem Corp. Inscr. Ital. Gelegentlich wurden auch bloß durch Schriftsteller überlieferte Namen aufgenommen, doch sind diese nicht systematisch gesammelt. Den antiken Platznamen hat Conway auch moderne beigefügt, wenn diese mit antiken in irgend einem Zusammenhang zu stehen scheinen (vgl. I S. XXIV). Namen, die im Gegensatz zum Latein. ein Dialektmerkmal an sich tragen, wie Tettia, Rufus, Petronia, sind unterstrichen; doch will der Verfasser hier mehr Stoff für eine künftige Beurteilung vorlegen als selbst eine solche geben. Die Benutzung des ganzen, hier geographisch geordneten Materiales wird außerordentlich erleichtert durch 3 alphabetische Indices (Bd. II S. 535—592); sie enthalten: 1) Local Names of Ancient Italy; 2) Modern Names cited in the Work; 3) Gentil Names from the Dialect-areas.

Aus dem Dargelegten wird klar, in wie glücklicher Weise sich v. Plantas und Conways Werk ergänzen. Conway fühlt sich in erster Linie als Herausgeber, er will die Sprachüberreste möglichst vollständig zu Studienzwecken darbieten und zweitens die Grenzen unseres gegenwärtigen Wissens immer scharf hervorheben. v. Planta ist vor allem erklärender Grammatiker, der die Fäden bloßlegt, welche die osk.-umbr. Dialekte mit der latein. und den andern idg. Sprachen verbinden; die Sammlung der Inschriften ist ihm fast nur ein Mittel, freilich ein unentbehrliches zu diesem Zwecke. Conway citiert im Vorworte S. IX eine Stelle aus Strabo (VI 3, 10) ἡμεῖς δ' ὅπου μὲν ἐπικρίνειν δυνατόν, ἐκφέρομεν τὸ δοκοῦν ἡμῖν. ὅπου δὲ μή, τὰ ἐκείνων (sc. τῶν προτέρων) εἰς μέσον οἰόμεθα δεῖν τιθέναι; er will das erstere höchstens an dritter Stelle thun und das zweite nur mit einiger Reserve; v. Planta zählt das ἐκφέρειν τὸ δοκοῦν, wenn es zur Entscheidung beiträgt, und das εἰς μέσον τιθέναι τὰ τῶν προτέρων in jedem Fall zu seinen Hauptpflichten.

II. Altitalische und osk.-umbr. Grammatik.

Was die bibliographischen Hülfsmittel betrifft, die uns neben und nach diesen Sammelwerken über die laufende grammatische Litteratur unterrichten, so sei vor allem die diesen Blättern beigegebene Bibliotheca philologica classica genannt.

Der Anzeiger für indogermanische Sprach- und Altertumskunde (hrsg. v. W. Streitberg, Straßburg 1892 ff.) bringt in seiner jährlichen Bibliographie Abt. VII A eine sachlich geordnete Liste der neuen Erscheinungen; wo es zweckmäßig erscheint, ist eine kurze Inhaltsskizze beigegeben. Die philologischen Fachzeitschriften brauche ich hier nicht eigens aufzuführen; ihr Inhalt ist zudem in den vorgenannten Bibliographien registriert. Wohl aber darf an die Wörterverzeichnisse in periodischen sprachwissenschaftlichen Schriften wie Kuhns Zeitschrift, Bezzenbergers Beiträgen und den Indogermanischen Forschungen erinnert werden, die vieles in mancherlei Aufsätzen zerstreutes Material der Benutzung zugänglicher machen; es kann natürlich nur der wichtigere Teil des dort gesammelten Stoffes in diesen Bericht übergehen. Auch was in einzelnen Schriften idg. Forscher versteckt ist, kann hier nur z. T. vorgebracht werden.

Ich komme zu den Werken, welche die altitalische Grammatik in einem größeren Rahmen nur mitbehandeln und zu solchen, die nur Teile und Einzelheiten derselben zum Gegenstand haben.

K. Brugmann, Grundriß d. vergleichenden Gramm. d. indogerm. Sprachen. 2. Bearbeitung. 2 Bände (Lautlehre). Straßburg 1897.

B. hat seit dem Erscheinen der 1. Auflage (1886) der Lautlehre

alles gethan, um auch die altitalischen Probleme mustergültig darstellen zu können. Er hat selbst inzwischen mit eigenen Untersuchungen selbstthätig eingegriffen (Deecke in diesen Jahresberichten Bd. 87 S. 42—44). 15 Spalten des Registers zu Schluß der neubearbeiteten Lautlehre (S. 1043—1047) bezeugen, wie er zu allen wesentlichen Fragen Stellung genommen hat. S. 12 ist ein neuer Abschnitt über das Verhältnis der kleineren Dialekte zum Osk. und Umbr. eingefügt; die nähere Verwandtschaft des Messapischen zum Albanesischen (Illyrischen) wird anerkannt (S. 10); S. 84—85 erhalten wir genauere Angaben über die Aussprache der einzelnen Laute; neu ist die Transskription ç statt des š der 1. Auflage für umbr. d, latein. geschrieben Š oder ungenau S. Die Längebezeichnung der Vokale fehlt auch in der 2. Bearbeitung. Was im einzelnen in den beiden Halbbänden aufgespeichert ist, kann hier nicht erörtert werden; einen Begriff wenigstens geben die Wortregister.

Grammatik, Historische, der lateinischen Sprache. Bearbeitet von (Mehreren). 1. Band: Einleitung, Lautlehre, Stammbildungslehre von Fr. Stolz. Leipzig 1894—1895.

St. geht in der Einleitung auf die Stellung des Lateinischen im Kreise der übrigen verwandten Sprachen Italiens näher ein (S. 4—21); er muß sie auch in Einzelheiten häufig heranziehen; ein eigenes Register fehlt.

W. M. Lindsay, The Latin Language. Oxford 1894, und die vom Verfasser genehmigte und durchgesehene Übersetzung von Hans Nohl. Leipzig 1897.

L. nimmt in jedem Kapitel die altitalischen Dialekte zur Erklärung des Lateinischen zu Hülfe, mit bes. Glück in der Formenlehre, in den Abschnitten über die Adverbia, die Präpositionen und Konjunktionen. In der Vorrede beklagt er lebhaft, daß er eine eingehendere Besprechung der Beziehungen des Latein. zu den andern italischen Sprachen aus Raummangel nicht mehr beifügen konnte und benutzt die Gelegenheit, um planmäßigen Nachforschungen nach den Überbleibseln des Osk., Umbr., Paelign. u. s. w. das Wort zu reden.

Einzelne Teile der Laut-, Formenlehre und Syntax der uritalischen oder der osk. und umbr. Grammatik wurden von folgenden Forschern bearbeitet:

Die italische Vokalverdoppelung von Ph. Bersu, Zum lateinischen Vocalismus. B. B. 23 (1897) S. 252—256.

Beispiele wie osk. *teerúm slaagid* (zu languere, Bersu Guttur. 127), umbr. *Naharkum*, unterital. Maarcus, dieem (Cato) führen den Verfasser zu

dem Schluß: Die Gemination ist (ursprünglich) nichts anders als eine besondere Art dialektischer Svarabhakti (vor Liquiden und Nasalen). Erst am Ende des 6. Jahrh. d. St. laufen, falls falisk. vootum dieser Zeit angehört, die doppelt gesprochenen Vokale zur Länge zusammen.

Auf die Frage, wie die osk.-umbr. Dialekte mit -öv- in unbetonter Silbe verfahren sind, versucht

F. Solmsen, Stud. z. lat. Lautgeschichte (Straßburg 1894) S. 151 ff.

in größerem Zusammenhang eine Antwort. Das kaum anfechtbare Resultat dieser Untersuchung lautet: '*Silben, die nach* uritalischem Accentprinzip dem Hanpttone, *also der ersten Wortsilbe, folgen,* haben ov entweder zu ŭ(v) *geschwächt oder* [vgl. S. 153—154] es unv*erändert* behalten, Silben, die nach lateinischem Accentgesetz vor dem *Haupttone* stehen, haben öv unverändert behalten.' Danach wäre v. *Planta* I 196 f. 198 ff. zu berichtigen. Solmsen kommt in seinem Buch öfters auf osk.-umbr. Verhältnisse zu sprechen; ein genaues Verzeichnis der behandelten Wörter des faliskischen, oskischen, pälignischen, marsischen, marrucinischen, aequischen, sabinischen und umbrischen Dialektes (S. 207) legt davon Zeugnis ab und sei der Aufmerksamkeit der Fachgenossen empfohlen.

Den Übergang von ov zu av und ähnliches behandelt

L. Horton-Smith, Establishment and Extension of the Law of Thurneysen and Havet I. Am. Journ. Philol. 16 (1895) 444—467 II ebd. 17 (1896) S. 172—196.

Eine Inhaltsangabe bringt der Indogerm. Anz. 8 (1898) S. 202—203, die Litteratur zur Frage bei v. Planta Gramm. I S. 115—116. v. Plantas Annahme, daß der Lautwechsel uritalisch sei, wird von Horton-Smith abgelehnt.

Auf den Lautwert des italischen v kommt an verschiedenen Stellen zu sprechen

Th. Birt, Beiträge zur lateinischen Grammatik. Sprach man avrum oder aurum? Mit 3 Anhängen. Rh. M. f. Phil. N. F. 52 (1897) Ergänzungsheft.

Birt möchte dieses v überall gern als Spiranten und nicht als Halbvokal fassen im Anschluß an seine ganz unhaltbare avrum-Theorie. (S. 50 osk. *aamanaffed* = amavit, S. 133 das osk.]) Über weitere Stellen vgl. das Wort- und Sachregister des Aufsatzes. B. streift gelegentlich auch andere osk.-umbr. Probleme (S. 175 osk. iu = ü).

Eine Weiterentwickelung dieses v zu f nimmt

M. Bréal, Mém. de la Soc. de Ling. 8 (1894) S. 48—49

an, wenn er osk. *sakrafid* genau dem latein. sacravit gleichsetzt; das v soll sich noch erhalten haben in *sakrvist,* das auf ein latein. *sacravisunt

schließen lasse. Es wäre schon bedenklich, wenn auf drei der sog. iouila-Inschriften (v. Planta No. 130, 133, 134), die alle aus Capua stammen und zeitlich kaum weit auseinanderliegen, derselbe Laut einmal f und einmal v geschrieben sein sollte. Außerdem erscheint aber latein. intervokalisches -v- im Osk. Umbr. sonst nirgends als f (v. Planta Gramm. II S. 341—342). *Sakrvist* ist wohl sicher eine 3. Sg. Fut zum Präsens *sakruvit*; statt *sakrafid* ist 134 Z. 9 *sakrafír* zu lesen, danach werden auch die undeutlichen Endbuchstaben von *sakraf* . . 133 Z. 10 -ír und nicht -id sein (vgl. 133 *sakriss sakrafír* und 134 *sakrid sakrafír*). An dem Zusammenhang der osk.-umbr. -f-Perfekta mit den italo-kelt.f-b-Tempora ist nicht zu zweifeln (vgl. indes S. 8 u. 26).

Das intervokalische v wird auch behandelt von

C. Pascal in der ersten der Tre questioni di fonologia. Firenze 1895.

Rezensionen: BphW 15 (1895) Sp. 1210—1211 (Bartholomae). — WfklPh 12 (1895) Sp. 979—980 (W. Deecke).

Pascal sucht vergeblich den Nachweis zu erbringen, daß der behauptete Ausfall eines intervokalischen u̯ in den italischen Sprachen nicht stattgefunden habe.

Über das Maurte einer alten Inschrift aus Tuskulum C. I. L. I 63:

M. Fourio C. f. tribunos militare de praidad Maurte dedet und sein Verhältnis zu Māvors und Mars äußern sich B. Maurenbrecher A. f. l. L. 8 (1893) S. 290, F. Solmsen, Studien z. lat. Lautgeschichte (Straßburg 1894) S. 76—78, Th. Birt, Rh. M. N. F. 52 Suppl. (1898) S. 161 und W. M. Lindsay, Handbook of Latin Inscriptions (London 1897) S. 34. Die Frage scheint indes immer noch nicht spruchreif: ist u gleich u̯ oder v? ist Maurte gleich *Ma-u̯rte, *Ma-v̥rte, Ma-(u̯)-urte, später Mauorti oder gleich Mau̯r-te, später Mārti?

Italische Spiranten und Dentale kommen zur Besprechung bei:

A. Walde, Die Verbindungen zweier Dentale und tönendes z im Indogermanischen. KZ 34 (1897) S. 461—536.

W. behandelt für das Italische (S. 487—494) besonders: 1. Die Schicksale der tönenden Spiranten außerhalb der Verbindung mit Verschlußlauten, 2. tönende Spirans + t, 3. tönende Spirans + st, 4. Media + tönende Spirans.

Eine Anzahl gelegentlicher Bemerkungen zur Etymologie italischer Wörter finden sich bei

H. Osthoff, Griechische und lateinische Wortdeutungen. 1., 2. und 3. Reihe. Idg. Forsch. 5 (1896) S. 275—324; 6 (1896) S. 1—47; 8 (1898) S. 1—68.

Hier kann leider bloß auf die Wortregister der Zeitschrift verwiesen werden.

Die italischen Negationen werden berührt von

F. H. Fowler, Two Notes on Latin Negatives. Am. Journ. Philol. 16 (Whole No. 64) 1895 S. 495—497 und

The Negatives of the Indo-European Languages. Inaug.-Diss. Chicago 1896.

Im Aufsatz werden Beispiele gesammelt für lat. neque, nec, osk. *nep*, umbr. *neip* mit volitivem Konjunktiv und Imperativ. In der Dissertation sind die latein., osk., umbr. (bes. nosve) Negationen unter No. 7, 8, 9 besprochen. Auch K. Brugmann kommt in seinem Aufsatz: Die lat. Partikel ne (nicht) in Zusammensetzung mit vokalisch anlautenden Wörtern. IF 6 (1896) S. 79—89 mehrfach auf die italischen Negationen zu reden.

In verschiedenen Aufsätzen gelangen italische Lehnwörter im Lateinischen zur Besprechung, besonders in Arbeiten von L. Ceci. Er hat sich wegen seines

Contributo alla fonistoria del latino. Roma 1894

den Vorwurf gefallen lassen müssen, daß er zu sehr mit Dialektwörtern operiere (BphW 15, 1895 Sp. 1238—1239 Fr. Skutsch; WfklPh 12, 1895 Sp. 656 J. Golling). Der Aufsatz ist ein Sep.-Abdr. unter neuem Titel und umfaßt die beiden Abhandlungen:

L. Ceci, Sulla questione della gutturale media labializzata nel latino. Rendic. della R. Acc. dei Lincei 3 (1894) S. 303—322 und 387—403.

Die Wörter mit b aus indogerm. g sind nicht echt latein., sondern aus den italischen Dialekten oder anderen Sprachen entlehnt. Zu erweisen gesucht wird dies an den Wörtern: bos; bufo; bētere und bītere; baculum, imbecillus; baiulus; arbiter; bacca; brutus; bardus; bulbus; bitumen; blaesus; boa; bubinare; boere (bovere), boare (bovare); balbus; brevis; belua; bellua; imbuo; reburrus; labes; labor; liber; labia, labrum, lambo; libare, delibuere; turba; ebrius; imber; tribus, trabs; vappa; hamus; buris, bura, imburus; bucca, bucina; bubo, bubere, baubari; butire; vinibua, exbures; cubitus, cubitum; iubilum, iubilare; lubricus; tumulus, tubus, tuba; blandus, blandior; brocchus, broccus, brōcus; bulla, ebullio; bilis. Vgl. Brugmann, Grundriß I² (1897) S. 599—600, der einen großen Teil von Cecis Beispielen mit Recht als ganz unsicher bezeichnet.

Ebenso wird in einer anderen Abhandlung des gleichen Verfassers:

Nuove questioni di fonologia latina. Rendic. della R. Acc. dei Lincei 3 (1894) S. 469—472

die Lautverbindung br-, bl- aus fr-, fl- durch dialektische oder vulgäre

Einflüsse zu erklären gesucht (blatta, bractea, brassica, broccus, bria, brigantes, bruscum, blandus, bulla, blaterare, bilis).

C. Pascal, Saggi italici. Riv. di Filol. 10 (1896) S. 289—303.

Tracce italiche nel latino: 1. cătulus nach umbr. *katlu* aus *kantlu zu latein. canis. 2. adeps nach umbr. ađepe (*ařepe*) aus griech. ἄλειφα. 3. testis 'colui che ha veduto' aus *terkstis, vgl. umbr. *terkantur* (T. J. III 9), griech. δέρκομαι, aind. darś-. [Die richtige Etymologie von Skutsch s. u. S. 29—30.] 4. permities neben pernicies ist umbr. Aussprache, vgl. numem neben lat. numen, ferime — farina, Diama — Diana. 5. umbr. *vapeře*. 6. griech. τύνη, osk. *tiium*. 7. vacca, vgl. Ϝιταλός *vat-ca. 8. carmen.

Rezensionen: WfklPh 1896 No. 36 S. 975 (W. Deecke). — BphW 1897 No. 20 Sp. 632 (F. Skutsch).

O. Keller. Lateinische Etymologien. Fleckeisens Jahrbb. 155 (1897) S. 345—352.

K. sucht einen Lautübergang von v (b, w) zu m für das Sabellische und die sabellischen Lehnwörter im Lateinischen festzustellen. Unter dem Wort sabellisch will er das osk. und sabinische zusammenfassen. Ausgangspunkt ist seine Etymologie: multa (nach Gell. XI 1, 5 ein sabinisches, nach Paul ex Fest. 123 Th. ein oskisches Wort) aus mulgata (= vulgata) sc. poena. Ebenso sind sabellischen Ursprungs: promulgare neben provulgare, Mamers neben Mavors, Samnites neben Σαυνῖται, osk. Safines oder Safini, latein. Sabini [vgl. über diese Wörter S. 20], turma neben turba. Auch multus = mulgatus = vulgatus 'allgemein gemacht' soll erst von der sabinischen Kolonie in Rom eingeführt worden sein. K. rühmt von den Alten, daß sie sich wenig 'von übertrieben ängstlicher Phonetik leiten ließen'; wenn dies ein Lob ist, dann darf er es sicher in hohem Grad auf sich beziehen. Als weitere sabellische Wörter werden zum Schluß noch angeführt: familia, famulus, popa, popina, trabea (*tramea?), campana, caesaries, Caesar, Pompeius, Pompilius, Petronius, Pontius, rosa u. s. w. Sie ließen sich natürlich aus den sabinischen und oskischen Glossen (jetzt bei v. Planta und Conway), sowie aus den Lokal- und Personennamen bei letzterem (s. o. S. 13) noch vermehren. —

Hīra 'Darm' statt *hēra wird von F. Solmsen K. Z. 34 (1897) S. 2—3 wegen des sabin. hiretum 'optatorum' von der Wurzel her- als sabin. Lehnwort angesehen; sīricus neben sericus erscheint ebd. S. 9 als osk. Lehnwort, da griech. σηρικός im osk. sīric- geben mußte; ebenso persibus statt *persēbus (ptc. perf. act. zu săpio) wegen osk. sipus 'sciens'. (S. 12—13.)

Dalivus wurde nach Paul. ex Fest. 47 Th. von Santra dem griech.

δείλαιος gleichgesetzt. M. Bréal sucht Mém. de la Soc. de Ling. 8 (1894) S. 50—51 das a auf osk. Einfluß zurückzuführen, dem das Wort auf seiner Wanderung von Großgriechenland nach Rom unterlag. Er vergleicht α zu ει mit a zu e und a zu i in osk. *dadíkatted*, latein. dedicavit und osk. amprufid, lat. improbā. Zur Endung -ivus gegenüber -αιος werden Achivus: Ἀχαιός, oliva: ἐλαία herbeigezogen. —

Einiges über Lehnwörter bringt auch L. Horton-Smith in seiner S. 26 citierten Schrift über osk. Anasaket S. 26 ff.

Über das Verhältnis von Sabellus zu Sabinus oder Samnis spricht E. A. Sonnenschein in seinem Aufsatz 'Sabellus: Sabine or Samnite?' Class. Rev. 11 (1897) S. 339—340. Er weist eine Anzahl Stellen nach, an denen Sabellus bloß Samnis, andere an denen es Samnis oder Sabinus bedeuten kann, er weiß jedoch keine zu finden, an der es zweifellos gleich Sabinus wäre. Dieses Ergebnis stimmt zu dem gegenseitigen lautlichen Verhältnis. 'Sabellus', sagt R. S. Conway in einer Anmerkung zu Sonnenschein, 'would, I think be a diminutive of a stem Safn- or Safen-, rather than of Sabino-, but it is a pure Latin word as Latin is the only dialect which rejects medial f.' Vgl. auch Conway, It. Dial. II S. 682—683. Entschiedener drückt sich v. Planta aus (Gramm. d. osk.-umbr. Dial. I S. 14, 18, 226). Das Deminutiv von Sabinus müßte *Sabillus heißen; Sabellus geht auf *Safnolos zurück, wie Samnium über *Sabniom auf *Safniom (vgl. osk. *Safinim*, v. Planta II S. 703); Sabellus: Samnium = scabellum: scamnum. Wie v. Planta das Wort im ethnographischen Sinne gebraucht, wurde oben angedeutet.

Th. Birt kommt gelegentlich einmal auf das Verhältnis von Sabinus zu Samnis zu sprechen im Rh. M. N. F. Bd. 52 (1897) Ergänz.-Bd. S. 136 und 149. Er geht vom griech. Σαυνῖται aus und meint: 'also sprach man gewiß Savnitae; weshalb denn auch Varro eben nicht Sabini, sondern Savini geschrieben hat (De L. L. ed. Spengel S. VIII Anm. 2). Nur so ist das m in Samnitae verständlich; und es ist wertvoll, daß uns auch der Puteanus des Livius XXII 14, 12 einmal thatsächlich sabnitae für Samnitae darbietet.' Der Hinweis auf diese handschriftlichen Varianten ist mit Rücksicht auf das lautgesetzlich klare Verhältnis von inlautendem lat. b zu osk.-umbr. f (v. Planta I § 221, 222) kaum von Bedeutung. Das griech. Σαυνῖται neben lat.-griech. Σαμνῖται geht sicher irgendwie auf die osk. Form zurück. Wenn Varro wirklich Savini geschrieben hat, wie im Codex Florentinus (XI saec.) und späteren 16 mal (gegen 8 mal Sabini) überliefert ist, so mag das als ein gelehrtes Kompromiß zwischen einem osk.-lat. *Safini und der lautgesetzlichen lat. Form Sabini anzusehen sein. Sicherlich wäre spirantisches -vn- in einem nach Birt zu erschließenden lat. Savnites

keine notwendige Mittelstufe zwischen -bn- und -mn-, da hier einfach die labiale Media sich als labialer Nasal dem dentalen Nasal assimiliert haben kann.

Über das r-Passiv sind zwei Arbeiten zu verzeichnen:

Georges Dottin, Les désinences verbales en r en Sanskrit, en Italique et en Celtique. Thèse de Paris. Rennes 1896.

Nach Edwin W. Fay, der im Am. Journ. Philol. 19 (1898) S. 95—97 die Arbeit bespricht, ist das Resultat: 'there were Aryan verb-endings in -r-, not one of which is certainly preserved in its entirety in any of the derived languages.' Bemerkenswert ist noch, daß nach D. die italischen und keltischen r-Formen sich unabhängig von einander entwickelt haben sollen.

C. D. Buck, The Passive in Oscan-Umbrian. Transactions of the Am. Philol. Assoc. 26 (1895). Appendix I Proceedings of the Special Session December 1894 S. LIII—LIV.

Der knappe Abriß ist nur ein Vorläufer der einschlägigen Partien von The Oscan-Umbrian Verbsystem, s. o. S. 7 und S. 10.

Der Ursprung des Gerundiums und Gerundivums hat eine Polemik veranlaßt zwischen

L. Horton-Smith, The Origin of the Gerund and Gerundive. Am. Journ. Philol. 15 (1894) S. 194—216.

E. W. Fay, The Latin Gerundive-ndo. Am. Journ. Philol. 15 (1894) S. 217—222.

L. Ceci, Di un nuovo infinitivo latino e dell' origine del participium necessitatis. Rendic. della R. Acc. dei Lincei. Classe di scienze mor. ecc. 3 (1894) S. 827—853.

E. W. Fay, Am. Journ. Philol. 16 (1895) S. 1 Anm. 1.

L. Horton-Smith, Further Notes on the Origin of the Gerund and Gerundive. Ebenda S. 217—222.

E. W. Fay, Proceedings of the Am. Philol. Assoc. 26 (1895 for July) S. LXV.

E. W. Fay, The Gerundive once more: Oscan *Anafriss*. Am. Journ. of Philol. 16 (1895) S. 491—495.

Über die frühere Litteratur zu dieser schwierigen Frage vgl. Brugmann II 1411, 1424, v. Planta, Gramm. II S. 402 und Horton-Smith zu Beginn des erstgenannten Aufsatzes. Horton-Smith nimmt an: das Gerundiv entstand auf die Weise, daß das Suffix -do- an den italischen Substantiv-Infinitiv auf -m trat und diesen als Objekt regiert, -do- muß dabei zur Wurzel dō und nicht zu dhē gehören, weil wir sonst im

Osk.-Umbr. -nf- statt -nn- zu erwarten hätten. Diese Ansicht hat auch Lindsay, Lat. Spr. S. 625 § 95 adoptiert. Ref. schwankt zwischen dieser Hypothese und der von Brugmann, Grundr. II S. 1424—1426, der auch im ersten Teil einen -m-Infinitiv, in -do- aber eine Postposition *dō oder *de 'zu' sieht. Eine Entscheidung ist vorläufig kaum zu treffen.

Fay sieht in Formen wie ferendae ein Infinitiv-Substantiv auf -m̥ + einer Dativform von der Wurzel dhē; er setzt ferendae also gleich *bherm̥ + dhāi, vergleicht es mit aind. Infinitiven wie bháradhyāi = idg. bhern̥dh̯āi und seine Endung -dhăi mit griech. -θαι in Fείδεσ-θαι πεφάν-θαι. Das Bedenklichste bleibt bei diesen Aufstellungen — wo kommt eine selbständige Form ferendae vor? — von allem anderen abgesehen, daß idg. dh im Osk.-Umbr. in diesem besonderen Fall auf einmal nicht -f- werden soll. Fay behauptet einfach: wenn auch -dh- zu f werde, so brauche doch noch nicht -ndh- zu -nf- zu werden und stellt folgende Entwicklungsreihe auf: -ndh-> osk.-umbr. -nþ-> -nd-> -nn- ‖ -n-. Er versucht Am. Journ. Philol. 16 S. 1 Anm. 1 Beispiele für seinen besonderen Lautwandel beizubringen, die aber Horton-Smith ebd. S. 222 Anm. 1 mit Recht als ganz unsicher zurückweist. Fay erklärt ferner, der Lautwandel von -dh- zu -f- gerade nach n sei ja auch nicht mit Beispielen bewiesen, während es doch seine Sache wäre, eine ev. besondere Behandlung des -dh- nach -n- begreiflich zu machen. Schließlich flüchtet er hinter Noreens Urgerman. Lautlehre (§ 51. 2),*) worin gesagt ist, daß die Aspiration (unter unbekannten Bedingungen) in der Nachbarschaft eines Nasals oft geschwunden zu sein scheine: flugs wird neben -m̥dhai ein idg. -m̥dai konstruiert und so die lautliche Frage glatt geregelt. Ceci hält an dem Übergang von dh zu f auch im Gerundivum fest. Er setzt aber, an Fay anknüpfend, ferendī = idg. *bhern̥dhăi̯ = griech. *φέραθαι (*φερα schwache Form zu dor. φέρεν); der aind. Infinitiv bhára-dhyāi ist ihm nur eine andere Kasusform dazu, und osk.-umbr. Formen auf -fi, wie umbr. pihafi, pihafei, sollen nach Laut und Funktion genau dem alat. 'Infinitiv' piandi entsprechen. Ref. glaubt im Idg. Anz. 9 (1898) S. 38—39 u. a. durch den Hinweis auf die wirklichen Gerundivformen pihaner, pehaner, peihaner, die latein. Einfluß zeigen sollen, Cecis Hypothese als falsch erwiesen zu haben. —**)

Fay kommt im letztgenannten Aufsatz auch auf osk. *Anafriss* zu sprechen, denn eine Erklärung, die dieses Wort = Inferis setzt (v. Planta I S. 455—56), würde auch für den speziellen Lautwandel von -ndh- zu -nf- einen Beleg bringen, da inferus wahrscheinlich zu aind.

*) Jetzt auch Brugmann, Grundriß I² S. 633.

**) [K. N. Weitere Litteratur zu dieser Frage jetzt in Idg. Anz. Bd. 11 Bibliogr. VII A g]

ádhara-s (idg. n̥dh) gehört (Brugmann, Grundriß I² S. 536). Er möchte es daher lieber einem latein. *amphoribus gleichsetzen, das aber der Bedeutung nach nicht paßt (vgl. v. Plantas Inschriftensammlung No. 200 Z. 9 und 37) und auch lautlich schweren Bedenken unterliegt. Eine Anerkennung der wahrscheinlichsten Erklärung: *An(a)friss* = Imbribus (v. Planta l. c., Brugmann, Grundriß I² S. 397: imber zu aind. abhrá- 'trübes Gewölk', griech. ἀφρός, idg. *m̥bhró-) hätte übrigens Fay seine Etymologie ad hoc erspart.

Was die Syntax der italischen Sprachen betrifft, so haben wir oben auf die hierhergehörigen Ausführungen von Planta, Conway und Buck schon hingewiesen. Hier verdient ein Werk genannt zu werden, das zwar gerade die italischen Sprachen etwas stiefmütterlich behandelt, aber für die weitere Bearbeitung der idg. und also auch der italischen Syntax von großer Tragweite ist. In unseren Zeitraum fällt:

B. Delbrück, Vergleichende Syntax der idg. Sprachen. 2. Teil (Verbum und Partikel). Straßburg 1897. (In Brugmann und seinem Grundriß Bd. 4.)

Den 2. Bd. von Plantas Gramm. und Conways Werk hat Delbrück leider noch nicht verwerten können. S. 310 wird mit Buck behauptet, daß das latein. Verbum im wesentlichen auch das italische ist.

Einzelfragen der italischen Syntax werden gefördert von Brugmann und Henry:

K. Brugmann, Die mit dem Suffix -to- gebildeten Partizipia im Verbalsystem des Lateinischen und des Umbrisch-Oskischen. Eine syntaktische Untersuchung. Idg. Forsch. V (1895) S. 89—152.

Brugmann verfolgt, wieweit die urindogermanischen Verbaladjektiva auf -to-s im Italischen durch Anschluß 1. an die Tempusstämme, 2. an die Diathesisunterscheidungen und 3. an die Konstruktionsweise des Verbums die Natur eines Partizipiums gewonnen haben; zum Schluß wird 4. das substantivierte Neutrum dieser Wortklasse eigens besprochen. Für die osk.-umbr. Dialekte kommt in betracht:

1. Ihre formale Bildung hat die Adjektiva auf -to-s im Italischen dem Verbum nicht näher gebracht: die Stämme des verbum finitum und des Verbaladjektivs auf -to-s waren verschieden, vgl. paelign. vestin. dato- und osk. 3. sg. deded, umbr. *pihaz*, pihos, 'piatus' und pihafei, 'piatum sit'. Als älteste Bedeutung läßt sich für die Verbaladjektiva nur angeben, daß durch sie eine Handlung als anhaftende Eigenschaft und Merkmal prädiziert wurde. Das idg. medialpassivische Partizipium des Perfekts (aind. dadāná-s, gr. δεδομένος) ist schon altital. durch die -tos-Formen völlig verdrängt. Das alte mit dem Suffix -u̯es-, -us-

gebildete aktivische Part. des Perf. ist noch vereinzelt erhalten in osk. sipus, 'scitus, sciens, callidus, acutus' und läßt sich noch erschließen aus dem mit -es- gebildeten Fut. ex., wie umbr. dersicust, 'dixerit', osk. fefacust, 'fecerit'; daneben in nominaler Geltung lat. cenatus 'wer gegessen hat', umbr. *frater çersnatur furent*, 'fratres cenati erunt' und lat. aktivisch iurati, osk. deivatuns (oder deivatus? deivatuus?). Den Part. Aor. scheinen nur im lat. -tos-Formen zu entsprechen. Als Konkurrenten der präsentischen Partizipia finden wir z. B. lat. tacitus, umbr. *taçez*. Im Lat. wurde die periphrastische Form (profectus est) als perfectum praesens, aber auch als sog. perfectum historicum oder aoristisches Perfekt benutzt. Im Umbr.-Osk. ist, bei der Natur des Inhaltes der Inschriften, von diesem Gebrauch wenig zu merken; vgl. etwa Iguv. Taf. VIa 46, VIa 7, osk. v. Planta No. 127, 15—17; wohl aber hat das aktivische sog. Fut. ex. aoristische Funktion bekommen Iguv. Taf. Va 25, osk. v. Planta No. 127, 41—44.

2. Die Deponentialbildungen der italo-keltischen Urzeit werden S. 110 ff. in großen Zügen besprochen. Wie gegen das Tempus war das urspr. Verbaladjektiv auch gegen die Diathesis unempfindlich. Indes ist der passive und intransitive Gebrauch der -tos-Formen schon uritalisch, ebenso wie ihre Verwendung im passiven periphrastischen Perfekt: mensus (e-mensus) 'gemessen' nebst Substantiv mensa, umbr. *mefa*, mefa (Acc. Sing.); ab-usus 'aufgebraucht', pälign. oisa aetate 'consumpta aetate'; umbr. *sesso-, *seso- 'gesessen, sitzend', zu erschließen aus sesust 'sederit', aind. sattá- 'sitzend', zu ṣīdati 'sitzt'; umbr. *kuratu si* 'curatum sit', osk. skriftas set 'scriptae sunt', umbr. *kuratu eru* 'curatum esse'. Auffallend wäre seiner Bedeutung nach osk. facus estud 'factus esto', wenn facus wie sipus auf ein Part. perf. act. mit -ṷes- zurückginge; vielleicht ist die Form mit Bugge und v. Planta aus *facuo-s abzuleiten.

3. Ob die Umbrer und Sammiten schon Ausdrücke kannten, die einen so entschiedenen Anschluß der -tos-Formen an das Verbalsystem bezeugen wie aind. pitṛ̥bhir dattám 'von den Vätern gegeben', lat. relictusne abs te vivam?, ist aus der Überlieferung nicht zu entscheiden.

4. Der Gebrauch des Neutrums unserer Verbaladjektiva als Verbalsubstantivum ist indogerm. (osk. censtom 'censio, census'; vasetome fust 'in cassum erit, εἰς κενὸν ἔσται'). Der 'Ablativus absolutus' ist urspr. kein Abl. temporis auf die Frage 'woher?', auch kein Lokativ, sondern ein Instrumental (S. 143—145 Anm.). Wäre er Lok., so müßte er im Osk. noch als solcher erscheinen; der osk. Ablativ toutad praesentid 'populo praesente' beweist nichts, weil nach dem urital. Synkretismus zwischen Abl. und Instr. sing. die 'Ablative' ebensogut Instrumentale vertreten können (gegen Deecke, oben Bd. 76 [1894]

S. 295 ff.). Konstruktionen wie homo occisus 'die Ermordung des Menschen' sind im Osk.-Umbr. nicht sicher nachzuweisen.

Iguv.-Taf. VIa 27 hängt tuer perscler nicht als Gen. part. von persei ab, sondern dieses ist Konjunktion, und der Genitiv gehört zum folgenden vaseto pesetom u. s. w.; zu übersetzen wäre also: 'dive Grabovi, si tui sacrificii *vacatum ('Versäumnis') est, peccatum est, tui sacrificii visum invisum vitium est, dive Grabovi, quod ius sit, hoc bove perfecto piaculo piatum sit.'

V. Henry, Études de syntaxe comparée II. La relation locative dans les langues italiques. Revue de Linguistique. T. 30 (1897) S. 52—82.

H. bespricht in 3 Abteilungen: a) vom italischen Lokativ in lokativischer Funktion, b) vom Lokativ in der Funktion anderer Kasus, c) von den anderen Kasus mit lokativischer Funktion. In jedem Fall werden gesondert behandelt die Kasus mit und ohne Prä- oder Postposition. Abschnitt 1, in dem besonders die italischen Dialekte herbeigezogen werden, schließt mit dem Resultat, daß der Gebrauch des Lokativs in lokativischer Funktion noch im Uritalischen herrschend war, und daß die spätere Ersetzung des Lokativs durch andere Kasus, vor allem im Lateinischen, mit ähnlichen Erscheinungen im Griech. und in den germanischen Sprachen, historisch genommen, nichts gemein hat. Im 2. Abschnitt wird behandelt der Lokativ in der Funktion α) eines Acc. Sing. (hūc aus *hoi-c in hūc venī wie Rōmam venī), β) eines Gen. Sing. (hortī arbores τὰ ἐν τῷ κήπῳ δένδρα), γ) eines Instrum. Sing. (latein. ped-ĕ aus *ped-ĭ oder ped-ă); ferner der Lok. Sing. mit einer Präposition in der Funktion eines Abl. Sing. (vgl. neben Abl. ex aerī aus air-īd den formalen Lok. ex aerĕ aus *airĭ und die Vermischung beider Formen). In Abschnitt 3 wird festgestellt, daß der latein. Lok. nur durch den Abl. vertreten wurde und zwar im Sing. der 1. und 2., sowie im Plur. der drei übrigen Deklinationen.

Das Hauptergebnis seiner Arbeit, in der eine verwickelte Frage sehr anregend besprochen wird, legt der Verf. selbst mit folgenden Worten dar: 'Il ressort de cette étude que la règle classique suivant laquelle „la préposition locative latine régit l'ablatif" relève de l'action combinée de trois causes:

Transfert du datif-instrumental (semblable au locatif) en fonction d'ablatif, au pluriel de la 2e —1re déclinaison;

Transfert du locatif en fonction d'ablatif, au sg. de la troisième (avec confusion des deux cas en 4e et en 5e);

Transfert de l'ablatif en fonction de locatif, au sg. de la 2e —1re déclinaison et au pluriel des trois autres.' (Vgl. jetzt Idg. Anz. 10 Bibliogr. VII A No. 97.)

Wir kommen von allgemein ital. zu einzelsprachlichen grammatischen Problemen.

Osk. *prúffed* und *prúftúset.* Über eine neue und überzeugende Erklärung vgl. F. D Allen, On the Oscan Words *prúffed* and *prúftúsed.* Class. Rev. 10 (1896) S. 18—19. — Carl D. Buck, Oscan *prúffed* again. Ibidem S. 194. — v. Planta, Gramm. II S. 617. — Brugmann Grundriß I 1 (1897²) S. 216. Die Formen stehen in v. Plantas Inschriftensammlung unter No. 117, 185, 127,16. Sie wurden bisher als Perfekta von **prúfaum* = probare betrachtet, im Latein. gleichsam *probi (wie iuvi oder secui), *proptus statt probavi, probatus. Aber damit stimmte die Bedeutung nur schlecht, außerdem hatte **prúfaum* bereits sein regelmäßiges Perfekt *prúfatted*, *prúfattens.* Allen setzt daher *prúffed* = *pro-fefed, etymologisch = lat. prodidit von der Wurzel dhē (prodere = προθεῖναι) in der leicht abzuleitenden Bedeutung 'ponere, statuere'; *prúftú* ist aus *pro-feta entstanden (vgl. πρό-θετα, pro-dita) und in der Bedeutung = posita. Buck stimmt zu und setzt auch *aamanaffed* = *-manffed aus *manfefed, latein. = *mandidit zu *mandere statt des in die 1. Konjugation übergetretenen mandare. Das 2. a in -manaffed ist anaptyktisch wie in *Anafriss* (S. 22—23), vielleicht auch in αναSακετ (s. u. S. 27). Damit wird die ganze Existenz des -ff- Präteritums zweifelhaft. Ich hatte schon an einer anderen Stelle (s. o. S. 8) Gelegenheit, mich über die Frage zu äußern.

Über osk. αναSακετ ist in den letzten Jahren viel gestritten worden:

L. Horton-Smith, The word ΑΝΑΣΑΚΕΤ. Class. Rev. 8 (1894) S. 198—201.

Derselbe, Cambridge University Reporter No. 1078, 11. Juni 1895.

Derselbe, Two Papers on the Oscan Word Anasaket. London, 1897.

S. Conway, Class. Rev. 8 (1894) S. 348. — The It. Dial. II S. 462.

R. Thurneysen, Idg. Anz. 4 (1895) S. 38.

R. v. Planta, Gramm., besonders II 604.

Dazu die Rezensionen zu Horton-Smith: NphR 1898 No. 3 S. 58—59 (C. Pauli). — RPh 22, 1 S. 107 (L. Duvan). — LC 1898 No. 12 S. 399—400. — DL 1898 No. 9 S. 349—350 (C. Pauli). — Rcr 1898 No. 16 S. 301 (M. B.). — BphW 1898 No. 16 Sp. 501 (F. Skutsch). —Idg. Anz. 9 (1898) S. 29—30 (K. Brugmann). — WklPh 1898 No. 37 Sp. 1007 (Bartholomae).

Der Lautwert des S läßt sich nicht feststellen: es kann f und s bedeuten. Horton-Smiths Deutung von αναSακετ — er hält es für ein griechisches Lehnwort = ἀνέθηκε — fällt weg (Brugmann l. c.). Es bleiben Conways *an-ad-faked und v. Plantas *an-ad-saked. Bedenklich

sind bei beiden Erklärungen die zwei Präverbien an + ad, eine Verbindung, mit der ich nichts anzufangen weiß, namentlich nichts nach der semasiologischen Seite hin. Eher scheint mir das zweite α in ανα-Σαχετ anaptyktisch zu sein, vgl. oben *aamanaffed*, *Anafriss;* dies spräche für die Lesung *an(a)faked, da die Anaptyxe wohl zwischen -nf-, nicht aber zwischen -ns- auftritt (v. Planta Gramm. I S. 256—257). *An(a)-faked würde also dem Stamm nach zu umbr. *fakust* gehören (s. o. S. 9). Brugmann und v. Planta ziehen die Lesung *an-ad-saked (vgl. osk. *sakahiter* 'sancitur') vor, ohne sie als einwandsfrei zu betrachten.

Umbr. ehiato Osk. *eehiianasúm.* In der Inschriftensammlung v. Plantas unter Tab. Iguv. VIIb 2 und No. 135 I. — L. Horton-Smith, The Italic Verb eehia-ehia-. Class. Rev. 10 (1896) S. 195—196. Vgl. auch Conway, The Ital. Dial. II S. 615 und Lindsay Cl. R. 12 (1898) S. 165.

Die Formen entsprächen latein. *ē (oder ex-) hiātos und *ē (oder ex) hiandarum. Über die Bedeutung sagt Horton-Smith abschließend: „Thus then the Italic verb *ē-hii̯ā-om corresponding to the Lat. *ē (or ex-) hiāre will have literally meant 'to yawn-forth', and when applied in the Passive to the sacrificial victims, which were to be driven forth from their enclosure, den, or cage, and pursued across the forum by the community, will have meant literally 'yawned-forth', that is . . . 'let loose through their prison's yawns'." Als Parallele zu latein. *ex-hiare 'to yawn-forth' wird herbeigezogen ex-cantare 'to sing-forth, to charm-forth'. Die ganze Bedeutungsentwickelung, die Horton-Smith mit latein., griech. und engl. Beispielen zu belegen sucht, bleibt mir unwahrscheinlich.

Lindsay verbindet eehiiā- aus *ee- vehiiā- mit lat. veho.

Über die Etymologie von umbr. *arvia*, das auf den Iguv. Tafeln so häufig vorkommt, bringt M. Bréal, Mém. de la Soc. de Ling. 9 (1896) S. 33—35 eine unbegründete Vermutung, die wieder an latein. (h)aruspex anknüpft, wonach arvia 'exta', 'les entrailles' bedeuten würde. Die scheinbar widerstrebende Stelle IIa 18, wo in einer Aufzählung *kallu arvia* nebeneinanderstehen, wird durch parataktische Konstruktion erklärt: es hieße also 'un chien (les entrailles)' statt 'les entrailles d'un chien'. Morphologisch sei die Form der Plural von haru oder vielmehr von harve.

III. **Osk.-umbr. Inschriften.**

Wir gehen über zu den Inschriften und zwar zuerst zu den zwischen 1894 und 1897 neugefundenen oder neubehandelten der osk.-umbr. Sprachgruppe.

Über die großen Inschriftensammlungen, die wir v. Planta und Conway verdanken, wurde oben S. 12—13 berichtet. Der größere Teil der folgenden Inschriften ist schon diesen Sammelwerken einverleibt. Ich

gebe in der Regel v. Plantas Text, füge die Litteraturangaben bei und schließe mit einem kurzen Referat. Die No. 1—8 bringen neugefundene, die No. 9—12 ältere, neuinterpretierte oskische Inschriften; in No. 13—16 werden die neuen pälignischen Funde aus Sulmo vorgelegt; No. 17 ist eine noch nicht veröffentlichte, No. 18 eine neuerklärte umbr. Inschrift.

1. Stein aus Pompeji (v. Planta No. 36a):

mz. avdiis k. lí.	Mz. Audius Clē. f.
dekis. seppiis. úpf.	Decius Seppius Off. f.
kvaízstur. upsens.	quaestores fecerunt.

Not. degli Scavi 1893, 212 (Sogliano). — C. Pascal Di tre nuove iscrizioni osche I. Rendiconti d. R. Acc. dei Lincei. Cl. di sc. mor. Serie V. Vol. 3. Parte II (1894) S. 641—642. — Mitteilungen des Arch. Inst. Röm. Abteilung Bd. 9 (1894) S. 61 (A. Mau). — Mém. de la Soc. de Ling. 8 (1894) S. 477—478 (M. Bréal). — v. Planta II S. 501, 607—608. — Conway I S. 63—64. —

Bréal übersetzt die Namen: Metius Avidius Cluvatii (filius) und Decius Sepius Oppii (filius), Conway denkt bei mz an *Matos (gens Matia) oder an Mettus, v. Planta an Messius oder Mezentius. Die Schreibung kvaizstur mit zs statt ss ist neu.

2. Bleitafel aus Cumae (v. Planta No. 119):

I.	*p . . . . . .*	III.	*. . . sis nu . . .*
	u		*. . . (n?) [mut] tillis*
	ga[vis		*. . . tiis gnaivs f . . .*
	luv[kis . .		*. . . pakulliis l . . .*
5	*pak[is . .*	5	*. . . kersnu velehí . . .*
	inim . . .		*. . . hhiis mara . . .*
	dek[is . . .		*. . . sahiis. upf . . .*
	kulu . . .		*. . . . . s papeis*
	ma		*. . . . . . s: marah . . .*
		10	*. . . s kavkdis . . .*
			. . . utiis. m . . .
			. . . . is: e . . .
II.	*dek[is . .*	IV.	*. . . . . maraheis*
	gna[ivs . .		*. . . . . eis*
	luvk[is . .		*. . . s niir kulupu*
	deki[s . .		*. . . leis*
5	*kluv . . .*	5	*. . . niir*
	mara . .		*. . . . gn . . .*
	minaz . .		
	mara . .		
	stat[is . .		
10	*m . . . .*		

V. *[upis?] mut[ti]ll[is ...*
[gnai]vs: fuvfdis ma ..
dekis: buttis
dekis: rahiis marahi[e]is niir kulupu
5 *dkuva: rahiis: upfalleis*
marahis rahiis papeis
dekis hereiis dekkieis saipinaz
maras: rufriis maras blaisiis marah[ei]s
dekkieis rahiieis uppiieis muttillieis
10 *dekkieis: heriieis akkatus inim trstus*
sullus inim eisunk uhftis
sullud [s]ullas

v. Planta, Eine dritte oskische Bleitafel. Idg. Forsch. 2 (1893) S. 435—441. — v. Planta Gramm. II S. 510—511 u. S. 617—621. — Conway Ital. Dial. I S. 133—136 II S. 681—682. — CIA. Appendix. Defixionum tabulae Atticae, ed. R. Wuensch. Berlin 1897 S. XXIV Anm. — F. Skutsch, Zur lateinischen Grammatik 4. Testis. Bezzenbergers Beitr. 23 (1897) S. 100—104.

Die erste Lesung v. Plantas in den Idg. Forsch. ist in der weiter angegebenen Litteratur durch v. Planta und Conway, meist übereinstimmend, berichtigt worden. Am wichtigsten erscheint dabei v. Plantas Erkenntnis, daß man Fragment III und VI der Idg. Forsch. unter dem Frag. V der obigen Wiedergabe aus der Gramm. wegen der aufeinanderstimmenden Bruchlinien nur vereinigen müsse um einen zusammenhängenden Text zu gewinnen.

v. Planta hatte schon bei der ersten Lesung gesehen, daß es sich wieder um eine osk. Verwünschungsinschrift handelt, wie deren 2 schon bekannt waren (jetzt Gramm. II S. 515—517 oder No. 128 u. 129). Die Fragmente enthalten meistens die Namen der Devovierten; nur in V 4 IV 43 (und IV 5) sind scheinbar Verwünschungsformeln eingestreut: niir kulupu (= culpa), sowie in III 5 kersnu (= cena) velehi[r. Der Schlußsatz: (nach einigen Genitiven von Eigennamen) *akkatus inim trstus sullus inim eisunk uhftis sullud [s]ullas* ist erst durch die Ausführungen von Skutsch a. a. O. verständlich geworden. Er übersetzt: advocati et testes omnes et eorum (der Zeugen oder aller Vorhergenannten?) optiones (Wünsche, Bestrebungen) omnino omnes; *akkatus* synkopierte Form aus *advukatus. — osk. *ufti-*: lat. optio = menti-: mentio. — *trstus* neben osk. *trístaamentud* zu lat. testis aus *terstis; *tristus aus tris + -to- urspr. 'der dritte, der zu zwei Parteien hinzukommt', dann 'der Zeuge'. Die Etymologie ist wohl sicher, besonders auch nach der semasiologischen Seite hin; dagegen kann ich in dem, was Skutsch über das Verhältnis von -ri-, -r- (-r̥-,) -er- in osk. *trístaa-*

mentud, *trstus*, lat. tertius u. s. w. sagt, nicht 'die einzig den Thatsachen entsprechende Erklärung finden'.

3. Ziegelstein aus Capua (v. Planta No. 134a):

	tr . vírriieís . ken	Tr. Uirrii Cen-
	ssurineís . ekas	sorini hae
	iúvilas . trís . eh	*iouilae tres *ex-
	peílatasset . ve	pilatae sunt *Ue-
5	*sulliaís . fertalis*	sulliis * fertales
	staflatasset .	statutae sunt
	mi . blússii . mi . m . t .	Mi. Blossii Mi. f. m(eddicia) t(utica)
	nessimas . staíet	proximae stant
	veruís · lúvkeí	portae in luco.

v. Planta, Eine neue oskische Inschrift aus Capua. Idg. Forsch. 4 (1895) S. 258—264 mit Faksimile. — v. Planta Gramm. II S. 520 und 633. — Conway Ital. Dial. I S. 115.

Über das sprachliche Verhältnis von Virriis zu lat. Verrius vgl. F. Solmsen Stud. z. lat. Lautgeschichte Straßburg 1894 S. 140 Anm., dagegen v. Planta Gramm. II S. 633; über Person und Zeit des Mi. Blossius s. Conway a. a. O. — *Ehpeílatasset* zu lat. pīla 'Pfeiler': 'sind aufgerichtet, aufgestellt'. — *Fertalis* zu lat. fer(c)tum 'Opferkuchen', *fertális staflatasset* etwa 'es sind Feiern mit Opferkuchen festgesetzt worden'. (?)

4. Terracotta aus Capua (v. Planta No. 148):

A. *iuvilu . . .*	*iouila
sakrak . . .	— —
verna . . .	— —
B. *iuvilu . . .*	*iouila
sakrid . | . .	hostiā

Conway, Neue oskische Inschrift. Rh. M. 49 (1894) S. 480. — Notizie degli Scavi 1894 S. 405—406 (C. Pascal). — C. Pascal Di tre nuove iscrizione osche III. Rendiconti d. R. Acc. dei Linc. Cl. di sc. mor. Serie V Vol. 3 Parte II (1894) S. 647—649. — v. Planta Gramm. II S. 524 und 635. — Conway Ital. Dial. I S. 121.

Pascal möchte in den o. a. Rendiconti den Sinn des Fragmentes A. etwa so wiedergeben: Jovila haec, Jovis in sacello stet Verna . . . dedit; dabei ist sakrak[lei Lokativ 'in sacello' wahrscheinlich eine richtige Ergänzung; unter dem vielbesprochenen, öfters wiederkehrenden iuvilu versteht er auch bloß allgemein eine cosa relativa al culto di Giove, doni od offerte alla divinità. Vgl. über die ganze iuvilas-Frage jetzt Conway Ital. Dial. I S. 101—124 'Heraldic dedications (iúvilas) from L. Maria di Capua.'

5. Tuffstein aus Capua (v. Planta No. 148a):

n . . . ni	— —
nium	Num(eri-)
pumperi	*quincuri(is)
mamert	Mamert(iis)

Notizie degli Scavi 1894 S. 147 (A. Sogliano). — C. Pascal Di tre nuove iscrizioni osche II. Rendiconti d. R. Acc. dei Lincei. Cl. di sc. mor. Serie V Vol. 3 Parte II (1894) S. 643—647. — v. Planta Gramm. II S. 524 und 635—636. — Conway Ital. Dial. I S. 123.

Ein Faksimile der Inschrift wird gegeben bei Sogliano und Pascal a. a. O.; indes haben sich die Herausgeber über die Lesung namentlich des Schlusses der Inschrift noch nicht einigen können. Pascal liest: *. . . ni | Nium | Pumpe- | ri Mami | tu | o . . .*, Conway *ni . . d ni | nium | pumpe | ri mam | tu* (nach Autopsie). v. Planta bestreitet S. 636 die Richtigkeit der Lesungen des Schlusses in den Notizie und danach von Pascal, sowie der Übersetzungen und Ergänzungen des letzteren. Besonders ist Pascals Zusammenstellung von pumperi mit lat. Pompilia (Quin(c)tilia) unhaltbar, vgl., von anderm abgesehen, eine Inschrift ähnlicher Art (v. Planta No. 137) . . . *iúvilam prúfts púmpera (?) falenias*, wo wegen prufts = probaverunt (?) in púmpera falenias sicher ein Nom. Plur. steckt, also nur *quincuriae Fale(r)niae gemeint sein können. Undenkbar ist natürlich Pascals Übersetzung a. a. O. S. 645, der, um den Plural des Verbums zu motivieren, aus den Zeilen, die auf dem erhöhten Rand um die übrige Inschrift herumgeschrieben sind (*sepíeís. heleviieís. súm*) zu seiner Pompilia Falerna noch einen Seppius Helvius ergänzen will. Die 2 letzten Zeilen von Plantas Text werden klar aus den Inschriften No. 131 und 132.

6. Hohler, der Länge nach halbierter Terracottafinger aus Capua (v. Planta No. 164a):

perkium.	—eum
púiiehsúm	cuius sum?

v. Planta Gramm. II S. 526 und 637.

Perkium zu pereka- umbr. perca 'virga'. Auffallend ist -ēh in púiieh statt eis; vielleicht ist das Ganze ein obscöner Scherz.

7. Goldener Ring aus Capua (v. Planta No. 165a)

dubekdube | totouheou | onomaot

v. Planta Gramm. S. 526 und 637—638.

1. Zeile: osk.? 2. Zeile τὸ τοῦ hέου (vgl. Heius, Personenname) 3. Zeile: ὄνομα?

8. Tuffpfeilerinschrift aus Pompeji (Notizie d. Scavi 1897 S. 465 A. Sogliano):

eksuk amvíannud | eítuns. amat. tríbud | tuv. amat mener.

Vgl. die ähnlichen Inschriften bei v. Planta Gramm. II S. 503 No. 47—50 und Conway I S. 69—71. — Dazu Conway Oskisch eituns. Idg. Forsch. 3 (1894) S. 85—87 und v. Planta II S. 609—611.

Es ist wohl erlaubt, eine Erklärung von F. Bücheler, die außerhalb des von uns behandelten Zeitraums liegt, noch beizufügen, vgl. Oskisches aus Pompeji. Rh. M. N. F. 53 (1898) S. 205—208. *Amat* = lat. amat 'er liebt, er wählt'; diese Verbalform ist hier zur Satzpartikel erstarrt, etwa wie lat. licet, fors sit, dum taxat und vor allem vel-vel, vgl. auch umbr. heris vinu heris puni 'vel vino vel posca', wobei heris 2. sg. ist 'du begehrst'. B. ergänzt *tríbud tov[tíkad* und *mener[vas* sc. *tríbud*; wahrscheinlicher ist ihm noch ein von Menerva gezogenes Adjektiv oder Substantiv, welches für den Tempel der Göttin üblich war. Seine Übersetzung lautet demnach 'hoc vico pervium sive villa publica sive Minervio', diese Disjunktive im Sinne von 'siquis ibi consistere volt'.*)

---

9. Christian Bartholomae, Zum Cippus Abellanus. Idg. Forsch. 6 (1896) S. 307—311. (v. Planta No. 127.)

Eine andere Übersetzung und Erklärung als bisher, giebt B. für folgende Sätze (neu erklärte oder neu ergänzte Wörter sind mit einem * bezeichnet):

Z. 11 ff. *sakaraklúm herekleís *slaagid púd íst íním teer[úm] púd úp eísúd sakaraklúd [íst] púd anter teremniss *eh[trúís] íst paí teremenniú mú[iníkad] tanginúd prúftúset r[ehtúd] *amnúd.*

'(Es wird vereinbart), daß das auf der Markscheide stehende Heiligtum des Herkules, sowie das an dieses Heiligtum anstoßende Grundstück, soweit es innerhalb der durch gemeinschaftlichen Beschluß festgestellten äußeren Grenzmarken geradlinig belegen ist (daß dies Heiligtum und dies Grundstück gemeinschaftlich auf gemeinschaftlichem Grunde sein sollen.)'

Z. 27 ff. *[svaí píd hereset] triíbarakav[úm tereí púd] *liímitú[ís] *termn[ater píús] herekleís fíísnú mefi[ú] íst ehtrad feíhúss pú[s] herekleís fíísnam amfret pert viam pússtíst paí íp íst pústin slagím senateís suveís tanginúd tríbarakavúm líkítud.*

'Wenn sie vorhaben, einen Bau auf dem Grundstück aufzuführen, das durch die Grenzlinien abgemarkt wird, in deren Mitte sich das Heiligtum des Herkules befindet, (und das) außerhalb des Walls, der das Heiligtum des Herkules umgiebt (und) jenseits des Weges gelegen ist, der dort als Grenze dient, so soll ihnen der Bau, wenn ihr Senat ihn beschlossen hat, gestattet sein.'

*) [K. N. Vgl. jetzt H. Degering, Ueber die militär. Wegweiser in Pompeji, Mitth. d. arch. Inst. Röm. Abth. 13 (1898) S. 124—146, wo statt *amat* die Lesung *ampt* festgestellt wird.]

Z. 44 ff. *avt púst feihúss**) *pús fisnam amfret eséí tereí nep abellanús nep núvlanús pídum tríbarakattíns avt thesavrúm púd eséí tereí íst pún paténsíns múíníkad tanginúd patensíns.*

'Aber auf dem Grundstück hinter dem Wall, der das Heiligtum umgiebt, sollen weder die Abellaner noch die Nolaner einen Bau aufführen dürfen, und wenn sie das auf diesem Grundstücke befindliche Schatzhaus öffnen, so sollen sie es nach gemeinschaftlichem Beschluß thun.'

Z. 54 ff. *avt anter *slagím abellanam íním núvlanam [p]úllad víú uruvú íst tedur [e]ísaí víaí mefiaí teremen[n]iú staíet.*

'Wo aber auf der Grenze zwischen Abella und Nola der Weg (der die Grenze bildet) eine Biegung macht,**) da sind mitten auf dem Weg Grenzzeichen aufgerichtet.'

B. will vor allem ein deutliches Bild der Örtlichkeit entwerfen, um die es sich in dem Vertrag von Nola und Abella handelt. Das ist ihm, wie aus den mitgeteilten Übersetzungen hervorgeht, meines Erachtens im großen und ganzen gelungen. Im einzelnen ist manches einzuwenden. Osk. *slaagi-* kann trotz Brugmanns Anknüpfung des Wortes an air. slicht 'Spur, Geleise' und slige 'Straße' nicht bloß 'Grenze, Grenzlinie' bedeuten, jedenfalls nicht Z. 55, wo *anter slagím abellanam íním núvlanam* doch nicht heißen kann 'auf der Grenze zwischen A. und N.', sondern nur 'zwischen dem Grenzgebiet von A. und dem von N.' Es wird beides bedeuten, wie etwa lat. regio 1. = Richtung, Grenzlinie, 2. = Gebiet, Bezirk ist. v. Planta scheint mir mit seiner Kritik von B. in einzelnen Vorschlägen das Richtige zu treffen (Gramm. II S. 622 ff.). Z. 14 ist B. Ergänzung *eh[trúis]* wahrscheinlich, Z. 17 Büchelers und B.'s Erklärung von *r[ehtúd] amnúd* 'geradlinig' richtig, dagegen sind die Etymologien von *amnúd*, die Brugmann bei B. S. 309 (*amno- aus *ap-no- zu griech. ἀπό) und B. selbst versuchen (zu lat. amnis) nur unsichere Vermutungen. Z. 27 ff. ist es B. nicht gelungen ein befriedigendes syntaktisches Gefüge herzustellen, wie schon das in der deutschen Übersetzung eingefügte, unentbehrliche 'und das' beweist. Über das wenig wahrscheinliche *líimitú[ís]termn[ater]* Z. 29 und andere Vorschläge zu dieser Stelle vgl. v. Planta S. 624. Bedenklich scheint mir auch der Wechsel des Standpunktes für die topographischen Bestimmungen Z. 12, 33, 45: *slaagid*

*) Auf dem Stein steht *feihúís*, nach *púst* folgt auch sonst immer der Ablativ (Lokativ?). S. 311 citiert B. noch einmal *púst feihúss.* Offenbar liegt ein Versehen vor.

**) 'Natürlich außerhalb des gemeinsamen Grundstücks' (B. S. 310 Anm. 1), also bevor der Grenzweg in dieses einmündet oder nachdem er es wieder verlassen hat.

'von der Grenze her', nämlich von Abella und Nola aus gerechnet; (*púd*) . . . *pert víam pússtíst*, '(das) . . . über den Weg hinaus dahinter gelegen ist', vom Mittelpunkt des Grundstückes, vom Heiligtum aus betrachtet; *púst feíhúís* 'hinter dem Wall' wobei die Ortsbestimmung von außen her gegeben wird. Z. 54 ff. bringt B. zur Erklärung der schwierigsten Wörter [?]*úllad*, *uruvú*, *tedur* nichts Neues vor, und doch wird niemand die ergänzte Form *púllad* aus *pō ollād zu lat. ollus, das Verhältnis von *uruvú* 'krumm' zu lat. urvum 'Krümmung des Pflugs' und das von *tedur* (*tedúr*) 'ibi, illic' zu aind. tátra ohne große Bedenken hinnehmen. *Úllad* hatte Bugge schon K. Z. 5 (1856) S. 8 zu [*s*]*úllad* 'auf der ganzen Strecke, ubique' ergänzt; *uruvú* stellt v. Planta zu εὐρύς, aind. urú; das unverständliche *tedúr* liest er pedú X; freilich bleibt bei der Lesung pedú unklar, ob ped- 'Fuß als Längenmaß' im osk. Neutrum ist, ob ein Gen. Pl. *pedú(m)* vorliegt oder ob die Form zu lat. pedum 'Stab' gehört. v. Planta übersetzt die Stelle: 'At inter regionem Abellanam et Nolanam ubique via lata est pedes X. In ea via media termina stant'.

10. Carlo Moratti, La legge osca di Banzia. Archivio giuridico. Vol. 53 S. 74—110, Pisa 1894. (v. Planta No. 17.) Rezension: Polybiblion. P. L. 73, 321.

Büchelers lateinische Übersetzung der tabula Bantina erweckt, auch in der 6. Auflage der Fontes Juris Romani Antiqui ed. C. G. Bruns Friburgi in Brisgavia 1893, verschiedene Zweifel vom Standpunkt der italischen Altertümer aus. Diese werden angedeutet, es folgt dann der Text mit einer berichtigten lateinischen Übersetzung (S. 78—83); ein Comento filologico (S. 84—104) und ein Comento storico (S. 105—110) bilden den Schluß des Aufsatzes. Von den neuen meist ganz problematischen Erklärungsversuchen notiere ich: Z. 2 angitud zu umbr. angla anglaf 'oscines' (diese sind nach Cic. de div. 2, 34 aves internuntiae Jovis), ferner zu altind. aṅg 'sich bewegen, gehen', griech. ἄγγελος, daher osk. ang-um 'edicere, nuntiare'; zu osk. moltam angitud vgl. Livius 2, 52, 5 tribuni multam edixerunt. — Z. 3 deivast zur Wurzel div 'risplendere, illuminare, dichiarare', deivaum = clarare 'dire a voce chiara cioè alta' (vgl. clarigare bei Plin. h. n. 22, 2, 3). — Z. 3 carneis 'partis', dieselbe Wurzel in cer-ne-re, cer-tus, car-men, care-re, car-ies (!!) — Z. 4 pertemust kann sich wegen Z. 7 sachlich nur auf den magistrato presidente, nicht auf den magistrato intercedente beziehen; daher ist die Übersetzung von pert-emust mit 'perimere, prohibere' unmöglich, per-tem-um gehört vielmehr zu lat. tem-ne-re, tem-ere, teme-rare und bedeutet 'gettare oltre, buttare di là, mandar via = lat. dimittere'. — Z. 5 sipus der

Bedeutung nach = palam, vgl. lex latina tabulae Bantinae 17 iouranto ... [pro ae]de Castorus palam luci in forum versus. Die gegebene Etymologie (zu sipare, dis-sipare, supare 'gettare') ist unhaltbar. — Z. 6 brateis 'studii' zu altir. Nom. bru Gen. brond Dat. bro-i-nd 'Bauch', alban. brĕnda 'innen', also brata (bratom oder bratos) urspr. 'viscera, visceratio' (?). — Z. 6 cadeis mit Kern = got. hatis 'di odio'. — Z. 7 piei verschrieben für poei, Nom. nicht Dat. — Z. 8 castrid; castru-s 'l'agro misurato' zu castrare 'tagliare, recidere', cas-tra 'campo tagliato da fossi'. — Z. 8—9 louf(rud)en eituas '(di agro) libero senza pecunie (vettigali)'. Was soll für en in der Bedeutung 'extra; giù, fuori, senza' die Berufung auf Curtius Grundz. [5] No. 425? — Z. 9 eituas zu ire, εἶμι; vgl. für die urspr. Bedeutung etwa hom. πρό-βασις 'ciò che si fa andare, gregge'. — Z. 9 deivatuns (s. Z. 3 deivast) wird der Form nach mit eituns auf den Pompeianischen Inschriften (Planta II No. 47 und 50) für *eitunos = lat. ituri verglichen. — Z. 12 aeteis. M. bringt eine phantastische Ableitung aus einer vriddhi-Stufe der Wurzel i 'gehen'. — Z. 13 pru meddixud. meddixu 'luogo, tribunale del meddix', meddic + su- wie ses-su-s neben sed-es, sac-su-m neben griech. σάγ-μα. — Z. 14 petiropert. — Z. 14 urust Sinn: certaverit. — Z. 15 trutum. zico (*lom*). Vgl. Horaz Od. 2, 18 truditur dies die, daher trutum zicolom = 'prolatam, prodictam diem'. Trutum: lat. trusum = tentus: tensus. — Z. 19 esuf (Fabretti C. I. I. n. 2873 auch essuf), vgl. Ennius: sapsam für ipsam; es + su + f ähnlich wie im lat. sa(?) + p + se : sa : so., altpreuß. Nom. su-b-s 'ipse'. — Z. 20 cebnust . ce- entweder gleich lat. co- oder ca- in caterva, catena. — Z. 22 amiricatud 'in mercatum tradito'. — Z. 22 allo famelo 'illum servum'. — Z. 29 tacusim, *taksim, *taksiom (Gen. Pl.) zu τάξις (= ordo, centuria). — Z. 30 medicim 'iudicium'.

Aus dem Comento storico hebe ich hervor: im Gegensatz zu dem lateinischen Gesetz auf der Rückseite der Tafel fallen am osk. auf a) la breviloquenza; b) la discrepanza da leggi romane specialmente nella diei dictio e nella votazione orale, non tabellaria; c) i caratteri latini in documento ufficiale osco (Raggione dei caratteri latini ed epoca della legge — Prospetto della legge — Quaestor — Meddices — Praefectus — Praetor — Tribuni della plebe, comizi, centurie dei giovani). —

Auf dem Pariser Orientalistenkongreß im September 1897 hielt M. Bréal einen Vortrag Nouvelles observations sur la table de Bantia, der indes in den Verhandlungen des Kongresses nicht erschienen ist.

11. Eine neue Erklärung zu v. Planta No. 128 wagt **Pascal**, La tavola osca di esecrazione (Napoli 1894, Auszug aus Rendiconti dell' acc. di archeol. lettere e belle arti). Sie ist mir bloß durch Plantas Citate II S. 625 ff. und durch die Rezensionen BphW 15 (1895) Sp. 986—987 (W. Deecke), WfklPh 12 (1895) Sp. 626—627 (W. Deecke) bekannt: in der einen hat W. Deecke Pascals latein. Übersetzung und wichtigste Textergänzungen, in der anderen die Hauptabweichungen von den bisherigen Ergänzungen und Deutungen wiedergegeben.

12. M. **Bréal**, L'Inscription osque d'Antino. Mém. de la Soc. de Ling. 9 (1896) S. 261—262.

Es handelt sich hier um die Inschrift, die bei v. Planta unter No. 242 eingereiht ist.

pa . ui . pacuies . medis	Pa(cius) Pacuuius Ui(bii) f. meddix
uesune . dunom . ded	Uesonae donum ded(it)
ca . cumnios . cetur	— — —

Vgl. auch v. Planta Gramm. II S. 652—653. Conway Ital. Dial. I S. 269.

Bréal übersetzt: 'Paquius Pacuvius, Vibii filius, magistratus. Vesunae donum dedicat Cominiorum centuria'. v. Planta referiert über verschiedene Bedeutungsmöglichkeiten der 3. Zeile.

---

13. Stein aus Sulmo (v. Planta No. 246 d)

. . . hospus pẹlẹgiẹ ****	— hospes pellige — —
. . . xaṭ . mat . m * sicu .	— — — —
. . . men * c̣ua *** p̣us vaḷ *	— — hos]pes vale
. . . f̣amel . inim . loufir	— famulus et liber
. . . p̣ẹo * ṣ pac * d	— — — —

(v. Planta.)

Notizie degli Scavi. Juli 1895. S. 251—255 (Pascal). — W. Deecke WfklPh 1896 No. 15 S. 397. — v. Planta Gramm. II S. 545, 656—657. — Conway Ital. Dial. I S. 236—237.

Pascal liest:	Conway liest:
hosp̣us ////// llegiẹ	. ḥọṣp̣ụṣ . . legiḷ . . .
xat . mat . ṃ ////// sicu	x aṭ mat ṃ . sicu
meụinc̣ịum /////// usvae	ṃen . . . ụṃ . . . usuaḍ
f̣amel . inim . loufir	f̣amel inim loufir
ọf̣ ọ c pac | ạd	ḍẹṣ . . . . pa . . . ḍ . ạ

Punkte sind unter solche Buchstaben gesetzt, deren Lesung den einzelnen Herausgebern unsicher scheint.

Pascal ergänzt:

[c· ?] hospus· [C· ?] l· legie[s]
meddei]x at· m at· m·[l·] si cu[pen]
[he· ćepele es] men[i]nćium [ćiret]us vae
[niae usurei inim] famel· inim loufir
of. o[u]c[elics]· pac· ad[irans].

und übersetzt:

[C ?] Hospus [C ?] l(ibertus) Legius
meddi]x at(icus?), M. At(ius) M. [libertus] Seius, cu[bant]
[hic. Condidit] sepulcrum [sibi, si]mul Vae-
[niae uxori et] famulis et libertis
Of. Oc[ellius] Paqui (f.) At[ranus.]

v. Planta übt l. c. eine gute Kritik an diesem mehr als kühnen Ergänzungs- und Erklärungsversuch.

14. Stein aus Sulmo (v. Planta No. 246 a)

saluta . musesa . pa	Saluta Mussedia Pa . f.
anaceta . ceria	Angitiae Cereriae
et . aisis . sato	et dis sanctum.

Rivista Abruzzese (Teramo) VIII (Febr. 1893) (De Nino). — Ebenda IX (Febr. 1894) S. 96 ff. (De Nino mit Bemerkungen von Bücheler, Pauli, v. Planta.) — Notizie degli Scavi Mai 1894 S. 178 (De Nino). — Pascal, Rendiconti della R. Accad. di arch., lett. e belle arti di Napoli 1894 S. 83—88. — Bréal, Mém. de la Soc. de Ling. 9 (1896) S. 44—46. — v. Planta Gramm. II S. 544, 655—656. — Conway, The Ital. Dial. I S. 235.

Ein Referat über die verschiedenen Deutungen bei v. Planta an letztgenannter Stelle. Der Hauptstreit dreht sich um die Auffasssung von an(a)ceta, das Bücheler, De Nino und Conway als 'sacerdos famulata' erklären, während es von Pauli und von Planta als 'Angitiae' gedeutet wird. Die Übersetzung aisis sato 'dis sanctum' bieten v. Planta und Pascal, während Bücheler: (sacerdos Cerialis et) dei Saturni und de Nino: . . . dei Satoris lesen. Zu aisis vgl. v. Planta II S. 594—595.

15. Stein aus Sulmo (v. Planta 246 c)

anaceta	Angitiae
cerria	Cereriae.

Notizie degli Scavi Mai 1890 S. 166 (De Nino). — Rivista Abruzzese 1894, 97. — v. Planta II S. 544, 655—656. — Conway The Ital. Dial. I S. 236.

16. Eine weitere Inschrift aus Sulmo, die wieder de Nino zu verdanken ist, lautet:

brata polf sa | anacta Ceri

v. Planta Idg. Forsch. 8 (1898) S. 315—316. — Conway The Ital. Dialects II S. 684.

polf ist nach v. Pl. Abkürzung des Gentiliciums Pulfidia oder Pulfennia, die beide auf pälign. Gebiete belegt sind, und sa Abkürzung des Vaternamens; Conway liest poef und sieht darin latein. Pub-. Zu anacta Ceri vgl. die oben behandelten Inschriften. Über die Verwandtschaft von brata handelt Bréal Rev. Arch. IIIme Série 31 (1897) S. 104—108, wobei er an v. Planta Gramm. I S. 303 anknüpft: *mrâtus: meritus = gnâtus: genitus; osk. bratum aus *mrâtum = lat. meritum. Ein paar vulgärlatein., besser dialektisch-latein. Weihinschriften auf gallischem Boden enthalten bratonde (braton + Postposition de) wobei die Bedeutung merito ausgezeichnet passen würde. — Die Form brata auf unserer Inschrift giebt freilich neue Rätsel auf.

---

17. Eine scheinbar noch nicht veröffentlichte umbr. Grenzsteininschrift aus Asisium bringt v. Planta No. 296 a

toce | stahu ? sto

Unsichere Vermutungen über toce s. S. 667, (wo es st. 296 b 296 a heißen muß).

18. Über eine längst bekannte umbr. Inschrift auf einer Bronzestatue aus Todi, die wahrscheinlich den Mars darstellt, berichtet Gamurrini in den Mitteilungen d. deutsch-arch. Inst. Röm. Abt. 9 (1894) S. 99—100.

v. Planta liest No. 292: Gamurrini:

ahaltrutitisdunumdede *ahal trutiois dunum dede*

Ahala Trutiois ist nach G. Nom. Sing. eines Namens: Ahala kommt als Cognomen der gens Servilia vor, Trutiois wird mit Drutius, gall. Truticnos (v. Planta No. 294) verglichen. Das Ganze ist vielleicht eine Weihinschrift an Mars, in welcher ein Gallier einen Sieg über Rom verewigt. Andere Erklärungsversuche bei v. Planta II S. 666.

IV. Die ältesten lateinischen Sprachdenkmäler.

Es folgen die altlateinischen Sprachdenkmäler. Von dem großen Sammelwerk des

Corpus inscriptionum Latinarum

sind inzwischen folgende Teile erschienen:

Vol. IV. Suppl. Inscriptionum parietariarum Pompeianarum supplementum, ediderunt Augustus Mau et Carolus Zangemeister.

Pars I. Tabulae Ceratae Pompeis repertae annis 1875 et 1887 editae a Carolo Zangemeister. 1898. (Mit Registern!) (S. 275—454.) 2°.

Vol. VI. Pars IV, fasciculus prior: Inscriptiones urbis Romae Latinae, coll. Guil. Henzen, J. B. de Rossi, E. Bormann, ed. Chr. Huelsen 1894 (S. 2459—3001) 2°.

Vol. VIII. Suppl.
Pars II. Inscriptionum provinciae Numidiae Latinarum supplementum, ediderunt Renatus Cagnat et Joh. Schmidt, commentariis instruxerunt Joh. Schmidt et Herm. Dessau. 1894 (S. 1667—1903) 2°.

Über die laufenden Ausgrabungen berichten die

Notizie degli scavi di antichità (= Atti della R. Accademia dei Lincei. Classe di scienze mor., stor. e filol. Parte seconda) Roma.

Die wenigen und kleinen archaischen Inschriften und Formen aus den Ausgrabungen von 1894—1897 sind aus diesen Notizie zusammengestellt im Idg. Anzeiger: für Jan.—Sept. 1894 Anz. 5 S. 194—195, für Okt. 1894—Okt. 1895 Anz. 7 S. 73, für Okt. 1895—Dez. 1896 Anz. 8 S. 219, für 1897 Anz. 10 S. 173—174.

Eine gute Übersicht der jährlichen Funde giebt auch

R. Cagnat. L'année épigraphique. Revue des publications épigraphiques relatives à l'antiquité Romaine. Paris. (Erscheint auch als Teil der Révue archéologique.)

Von den Sammelwerken de Ruggieros, Engelbr. Schneiders und Herm. Dessaus, die in diesen Jahresberichten Bd. 87 (1897) S. 20 erwähnt werden, hat bis jetzt nur das erste eine Fortsetzung gefunden:

Sylloge epigraphica orbis Romani cura et studio Hectoris de Ruggiero edita.

Vol. II. Inscriptiones Italiae continens, ed. D. Vaglieri. Fasc. 5—17 (1894—1897).

Vol. III. Pars 1. Inscriptiones Galliae Narbonensis continens, ed. Aemilius Espérandieu. Fasc. 1—6 (1896—1898).

Der Einführung in die Inschriftenkunde sollen dienen:

J. C. Egbert, Introduction to the Study of Latin Inscriptions with numerous Illustrations and exact Reproductions of Inscriptions. New York 1896. 468 S. (auch London. 506 S.).

Rezensionen: ClR 1897 S. 67—69 (F. Haverfield). — Bcr 1897 No. 5 S. 81—89 (H. Thédenat). — Ath. No. 3615 S. 212.

E. will ein Textbuch für Studenten liefern. 'A distinctive feature of the book', heißt es, 'is the number and character of its illustrations, — there being over seven hundred inscriptions, and other objects for the purpose of illustrating the text, and for practice in reading. Of these, over one hundred are photographic reproductions, showing the

forms of the letters, and the arrangement of the inscriptions. The work is also supplied with an exhaustive bibliography and valuable tables of abbreviations, archaisms, etc. etc.'

W. M. Lindsay, Handbook of Latin Inscriptions illustrating the History of the Language. London 1897. 134 S.

Rezensionen: ALL 10, 4 S. 568—569. — Ath. 3694 S. 221. — Acad. 1366 S. 32.

Das Buch ist als ein epigraphisches Ergänzungsbändchen zu des Verf. Short Historical Latin Grammar gedacht. Es bringt eine Auswahl sprachlich interessanter Inschriften, 1. der altlatein., 2. der republikanischen, 3. der ciceronianisch-augusteischen und 4. der Kaiser- und der spätlateinischen Zeit (bis Pippin). Jedem Kapitel geht eine sprachwissenschaftliche Einleitung voraus, die in scharfen Zügen das Latein der entsprechenden Periode charakterisiert. Dann folgen die gut ausgesuchten Inschriften mit der Erklärung ihrer sprachlichen Merkwürdigkeiten. Das in seiner Art ausgezeichnete Werkchen sollte nicht bloß von Studenten durchgearbeitet werden.

Auch v. Plantas und Conways oben besprochene große Sammelwerke lassen die ältesten lateinischen Inschriften nicht außer acht. v. Planta bringt Bd. II S. 586—588 eine Anzahl altlatein., marsisch-latein. und falisk. Inschriften zum Abdruck; Conway hat in seiner Latinischen Gruppe viele altlatein.-dialektische Inschriften untergebracht, u. a. die Fibula von Praeneste S. 311—312 mit guter Beschreibung und einer Untersuchung ihres Alphabetes, ferner auch die Duenos-Inschrift S. 329—331 mit einer Abbildung der aneinanderhängenden Töpfchen und der herumlaufenden Schrift.

Wir besprechen im folgenden die neueren Untersuchungen über die ältesten latein. Sprachdenkmäler (die Duenos-Inschrift, das Arvallied, die Carmina Saliaria, die 12 Tafeln, die Scipionenelogien) und über den alten numerus Saturnius.

Die Duenos-Inschrift.

W. M. Lindsay, A short historical Latin Grammer. Oxford 1895, S. 175.

B. Maurenbrecher, Die altlateinische Duenosinschrift. Philologus 54 (1895) S. 620—635 (mit einem Litteraturverzeichnis früherer Erklärungsversuche S. 620 Anm. 1.[1])

L. Ceci, Sull' antichissima iscrizione latina di Dueno. Rendiconti d. R. Acc. dei Lincei, Classe di sc. mor. . . . Serie V Vol. 5 (1896) S. 354—359.

---

[1]) Wenn im folgenden bloß Namen wie Osthoff, Bréal genannt werden, so ist das nähere Citat hier zu suchen.

J. V. Netušil, Duenova Nadpis' (die Duenos-Inschrift) Filol. Obozrěnie 11 (1896) S. 121—126.

J. C. Egbert, Introduction to the Study of Latin Inscriptions. London 1896 S. 16.

W. M. Lindsay, Handbook of Latin Inscriptions. London 1897 S. 19—23.

R. Thurneysen, Inschriftliches I K. Z. 35 Fasc. 2 (1897) S. 193—226.

R. S. Conway, The Italic Dialects I (1897) S. 329—331.

v. Planta, Gramm. II S. 587.

Die 1880 von H. Dressel zuerst[1]) veröffentlichte Topfinschrift vom Quirinal läuft in 3 Absätzen von rechts nach links um den Bauch des Gefäßes herum. Sie lautet.

iove(i?) satdeivosquoimedmitatneitedendocosmisuircosied — astednoisiopetoitesiaipakarivois — duenosmedfecedenmanomeinomdzenoinemedmaaostatod.

Lindsay schreibt und übersetzt (im Handbook):

Joueis (? -ues) at deiuos qoi med mitat nei ted endo cosmis Virco sied asted noisi Ope Toitesiai pakari uois Duenos med feced (? feked) en Manom einom dienoine med Mano statod.

'Jovios (?) ad deos qui me mittet (? mittat), ne te indo comis Virgo sit, adstet, nisi Opem Tuteriae *pacrem vis. Bĕnus me fecit in Mānum enim. Die noni me Mano stato'.

'Who offers me to the Gods of the Sky, may Proserpine not be kind to thee, nor stand by thee, unless thou wouldst have the Help of Tuteria propitious. Benus made me for Manus indeed. On the ninth day set me (as offering) to Manus'.

Maurenbrecher liest und erklärt:

Jove Sat(urno) deivos, qoi med mitat, nei ted endo cosmis virco sied, asted noisi, ope Toitesiai pakari vois — Duēnos med feced en manom; einom dzenoine med mano statod.

'Is deus, qui me Jovi Saturno mittat — nisi in te cosmis virgo sit — nobis adstet, ut opera Tuteriae cum vobis pacemur. — Bennus me in mortui usum fecit, itaque die nono ad mortuum me adsistito'.

Ceci schreibt und übersetzt:

Jovei(s) Sat(urnos) deivos, quoi med mitat, neited endo, cosmis virco sied as ted, noisi Ope Toitesiăi pakari vois. Duenos med fecet en manom einom, dze noine med mano statod.

'Jovis Saturnus divus, cui me mittat, nīteat (i. e. propitius sit) indo, comis virgo sit ad te, nisi Opi Tuteriae pacri (i. e. propitiae =

[1]) Annali dell' Instituto 52 (1880) S. 158—195.

ut propitia sit) vis (mittere). Duenus me fecit in mortuum; itaque die noni me mortuo sistito'.

Thurneysen liest, übersetzt und erklärt:

Jou(a)s(c)t deiuos qoi med mitat, nei ted endo cosmis uirco sied, as(t) ted noisi op et oites iai pakari uois. — Duenos med feced en mano(m) meinom duenoi; ne med malo(s) (d)atod.

'Juverit deus qui me mittat, nisi erga te comis uirgo sit, ast te, nobis ad id utens, ei pacari uis. — Bonus me fecit in bellum propositum bono; ne me malus dato'.

Die Töpfchen sprechen: 'Der Gott wird den unterstützen, der mich schickt, wenn etwa das Mädchen gegen Dich nicht freundlich ist und Du Dich, uns dazu verwendend, mit ihr aussöhnen willst. — Ein Braver (oder 'Brav') hat mich gemacht zu guter Absicht für einen Braven; kein Schlechter soll mich schenken'.

Aus den — sehr wenig überzeugenden — Übersetzungen von Maurenbrecher und Ceci wird man nicht ohne weiteres herauslesen können, was sie meinen; zum Verständnis mögen noch folgende zwei Sätze dienen.

Maurenbrecher S. 632: 'Der in den Worten nei ted endo virco sied Angeredete muß enthalten sein in der Zahl derer, mit denen der Tote seinen Frieden schließen will (asted pakari vois): beides paßt, wenn mit ted endo das Grab oder die Unterwelt, mit vois die in und bei derselben gedachten dii inferi gemeint sind; göttliche Beihülfe erbittet der Tote oder sein humoristischer Sprecher, der Totentopf; aber er ist scherzhaft genug gesinnt, wenn auch nur eine comis virgo in der Unterwelt zugegen sei, mit deren Hülfe vorlieb zu nehmen'.

Ceci S. 358/359: 'Dice adunque l'iscrizione: Giove Saturno Iddio, a cui mi mandi, sia propizio . . . E il testo prescrive che una vergine pura assista chi offra il sacrifizio a Giove Saturno Iddio. La quale assistenza non è necessaria quando l'offertore voglia propiziarsi la Dea Ops Tuteria'.

Nach Inhalt und Zusammenhang am ungezwungensten ist zweifellos die Übersetzung von Thurneysen, aber im einzelnen bleibt vieles bedenklich. Paulis Vermutung, daß es sich nicht um ein Totenopfer, sondern um Liebesdinge handelt, gewinnt an Boden.

Aus den Erklärungen hebe ich hervor:

Unglaublich erscheint mir mit Thurneysen, daß auf der gleichen Inschrift Formen wie Joue- und dze = die (io- und dz für urspr. di̯-) nebeneinander stehen sollen. Ein altes aorist. Futur *iuuăsĕt für späteres iūuerit ist sprachwissenschaftlich möglich (ă = Schwa indogerm. vgl. domare domui domitus gr. δαμά-σαι παν-δαμά-τωρ ind. dami-tā); das ungeschwächte nachtonige ă würde die Inschrift zeitlich der Pränestinischen Fibula nahe bringen (fĕfăkēd und Nŭmăsioi); freilich

steht auf der Inschrift iouesat, wobei das a aus e verbessert ist. — neitedendo Ceci S. 357 = nīteat (i. e. propitius sit) indo. Nīteo ist ein Denominativum vom Part. *nī-to-s = aind. nī-tá-s zur indogerm. Wurzel nēi 'condurre'; zur Bedeutung vgl. aind. nā-tha 'aiuto' altsächs. nā-tha 'Gnade'. Aber diese Wörter gehören zu aind. nāth 'bitten'. Cecis Etymologie ist unhaltbar, seine Erklärung macht auch syntaktisch Schwierigkeiten. — asted ist schon von Bréal in ast ted zerlegt worden (Thurneysen S. 197), wobei nach altem Brauch das t der Enclitica nicht besonders geschrieben wurde. — In noisi erblicken Thurneysen und Maurenbrecher mit Recht die alte Form von nis (*nisi) neben nobis, wodurch Maurenbrechers Übersetzung von uois mit uobis nicht gerade gewinnt; aber auch Thurneysens Hinweis auf die alte, von Osthoff 'sprachlich gerechtfertigte' (?) Übersetzung uis 'Du willst' ist recht mager. Solmsens Versuch (Studien z. latein. Lautgeschichte S. 88) noisi und vois bloß als falsche Schreibungen für neisi und veis zu erklären, klingt auch nicht überzeugend (Maurenbrecher S. 626, Ceci S. 356). — opetoitesiai zerlegt Th. mit kühnen Schnitten in op et oites und zieht iai zum folgenden pakari.[1] Die Formen op und oites ließen sich verstehen. Aber die finale Bedeutung von op in op et 'dazu, zu diesem Zweck' ist nirgends belegt: ob id heißt 'aus diesem Grund' und gelegentlich 'zum Dank dafür' (Karl Reissinger, Über Bedeutung und Verwendung der Präpositionen ob und propter im älteren Latein. Gpr. Landau i. d. Pf. 1897 S. 13 Anm. 2, S. 19 Anm. 2, S. 25, S. 57). Die meisten Schwierigkeiten macht et für id. Th. nimmt die Vermischung zweier Pronominalstämme *i- und *es- an (aind. as-ya, asmin; umbr. *es-mik*); das es- erkennt er in umbr. *er-ek* 'is', *ěr-ek* 'id' und seinen Vokalismus auch im latein. em 'eum' wieder; die für das Latein. anzusetzenden Nominative *es und *ed mußten nach Th. bei schwacher Betonung zu is und id werden, so daß hier die i-Formen die Oberhand gewannen. Aber alle diese Annahmen sind unsicher: der Pronominalstamm es (die meisten Forscher zerlegen bekanntlich aind. a-sya, a-smin; umbr. *e-smik*); das Vorhandensein dieses Stammes in umbr. *er-ek* 'is' *ěr-ek* 'id' gegenüber osk. izic und idic, die nicht voneinander zu trennen sind (vgl. auch latein. sero aus *sĭzō); die Erklärung des latein. Acc. em, der sich zu im auch verhalten kann, wie turrem: turrim (v. Planta II S. 210, Brugmann Grundriß II S. 768; v. Planta II S. 214, I S. 101; Lindsay Latein. Sprache S. 503). Das sehr auffallende t in et fände an anderen orthographischen Verwechselungen der Inschrift (mitat neben sied und feced) einen kleinen Halt. Was Maurenbrecher S. 624

---

[1]) Conway (The Italic Dialects II S. 685) behauptet unverständlicherweise, Thurneysen wolle oites iai mit utens eis übersetzen.

über die Endkonsonanten dieser 3 Formen vorbringt, erledigt die Frage nicht. — Für den neuerschlossenen Dativ iai giebt Th. drei Erklärungsversuche: iai ist Vorläufer des später vereinzelt auftauchenden eae — iai (d. i. ${}_{\text{i}}$āī), entspricht direkt litauischem jaĩ, wie is = lit. jis ist — der latein. zusammengesetzte Dativ eiei (Lex. repet.) geht auf ei + iei (zu ei- vgl. osk. eí-seí) zurück und der letzte Bestandteil war urspr. ein wirklicher Dativ auf -ai, also iai. Th. giebt der 3. Möglichkeit den Vorzug, man kann zwischen der 2. und 3. schwanken. — pakaˇri. Die alte Auffassung, die in solchen medialen Infinitiven Dative eines s-Stammes (πεῖ-σαι) sieht, wirft Th. über Bord, weil ein Dativ vor ca. 150 v. Chr. nicht auf bloßes i ausgehen könne und weil er aus anderen Gründen gezwungen ist, das Alter der Inschrift möglichst weit, jedenfalls über die Zeit des Rhotazismus, hinauszurücken. Der erste Grund ist einschlagend; eine befriedigende Lösung der neugeschaffenen Schwierigkeit vermag Th. nicht zu geben, er betrachtet aber auch fernerhin pakari als einen, wenn auch seiner Form nach unerklärten, medialen Infinitiv. Lindsay, und nach ihm Ceci, vermeiden die Schwierigkeit, indem sie in dem Wort einen Kasus von *păkări- od. *păkāri-, einem zu pāx gehörigen Adjektivstamm, sehen, der zwar im Latein. sonst fehlt, aber in der Form păcri- aus den andern ital. Dialekten bekannt ist. — Enmanomeinom zerlegt Th. in en mano(m) meinom, wobei meinom mit air. mian 'Wunsch, Gelüste', neugäl. miann 'intention, purpose', mittelir. Genetiv miana in Verbindung gebracht wird. Rezensent wagt nicht, diese Gleichung zu beurteilen. Die Übersetzung 'zu guter Absicht, zu gutem Vorhaben', die auch schon Pauli verlangte, paßt sehr gut in den Zusammenhang. — nemedmaaostatod. Auch hier schlägt Th. neue Wege ein: ne med malos datod; mit der Lesung datod wird freilich dieser gordische Knoten nur gewaltsam zerhauen. Ich glaube statod in der transitiven Bedeutung von sistito läßt sich verteidigen; Lindsay erinnert passend an Jupiter Stātor 'the stayer of the rout', 'der Fluchthemmende', procul abstandus est (amor) Plautus Trin. 264.[1]) Der Sinn wäre dann: 'kein Schlechter soll mich hinbringen oder hinbringen lassen' (zu dem Mädchen nämlich); vgl. die gleiche Bedeutung bei der reduplizierten Form: tu me meosque Romam sistito (Orell. inscr. 1613, 8). Bei dieser Auffassung würde das transitive stare auch mit dem vorausgehenden mittere harmonieren.

Neben die konservativere Art, mit der Maurenbrecher, Lindsay und Ceci die Inschrift zu erklären suchen, und Thurneysens kühne Neuauffassung, tritt nun noch eine radikale Ansicht. Netušil hält in seinem oben

---

[1]) vgl. Stolz, Zur latein. Verbalflexion I 27, Arch. f. l. L. X (1896) S. 169; Birt ebenda XI (1898) S. 175.

citierten Aufsatz die Inschrift für eine boshafte moderne Mystifikation. Die Ansicht ist nicht neu: sie wurde schon 1881 von C. G. Cobet (Mnemosyne N. S. 9 S. 441—444) mit viel Entschiedenheit und wenig Gründen vertreten. Den richtigsten Weg, durch eine erneute Untersuchung der Herkunft der Inschrift äußere Kennzeichen für die ev. Unechtheit beizubringen, hat keiner von beiden eingeschlagen. Netušil erkennt zunächst an orthographischen Eigentümlichkeiten den Fälscher: an der Gestalt des r, die an ein griechisches P erinnert, an dem Z in dze, an der Korrektur pakari aus pacari; dieses und ähnliches soll auf die Sucht des Fälschers nach Hyperarchaismen zurückgehen. Bei schwer erklärbaren Wörtern läßt er seinen Fälscher den Weg umgekehrt gehen, den die Erklärer eingeschlagen haben. Setzen diese vois gleich vis an im Hinblick auf Priscian 9, 1, 6 (Keil II S. 454): 'volo veis pro volis' und die Schreibungen fido-foideratei, liber-loebertatem, so hat der Fälscher umgekehrt aus diesen Überlieferungen die Form vois konstruiert. Erklären diese eine Konjunktion asted aus ast durch das Verhältnis von postid: post, antid: ante, so hat der Fälscher nach eben diesem Muster asted neben ast erschlossen. Weisen die Forscher bei der Besprechung von einom auf lat. enim, umbr. enom, osk. *inim* hin, so hat der Fälscher gerade aus diesen Wörtern die neue Form zusammengebraut. Auch die schon öfters gemachte Beobachtung, daß die Inschrift im wesentlichen kein neues lexikalisches Material bringt, wird zu Gunsten einer Fälschung gedeutet. Daß das Arvallied und die Salierfragmente an gleichen Dunkelheiten leiden, ohne Fälschungen zu sein, wird nicht ungeschickt aus der verschiedenen Art der Überlieferung abgeleitet. Netušil geht so weit, der ganzen 'Mystifikation' einen gewissen Humor nicht abzusprechen. Er hält die nicht nach Worten geteilte Inschrift für eine Art Rebus; der Fälscher hat die Worte so gesetzt, daß durch verschiedene Wortabteilungsmöglichkeiten die Rätsellöser in Verwirrung geführt werden. Nicht genug damit: er hat sogar den aus Juvenal (8, 86) und Martial (3, 55, 1) bekannten Parfümeriefabrikanten Cosmus hineingeschmuggelt und zu einem Zeitgenossen der Decemvirn gemacht! Denn Netušil liest folgendes aus der Inschrift heraus (teilweise im Anschluß an Bährens und Comparetti):

'Jove sat(us) deiuos qoi med mitat ne it edendo Cosmi su(s)
(h)irco(s) sied.

d. h. is, cui Mercurius (= Jove satus deus) me (das Töpfchen) mittat, ne id (nämlich den Inhalt des Töpfchens, das Fabrikat des Cosmus) edendo Cosmi sus hircus sit!

Auf deutsch etwa: Derjenige, welcher mich kauft, soll nicht die hierin befindliche Salbe für irgend eine Leckerei halten, damit er nicht den Schweinen und Böcken des Cosmus ähnlich wird.'

Die folgenden Zeilen hatten den ursprünglichen Sinn: 'Aber wenn Du nicht wünschest mit Hülfe der Tuteria (der personifizierten Sicherheitswache) gebändigt zu werden, dann wisse, daß Duenus das Gefäß zu einem guten Gebrauch gemacht hat, und untersteh' Dich nicht, es zu einem schlechten hinzustellen.' Diesen Gedanken findet N. des spaßhaften Fälschers würdig; derselbe habe statt ne das dze noine nach Gellius (20, 24) die noni nur eingefügt, um den Sinn etwas zu veredeln und dunkler zu machen durch den unvermittelten Übergang auf das Novendial-Totenopfer.

Man sieht, Netušil braucht mehr unwahrscheinliche und willkürliche Hypothesen, um die Inschrift als grobe Mystifikation zu erweisen, als die einzelnen Erklärer, um über die dunkeln Stellen hinwegzukommen. Manchmal hat man das Gefühl, er wolle bloß die so auseinandergehenden Deutungen der Inschrift in etwas absonderlicher Form parodieren. Aber für eine Satire ist der Aufsatz nicht witzig genug.

Das Arvallied.

Wir kommen zum Kultlied der Arvalen. In der Anthol. lat. Pars posterior: Carmina epigraphica, fasc. I (Leipzig 1895) Nr. 1 p. 1—2 giebt Altmeister Buecheler folgenden kritischen Text:

Enos Lases iuuate,
e]nos Lases iuuvate,
enos Lases iuuate.
neue lue rue Marma sins incurrere in pleores,
neue lue rue Marmar [si]ns incurrere in pleoris,
neue luc rue Marmar sers incurrere in pleoris.
satur fu, fere Mars, limen [sal]i, sta berber.
satur fu, fere Mars, limen sali, sta berber.
satur fu, fere Mars, limen sali, sta berber.
sem]unis alternei aduocapit conctos,
semunis alternei aduocapit conctos,
simunis alternei aduocapit [conct]os.
enos Marmor iuuvato,
enos Marmor iuuato,
enos Marmor iuuato.
triumpe triumpe triumpe, trium[pe tri]umpe.

W. M. Lindsay behält in seinem Handbook of Latin Inscriptions, London 1897, S. 23—26 diese Lesung bei, nur daß er die drei gleichen Zeilen immer durchaus einheitlich uniformiert (enos, Marmar, sins, pleoris, sali, semunis, conctos). Er gesteht, daß dabei weder Lesung noch Sinn sicher sind. Enos iuuvate sei vielleicht en nos iuuate d. h. injuvate nos, sins ev. ein sog. Injunktiv (wie griechisch δό-ς). Die verschiedenen

Anreden Marmar, Mars, Marmor nebeneinander werden durch Hinweise auf Hor. Sat. II 6. 20 und C. S. 15—16 zu erklären gesucht. Pleoris mit seinem unerklärten Vokalismus und dem r statt zu erwartendem s (neben Lases), muß auf das Conto des Steinmetzen gesetzt werden. Sta berber = sta verber 'stay thy scourge' oder sta fervĕre 'desist from raging' oder mit transit. stare 'cause raging to stop'? In keinem Fall sind die lautlichen Schwierigkeiten beseitigt. Alternei Lok. Sg. 'alternately' wie alternis, Lok. Pl. bei Vergil. Conctos Nom. Sg. — Lindsay hält sich mit Rücksicht auf den Charakter seines Werkchens als einführenden Lehrbuches von weitergehenden Hypothesen mit Recht fern.

In 2 Aufsätzen behandelt den Sang der Arvalbrüder

Edw. W. Fay. The Song of the Arval Brothers: The manes worship in the Aryan Period. Am. Philol. Assoc. Proceedings 25 (1894) S. V—XI und The Arval Song once more. Ibidem. Proceedings 26 (for July 1895) S. LXVII—LXVIII.

Seine endgültige Lesung und Übersetzung entnehmen wir dem 2. Aufsatz.

Enos Lases iuvate,
Neve lue^s rue^s, Marmar, sins incurrere in pleores;
Satur fu fere Mars; limen sali; sta, berber:
Semuneis alterneip (?) advocapit conctos;
Enos Ma(r)mor iuvato, etc.
'Help us, Lares,
And let there be no wasting, <no> destruction(?),
o Marmar, to rush upon more of us,
Have thy fill, wild Mars; skip <our> threshold;
halt, Fever:
He shall (will?) summon <our> enemies otherwhere,
all of them;
Ma(r)mor shall aid us.'

Der 2. Aufsatz Fays ist schon viel konservativer als der erste; immerhin hält er noch einen Teil seiner neuen Erklärungsversuche fest. Sins ist ohne weiteres dem umbr. sins für latein. sint an die Seite gesetzt. Zur Konstruktion von sint incurrere wird daturum aus *datu esum 'to be about to give' herangezogen. Zu sali bemerkt Fay: I have translated by 'skip' in the sense of 'omit', though I can give no precise Latin parallel for this meaning'. Berber verhält sich nach ihm zu *ferber aus *fer-fer wie barba zu *farba aus *far-fa; es gehört zu febris aus *fer-br-is. Se-munis ist der Gegensatz von com-munis und bedeutet 'enemies' (vgl. se-grego und con-grego, se-voco und convoco). Fay bringt in den 2 kurzen Abhandlungen, wie gewöhnlich, eine Reihe z. T. origineller Augenblickseinfälle in aphoristischer Form,

ohne sie durch ein Eingehen auf alle lautlichen und sachlichen Schwierigkeiten auf die Stufe wissenschaftlicher Wahrscheinlichkeit zu erheben. Im ganzen hält er das Lied für 'a totemic charm against fever' und vergleicht es mit Atharva Veda 5, 22.

Eine Reihe sprachlich mehr als bedenklicher Verbesserungsvorschläge aus rhythmischen Gründen bringt

Nic. Spiegel, Der Numerus Saturnius. Pgm. d. Alt. Gymn. zu Würzburg 1894/5 S. 36—37.

Luerue. Quintilian berichtet Inst. IX 4, 39 von Cato, er habe diee hanc für diem hanc geschrieben. Danach sei luerue = luerum (im Sinne von luem) und dieses nach naterum, suerum; lapiderum, Joverum (Schneider, Lat. Gramm. II 171) gebildet. — Incurrere. Die ursprüngliche Schreibung soll sein incurr = incurrere. — Pleores = (?) flores. — Sátur fúfe Memárti // mensali/s/taberber d. i. satur(am) fufe (= vove) Marmarti; die 2. Halbzeile ist Sp. noch unklar. — Semunes od. semones ist dasselbe Wort wie daémones (djae. = zae.). — Advocapit = advocabitis. Weiteres über dieses Buch s. S. 57 ff.

Mit unserem Lied befassen sich weiter:

J. Netušil Ambarvalij, Arval'skie brat'ja i Arval'skaja pěsn'. (Die Ambarvalien, die Arvalbrüderschaft und das Arvallied). Filol. obozrěnie 12 (1897) S. 195—205 und

V. Modestov, Něskol'ko neobchodimych vozpaženij prof. Netušilu po povody ego zajavlenij o pěsni brat'ev Arval'skich. (Ein par unumgängliche Entgegnungen an Prof. Netušil anläßlich seines Aufsatzes über das Lied der Arvalbrüder). Filol. obozrěnie 13 (1897) S. 47—53.

Netušil erkennt in der Orthographie des Liedes Spuren der etruskischen Schrift (u st. o in semunes, satur; p in advocapit; die Variante sers neben sins soll eine Folge der Ähnlichkeit von etrusk. n und r sein. Modestov wendet sich entschieden gegen diese Anschauung, wonach die Römer vor der latein. die etruskische Schrift gebraucht haben müßten. Über die ganze Frage vgl. die Ausführungen von Conway The Italic Dial. II S. 458 ff.; die Tabelle S. 459, nach welcher die latein. und die älteste etruskische Schrift ebenbürtige Töchter des chalkidischen Alphabetes sind, wird auch von Carl Pauli (ebenda Anm. 1) für richtig gehalten. Im übrigen giebt Netušil keine Übersetzung des Liedes, er hält es im wesentlichen für ein Bittgebet an Mars Sator, welcher die Semones, 'die Schützer der Saat' zu ihrer Thätigkeit rufen soll; in limen sali sta berber sieht er eine Verstümmlung alter Wörter oder Formen, die vielleicht auf die Sonne einen Bezug hatten.

Außerhalb des zeitlichen Rahmens unseres Jahresberichtes fällt noch eine Deutung des Liedes, die so interessant ist, daß ich sie wenigstens noch mitteilen will:

Th. Birt, Das Arvallied. Archiv f. latein. Lex. Bd. 11 Heft 2 (1898) S. 149—196.

Enós Lasés inváte.
Nevel vérve Mármar síns incúrrere ín pleóres.
Satúr fú fere Márs. Limén, salí; sta, vérver.
Semúnís sali térnei ádvocápit cónctos.
Enós Marmór inváto.

Auf deutsch etwa:

Uns, ihr Laren (als di inferi), helfet; laß nicht, Mars, das Lenzerzeugte (quidquid hoc vere natum est; zu verve[s] und berber, vgl. den nominalen s-Stamm *verbes in verbēna aus *verbes-na) einlaufen in die Unterwelt (wo die, 'die an Zahl mehr sind', weilen); werde satt, wilder Mars (am heutigen Opfer). Quellwasser (limen aus *licmen zu liquere), laufe; bleib (auf Erden), Lenzerzeugtes. Die Samengeister alle soll der im Dreischritt Springende (Sali f. salius, wie Nom. Corneli für Cornelius) je dreimal anrufen. Mars soll uns helfen.

Die neuen Schriften über das Kollegium der Arvalbrüderschaft, die natürlich sachlich manches zur Erklärung auch unseres, erst 218 n. Chr. aufgezeichneten Liedes bringen, kann ich an dieser Stelle nur kurz zusammenstellen:

G. Wissowa, Arvales fratres in der Neubearbeitung von Paulys Real-Encyclopädie. (Bd. 2. Stuttgart 1896.) Sp. 1463—1486.

Em. Hoffmann, Die Arvalbrüder. Fleckeisens Jahrbücher 155 (1897) S. 55—59.

D. Vaglieri, Nuove osservazioni sopra gli Atti dei Fratelli Arvali in Notizie degli Scavi Juli 1897 S. 309—322.

Bruchstück, Ein neues, der Arvalakten. Wochenschr. f. klass. Philol. 12 (1895) Sp. 197—198.

P. E. Rosenstock, Die Akten der Arval-Brüderschaft, eine Studie zur lateinischen Rechtschreibung. Gpr. Strasburg W.-Pr. 1895.

Carmina Saliaria.

Über die Fragmente der Carmina Saliaria liegen ein par neue Erklärungen vor: eine zusammenfassende Arbeit und drei kleinere Versuche:

B. Maurenbrecher, Carminum Saliarium reliquiae. Fleckeisens Jahrbb. Suppl. 21 (1894) S. 313—352

Rezensionen: Rcr 1894 S. 432—433 (P. L.). — WfklPh 1894 Sp. 1371—1372 (C. W.). — NTidskrfF 4 S. 62—64 (C. M. Zander). — BphW 15 Sp. 1164—1165 (C. Haeberlin). — RivdiF. 23 (S. 409—412 (F. R.). — ClR 9 S. 332 (R. Seymour Conway). — NphR 1895 S. 113—114 (Carl Pauli).

W. M. Lindsay, Handbook of Latin Inscriptions. London 1897. S. 26—28.

L. Ceci, Sui frammenti maggiori dei Carmi Saliari. Rendiconti d. R. Acc. dei Lincei. Cl. di sienze mor. . . . Serie V Vol. 5 (1896) S. 403—408.

Th. Birt. Beiträge zur latein. Grammatik. Sprach man avrum oder aurum? RhM N. F. 52 (1897) Ergänzungsheft. S. 193—197.

Maurenbrechers Aufsatz zerfällt in Prolegomena und Fragmenta. Die ersteren sind in kurzem Auszug übergegangen in M. Schanz Geschichte der römischen Litteratur I (München 1898[2]) S. 15—16. Sie zerfallen in die Abschnitte: 1. De Saliis sacerdotibus. Maurenbrechers und anderer Verknüpfung des Saliernamens mit Tab. Ig. VI A 14 tettome Noniar, tettome Salier (= 'ad templum Noniae et ad templum Salii') bleibt unsicher, da Salier als Gen. Sing. neben Noniar doch wohl einen Götternamen bezeichnet. Dagegen weist der Name Salii Agonenses, wenn auch manches unklar bleibt, auf osk. *akenei* 'in sacrificio' und umbr. posti acnu 'ad sacrificia' (?). Nach Festus p. 7 Th. bedeutet aber agonia bei den antiqui hostia, und der mons Quirinalis hieß urspr. Agonus. Daher hat M. sicher recht, wenn er nach Wissowa die Salii Agonenses auf dem Quirinal, im Gegensatz zu den Salii Palatini, nach dem Namen des 'Opfer-Berges' (mons Agonus) benannt sein läßt, und er hat, schon des Namens wegen, wahrscheinlich recht, wenn er in ihnen, gleichfalls im Gegensatz zu den lateinischen Palatini Salii, ursprüngliche Sabeller sieht. 2. De carminibus Saliaribus testimonia. a) Testimonia de carminibus a Saliis cantatis et de Numa auctore eorum. b) Sermonem, quo carmina Saliaria composita erant, pervetustum fuisse ac vix intellegi potuisse testantur: Varro de ling. lat VII 2, Horat. ep. II 1, 86 Quintil. I 6, 40, Symmachus ep. III 44, Sidonius Apollinaris epist. VIII 164, Isid. orig. IX 1, 6. c) De nominibus carminum agitur: Paul. ex Fest. p. 3 (3). d) De carminum saltationisque modis. 3. De carminum Saliarium indole argumento historia. Moderne Litteratur S. 323—324. 4. De sermone atque metro carminum Saliarium. M. bietet hier eine kleine Grammatik der Fragmente. Er spricht über Laut-, Stammbildungs-, Flexionslehre und Metrik. (I. Archaische und durch die Überlieferer modernisierte Diphthonge — Vokalismus der Endsilben — Intersonan-

tischer Rhotazismus — sm — du für späteres b — Vokalelision — Orthographie : z f. s, c f. g, Unterlassung der Konsonantengemination. — II. Suffix: -ivius, -umnus — deminutiva — verba frequentativa — mit Präpositionen zusammengesetzte Verba. — III. Dat. Sg. auf -o, nicht oi — Alb. Sg. mit und ohne d — Vok. Sg. der io-Stämme auf -i und -ie — Nom. Pl. der o-Stämme auf -oi und -ei — Gen. Pl. der o-Stämme auf -om — Dat. od. Abl. Pl. auf -ois und -is — Wechsel von o- und i-Stämmen (Janus-Janis, mānus-mānēs). Unklar ist mir, wie M. zu diesen Beispielen den Satz bringen kann (S. 327): declinationem earum vocum, quae vulgo in -io exierunt, sibi non constare atque mox stirpem in -io, mox in is-, secutam esse notum est. Es soll statt is- wohl -i heißen, und als er den Satz niederschrieb, schwebte ihm nicht das Verhältnis von Janus: Janis, sondern von Janius: Janis (S. 334) vor. — Konjugation: tremonti neben praepotiont — adoriso vgl. *ἕπεσο 2. Sg. Ind. Praes. — Injunktive: prospices, perfines. Die Sammlung und Herausgabe der Fragmente fällt nach M. in die Zeit des Appius Claudius. Eine Entscheidung über die rhythmische oder quantitierende Natur des Saturniers wird aufgeschoben. 5. De dis Saliorum. Hier werden Janus, Mars, Saturnus und Juppiter, Quirinus, Cerus als einander entsprechende Götter der palatinisch-latinischen und der quirinalisch-sabellischen Salier dahingestellt, die sich erst später vermischten. So hält also M. (nach Linde De Jano summo Romanorum deo in Acta Universit. Lundensis vol. 27, 1891) den römischen Juppiter für eine ihrem Ursprung nach unrömische, erst durch die Sabeller importierte Gottheit. Mit dem indogermanischen Ursprung des Gottes setzt er sich dabei nicht auseinander; er könnte nur annehmen, daß der den Italikern gemeinsame Gott nach der Spaltung der lateinischen und osk.-umbr. Dialekte bei den Latinern verblaßte und erst durch die Sabeller wieder an die Spitze ihres Göttersystems gesetzt wurde.

Es folgen die **Fragmenta**, 35 an der Zahl nebst einigen unsichern. Sie sind sachlich geordnet nach den Göttern, die in ihnen angerufen werden. Es schließen sich jedesmal einander an: M s Text, die antiken Quellen dafür (testimonia), die variae lectiones der Handschriften und der modernen Erklärer, M.s Kommentar. Am Schluß steht ein Index verborum carminum Saliarium.

Ich beschränke mich darauf, den überlieferten Text der 3 größeren Fragmente (Maurenbrecher No. 1, 2 und 3, 6), sowie die Lesungen und Übersetzungen von Maurenbrecher, Lindsay, Ceci und Birt mit kurzen Bemerkungen nebeneinander zu setzen.

1. Überlieferung nach Varro de l. l. VII 27 (ed. L. Spengel. Berlin 1885):

divum empta cante, divum deo supplicante.

Maurenbrecher:

divom patrem cante, — divom deo supplicate.
'divorum patrem canite, — divorum deo supplicate'.

Lindsay:

divom empta (? leg. patrem) cante, divom deo supplicate.
'divorum patrem (?) canite, divorum deo (? deum) supplicate'.

Ceci:

deivom em (en ?) patrem cante — deivom deom supplici cante.
'divum em (en?) patrem canite — divum deum in supplicio canite'.

Für das überlieferte empta scheint em (oder en) patrem (oder parentem) das Richtige zu treffen; die Begründung von em (en) s. Ceci S. 404, von patrem Maurenbrecher S. 331, zu parentem (Bährens) vgl. Paul. ex Fest. p. 36 (52) (Janus) cui primo supplicabant velut parenti et a quo rerum omnium factum putabant initium. Geht diese Stelle auf unser Fragment zurück, so darf deo m. E. nicht mehr als Acc. angesehen werden (Lindsay, Ceci). Ob cante eine unthematische Form oder eine synkopierte Form ist, bleibt unentschieden; im letzteren, mir wahrscheinlicheren Fall wäre cante eine gelegentliche, (occasionelle) unter dem metrischen Accent entstandene Bildung, (metri accentu orta est syncope M. S. 331) wie auch caldus ursprünglich nur eine gelegentliche Nebenform von calidus war, die unter dem Einfluß eines rascheren Sprechtempos ('Allegroform') oder eines besonderen Satzaccentes entstand. (Brugmann Grdr. I² S. 217)

2. Überlieferung nach Varro de l. l. VII 26 (nicht VIII 27 wie Maurenbrecher und nach ihm Ceci irrtümlich citieren):

cozeulodorieso . om͠ia u͠o adpatula coemisse . ian cusianes
duonus ceruses . dun; ianusue uet pommelios eum recum.

Maurenbrecher:

o Zol, adoriso omnia — verod Patulci cosmis;
es Sancus Janis duonus, — Cerus es duonus Janus
. . . . . potissimum meliosum recum.
'o Sol, (qui) ad omnia vadis (surgis), re vera comis Patulci:
es bonus Sancus Janius, es bonus Cerus, (es) Janus' . . . . . .
'potissimum meliorum regum' (ein neues mit dem vorausgehenden nicht zusammenhängendes Bruchstück).

Lindsay:

. . . Sancus Janis es, duonus Cerus es, duonus Janusque
pomeliosum recum.
'Sancus Janis es, bonus Cerus es, bonus Janusque
— meliorum regum'.

Ceci:

o Zol, adorĭse; omnia veritod ab (?) Patulci; cosmis es
Janos, Clusi, Janis duonos, Ceros es duonos Janos —
Vetusi potis es meliosom recom.
'o Sol, adorere (surge); omnia aperito, Patulci; comis es
Janus, Clusi, Janius bonus, Cerus es bonus Janus —
Veturi, potis es meliorum regum'.

Statt o Zol und ä. entspricht das von Havet vorgeschlagene und von Birt (S. 193) wieder aufgenommene Cozeui (Vok. zu Consivius) entschieden besser der Überlieferung. — In dem überlieferten odorieso sucht man mit Recht eine unrhotazierte Verbalform, die dem späteren Imperativ adorere oder adorīre oder der 2. sg. adorere-adoreris oder adorīre-adorīris entspricht. In betracht kämen dabei etwa folgende Formen:

1.	adorieso	5.	adorīso	9.	adorĭso
2.	adoriese	6.	adorīse	10.	adorĭse
3.	adoriese + s	7.	adorīse + s	11.	adorĭse + s
4.	adoriesis	8.	adorīsis	12.	adorĭsis

Die Formen 4, 8, 12 fallen indes weg, weil der Wandel von -es zu -is erst nach dem Rhotazismus eintrat (Brugmann Grundriß I² S. 225 und 761). Bisher hat man ziemlich willkürlich die eine oder andere dieser erschlossenen Formen an Stelle der Überlieferung gesetzt (Jordan die 4., Zander die 2., Maurenbrecher die 5. oder 9., Ceci die 10.). Ich glaube eine relative Sicherheit würde nur dann erreicht, wenn wir die überlieferte Verbalform beibehalten und erklären könnten; dazu hat es aber noch gute Wege(-ie- ?). Eine Endung -so wäre zwar im Lat. sehr interessant, da sie sich direkt an die griech. Medialendung -σο in Formen wie ἕπε(σ)ο anknüpfen ließe, aber es ist überhaupt noch fraglich, ob wir lat. sequere von *sequeso ἕπε(σ)ο ableiten dürfen, denn der Wandel eines auslautenden ŏ zu e ist in seiner Vereinzelung zu unsicher. Man kann freilich entgegenhalten: gerade das Auffinden einer alten Form auf -so mache diesen Lautwandel wahrscheinlicher. Die lautgesetzliche Form wäre nach Bernekers Gesetz (Idg. Forsch. VIII, 1898 S. 198) adorĭso, eine Analogiebildung wie orīris und adorītur wäre adorīso.

Sancus Janis für 'ian cusianes' ist ansprechend und auch von Lindsay adoptiert; die Begründung s. bei Maurenbrecher S. 333—334. — Cecis Vermutung veritod oder veritod ab für 'u͠o ad' (vgl. aperio aus *ap-ueriō, lit. veriù 'erschließe und schließe zu', osk. *veru* 'portam' Brugmann Idg. Forsch. I 174) ist glänzend und sinngemäß neben dem Vokativ Patulci 'Erschließer', aber bei der trostlosen Überlieferung dieser Textesstelle sehr unsicher. Immerhin ließe sich die Verderbnis des Textes gut begreifen, wenn das Simplex *ueriō ungebräuchlich und unverständlich

geworden und auch nicht mehr in den lautgesetzlich veränderten Kompositis zu erkennen war.

Birt (1. Text):

Co(n)zeui, adori es comis, Jane[ro], ad pabula comis es.
Janeus Janes, duonus cerus es, du(o)nus Janus . neuel
famelicos en orcum <nos abire>.

'Consevius wie cerus weist auf Fruchtsegen; daher ador, daher pabula und famelicos; neuel wäre Imperativ nach Analogie von uel'.

Birt (2. Text):

1 cozeulo dorieso — Co(n)zeuio hordesio
2 om̃ia ũo — o(ptimo) m(aximo) Jano
3 adpatulaco — [ad] Patulco
4 emis seian cusianes — (g)emi(nu)s seian(es) cusianes
5 duonus cerus es — duonus cerus es
6 dun; ianus ueue — du(o)nus ianus rexque
7 tpõmelios eum recum. — opt(imus) meliosum recum.

*Hordesius, erschlossenes Adj. zu hordeum — Seianes = Seianus, vgl. die Saatgöttin Seia — Cusianes = Curianus, vgl. den Janus Quirinus bei Macrob. I 9, 14 — Um seine gewaltsame Konjektur (g)emi(nu)s wahrscheinlicher zumachen, hätte sich Birt auf die eben citierte Macrobiusstelle berufen sollen, wo die carmina Saliorum und der Janus Geminus in einem Zusammenhang erwähnt werden. Am bedenklichsten bei Birts Wiederherstellung bleibt die Thatsache, daß in den ersten 3 Zeilen 6 Nominative auf o statt -os unmittelbar aufeinander folgen, während in den weiteren Zeilen von 8 Nominativen 6 auf -us und 2 gar auf -es für -os endigen. Übrigens will Birt selbst von seinen 2 Versuchen nur den zweiten und auch diesen nur 'mit einiger Überzeugung' vertreten (S. 193).

Die saturnische Messung sucht Birt folgendermaßen durchzuführen:

Conzéviós hordésios óptimos máximos János
Patulcós geminós seiánes cúsianés, duonus cérus es,
duonus Jánus réxque óptimus méliosúm récum.

3. Überlieferung bei Terent. Scaur. VII p. 28 K. (nicht VI wie Maurenbrecher und nach ihm Ceci irrtümlicherweise citieren):

+ cuine ponas Leucesiae praetexere monti
quot ibet etinei de is (eunei de his P) cum tonarem.

Überlieferung bei Fest. 244 Th.:

pretet + tremonti praetemunt pe +.

Maurenbrecher:

quomne tonas, Loucesie,
prae ted tremonti quotque — virei dei.

Ceci:

quomde tonas, Loucesie,
prai ted tremonti quoti
ted deinei deisquont tonantem,
'cum tonas, Lucerie,
praetremunt te quot
te in re divina deisquunt (? = canunt) tonantem'.

Lindsay:

+ quomne tonas, Leucesie, prai tet tremonti . . .
'cum tonas, Lūcesie, praetremunt te . . .'

quomne, quomde. quomne kann nicht mit Maurenbrecher dem umbr. ponn(e) aus *pom-ne gleichgesetzt werden, weil -mn- umbr. nicht zu -nn- geworden ist (Brugmann Grundriß I² S. 682). Nach den osk.-umbr. Formen wäre mit Brugmann (ebenda) quonde, quomde oder auch quonne zu schreiben (letzteres wie alat. dispennite und distennite). Vgl. auch v. Planta Gramm. d. osk.-umbr. Dial. II S. 458 Anm. 3 und Birt Rh. M. 51, 90ff. und 52 Suppl. 175. — Das überlieferte eu in Leucesiae versuchen Lindsay und Birt zu halten. Birt, der Rh. M. N. F. 52, 1898 Ergänz.-Heft S. 159 und 193 die Form zudem in seine unglückliche avrum-Theorie verwickelt, meint Levcesius 'wurde genau so zu Lovcesius, wie sevos zu sovos (suus), nevos zu novos'. Aber neben sovos bezeugen osk. súvad Abl. 'sua', neben novos osk. *Núvellum* 'Novellum', neben pälign. Loucies osk. *Lúvkis*, daß der Wandel von -eu̯- zu -ou̯- gemeinitalisch ist, daß also das ganz vereinzelte eu in lat. Leucesius mit großem Mißtrauen erfüllen muß.

prae ted tremonti. Das i der primären Personalendung ist wegen der doppelten Überlieferung trotz Jordan sicher; praepotiont fragm. 30 (Festus p. 244 [205]), welches Maurenbrecher an Stelle des überlieferten 'praedotiont, praeoptant' nach peto, ποτνιῶμαι einsetzt, spricht nicht dagegen. Vielleicht spiegelt sich in den beiden Formen eine uralte Erscheinung wieder: die primären und sekundären Endungen mit und ohne -i hatten mit den Tempusunterschieden nichts zu thun, sondern das -i verschwand aus satzphonetischen Gründen, wenn das Verbum sich enklitisch unmittelbar an eine Präposition, die Negation oder an das Augment anlehnte. — Der Rest des Textes ist zu sehr verstümmelt, als daß man sich viel auf Verbesserungsversuche einlassen sollte.

Die XII Tafeln.

Wie die carmina Saliaria sind uns auch die XII Tafeln nicht aus inschriftlicher, sondern aus zerstückelter litterarischer Überlieferung fragmentweise bekannt. Ihre Gesetzessprache scheint in syntaktischer

Hinsicht auf osk.-umbr. Gesetzesformeln nicht ohne Einfluß gewesen zu sein, der harte Periodenbau der Fragmente mit seinem merkwürdigen Subjektswechsel wirft auf ähnliche osk.-umbr. Erscheinungen Licht.

Eine neue Bearbeitung der Legis XII tabularum reliquiae ed. R. Schöll Leipzig 1866 ist in Vorbereitung: der viel zu früh Heimgegangene hatte noch selbst einen buchhändlerischen Kontrakt für die 2. Auflage abgeschlossen.

Erschienen ist eine Ausgabe von

B. N. Nikol'skij, XII tablic. Svodnyj tekst otryvkov XII tablic so svidětel'stvami drevnich i ukazateljami. St. Petersburg 1897. (Die XII Tafeln. Gesammelter Text der Fragmente der XII Tafeln samt den Zeugnissen der Alten und Registern.)

Bekannt ist mir das Buch nur durch eine Besprechung desselben von N. G. in dem Filologičeskoe Obozrěnie 14 (1898) S. 22—25. Es ist in erster Linie als Lehrbuch für russische Juristen gedacht. Der 1. Teil enthält den Text mit einer russischen Übersetzung, der 2. Teil die Zeugnisse der Alten und der 3. einen Wortindex und eine vergleichende Aufzählung der Textausgaben.

F. D. Allen, Twelve Tables, ein Artikel in Harpers Dictionary of Class. Lit. and Antiquities; ed. by Harry Thurston Peck, with the Cooperation of special Contributors New York, Harper, 1896.

ist mir unzugänglich.

Eine einzelne grammatische Frage behandelt

Ed. Wölfflin, Zur Lehre vom Imperativ. Arch. f. l. Lex. Bd. 10 Heft 1 (1896) S. 130.

Er vermißt eine Auseinandersetzung über den Imperativ auf den 12 Tafeln bei Kühner, Lat. Gramm. II 149—157 sowohl wie bei Neue-Wagener Lat. Formenlehre III[3] 210—223. Eine doppelte Anwendung der Form wird konstatiert in Fällen wie: si in ius vocat, ito. Ni it, antestamino: igitur em capito. 'Wenn jemand einen gerichtlich belangt, so muß er sich stellen. Thut er das nicht, so hat der Kläger das Recht, einen Zeugen zu nehmen, und darauf darf er ihn ergreifen.'

Die Scipionen-Inschriften.

Die Scipionenelogien sind neu herausgegeben von

F. Bücheler in der Anthologia latina. Pars posterior: Carmina epigraphica, fasc. I (1895) nr. 6—9 p. 5—8 und von

Nic. Spiegel, Der Numerus Saturnius. Prg. Alt. G. Würzburg 1894/95 S. 37—39.

Bücheler giebt knappe Anmerkungen, die über kritische, sprachliche, metrische und sachliche Fragen mustergültig orientieren; Spiegel will die rhythmische Theorie des Saturniers an ihnen erweisen.

Zur ersten Scipioneninschrift wird einiges beigebracht von

P. Rasi, La I iscrizione degli Scipioni (= Lanx Satura I) Riv. di Filol. 25 (1897) S. 558—565.

Rasi verwirft (wie Bücheler und Spiegel) in v. 3 die Änderung filios in filiom, die E. Wölfflin, Sitzungsberichte d. bayr. Ak. d. W. München 1892 S. 194, vorgeschlagen hatte. Im übrigen beschäftigt er sich mit der Messung v. 2 . 5 . 6 der Inschrift. Auf S. 60 dieses Berichtes wird seine Lesung der von Spiegel gegenübergestellt.

Endlich hat auch

W. M. Lindsay, Latin Inscr. (1897) S. 39—44 und S. 76

die Scipionenelogien neu abgedruckt und mit guten sprachlichen Anmerkungen versehen. Über seine Messung des Saturniers s. u. S. 61—62.

Der Numerus Saturnius.

Von der altlateinischen Metrik interessiert uns hier der vielleicht sogar italische Saturnier, er ist auch in unserm Zeitraum wieder mehrfach untersucht worden.

F. Ramorino, A proposito di un nuovo opuscolo sul verso saturnio. Riv. di Filol. 22 (1894) S. 280—287.

J. B. Greenough, Early Latin Prosody. Harvard Studies in Class. Philol. Boston 5 (1894) S. 57—71.

B. Maurenbrecher, Neue Jahrbücher f. Philol. Suppl. 21 (1894) S. 328.

Karl P. Harrington, The Saturnians of Livius Andronicus and Naevius tested according to the Quantitative Theory. Am. Phil. Ass. Proceedings 25 (1894) S. LI—LIII.

Nic. Spiegel, Der Numerus Saturnius. Eine rhythmische Studie Prg. Altes Gymn. Würzburg f. 1894/5.

Rezensionen: Gymn. 14 (1896) No. 4 Sp. 136—138 (Widmann). — Cultura 1896 No. 9/10 S. 215—216 (N. Festa).

C. M. Zander, De numero Saturnio quaestiones. Lund 1895 (95 S.).

Rezensionen: WfklPh 1896 No. 12 Sp. 323—324 H. D(raheim). — Deutsche Littz. 1896 No. 26 S. 814—815 (H. Gleditsch). — Lit. Centr. 1896 No 35 Sp. 1276. — BphW 1896 No. 39 Sp. 1228—1231.

F. Buecheler, Anthologia latina. Pars posterior: carmina epigraphica, fasc. I (1895) nr. 1—17, p. 1—12.

F. F. Abbott, The Saturnian Metre. Am. Journ. Philol. 17 (1896) S. 94—97.

W. M. Lindsay, Latin Inscr. London 1897 S. 14—16.

Fel. Ramorino hatte sich schon früher (s. in diesen Jahresberichten 87 (1897) S. 33—34) als Anhänger der rhythmischen Auffassung bekannt. Er verteidigt sich hier gegen:

A. Reichardt, Der Saturnische Vers in der römischen Kunstdichtung. Jahrbücher f. klass Philol. Suppl. 19 (1892) S. 205—253. (Der Aufsatz wurde im letzten Jahresbericht Bd. 87 von Deecke übersehen).

Der einzige Saturnier, an dem Ramorino die beiderseitigen Lesungen vergleicht, lautet nach Reichhardts Messung:

duonóro óptumó — fúisé viró, nach Ramorinos Skandierung;
duonóro óptumo — fuíse víro (mit bloss 4 Hebungen).

Bemerkenswert sind die Punkte, an denen beide Teile sich einen Schritt entgegenkommen. Reichardt erklärt in seinem 12. Gesetz (S. 251), am Anfang des Saturniers bis zu seiner zweiten Arsis mache sich ein Streben bemerkbar, den Zusammenfall des Iktus und des tonischen Accentes zu vermeiden, während sie in den anderen Teilen des Verses (von 6 Arsen) meistens zusammenfielen. Ramorino giebt zu, daß die gräzisierende Kultur in der 1. Hälfte des 6. Jahrh. d. St. möglicherweise auch die rohe Verskunst in ihren Bannkreis zog, die schon seit Jahrhunderten bei den italischen Völkerschaften in Gebrauch war e che perciò l' antico saturnio potè da qualche artista essere concepito e foggiato come un dimetro giambico catalettico seguito da un itifallico. R. kommt auch auf das Verhältnis des Saturniers zur späteren rhythmischen Poesie zu sprechen: die Grundursache von beiden sieht er in der exspiratorischen Kraft des lateinischen Accentes jener Zeiten, einen historischen Zusammenhang lehnt er ab.

Greenough erwähnt in seinem Aufsatz den Saturnier nicht, wie man etwa dem Titel nach erwarten könnte. Er spricht von den verschiedenen Kürzungsarten positionslanger Silben im alten Latein. Aber wenn er diese Arten immer wieder auf das gesprochene, nicht auf das geschriebene Latein zurückführt, wenn er bemerkt, daß die griechischen Metra bei ihrer Einführung in Rom sich den natürlichen oder wenigstens möglichen Rhythmen der gesprochenen Rede anpassen mußten, so wird er in der Saturnierfrage kaum als reiner Quantitierer gelten dürfen.

Maurenbrecher bemerkt mit Recht, daß aus den kümmerlichen Resten der Carmina Saliaria eine Entscheidung nicht zu geben ist; er verschiebt sie auf eine spätere Gelegenheit.

Harrington betrachtet noch einmal die litterarischen Saturnier des Livius Andronicus und Naevius nach der Messung, die Luc. Müller, Der Saturnische Vers Leipzig 1885 vorgeschlagen hat. Er konstatiert zunächst, daß kein Vers dem vorausgesetzten Normalschema

$$\cup \acute{-} \cup \acute{-} \cup \acute{-} \cup \,\vdots\, \acute{-} \cup \acute{-} \cup \acute{-} \cup$$

genau entspricht. Das Schlußresultat der kurzen metrisch-statistischen

Untersuchung lautet: 'Without considering, then, any further points, it appears that the quantitative theory fares thus in the hands of its best friend: (1) No verse can be fitted to it exactly. (2) An unreasonable number of irrational substitutions must be assumed. (3) Total loss of a syllable must be assumed in nearly forty (40) cases out of a whole number of but a little over one hundred (100) verses. (4) The regular resolutions, which are so common in all the other poets of this period, are rare. (5) Hiatus is comparatively common. (6) In other respects there is little that is noteworthy in either of the two writers. (7) As regards irrational substitutions, suppressions, caesura, and hiatus, Naevius is even more irregular than Livius.'

Spiegel kommt S. 42 zu folgendem Ergebnis: 'Der saturnische Vers ist eine rhythmische Langzeile von ansteigender Bewegung. Er setzt sich zusammen aus zwei annähernd gleich langen Halbzeilen, deren jede mit einer unbetonten Silbe schließt. Da zugleich jedoch jede Halbzeile drei Arsen zählt, so erscheint die ganze Reihe als altnationaler römischer Sechstakt, an dessen Stelle seit dem Ende des 3. Jahrh. v. Chr. der griechische Hexameter trat.' Ein daneben vorkommender Fünftakt, weiß der Verfasser 'so wenig wie irgend jemand' zu erklären (S 43. vgl. u.). Vier Umstände sind es vornehmlich, die Sp. veranlassen, den Vers rhythmisch zu nehmen, a) das Wesen des altlateinischen Accentes, b) das Zeugnis des Altertums, c) der Mißerfolg aller neueren Gelehrten, welche den Vers prosodisch zu messen versuchten und d) die Thatsache, daß die saturnischen Verse sich ohne weiteres den Gesetzen fügen, welche in der teilweise auf dem Altertum fußenden lateinischen Poesie des Mittelalters beobachtet sind. Dreierlei möchte der Verf. an seinem Aufsatz als neu (?) und entscheidend ansehen: wobei der 2. und 3. Punkt mit obigen a und d zusammenfallen. 1. Die noch von niemand gewürdigten Erscheinungen des Taktwechsels (S. 3—4) 2. Die noch von niemand mit dem Saturnier in Verbindung gebrachten Erscheinungen des Silbenschwunds und der Accentuation im Altlateinischen (S. 26) und 3. Die Thatsache, daß auf den Saturnier alles paßt, was von der rhythmischen Poesie im allgemeinen (S. 44) gilt, und was sich dem Verf. bei der Untersuchung von etwa 40 000 (S. 7) quantitätslosen Versen mittelalterlicher lateinischer Poesie ergeben hat (S. 9—11). Vom Taktwechsel wird S. 6—7 folgendes gesagt: teils um den Versbau zu erleichtern, teils um Eintönigkeit fern zu halten, gestattete man sich den Taktwechsel d. h. einen Widerstreit zwischen Wortton und natürlicher Versbewegung zu Anfang der Zeile, der zu gunsten des Accentes zu lösen ist. Für Silben- und Vokalschwund, sowie für ungewöhnliche Accentuation im Vulgärlateinischen sind S. 31—36 aus landläufigen Handbüchern Proben gegeben; nach

deren Muster werden bei der rhythmischen Behandlung der einzelnen saturnischen Inschriften weitere Beispiele numeri causa erschlossen. Die Inschriften giebt Sp. S. 36—41 in 12 Nummern, wovon jedoch die 11. keinen Saturnier und die 12. keine Inschriften, sondern Musterverse der Grammatiker und einige geflügelte Worte enthält. Bei den inschriftlichen Saturniern wird seiner Theorie zuliebe eine Textesänderung nicht notwendig, bei den litterarischen, die er nur im Anhang kurz berührt, glaubt er ohne solche nicht durchzukommen (S. 44); hoffentlich fallen sie bei näherem Eingehen auf das Problem nicht so aus, wie beim Arvallied (s. o. S. 48).

Um ein praktisches Beispiel zu geben, füge ich den Text eines Scipionenelogiums bei; unter der rhythmischen Lesung Spiegels (S. 38) steht die Messung von Rasi (vgl. o. S. 57) für v. 2. 5. 6, an deren Skandierung ein Hauptvertreter der Quantitäts-Theorie Luc. Müller Der saturnische Vers Leipzig 1885 S. 103—104 verzweifelte.

Spiegel:

Honc oino. ploirumè. | cosèntiont. R[ómai]
Duonóro. óptumò. | fuise. víro
Luciom. Scipióne. ‖ fíliòs. | Barbáti
Cònsol. cénsor'. | aidílis. ‖ hic'. fûit'. | a[púd vos]
Hec. cépit. Còrsicà. ‖ Alèriáque. urbe
Dédet. tèmpestátẹbus. ‖ aíde. méreto [vóta]

Rasi:

v. 2 Dŭonóro óptumó fuísē víro oder
Dŭónoro óptumó fuísē víro.
v. 5 Hec cépit Córsicá Alériáque úrbe
v. 6 Dedét Tempéstatḗbus aídé méreto.

Man sieht, beide Skandierungsweisen machen große Schwierigkeiten; doch scheint mir in diesem einzelnen Fall die rhythmische weitaus annehmbarer. Rasi bringt zwar 3 Sechstakte heraus, aber mit Messungen wie fuísē víro, Tempéstatḗbus, aídé méreto! Spiegel muß in v. 1 und 2 zwei nach seiner Theorie anormale Fünftakter annehmen, er will nicht lesen fûise víro, weil er die Möglichkeit eines in der ganzen mittellateinischen Poesie unerhörten Thesenausfalles nicht zugeben darf (S. 43 Anm. 35). Zu Lucíom verweist er auf die Santa Lucía, auf Luceius CJL IV 2159, Lucia (Mone, hymn. No. 627, 14) Leucius (Daniel, hymn. I 186, 17) womit die Sache natürlich nicht erledigt ist. Die ersten Halbzeilen von v. 1. 2. 5., schließen nicht mit einer unbetonten Silbe, wie es seine Regel will, sondern mit einem Nebenton; v. 4 und 6

bringen den 'Taktwechsel'; in v. 6 wird zweimal ein zwar nicht geschriebener, aber gesprochener Vokalschwund vorausgesetzt.

Zanders Schrift gipfelt in dem Satze: numerus Saturnius aptus est et ex quantitatibus et ex accentibus. Das bedeutet einen Abfall von seinem früheren Glauben an das rein quantitierende Prinzip dieses Versbaus (Vgl. Deecke in diesen Jahresberichten 87 [1897] S. 28—32). Z. beginnt mit einer Gliederung des Saturniers in seine Kola und Kommata. Dabei werden sog. Halbverse (eingliedrige Verse), wie in der vierten Scipioneninschrift 'annos gnatus viginti', als vollständige Saturnier hinzustellen gesucht. Die 2. Vershälfte zeigt große Regelmäßigkeit und Gleichförmigkeit, die erste läßt sich überhaupt nicht skandieren. In Kap. VI wird durch eine Sammlung und Einrichtung der Überreste der saturnischen Poesie eine praktische Probe auf die Theorie gemacht.

Bücheler bringt in 17 Nummern, wovon jedoch einige mehrere (meist metrisch unsichere) Inschriften enthalten, eine Sammlung der inschriftlichen Saturnier. Über nr. 1 (das Arvallied) und nr. 6—9 (die Scipionenelogien) wurde schon S. 46—49 und S. 56—57 gesprochen. Für die wichtigsten der andern gebe ich hier die Nummern des Corpus an: CJL XI 3078, I 541, I 1175 p. 240, X 5708, I 1290, IX 3569, I 1006 p. 218, VI 13696, X 5282, I 1013 ss. p. 222; dazu fügt er noch 2 paelign. und eine osk. Inschrift: v. Planta Gramm. II No. 224, 255, 16; doch ist bei allen dreien fraglich, ob sie wirklich Saturnier sind. Eine Skandierung wird nicht gegeben; doch steht B. offenbar noch auf dem Standpunkt des Quantitätsprinzips.

Abbott giebt nur eine Besprechung von W. M. Lindsay, The Saturnian Metre. Am. Journ. Philol. 14 (1892) S. 139—170 und S. 305—334 (vgl. in diesen Jahresberichten Bd. 87 [1897] S. 34—37).

Lindsay, der sich in dem eben citierten Werk schon ausführlich über den Saturnier ausgelassen hat, faßt in seinem schon öfters erwähnten Handbook seine Hauptpunkte noch einmal zusammen: Der Saturnier scheint, wie die modernen Metren, durch den Wortaccent und nicht durch die Silbenquantität geregelt gewesen zu sein. Er bestand wahrscheinlich aus 2 Teilen. Die 1. Silbe des Verses ist unveränderlich betont. Die 1. Vershälfte enthält in der Regel 7 Silben; immer mit 3 Accenten, die 2. 6 Silben mit 2 Accenten. Die Haupttypen sind

dábunt málum Metélli || Naévio poétae und

prím(a) incédit Céreris || Proséŕpina púer.

Auch der sog. sekundäre Accent (vgl. tèmpestátibus aus témpe-

stàtibus) spielt im Saturnier eine Rolle. Von den 3 Accenten der ersten und von den 2 Accenten der zweiten Vershälfte darf einer ein sekundärer Accent sein, wie dédet Tèmpestátebus.

Ref. darf vielleicht seine eigne vorläufige Meinung über das verwickelte Problem noch vorlegen:

1. Der alte, auf der ersten Silbe ruhende, aber auch der neuere, durch das Paenultima-Gesetz geregelte, lateinische Accent muß wegen der vielen Vokalschwächungen und Synkopen bis zur siegreichen Durchführung der griechischen Silbenmessung als entschieden exspiratorisch angesehen werden. War der Saturnier ein altrömisches nationales oder gar ein uritalisches Versmaß, so kann er ursprünglich nur rhythmisch gewesen sein.

2. Da die Ansicht, daß in der altlateinischen Poesie Wort- oder Satz- und Vers-Accent möglichst zusammen fielen, wieder zu Ehren kommt, erscheint ein rein quantitierendes Prinzip, wie das griechische, auch bei den schon unter griechischem Einfluß gedichteten Saturniern als ausgeschlossen.

3. Es ist nicht zu leugnen, daß die Rhythmiker unter sich, wie die Quantitierer, noch in ganz wesentlichen Punkten, z. B. in der Frage nach der Zahl und nach der Versstellung der Hebungen, auseinandergehen. Ob eine Einigung je erzielt werden kann, bleibt bei dem spärlichen und trümmerhaften Material sehr fraglich. Die antike Überlieferung über die Theorie des Saturniers spricht zum mindesten nicht gegen eine rhythmische Auffassung desselben.

4. Der rhythmische Saturnier und die spätlateinische rhythmische Poesie lassen sich theoretisch vergleichen, ein historischer Zusammenhang besteht nicht.

V. Italiker und Indogermanen. Ethnographie der Italiker in Italien.

Ich gehe über zur paläontologisch- und zur ethnographisch-linguistischen Litteratur über die italischen Stämme der Apenninhalbinsel. Es soll nur ein kurzer Überblick gegeben werden. Am Anfang stehen naturgemäß solche Werke, die innerhalb des Rahmens indogermanischer Urgeschichte auf die Italiker besonders Bezug nehmen. Hierher gehören:

R. v. Jhering, Vorgeschichte der Indoeuropäer. Aus dem Nachlaß herausgegeben. Leipzig 1894 (XIII 486 S.).

Von diesem leider unvollendeten Werk, an dem, wie der Herausgeber Victor Ehrenberg mitteilt, Jherings Herz mit Leidenschaft hing,

fesseln uns besonders das 3. und 4. Buch. In diesen wird der Auszug der Arier aus der Heimat und ihre Wanderschaft mit einer seltsamen Mischung durchdringenden Scharfsinns und glänzender, häufig phantastischer Divinationsgabe aus sakralen und rechtlichen italischen Einrichtungen und der Etymologie italischer Wörter zu rekonstruieren versucht. Jhering zieht seine Schlüsse gewöhnlich aus nicht mehr zweckmäßigen, aber religiös geschützten Einrichtungen der Seßhaftigkeit auf zweckmäßige zur Zeit der Wanderung. Das römische ver sacrum ist ihm, auch in vielen Einzelzügen, eine Nachbildung des Auszugs der Arier aus der Heimat, eine freilich nur mehr repräsentative (S. 323) Kriegsfahrt nach Weise der Vorzeit (S. 383). Die Pontifices und Auguren waren unentbehrliche Fachleute zur Zeit der Wanderschaft; sie versteinerten zu Priesterkollegien, als zur Zeit der Seßhaftigkeit ihre Unentbehrlichkeit dahinschwand. Nur ein Hineinlesen in das Buch kann von der Fülle ähnlicher Anregungen einen Begriff geben.

V. Hehn, Kulturpflanzen und Haustiere in ihrem Übergang aus Asien nach Griechenland und Italien sowie in das übrige Europa. Historisch-linguistische Skizzen. 6. Aufl. neu hgg. von O. Schrader. Mit botanischen Beiträgen von A. Engler. Berlin 1894. (XXVI 625 S.)

Die klassische Darstellung Hehns ist in der neuen Auflage meistens gewahrt. Von Interesse ist für uns, wie ein Botaniker, in Nachträgen zu den einzelnen Kapiteln Hehns, über die Herkunft italischer Kulturpflanzen oft zu ganz andern Resultaten gelangt.

H. Hirt, Die Urheimat und die Wanderungen der Indogermanen. A. Hettners Geograph. Zeitschrift 1 (1895) S. 649—665.

Die Apenninhalbinsel, ursprünglich von Nicht-Indogermanen bewohnt, wird von den Italikern von Osten her besiedelt; ihr alter Sitz wird an der mittleren Donau gelegen sein; die Verwandtschaft ihrer Sprache mit dem Keltischen läßt auf Nachbarschaft der Kelten schließen.

F. de Villenoisy, Origine des premières races ariennes d'Europe. Le Muséon T. 13 (Louvain 1894) S. 62—77 und S. 130—148.

Vgl. auch den Auszug von S. Reinach in der Anthropologie 5 (1894) S. 481—484. V. unterscheidet, besonders nach anthropologischen Merkmalen, südliche Arier in Europa, Griechen—Italiker—Kelten (les races brunes et brachycéphales) und die nördlichen, nur arianisierten Völker, la famille germanique (les races blondes et dolichocéphales). Gegen diese Einteilung spricht, was P. Kretschmer (Einleitung in die Gesch. d. griech. Spr. Göttingen 1896 S. 43) bei anderer Gelegenheit hervorhebt, daß gerade im Süden und nur dort sich Völker nicht indogermanischer Sprache für die alte Zeit wirklich nachweisen lassen (Iberer, Etrusker u. a.). Vgl. auch das nächstfolgende Referat.

G. Sergi. Origine e difusione della stirpe mediterranea. Roma 1895. (142 S. 4°.).

Ders., Ursprung und Verbreitung des mittelländischen Stammes. (Mit einem Anhang: Die Arier in Italien) Autorisierte Übersetzung von A. Byhan. Leipzig 1897.

Vgl. dazu auch einen Auszug von Sergi selbst im C. Bl. f. Anthr. Ethn. u. Urgesch. 1 (1896) S. 5—8. Im 10. Jahrh. finden wir um das ganze Mittelmeerbecken herum die älteste sog. mykenische oder ägäische Kultur. Trägerin derselben war ein vorindogerman. Volk, das aus Afrika (aus dem Land der Somâli) stammte. Zweige desselben sind die Ligurer, Pelasger, Lybier, Iberer. Sie müssen aus anthropologischen Gründen ursprünglich ein Volk gebildet haben und stellen auch noch in historischer Zeit den Stock der Bevölkerung dar. Die wahren Urarier sind die Kelten, Slaven und Süddeutschen. Italiker und Hellenen sind nur arianisierte Völker mittelländischen Stammes; nur die Umbrer sind mit Ariern vermischt. — Man sieht, daß die italienischen Anthropologen trotz 'rein naturwissenschaftlicher' Grundsätze ihre deutschen Kollegen an kühner Phantasie noch weit überflügeln.

K. Penka. Zur Paläoethnologie Mittel- und Südeuropas. In Bd. 27 = N. F. Bd. 17 (1897) der 'Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien S. 18–52.

Der bekannte Verteidiger der Hypothese von der südskandinavischen Urheimat der Indogermanen spricht im 2 Kapitel dieses Aufsatzes (S. 23—40) von den Illyriern und Italikern. Er erkennt eine italokeltische Spracheinheit an, wobei er, wie andere, auf die gemeinsamen Neuerungen (r Medio-Passiv, ā Konjunktiv, b Futur) besonderen Nachdruck legt. Aus dieser Einheit sondert er einen neuen Sprachkreis aus: diejenigen keltischen und italischen Dialekte, welche den tonlosen labiovelaren Verschlußlaut mit p wiedergeben, also 'gallisch-belgisch' und 'britonisch' auf der keltischen, umbr.-osk. auf der italischen Seite (vgl. umbr. petur in petur-pursus, Dat. Pl. gegen lat. quadru-pedibus, gall. petor in petor-ritum 'Pflugschar mit 4 Rädern' gegen air. cethir, umbr. pis gegen lat. quis, gall. puy air. cia).

Wo wohnten die Italokelten? Dort wo die Kelten vor ihren historischen Wanderungen wohnten: in Holland, Belgien, Mittel- und Nordwestdeutschland. Dabei mußte die p-Gruppe ein Gebiet bewohnen, in dessen Fluß- und Ortsnamen sich p für idg. qu̯ findet. Dies ist der Fall bei den Namen auf -apa (lat. aqua got. ahva ahd. aha), deren Müllenhoff in Nordwestdeutschland bis zum Main und zur Leine etwa

50 zählt (Deutsche Altertumsk. II 234). Solche geographische Namen, die man bei einer allmählich nach Süden fortschreitenden Ausbreitung auch in der Poebene finden müßte, finden sich dort nicht; die Italiker der p-Gruppe können also nicht dort gewohnt haben. Die Kultur der Terramaren stammt vielmehr aus archäologischen Gründen aus Krain (Laibacher Pfahlbauten), und die erste arische Bevölkerungsschicht Italiens bestand somit aus Illyriern und nicht aus Italikern. Dafür sprechen namentlich auch die illyrischen Japyger im Südosten der Halbinsel. Nun wurden nach Plinius III 112 die (illyrischen) Sikuler und Liburner aus Oberitalien durch die Umbrer nach Süden vertrieben, und die Sikuler nach Thuk. VI 2 300 Jahre vor der Ankunft der Griechen in Unteritalien durch die Opiker (Osker) nach Sizilien gedrängt. Danach hat die Einwanderung der Italiker, die allmählich die illyrischen Völker Italiens nach dem Süden getrieben hat, spätestens im 11. Jahrh. vor Chr. stattgefunden.

Es folgen aufeinander:

Die Terramarenkultur der Illyrier (nicht der Italiker, wie Helbig und Pigorini und nicht der Ligurer, wie Brizio und Zannoni meinen),

Die sog. Villanovakultur der Italiker (Umbrer),

Die Kultur der Etrusker.

Die italische Villanovakultur treffen wir genau wieder im urspr. (oben genauer umgrenzten) italokeltischen Sprachgebiet, wir haben nach allem, was ausgeführt wurde, natürlich nicht einen Export nach Norden anzunehmen, sondern die Italiker brachten die sog. Villanovakultur aus der nordischen Heimat mit nach Süden. Die q-Gruppe der Italokelten muß in der Nachbarschaft der p-Gruppe gewohnt haben; nun finden sich die eigentümlichen sog. Hausurnen in Latium und Südetrurien sowohl, wie im Gebiet der Saale und der unteren Elbe — und nur in diesem Gebiet: hier haben wir also das Stammland der Latiner, Falisker u. s. w.; nicht zu übersehen ist der Zusammenhang des alten Namens des Tiberflusses Albula mit dem Namen ihrer alten Heimat Alba.

In Süddeutschland und der Nordschweiz schließlich hatten urspr. die italischen Raeter und Etrusker ihre Sitze.

Die Ausführungen Penkas leiden an den verschiedensten Schwächen. Bedenklich ist ihre innere Abhängigkeit von der überwundenen Skandinavierhypothese des Verfassers. Noch viel bedenklicher aber ist es, eine italokeltische Sprach- und Volkseinheit in dem Sinne anzunehmen, daß auf Grund eines lautlichen Unterschiedes zwei je aus keltischen und italischen Dialekten gemischte Sprachgruppen erschlossen werden dürfen, zumal wenn dieser lautliche Unterschied innerhalb einer anderen

idg. Sprache auch vorkommt (griech. πό-θεν, πῆ vom Interrogativstamm *q̯ā- gegenüber ion. κῶς dor. ὅ-κα). Auch im einzelnen werden, namentlich auf archäologischem Gebiet, vielfach sehr unsichere Vermutungen als sichere Posten in Rechnung gebracht. Ein Hauptgewinn der Arbeit wäre die chronologische Fixierung der Einwanderung der Italiker in Italien auf das 11. Jahrhundert. Aber ehe die Opiker (Osker, Samniten) die Sikuler nach Sizilien drängten, was nach des Verf. Ausbreitungstheorie (S. 24 f., S. 30) allmählich geschah, können sie schon lange Zeit im Gebirge gesessen haben. Wir können also im Anschluß an Thuk. VI 2 höchstens sagen, daß die Italiker 300 + x Jahre vor der Ankunft der Griechen in Großgriechenland nach Italien kamen, und damit ist wenig gewonnen. Dagegen hat die auch von andern schon geäußerte Vermutung, daß die Illyrier und nicht die Italiker die erste idg. Bevölkerung von Teilen der apenninischen Halbinsel bildeten, noch am ersten Aussicht, einmal mehr als eine Hypothese zu werden.

O. Montelius, La civilisation primitive en Italie depuis l'introduction des métaux. Stockholm et Berlin 1896. 1. partie: Fibules et Italie Septentrionale (IV S. 548 Sp. Text — 21 und 113 Tafeln).

Alles, was sich aus italischen Ausgrabungen auf die Kupferzeit bezieht, die vom 2. Jahrtausend bis in die letzten Jahrhunderte vor Christus angesetzt wird, soll in diesem Werke abgebildet, beschrieben, topographisch und chronologisch geordnet werden. Der 1. Teil enthält eine Typologie der ital. Fibula und behandelt außerdem die Ausgrabungen in Italien nördlich vom Apennin, der 2. Teil wird Mittel-, der 3. Süditalien, Sizilien und Sardinien behandeln. Endlich sollen die so gesammelten Materialien typologisch und chronologisch klassifiziert, die hauptsächlichsten ethnologischen Fragen erörtert, die Entwickelung der Civilisation in den verschiedenen Perioden beschrieben werden. Es steht uns also von archäologischer Seite ein Werk in Aussicht, das auch dem linguistischen Paläontologen ein unentbehrliches Hülfsmittel sein wird.

Aufmerksam möchte ich hier noch auf ein Buch machen, dessen Titel freilich auf andere Gebiete weist:

Paul Kretschmer, Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache. Göttingen 1896.

Beachte namentlich, was er S. 60 von den Italikern der paläolithischen Epoche, S. 154 ff. von der graeco-ital. Hypothese und S. 20 ff. und 48 ff. von der linguistischen Paläontologie überhaupt sagt.

Moritz Hoernes, Streitfragen der Urgeschichte Italiens. Globus 65 (1894) S. 49—52,

eine Abhandlung, die in den von uns behandelten Zeitraum fiele, ist schon von meinem Vorgänger W. Deecke Bd. 87 S. 11—13 besprochen worden.

V. Nordström, Från Italiens forntid. Fins Tidskrift Bd. 40 (1896) S. 239—249 und S. 323—337

blieb mir unzugänglich.

Für die allgemeine Ethnographie Italiens kommen als gelehrte Grundrisse in betracht die Neuauflagen zweier Bände aus J. v. Müllers Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft (Bd. III Abt. 5 und Bd. III Abt. 3, 1. Hälfte).

B. Niese, Grundriß der römischen Geschichte nebst Quellenkunde. München 1897[2] und

J. Jung, Grundriß der Geographie von Italien und dem Orbis Romanus. München 1897[2].

Besonders Jung giebt in den Paragraphen 1—20 klare Topographien mit guten Litteraturnachweisen über die von den lateinischen und den osk.-umbr. Stämmen bewohnten Landschaften.

Es darf auch wohl noch einmal erinnert werden an

Eduard Meyer, Geschichte des Altertums,

der Bd. II (1893) S. 488 ff. eine historische Völkerkunde des alten Italiens, besonders auf Mommsens Grundlagen, aufgebaut hat.

Eine sehr ausführliche süditalische Ethnographie giebt

E. Pais, Storia della Sicilia e della Magna Grecia. Vol. I. Torino, Palermo 1894.

P. bringt keine fortlaufende Darstellung, sondern Untersuchungen. Er sieht von den verhältnismäßig jungen Inschriften der italischen Stämme und den in die Irre führenden Gräberfunden ab; als seine Hauptaufgabe betrachtet er die Durcharbeitung des litterarischen Materials; auch geographische Homonymien werden häufig herbeigezogen.

Über die Ethnographie der osk.-umbr. Völkerschaften im besonderen giebt uns Conway, der sich auf sprachliche und geographische Thatsachen stützt, im 1. Band von The Italic Dialects ein anschauliches Bild.

Er unterscheidet:

I. Southern Oscan.
   - A. Sicily (Mamertiner Inschriften von Messana).
   - B. Bruttii (διουFει- und αναSαχετ-Inschrift).
   - C. Lucania (Titulus Anxianus).
   - D. Apulia (Tabula Bantina).

II. Central Oscan.

A. Campania.

1. Surrentum, Pompeii, Herculaneum (bes Pompeii: Bauinschriften von Behörden, die *eksuk amvíanud*-Inschriften, Ziegelmarken und Griffelinschriften).
2. Cumae (die neugefundene Devotionsinschrift).
3. Nola and Abella (Cippus Abellanus).
4. Etrusco-Campanian Vases (mit Inschriften aus Nola, Suessula, Capua).
5. Capua (iûvilas - Inschriften, Verwünschungen der Vibia).

B. The Samnite Tribes.

1. Hirpini (Münzen).
2. Samnium proper (Bovianum vetus, tabula Agnonensis).
3. Frentani (kurze Inschriften und Münzen).
4. The Italic Confederacy (Münzen).

III. Northern Oscan.

A. Paeligni (Anaceta-Ceria-Inschriften von Sulmo, die Herentas-Inschrift von Corfinium).
B. Marrucini (Bronzetafel von Rapino).
C. Vestini (kleine Inschriften und Münzen).

IV. Volscian.

A. Volsci (Tabula Veliterna).
B. Aurunci (nur geographische und Personennamen).

V. Latinian.

A. Marsi (Marsisch-latein. Bronzetafel von Fucinersee).
B. Aequi (kurze aequo-latein. Inschriften).
C. Hernici (nur Glossen, Lokal- und Personennamen).
D. Praenestini (Fibula, Cista, Grabinschriften von Praeneste).
E. Sabini (nur Glossen, Lokal- und Personennamen).
F. Falisci (Inschriften von Cività Castellana und S. Maria di Falleri).

VI. Umbrian (Tabulae Iguvinae).

VII. Picenum (Dialektformen in latein. Inschriften).

Das Neue an Conways Einteilung liegt vor allem darin, daß er den Sammelbegriff 'sabellische Dialekte' (vgl. Deecke in Gröbers Grundriß I 338, 340 ff.) gänzlich auflöst, darauf aus den Paelignischen, Marrucinischen und Vestinischen eine neue Gruppe, das Nord-Oskische, bildet, das Picenische als eigene Abteilung gelten läßt und das Marsische,

Aequische, Hernikische, Sabinische nebst den im engeren Sinn lateinischen Dialekten der Praenestiner und Falisker zu einer latinischen Gruppe vereinigt. Über die schwierige Frage der Zugehörigkeit des Volskischen, das man meist mit dem Umbr. in näheren Zusammenhang bringt, vgl. v. Planta I S. 24—26.

Besonders ist an dieser Stelle Conways Sammlung geographischer Namen (s. o. S. 13) noch einmal rühmend zu erwähnen. Wenn dazu noch der Umbrien umfassende Teil des XI. Bandes vom Corpus inscriptionum Latinarum erschienen sein wird, liegt wieder ein reiches Material zu fruchtbringenden Untersuchungen offen.

Jahresbericht über die griechische Dialektforschung von 1882 bis 1899.*)

Von

Dr. Walther Prellwitz
in Tilsit.

Richard Meister, Die griechischen Dialekte auf Grundlage von Ahrens' Werk: „De Graecae linguae dialectis" dargestellt. I. Bd. Asiatisch-Äolisch, Böotisch, Thessalisch. Göttingen 1882.

H. L. Ahrens hatte in seinem grundlegenden Werke De dialectis linguae Graecae die Methode gewiesen, die bei dem Studium und der Darstellung der griechischen Dialekte einzuschlagen ist. Aber nachdem sein Buch vergriffen war, weigerte er selbst sich, eine zweite Auflage zu besorgen, weil das inschriftliche Material so gewaltig angewachsen war und die vergleichende Sprachwissenschaft solche Fortschritte gemacht hatte, daß nur eine ganz neue Arbeit wirklich Befriedigendes leisten konnte. Ein halbes Jahr nach Ahrens' Tode unterschrieb R. Meister die Vorrede zum 1. Bde. der griechischen Dialekte, der das Asiatisch-Äolische, Böotische und Thessalische umfaßt.

Jeder dieser Dialekte wird darin für sich behandelt; denn wenn Meister auch, der alten Überlieferung folgend, an eine nähere Verwandtschaft zwischen denselben glaubt, so mußte er doch annehmen, daß für die Ausgestaltung der sprachlichen Form die Zeit nach der Trennung dieser Mundarten die größte Bedeutung gehabt habe; die Frage nach der Lautgestalt des gemeinsamen äolischen Dialekts hielt er mit Recht noch nicht für spruchreif, sondern setzte seine Hoffnung auf neue Inschriftenfunde in Thessalien, Lesbos und der kleinasiatischen Äolis.

Die Quellen werden nicht vorgeführt, sondern nur kurz charak-

---

*) Dieses Gebiet ist längere Zeit in diesen Jahresberichten nicht besprochen worden. Daher sind zur Orientierung und Einführung auch einige ältere Werke herangezogen. Auf absolute Vollständigkeit kann kein Anspruch erhoben werden, da dem Verfasser in seinem entlegenen Wohnort so manches gewiß gar nicht zu Gesicht gekommen ist. Doch hofft er, daß von wirklich bedeutenden Erscheinungen nichts fehlen wird.

Eine streng chronologische Anordnung war mit dem sachlichen Zusammenhange oft nicht vereinbar und ist daher nicht festgehalten.

terisiert und zwar zunächst die Inschriften (citiert nach Bechtel, Die inschriftlichen Denkmäler des äolischen Dialekts. Bezz. Beitr. V, 105 ff. VI, 118 ff.), dann die äolische und äolisierende Litteratur. Von der Ansicht, die Ahrens Über die Mischung der Dialekte in der griechischen Lyrik, Verhandl. der 13. Philologenversammlung S. 63 f., geäußert hatte, daß die poetische Sprache der lesbischen Dichter vom homerischen Epos durchaus nicht beeinflußt sei, weicht Meister insofern ab, als er Erinnerungen an den epischen Sprachgebrauch in den augmentlosen Präteriten, den Genetiven auf -οιο u. ä. sieht, im übrigen betrachtet er die Sprache des Alcaeus und der Sappho durchaus als Ausdruck der lebendigen Sprache ihrer Zeit. Die homerischen Äolismen leitet Meister — mit Hinrichs, De Homericae elocutionis vestigiis Aeolicis, Jena 1875, S. 153 ff. — davon ab, daß die ältesten epischen Gedichte auf äolischem Boden entstanden seien. Unter dem Bann der von hier ausgehenden „epischen Tradition" hätten nicht nur die Verfasser der Homerischen Gesänge, sondern auch Hesiod gestanden. Ähnlich hätten die Lyriker sämtlich aus den lesbischen Dichtern äolische Formen entlehnt. Was Meister über die Exzerpte aus den griechischen Grammatikern S. 26 ff. sagt, ist durch O. Hoffmanns Darlegung (II, 204) ganz antiquiert.

Die Besprechung des Dialektes wendet sich zunächst dem Accent zu. Hierüber hat dann Benjamin J. Wheeler, Der griechische Nominalaccent (Straßburg 1885) S. 11, gehandelt, und die äolische Barytonese auf ausnahmslose Verstärkung eines Sekundäraccentes zurückgeführt, der sich auf der drittletzten oder (in trochäisch endigenden Wörtern) auf der viertletzten More einstellte. Über die Wörter, in denen der Sekundäraccent keine Stelle fand, habe ich in einer Anzeige des Wheelerschen Buches Götting. gel. Anzeigen 1886, 757 ff. gesprochen. Sie sind jedes einzeln durch Analogie zu andern Formen zu erklären, nur die einsilbigen Partikeln nicht, und diese zeigen auch den Acut δή, μή, κή; s. in Bezz. Beitr. XV, 154 meinen Aufsatz über „ἐκεῖνος — κῆνος, äol. κή und Verwandtes". μονοσύλλαβα ὀνόματα wird von Meister und auch von O. Hoffmann II, 531 nicht richtig mit „einsilbige Wörter" statt „einsilbige Nomina" übersetzt.

Es folgt dann bei Meister die Lautlehre, die zuerst die kurzen Vokale behandelt, dann die langen und die Diphthonge, ferner Diäresis, Kontraktion, Krasis und die Verkürzung langer Vokale. Bei den Konsonanten handelt er zuerst über die Psilose, welche die Äolier und einen Teil der Ionier kennzeichnet. Mit Recht wird die Vermutung von Ahrens (I, 28), daß an Stelle eines ursprünglichen σ- oder j- doch auch im Äolischen der Spiritus asper erscheine, als unbegründet abgewiesen.

Bei der Lehre vom F wird in βρ- für älteres Fρ ein wirklicher Lautwandel anerkannt (S. 108). Auf die Lautlehre (S. 39—152) folgt die Flexionslehre (152—191) und in einem Anhange Bemerkungen über die Präpositionen, die Adverbia, zur Komparation der Adjektiva, zu den äol. Patronymicis auf -ιος, und endlich Vereinzeltes. In δικαίτατα, das man als fehlerhaft in δικαι[ό]τατα hat verbessern wollen, sieht er (S. 196) eine Analogiebildung nach γεραίτατος, παλαίτατος. Mir scheint auch das nicht ganz richtig zu sein, weil dabei auf die adverbiale Natur dieses Superlativs nicht genügend Wert gelegt ist. Es erscheint mir gar nicht als ausgeschlossen, daß neben diesem Adverb, das uns in dem feierlichen Richtereide (δικάσσω τὰν δίκαν . . . . ὡς ἄριστα καὶ δικαίτατα) erhalten ist, auch der regelmäßige Superlativus des Adjektivs, δικαιότατος, im Äolischen vorgekommen ist. Παλαίτατος und παλαιός nämlich gehen meines Erachtens beide, jedes für sich, auf das Adverb πάλαι zurück, wie μυχοίτατος auf den Lokativ μυχοῖ, ἰθύντατα (εἰπεῖν δίκην Il. 18. 508) auf (ἀν') ἰθύν. So weist δίκαιος auf ein Adverb δίκαι (= ἐν δίκῃ), dessen α vielleicht auch lang gedacht werden darf, so daß es = δίκῃ wäre, und von diesem Adverb konnte sehr leicht ein adverbieller Superlativ δικαίτατα gebildet werden, unbeschadet des adjektivischen Superlativs δικαιότατος zu dem Adjektiv δίκαιος, das seinerseits, wie gesagt, auf das nämliche Adverb zurückgeht.

In ähnlicher Weise behandelt Meister den böotischen Dialekt (S. 204—286) und den thessalischen (S. 290—309). Lob verdient die sachliche Art der Darstellung, welche fleißig und übersichtlich den Stoff zusammenstellt und sich an eine Erklärung der Rätsel, die sich dabei so oft darbieten, nicht vorschnell heranwagt.

Bereits vor dem Erscheinen des Meisterschen Buches sprach sich A. Führer in Bezz. Beiträgen VI, 282 ff. „über die Stellung des Lesbischen zu den verwandten Dialekten“ noch entschiedener als Meister dahin aus, daß die Mundarten der Thessaler, Böoter und der Bewohner des nordwestlichen Kleinasiens einander ebenso fern ständen, als die Landstriche einander fernliegen, die ihr Sprachgebiet bilden. Da fand der unermüdliche Durchforscher Griechenlands, Lolling, in dem wieder griechisch gewordenen Larissa jene große Inschrift, welche mit einem Schlage diese Ansichten über den Haufen warf und den äolischen Charakter des nordthessalischen Dialekts in das hellste Licht setzte. Die Inschrift ist herausgegeben in den ath. Mitt. VII, 61 ff., wiederholt und besprochen von Robert, Hermes XVII, 467 ff., Blaß, Neue Jahrb. 125, 525 ff., Fick, Bezz. Beitr. XII, 277 ff. Sie bietet uns ein Beispiel der nordthessalischen Mundart aus dem Jahre 214 vor Chr. und zeigt sie in allen wesentlichen Punkten in engster Übereinstimmung mit dem Asiatisch-Äolischen.

Die notwendige Neubearbeitung des nordthessalischen Dialektes brachten zwei fast gleichzeitig erscheinende Dissertationen, eine Berliner von Eduard Reuter, und eine Königsberger vom Berichterstatter (Göttingen 1885) verfaßt. Während jene sich so ziemlich auf eine statistische Darlegung des Materials beschränkt, brachte diese außer neuen Lesungen eine Reihe von Erklärungsversuchen und eine ausführlichere Entwickelung der Verwandtschaftsverhältnisse. Hierbei nahm ich, von den merkwürdigen Übereinstimmungen der einzelnen Dialekte und den Thatsachen der griechischen Geschichte ausgehend, eine vielfache Mischung der Dialekte an. Als Ursitz des äolischen Stammes betrachtete ich Thessalien, aber auch Böotien und der Peloponnes war einst von nahe verwandten Stämmen bevölkert. Als die aus Thesprotien vorrückenden dorischen Thessaler Herren über die Landschaft wurden, die später ihren Namen trägt, nahmen sie gleichwohl die Sprache der unterworfenen Penesten („Hörigen" zu lat. penes s. meinen Aufsatz in Bezz. Beitr. XIV, 302) an, außer in der Thessaliotis, deren Dialekt in wichtigen Punkten von dem sonstigen Nordthessaliens abweicht. In Böotien finden wir einen Mischdialekt aus äolischen und dorischen, aber auch ionischen Elementen, und auch im Peloponnes, wo das Arkadische, dem Kyprischen nahe verwandt, die ursprüngliche Mundart am reinsten bewahrt, kam es zu vielfacher Dialektmischung, ebenso auf Kreta und anderen, vom Peloponnes aus kolonisierten Inseln. Das Böotische scheint dem Thessalischen noch näher zu stehen (vgl. γίνυμαι), als das Asiatisch-Äolische, das die Sprache der vordorischen Griechen des Peloponnes repräsentiert.

In den Anzeigen meiner Arbeit fand die Annahme der Dialektmischung meist Billigung; das ganze Material bespricht noch einmal ausführlich P. Künstler im Programm von Großenhain 1893: Das Gemeinsame in den sogenannten äolischen Mundarten. Er hofft, daß weitere Inschriftenfunde einmal einen strikten Beweis eines „äolischen Sprachzweiges" ermöglichen werden. Neues aber ergiebt sich aus seiner sonst verständigen und sachkundigen Besprechung nicht. Dagegen neigten einige Referenten, darunter auch ein Mann wie Dittenberger, sich mehr den Aufstellungen zu, die H. Collitz in seiner Antrittsvorlesung, Die Verwandtschaftsverhältnisse der griechischen Dialekte mit besonderer Rücksicht auf die thessalische Mundart, Göttingen 1885, zu begründen versucht hat. Er betrachtet die thessalische Mundart als Übergangsstufe vom böotischen zum lesbischen, vom lesbischen zum kyprisch-arkadischen und vom kyprisch-arkadischen zum böotischen Dialekt und schließt daraus auf eine frühere „geographische Berührung" derselben, die einen gemäß der Schmidtschen Wellentheorie (Verwandtschaftsverhältn. d. idg. Spr. S. 28), zu denkenden Austausch

der dialektischen Eigentümlichkeiten ermöglichte, ohne daß man ursprüngliche Stammeseinheit daraus folgern dürfe. Anhänger dieser „Wellentheorie“ sahen in mir einen Vertreter des „alten Stammbaumwahnes“ und bezweifelten daher meine Ergebnisse. Ich habe aber gleich anfangs, wie auch noch später (Deutsche Litteraturzeitg. 1892, 1169) betont, daß man die geschichtlichen Überlieferungen über jene ältesten Zeiten nie aus den Augen lassen dürfe, und freue mich, feststellen zu können, daß man immer mehr davon abkommt, diese schwierigen Verhältnisse lieber mit einer allgemeinen Theorie, als durch Aufklärung der besonderen Verhältnisse aufhellen zu wollen. Vgl. besonders Kretschmer, Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache, Göttingen 1896, S. 413 ff. Ein interessanter Beweis für die mannigfachen Wanderungen und Mischungen der griechischen Stämme, der nicht auf der Sprachforschung beruht, die allein nicht zur Aufklärung führen kann, liegt in der inschriftlich erhaltenen offiziellen Stadtchronik von Magnesia am Maiandros vor. Vgl. darüber

O. Kern, Die Gründungsgeschichte von Magnesia am Maiandros. Berlin 1894.

Vgl. ferner

Ed. Meyer, Berl. philol. Wochenschrift 1895, 449—455.

U. v. Wilamowitz-Möllendorff, Die Herkunft der Magneten am Maiandros. Hermes XXX, 188.

W. Judeich, Gött. gel. Anz. 1896, 316—325

in einer Anzeige des Kernschen Buches.

Kern veröffentlicht ein Stück der offiziellen Stadtchronik von Magnesia, eine Inschrift aus der Wende des 3/2. Jahrhunderts, die nebst andern für die Geschichte der Stadt wichtigen Urkunden an hervorragender Stelle eingegraben war. Danach sollen die Magneten von ihren Sitzen am Peneios und Pelion nach Kreta gewandert sein und dort in der Nähe von Gortyn und Phaistos, die beide im Thale des Lethaios liegen, eine Stadt gegründet haben. Lethaios hieß (nach Strabo XIV, 647) auch ein Fluß bei Trikka in Westthessalien, dort war mithin ihre älteste Heimat, aus der sie erst die Thessaler verdrängt haben. Von dort brachten die Magneten den Namen wohl nach Kreta mit, wie sie ihn dann auch weiter nach Magnesia am Mäander (vgl. Strabo X 478, 646) mitnehmen. Wilamowitz hält die Magneten für Barbaren, Judeich für Griechen. Den Namen erklärt Fick, Bezz. Beitr. XXV, 298, aus Μάκδν-ητες, das er zu μακεδνός, Μακεδών stellt und in der Endung mit Κουρῆτες vergleicht.

Meinen Versuch, Dialektmischungen aus den Sprachresten und den geschichtlichen Überlieferungen nachzuweisen, nahm

Otto Hoffmann in seiner Dissertation, De mixtis Graecae

linguae dialectis, Göttingae 1888, auf. Er entnimmt auch den geographischen Namen mit Glück Hinweise auf die ursprüngliche Stammesheimat. So läßt er die Βοιωτοί noch vor den Thessalern in die alten Sitze der nordgriechischen Äolier einbrechen. Vor jenen seien diese zum großen Teil nach Asien geflüchtet, während jene selbst wieder, von den Thessalern weitergedrängt, zunächst Βοῖον in Doris gegründet und sich dann in Böotien niedergelassen hätten. Ihren Ursprung aber verlegt er an den Fuß des mons Boeus (Βοῖον ὄρος), nördlich von Pindus (s. S. 35). Als Nachkommen der peloponnesischen Achäer betrachtet er nur die Arkader und Kyprier (der Infin. auf -ναι, der Dat. plur. auf -σι unterscheiden sie von den Äoliern in Asien, die -ν und -μέναι, sowie gleich den Thessalern -εσσι haben), worin ich ihm jetzt beistimme. Die Namen ΑἴϜολοι leitet er mit Fick (Ilias p. 561) als Kürzung von ἈχαιϜός her, sowie unser Thüring, Dühring, Döhring auf dem zweiten Teil von Hermunduri beruht. August Fick ist seine Schrift gewidmet, und die darin geäußerten Ansichten finden wir in den Büchern dieses kühnen Denkers wieder. Überhaupt enthalten die homerischen Arbeiten Ficks viel für die griechische Dialektologie sehr Wichtiges. Daher nenne ich sie hier:

Die Entstehung des homerischen Dialekts. Bezz. Beitr. VII, 139 ff.

Die homerische Odyssee in der ursprünglichen Sprachform wiederhergestellt. Göttingen 1883. Supplementband zu der genannten Zeitschrift.

Die homerische Ilias nach ihrer Entstehung betrachtet und in der ursprünglichen Sprachform wiederhergestellt. 1886.

Zur Sprachform der altionischen und altattischen Lyrik. I. Bezz. Beitr. XI, 242 ff., II. Bd. XIII, 173 ff. III. Bd. XIV, 252 ff.

Zur ionischen Mundart und Dichtersprache. Neue Jahrb. hrsgg. von Ilberg und Richter. Leipz. 1898. I, 501 ff.

Die ursprüngliche Sprachform und Fassung der hesiodischen Theogonie. Bezz. Beitr. XII, 1 ff.

Zur Sprachform und Fassung der griechischen Epen. ebd. XV, 1 ff.

Hesiods Gedichte in ihrer ursprünglichen Fassung und Sprachform wiederhergestellt. 1887.

Das Lied vom Zorn Achills. Beitr. z. K. d. idg. Spr. Bd. XXI, 1 ff. (1896).

Die Erweiterung der Menis. ebd. Bd. XXIV, 1 ff.

Ein eingehendes Referat darüber würde nicht an diese Stelle des Jahresberichts gehören; es genügt zu bemerken, daß Fick das eigentümliche Sprachgemisch von äolischen und ionischen Formen bei Homer

für unnatürlich ansieht. Eine solche Sprache könne nirgends lebendig gewesen sein, sondern müsse aus der Geschichte der homerischen Epen verstanden werden. Diese seien zunächst in äolischem Dialekt verfaßt, wie sie ja auch Thaten der äolischen Achäer besingen, später aber sei der ionische Dialekt maßgebend geworden, und so seien die Gedichte äußerlich, so weit es möglich gewesen, in den ionischen Dialekt übertragen worden. Den Beweis dafür liefere die Thatsache, daß die alten Partien der Gedichte sich sehr leicht in den rein-äolischen Dialekt zurückübersetzen ließen. Die überlieferten äolischen Formen nämlich seien metrisch fest und nicht etwa beliebig unter ionische gemischt, für die ionischen Formen dagegen könnten in den alten Partien durchweg metrisch gleichwertige äolische eingesetzt werden. Die Gedichte Hesiods seien ursprünglich in delphischer Mundart abgefaßt, die altionischen und attischen Dichter von der Nachahmung des „epischen Dialekts“ noch ganz frei. Ich halte diese Ansicht für richtig, wenn ich auch nicht glaube, daß man in der Sicherheit vieler Behauptungen ihrem genialen Urheber folgen kann.

F. Solmsen giebt Z. f. vergl. Spr. XXXIV, 554 ff. einen Beitrag zur Charakteristik der Mundart von Phokaia, der jene Theorien zu beleuchten geeignet ist. Er hält es für zweifellos, daß diese Stadt einst von Phokern gegründet ist. Diese aber sprachen einst äolisch, wie jetzt durch die Labyadeninschrift aus Delphi (τᾱγός, ταγεύω, δαράτα eine Opfergabe neben δάρατον[ος?], der thessalischen Benennung eines Brotes; s. Seleukos bei Athen. III, 114 B) noch mehr bestätigt wird. Solmsen macht nun auf historische und sprachliche Gründe aufmerksam, die uns dahin führen, auch Phokäa ursprünglich äolische, nicht ionische Mundart zuzuerkennen.

Es sind Ζιονύ(σιος) auf einem Goldstater von Phokaia aus der Zeit um 500 v. Chr. (Six bei Meister, Philol. XLIL 611) und Σεγεσταζιη, Σεγεσταζιων und 'Ερυκαζιη auf Münzen von Segesta und Eryx in Sicilien, Städten, deren griechisch redende Bevölkerung nach Meister (Philol. 49, 608 ff.), nicht phokischer (Thuk. VI, 2), sondern phokaeischer Herkunft war. Ferner 'Υελῆ (so nach W. Schulze, Zeitschrift XXXIII, 395 f., zu betonen, da es aus 'Υελέη zu erklären ist; vgl. 'Ελέα) beweise, daß die phokaeischen Ansiedler von Velia *υ* wie *u*, nicht *ü*, d. h. wie Äolier, nicht wie Ionier gesprochen hätten.

Im März 1889 unterschrieb Meister das Vorwort zum zweiten Bande seines Werkes über die griechischen Dialekte, der auch der letzte bleiben zu sollen scheint. Er konnte für ihn schon die Inschriftensammlung benutzen, die jetzt den Überblick über das Material so sehr erleichtert. Durch dieselbe hat der rührige Verlag von Vandenhoeck und Ruprecht sich ein neues Verdienst um die griechische Dialektologie erworben.

Sammlung der griechischen Dialekt-Inschriften. I. Bd. Herausgegeben von H. Collitz. Kypros (von W. Deecke), Äolien (von F. Bechtel), Thessalien (von A. Fick), Böotien (von R. Meister), Elis (von F. Blaß), Arkadien (von F. Bechtel), Pamphylien (von A. Bezzenberger), mit Nachträgen zu den thessalischen und den böotischen Inschriften. Göttingen 1884.

Auch der II. Bd. ist jetzt endlich fertig geworden. Er bringt in Heft I die epirotischen, akarnanischen, ätolischen, änianischen und phthiotischen Inschriften von A. Fick, und die lokrischen und phokischen Inschriften von F. Bechtel. 1885.

Heft II enthält die Orakelinschriften aus Dodona und die Inschriften Achaias und seiner Kolonien von O. Hoffmann. 1890.

Heft III—VI die delphischen Inschriften von J. Baunack. 1892—1899. Bd. II zählt bis No. 2993.

Schon vor der Beendigung des zweiten war der mit No. 3000 einsetzende 3. Bd. begonnen worden; seine Herausgabe hat F. Bechtel besorgt. Er enthält im ersten Hefte die megarischen Inschriften (von F. Bechtel), im zweiten die Inschriften von Korinthos, Kleonai, Sikyon, Phleius und den korinthischen Kolonien (von F. Blaß), im dritten Hefte die Inschriften der Argolis (vom Berichterstatter), im vierten die von Aigina, Pholegandros, Anaphe, Astypalaia, Telos, Nisyros, Knidos (von F. Bechtel), von Kalymna und Kos (von P. Müllensiefen und F. Bechtel); im fünften Heft die rhodischen Inschriften von H. van Gelder, 1899. Es folgt jetzt noch ein zweiter Teil dieses III. Bandes. Bd. IV enthält in Heft I die Wortregister zum 1. Bde. von R. Meister (1886), in Heft II. I. Abt., die zum 1. Heft des 2. Bdes. von J. Baunack (mit Nachträgen, besonders zu den phthiotischen Inschriften). Ein Wortregister zu „Inschriften der Argolis", besonders denen aus Epidauros, giebt J. Baunack in den „Studien auf dem Gebiet des Griechischen und der arischen Sprachen von J. und Th. Baunack" I, 1, 1886, S. 177—218. S. 77 ff. werden die Inschriften aus dem Asklepieion zu Epidaurus mit einer Übersetzung und ausführlichem Kommentar versehen. Über den Wert dieses Kommentars und der sprachwissenschaftlichen Theorien von J. Baunack habe ich mit ausführlicher Begründung in den Gött. gel. Anzeigen vom Jahre 1887 sehr abfällig geurteilt. Ein Register zur Bauinschrift des Asklepiostempels giebt Baunack als Anhang zu seiner epigraphischen Studie „Aus Epidauros" Leipzig 1890, worin auf Autopsie beruhende Nachträge zu den früher von ihm herausgegebenen Inschriften und eine Bearbeitung der genannten, auch sprachlich wichtigen Urkunde nebst einem Kommentar enthalten ist, der mit der

gleichen Vorsicht wie die Studien benutzt werden muß. Doch für den Text ist diese Studie wichtig.

Der zweite Bd. Meisters behandelt den eleischen, den arkadischen und den kyprischen Dialekt, wieder jeden für sich. Die Vorzüge des ersten Bandes zeigt auch der zweite: Das Material ist vollständig und übersichtlich zusammengestellt, ja sogar syntaktische Bemerkungen werden gegeben und „Glossen“, die die Besonderheit des Dialekts nach der lexikalischen Seite hin zeigen sollen, und für das Kyprische, in dessen Lesung Meister von Deecke oft abweicht und wo zahlreiche Inschriften hinzukommen, bietet S. 304 u. d. ff. sogar ein vollständiges Wortregister. Doch macht sich eine gewisse Neigung zu Exkursen und zum Etymologisieren geltend und selbst ein so freundlicher Beurteiler des Buches wie Gustav Meyer mußte erklären, daß Meister hierin nicht glücklich sei. Namentlich aber die neuen Lesungen zu den kyprischen Inschriften sind vielfach ganz verfehlt. Eine diese Mängel sehr scharf tadelnde Kritik des Buches veröffentlichte Otto Hoffmann in den Gött. gel. Anzeigen 1889, S. 873—904. Seine „neuen Lesungsvorschläge zu den kyprischen Inschriften“, die er in Bezz. Beitr. XIV, 266—288 veröffentlicht hat, hatte Meister noch während des Druckes seines Buches benutzt (S. 199 ff.), aber größtenteils, soweit er nicht dasselbe gefunden, abgewiesen. Noch durch eine andere Arbeit hatte Hoffmann seine Berechtigung zu kritisieren dargethan.

Die kyprischen Glossen als Quellen des kyprischen Dialekts, Bezz. Beitr. XV, 44—100 1889. Dieser Aufsatz ist etwa gleichzeitig mit Meisters Buch erschienen und von ihm nicht mehr berücksichtigt. Ich gehe auf die Einzelheiten des Streites zwischen beiden Gelehrten nicht ein. Nicht ganz ohne Berechtigung beklagte sich Meister in seiner Antikritik „Zum eleischen, arkadischen und kyprischen Dialekte“ (Leipzig 1890) über den Ton Hoffmanns; in allen wesentlichen Punkten aber hatte Hoffmann die Meisterschen Lesungen und Etymologien mit Recht bestritten. Seitdem hat Meister, wie es scheint, die Weiterarbeit an dem schwierigen Unternehmen ganz aufgegeben, und Hoffmann selbst ist an seine Stelle getreten.

Auch bei diesem Bande hatte Meister außerdem das Mißgeschick, daß die jetzt wichtigsten und ältesten Inschriften bald darauf veröffentlicht wurden: die Tempelordnung von Tegea (Bérard Bull. de corr. hell. XIII, 281 ff.) und das Gottesurteil von Mantinea (Fougères Bull. d. c. h. XVI, 569 ff., vgl. XI, 485 ff.). Jene Inschrift hat Meister in den Berichten der sächs. Ges. 1889, S. 71—98 besprochen, ferner Danielsson in seinen Epigraphica, Upsala univers. årsskr. 1890, 28 ff. und O. Hoffmann in Bd. I S. 23 No. 29. Auch hier sind Meisters

Deutungen vielfach, wie natürlich, überholt worden; das wichtige Verbum ἰνφορβίεν und das Substantiv ἰνφορβισμός hat erst Felix Solmsen in Z. f. vergl. Spr. Bd. XXXIV, 440 f. richtig gedeutet, und zwar mit Hülfe der schon von Danielsson (s. 35 Anm. 2) erwähnten Glosse ἐμφόρβιον· τελώνημα (Hesych.). Er übersetzt das Verbum mit „Weidegebühr erheben“. Er bemerkt außerdem, daß die beiden Wörter interessant sind für das Verhältnis der Verba auf ίζω zu den älteren auf ίω. Ferner schreibt er Z. 3 λεύτων, vergleicht es wie Danielsson mit deutsch „liederlich, lotter“, ags. lypre „schlecht, elend“, russ. lytát' „sich herumtreiben“ und übersetzt „aus Liederlichkeit“ oder *dolo malo*. Z. 3 εἰ δ' ἂν καταλλάσσῃ bringt Solmsen mit Zeile 23 des Gottesurteils εἰ δ' ἀλ[άξ]αι [δ]έατοι κατὸννυ ἰνμεμφὲς ἦναι zusammen und erschließt aus beiden Stellen ein intransitives ἀλλάσσειν „anders handeln“.

Die zweite der genannten arkadischen Inschriften fehlt auch noch bei Hoffmann I. Sie ist besprochen von Th. Homolle Bull. de c. h. XVI, 580 ff., ferner von J. Baunack in den Berichten der sächs. Gesellsch. 1893, 93 ff. und in ausgezeichneter Weise von B. Keil in den Nachrichten der Gött. Gesellsch. 1895, S. 349 ff. Abgesehen von dem angeführten Nachtrag, den Solmsen geliefert hat, scheint Keils Erklärung und Übersetzung im ganzen abschließend. Ich hebe an sprachlichen Eigentümlichkeiten hervor: Z. 12. Πέσκλαρος; Z. 15. ἀνόσιαι = kypr. ἀνοσίja Idal. 29. = ἀσέβεια hier = θανάτω „zum Tode“. Z. 16. πὲ τοῖς Ϝοικιάται<ς> = πέδ, πεδά (= μετά) „mitsamt dem Gesinde“. Z. 17. κα Ϝοικίας = κὰς Ϝοικίας „und die Häuser“, zu denken wohl als κα<Ϝ>Ϝοικίας, vgl. lak. ἐλ Λακεδαίμονα aus ἐς Λακεδαίμονα; τὰς ἄνοδ' ἐάσας vergleicht Keil mit ark. θύρδα und sieht ἄνωδα als die volle Form an. In τοῖς Ϝοφληκόσι sieht er die kyprische Präposition ὑ = ἐπί, Solmsen dagegen nimmt das Ϝ als Vorschlag wie im slavischen vonja oder als „umgekehrte Orthographie“, da vor ο altes Ϝ abgefallen war. Z. 18 ἐπὶ τοῖδε δικασάμεν „hier zu Lande zu rechten“. Zum Infin. Aor. I vgl. θυσάμεν Trozan Bull. de corr. hell. XVII, (1893) s. 88. Z. 19 mit ἀπύ[σ]ε vgl. ἀπυέσθω der Baunischrift von Tegea. Durch ἀπεχόμινος (Z. 20) wird klar, daß die Präposition ἰν aus ἐν infolge der Tonlosigkeit auch vor Vokalen entstanden ist, nicht bloß vor Konsonanten, wie Spitzer Lautlehre des arkadischen Dialekts, Kiel 1883, 14 ff., vermutet hatte. Z. 21 (27) κατόρρέντερον γένος hat Dittenberger Hermes XXVIII, 472 als κατὰ τὸ ἀῤῥέντερον γένος „in männlicher Geschlechtsfolge“ erkannt. Vgl. dazu μάτε ἐρσεναιτέραν μάτε θηλυτέραν in der neuen eleischen Bronze, die Szanto Jahresb. des österreich. archäol. Inst. I. 1898, S. 197 bekannt gegeben hat. Über δ' ἀλ[άξ]αι, die Lesung Solmsens, s. o. Bemerkenswert ist, dass für den Anlaut von att. τίς und τὲ ein eigenes Zeichen gebraucht wird. Viel früher hat Fick (Beitr. z. K. d. idg.

Spr. XVI, 293) in einem Aufsatz über die Laute der griechischen Sprache es ausgesprochen, daß τ, δ, θ für die ursprünglichen Palatale nur ein grober Ausdruck für eine eigentlich von den Dentalen verschiedene Lautreihe sei. Hoffmanns hierauf gegründeter Widerspruch gegen die Ansicht, daß kypr. σις durch Assibilation entstanden sei (I, 206, 222), wird jetzt also bestätigt. Bemerkenswert ist dann aber die Schreibung τᾶς φαρθένο „der Jungfrau", weil nach der gewöhnlichen Vergleichung mit lat. virgo auch θ auf den alten Palatal zurückgehen muß. Fehlte es hier nur an einem Zeichen? Oder ist die Etymologie aufzugeben? Vgl. auch ark. ζέρεθρον, ζέλλω, Hoffmann I, 232. Neue Beiträge zur Erklärung des Gottesurteils von Mantinea bringt Danielsson Eranos (Acta philologica Suecena) II, S. 8 ff. Z. 15 liest er ὦ ἄ]ν ὁσίαι χαχριθήη und faßt dies als nicht kontrahierten Konjunctiv wie böotisch χουρωθείει, ἐνενιχθείει (S. Gr. D. I. I, 488, 150) hom. δαμήῃς u. s. w.

Würdigt man nun so recht die Bedeutung dieser neuen Inschriftenfunde, so überkommt einen das Bedauern, daß so bald auf das Meistersche Buch ein zweites folgte, das fast ganz den nämlichen Stoff bearbeitete und bei aller Gegnerschaft im wesentlichen doch zu denselben Ergebnissen kommen mußte. Ist es überhaupt jetzt schon an der Zeit, zusammenfassende Handbücher über die griechischen Dialekte zu schreiben? Zwar die lebhafte Teilnahme ist nur erfreulich, aber würden kürzere Übersichten ohne den Anspruch der Vollständigkeit einem künftigen Handbuch nicht ebensogut vorarbeiten?

Deswegen war Solmsen (Indogerman. Anzeiger I, S. 17 ff.) geneigt, dem 1. Bde. der neuen umfangreichen Bearbeitung der griechischen Dialekte ganz die Daseinsberechtigung abzusprechen.

Otto Hoffmann, Die griechischen Dialekte in ihrem historischen Zusammenhange mit den wichtigsten ihrer Quellen dargestellt. 1. Bd. Der südächäische Dialekt. Göttingen 1891.

Hoffmann ist ein Schüler Ficks, und wie dieser große Etymologe in seinem vergleichenden Wörterbuche der indogermanischen Sprachen von der Spracheinheit aller Indogermanen, deren Wortschatz der erste Teil seines Werkes bringt, einerseits zu einer arischen Spracheinheit vor der Spaltung der Arier in Inder und Eranier (Teil II), anderseits zu einem Wortschatz der westeuropäischen Spracheinheit (Teil III) vorschreitet, indem er, was er durch Rückschlüsse und Vergleichungen als altes Sprachgut erkannt, vor unseren Augen sich gewissermaßen historisch entwickeln läßt: so teilt H. die Griechen in die drei Stämme der Dorer, Äoler oder Achäer und Ionier, die Achäer wieder in Nord- und Süd-Achäer, und bietet uns in seinem erstem Bande eine Behandlung des südachäischen Dialekts,

den er aus der historischen arkadischen und kyprischen Mundart erschließt. Allerdings würde man zunächst eine Gesamtdarstellung des Urgriechischen, oder wenigstens eine Zusammenfassung aller Ausläufer der achäischen Dialekteinheit erwartet haben, und wirklich spricht H. es aus (S. VIII), daß für sein Verfahren „lediglich Gründe der äußeren Zweckmäßigkeit maßgebend gewesen“ seien. „Eine vergleichende Darstellung von vier Dialekten (des Thessalischen, Äolischen, Arkadischen und Kyprischen, denen sich noch als sekundäre Quellen das Böotische, Kretische u. a. angeschlossen hätten) würde schwerfällig und unübersichtlich geworden sein.“ Zudem berechtige die getrennte Entwickelung der nord- und der südachäischen Gruppe dazu, „beide als zwei — wenn auch in ihren Grundzügen gleiche — Einheiten niederen Ranges zu fassen.“ Dafür verspricht der Verf. an derselben Stelle, am Schlusse des zweiten Bandes diejenigen Eigentümlichkeiten zusammenzustellen, welche sich aus einer Vergleichung des „Süd-Achäischen“ und des „Nord-Achäischen“ als „gemein-achäisch“, ergeben. Aber eingelöst hat er dies Versprechen nicht, offenbar, weil dadurch allzuviele Wiederholungen notwendig geworden wären. Statt dessen bietet der Anhang zum zweiten Bande eine „Zusammenstellung der wichtigsten lautlichen und formellen Eigentümlichkeiten, welche den nord-achäischen Dialekt von den dorischen und ionischen Dialekten scheiden“. Hierbei drängt sich uns aber die Frage auf: Warum werden nicht die gemein-achäischen Merkmale denen der anderen Dialekte gegenübergestellt? Dieser Anhang füllt nicht mehr als sechs Seiten und zwingt uns zu dem Schlusse, daß eine Einzeldarstellung der Dialekte, aus der dann ausdrücklich der historisch ältere Sprachbestand erschlossen wäre, viel klarer und kürzer gewesen wäre.

Es läßt sich ferner nicht verkennen, daß H. sein Buch durch die Wiedergabe des größten Teils der Inschriften sehr belastet hat, während die Sammlung der Glossen (S. 100 ff.) sehr dankenswert ist.

In der Darstellung nimmt die Lautlehre den breitesten Platz ein (S. 129—231), ja einen viel zu breiten, wie die nähere Betrachtung lehrt. Denn H. bespricht z. B. S. 130—133 das kurze α, indem er alle Belege beibringt, und bemüht sich, den urgriechischen oder vielmehr bereits vorgriechischen Stand der in betracht kommenden Wörter festzustellen. Zum Schluß wird erst die vom gemeingriechischen Lautstande abweichende Erscheinung von α für ε vor dem λ gewisser Wörter erwähnt und ὀν = ἀνά. Aber dies Bestreben, den Ursprung jedes ă aufzuhellen, gehört doch offenbar nicht zur Aufgabe H.s, und ὀν gehört vielmehr unter ο. So hätte eine halbe Seite statt der vier genügt. Im zweiten Bande aber, um diesen Punkt hier gleich zu erledigen, werden dieselben

Stämme mit ᾰ alle noch einmal mit der größten Ausführlichkeit samt Belegen aufgeführt und hier volle 12 Seiten damit verbraucht. Erst im dritten Bande, wo die Masse der im Ionischen vorhandenen Belege das Unzweckmäßige eines solchen Verfahrens darthat, hat H. den richtigen Weg betreten, nur das α zu behandeln, das einem ε, ο, υ, ᾱ, η, ω anderer Mundarten gegenübersteht, und hier den Grund dafür, Ablaut, Wortbildung und Vokalassimilation*) genau darzulegen. Es wäre aber auch hier besser gewesen, diese Erscheinungen, da es sich eben nicht um einen Lautwandel wie etwa thess. ου = ω, ει = η handelt, gleich bei allen Vokalen zusammenzufassen. Also: die kurzen Vokale entsprechen den gemeingriechischen; Ausnahmen werden veranlaßt a) durch Verschiedenheit des Ablauts, b) durch Verschiedenheit der Wortbildung, c) durch Vokalassimilation, d) durch Vokaldissimilation, e) durch den Einfluß benachbarter Konsonanten u. s. w.

So hätten sich zugleich viele Wiederholungen vermeiden lassen und die das Sprachleben beherrschenden Kräfte wären schärfer ins Licht gesetzt worden. Über Ἀπόλλων und seine Nebenformen z. B. handelt H. im I. Bde. S. 132 unter α (was das Register nicht angiebt), S. 150 unter ο, S. 177 unter ει, S. 217 unter λλ, S. 219 über Ἀπείλωνι; im II. Bde. S. 267 unter α-, S. 341 unter ο, S. 487 unter λλ, S. 552 (Voc. Ἄπολλον), S. 587 wegen thess. Ἀπλοῦν (so!) unter „Wortbildung“; auch im III. Bde. werden wieder ausführliche Belege für dies ο gegeben. Anlaß zur Besprechung hätte Ἀπόλλων überhaupt nicht, sondern nur kypr. Ἀπείλωνι, thess. Ἀπλουν (Accent?) gegeben und die verschiedenen Vokale hätten unter den Ablautserscheinungen und, wenn Joh. Schmidt K. Z. XXXII, 327 recht hat, unter Vokalassimilation besprochen werden können. Dabei hätte sich auch die Grundform (Ἀπέλjων) ergeben. Deren Herkunft (Ἀπέλjων von ἄπελος Kraft in ὀλιγηπελής nach der Etymologie des Berichterstatters, Beitr. z. K. d. indg. Spr. XXIV, 215) hat mit der Dialektforschung streng genommen nichts mehr zu thun und es ist nur zu billigen, daß sich Hoffmann mehr als Meister von etymologischen Abschweifungen fernhält.

Aber auch bei ihm fehlt es nicht an unglücklichen Etymologien, wie (S. 151) die Erklärung von ὅπλον aus *soq-tlon (zu lit. segù), dessen Suffix nicht mit χύτλον und φύτλη gestützt werden darf, da hier τ wegen der vorhergehenden Aspirata an Stelle von ϑ getreten sein kann. H. giebt sie wegen des arkadischen Ὁπλοδμίας, aber eher hätte ihn dies zu einer Heranziehung des homerischen μεσόδμη, das attischem

*) Im Anschluß an den bahnbrechenden Aufsatz Joh. Schmidts: Assimilationen benachbarter, einander nicht berührender Vokale im Griechischen. K. Z. XXXII, 321—394.

μεσόμνη gegenübersteht (Ref. Beitr. z. K. d. idg. Spr. XVII, 172), bestimmen sollen. Auch S. 225 spricht er über δμ zu μν nicht.*)

Überhaupt macht sich bei H. öfters die Lust bemerkbar, abzuschweifen und außergriechische Sprachen heranzuziehen, während er doch sein Gesichtsfeld im übrigen auf den gerade vorliegenden Dialekt einengt und die notwendige Heranziehung der übrigen griechischen Mundarten unterläßt. Das erklärt sich ja leicht aus der großen Masse des Stoffes, der so jedesmal zu beherrschen ist, aus der sprachwissenschaftlichen Vorbildung des Verf. und aus dem Endziel völliger Klarheit, die bei der immer fragmentarischen Überlieferung aus ihr allein doch nicht zu erreichen ist. Das Urteil Solmsens, H.s Darstellung dürfe nicht den Anspruch erheben, an Stelle der Meisterschen zu treten, ist aber zweifellos zu streng. Namentlich verdient die höhere Absicht, von historischen zu vorhistorischen Einheiten vorzuschreiten, wärmste Anerkennung. Freilich, aus sprachlichem Material allein wird man hier nie zu sicheren Schlüssen kommen, das muß offen anerkannt werden.

Daher ist namentlich auch die Übereinstimmung der geographischen Namen sehr zu beachten. Eine systematische Zusammenfassung des ganzen Materials unter diesem Gesichtspunkt wäre eine zeitgemäße und sehr dankenswerte Aufgabe. Für Kleinasien ist sie zum Teil bereits in Angriff genommen, in den Königsberger Dissertationen von Georg Meyer, Die Karier, eine ethnographisch-linguistische Studie Bezz. Beitr. z. Spr. X, 147 ff. und Paul Hirsch, Phrygiae de nominibus oppidorum, Königsberg 1886, sowie von Paul Kretschmer im X. Kapitel seines vielgerühmten Buches „Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache", Göttingen 1896, auf das ich weiter unten zurückkomme.

Hier will ich Hoffmanns Anschauungen über die Verwandtschaft und Geschichte der „achäischen" Dialekte charakterisieren, indem ich zugleich den zweiten Band heranziehe. Derselbe erschien zwei Jahre nach dem ersten (Göttingen 1893) und behandelt den nordachäischen Dialekt. „Die Ilias kennt zwei große achäische Wohnstätten, die eine in Thessalien, die andere auf dem Peloponnes in den drei großen Ebenen von Messenien, Lakonien und Argolis. Nun wurde einst nach Strabo auf dem ganzen Peloponnes äolisch zugesprochen und die Sprache von Nordthessalien ist fast identisch mit der asiatisch-äolischen

---

*) Einen neuen Beleg für diesen Wechsel von δμ- in μν- hat Danielsson Eranos I, S. 76—82 (Damia-Amaia und Azesia-Auxesia) beizubringen versucht. Er faßt Μνία und Μνεία auf epidaurischen Inschriften, die Blinkenberg Nord. Tidsskr f. Filol. 3. R. III, 1895 veröffentlicht hat, als *Δμία, eine Ablautstufe zu Δαμία auf.

Mundart, also sind die Achäer des Epos und die historischen Αἰολεῖς identisch. Erhalten hat sich das Südachäische in Arkadien (Triphylien und der Pisatis) nicht aber in Achaja, das schon in alter Zeit von Dorern besiedelt wurde. Dagegen wanderten Achäer, vor den siegreichen Dorern zurückweichend, nach Kypros aus, nicht nur aus Arkadien (Paphos), sondern auch aus Sikyon (Golgoi). Argos (Kurion), Lakedaemon, Achaja. Da in Kypros aber nur ein griechischer, dem arkadischen gleicher Dialekt gesprochen wird, so darf man schließen, daß dies der einheitliche Dialekt aller Achäer auf dem Peloponnes gewesen ist. Im Mutterlande dagegen vermischte er sich mit dem dorischen, und auch in den Kolonien, die demselben näher lagen, nämlich denen in Unteritalien und auf den südlichen Inseln Thera, Melos, Kreta."

Ein Einwand gegen diese Theorie könnte daraus hergeleitet werden, daß selbst in dem kyprischen Syllabar, das feinere Nuancen der Aussprache noch viel schlechter als die griechische Schrift erkennen läßt, die Sprache der kyprischen Griechen nicht durchweg einheitlich ist. Auf die sehr merkwürdige Behandlung von altem λι̯ in Edalion-Tamassos (αἶλος = ἄλλος und Ἀπείλωνι) hat Hoffmann wenig Gewicht gelegt.

Der andere Wohnsitz äolisch oder achäisch redender Griechen im Mutterlande war Thessalien. Unter Führung Achills setzt ein Teil von ihnen nach dem nördlichen Teil der kleinasiatischen Westküste über und erobert das Land in hartem Kampfe. Nach der Sage waren auch Süd-Achäer an diesem Kampfe beteiligt, doch zeigt der „äolische" Dialekt keine Spuren ihrer Mundart, sondern bis auf unbedeutende Einzelheiten [wie äolisch εἰς neben thess. ἐν, ark. kypr. ἰν mit Acc.] stimmt der asiatische Dialekt ganz zu dem des Mutterlandes in Thessalien. Namentlich im Punkte der Liquidendoppelung stehen beide dem Südachäischen gegenüber.

Aber auch nach Süden sollen diese Nordachäer gewandert sein: die Μινύαι in Orchomenos und die Καδμεῖοι in Theben betrachtet Hoffmann als ihre Siedelungen, weil es auch dort im Norden Städte dieses Namens gab. Doch ein Orchomenos gab es auch in Arkadien, und so scheint eine Wanderung der alten Bewohner aus Thessalien unbeweisbar. Denn sprachliche Zusammenhänge [wie z. B. γίνομαι] zeugen eigentlich nur für alte Verwandtschaft, und auch die Ähnlichkeit der Kultformen beweist nicht genügend. Auch für Phokis, für Korinth, für das Gestade von Kalydon und Pleuron ist nach H. alte äolische Bevölkerung wahrscheinlich.

In diese nordachäischen Stämme drängen sich nach Hoffmann (II, 6) zunächst die Βοιωτοί ein, Norddorier vom Βοῖον, einem Gebirgszuge im Norden von Epirus, stammend. Sie wohnten vielleicht sogar solange mit den Achäern zusammen, daß sie bereits manches von ihrer

Sprache angenommen hatten, als die Thessalier, von den Thesprotern herkommend (Herodot VII, 176), die Äolier unterwarfen, die Böoter aber zu weiterem Vordringen nach dem Lande, dem sie dauernd den Namen gegeben haben, zwangen. Dort vermischte sich die alte achäische Sprache mit ihrer Mundart. Die Phthiotis zeigt in allen Inschriften einen norddorischen Dialekt, in Nordthessalien aber blieb die Sprache der nun als Penesten dienenden Achäer herrschend.

Als Quellen des Dialektes der Nordachäer gelten H. also 1. der thessalische, 2. der äolische, 3. der böotische Dialekt. Doch sei der letztere als Mischdialekt weniger wertvoll, und so solle er am Ende des III. Bandes hinter den nord- und mitteldorischen Dialekten besonders behandelt werden (S. 8). Aber schon im Vorworte des II. Bandes erfährt dieser Plan insofern eine Abänderung, als der III. Band jetzt den ionischen Dialekt behandeln soll, weil eine zusammenfassende Darstellung desselben bei seiner litterarischen Bedeutung nötiger erscheine, als eine Behandlung der dorischen Dialekte.

Für diese giebt es eine sorgfältige und übersichtliche Sammlung in dem Buche von É. Boisacq, Les dialectes doriens, phonétique et morphologie. Paris 1891. Anzeigen in der Revue de Philologie, XVII, in Class. Rev. von W. Fay, in den Indog. Forsch. I, 112 u. a., rühmen dem Verf. alle Belesenheit und Sammelfleiß nach, mit eigenem Urteil trete er nur selten hinter seinen Vordermännern hervor.

Ich führe bei dieser Gelegenheit die übrigen Arbeiten über dorische Mundarten an. Den dorischen Dialekt der Insel Kos und seinen Übergang in die κοινή behandelt eine J. Wackernagel gewidmete Baseler Doktorarbeit.

Hans Barth, De Coorum titulorum dialecto. Basileae 1896.

Der Verfasser bezeichnet seine Dissertation nur als Vorarbeit zu einer ausführlicheren Bearbeitung der Doris recentior aller asiatischen und Inselstädte.

Unklar ist dem Verf. das η von πρηγιστεύσαντος (S. 67). Es scheint hier doch eine alte Dehnung infolge des Ausfalls des tönendes σ vorzuliegen, wie in φρύγω, τρίβω. Ähnliches haben wir in *τεληFος für *τελεσFος, das doch als Vorstufe von τέλεως anzusehen ist. Nach Bechtel ist dies Wort zwar eigentlich ionisch (Nachr. d. Gött. Ges. d. W. 1890, 33), und Barth hält es auch im Koischen dafür, aber er hätte doch beachten sollen, daß auch in den Genetiven auf -έως, έων der Wörter auf -εύς Metathesis quantitatis vorliegt (S. 103. 104), wie ferner in ἱαρεωσύνα (Wackernagel Philol. Anz. 16 p. 73), so daß auch in Kos ηFο zu εω geworden zu sein scheint. Φιλεωνίδας allerdings, das doch auf Φι(λο)λᾱωνίδης zurückzugehen scheint, zeigt ionischen Wandel von α zu η vor der Metathesis quantitatis. Jedenfalls müßte der ionische

Einfluß bei jener Annahme sehr groß gewesen sein. Wir können Barth für seine sorgfältige und fleißige Sammlung nur Dank wissen.

Über den Dialekt von Epidaurus und seine Geschichte handelt B. Keil im 20. Band der ath. Mitteilungen (S. 415 ff.), bei Gelegenheit seiner Besprechung der Tholosurkunde, die Kavvadias in den Fouilles d'Epidaure 1892 S. 93 f. No. 242 herausgegeben hat.

Schon vor der Einführung des ionischen Alphabets hat eine Milderung des groben Volksdialekts stattgefunden, man sagte 'Ασκλαπιός für Αἰσκλαπιός. Der Wechsel der Schrift fällt ins Ende des 5. Jahrhunderts; Spuren der älteren Orthographie reichen nicht über das zweite Jahrzehnt des vierten Jahrhunderts herab und nur bis gegen die Mitte des Jahrhunderts hält sich der Dialekt von ausgesprochenen Formen der Atthis oder der Κοινή frei. Um 300 schon kann sich att. η neben dor. α selbst in offiziellen Urkunden einstellen, wieder 50 Jahre später haben auf den ersten Anblick die epidaurischen Urkunden oft das dorische Gepräge ganz verloren. Bemerkenswert aus der Tholosurkunde ist besonders der Ausdruck Καταλοβεύς („Träger") und der Monatsname 'Αζέσιος, der auch 'Αζόσιος heißt. Über ihn handelt verfehlt Danielsson im Eranos I, 76—85. Sollte er nicht einfach zu ἄζω „dörre" zu stellen sein? Der Wechsel des „Bindevocals" ist wie bei οἰκέτης und δημότης, die Bildung wie bei lit. sukatà zu sùkti und vielleicht lat. exercitium. Vgl. Bezz. Beitr. XXV, 281 ff.

Im Hermes 1896 S. 508 ff. giebt B. Keil einen ausführlichen Kommentar zur delphischen Labyadeninschrift und auch eine sprachliche Würdigung derselben. Das Ϝοίκω dieser Inschrift in dem Satze C 19 ff. hält F. Solmsen Rhein. Mus. 51, S. 303 f. für einen echten Ablativ mit der Bedeutung „aus dem Hause".

Um hier die den dorischen Dialekt betreffenden Arbeiten zusammen aufzuführen, nenne ich auch

Ανδρέας Ν. Σκίας, Περὶ τῆς Κρητικῆς διαλέκτου. 'Εν 'Αθήναις 1891.

Dieses Buch, τῷ ἀναξιοπαθοῦντι ἡρωϊκῷ λαῷ τῆς Κρήτης gewidmet, giebt eine gute Übersicht über den Lautbestand, die Flexion des Zeitworts, Nomens und Pronomens, die Adverbia (mit αὐταμεριν (Accent?) vgl. el. ὕσταριν auf der neu gefundenen Bronze (Szanto Jahresb. des öst. Inst. I, 1898 Tf. VI/VII) und die Syntax des einfachen und zusammengesetzten Satzes. Der Verfasser zeigt sich zu einer selbständigen Auffassung wohl befähigt und in der deutschen sprachwissenschaftlichen Litteratur recht bewandert. Zwar wenn er Baunacks verkehrte Herleitung von νίκη aus W. ἐνεκ tadelt, weil es von lat. vinco nicht zu trennen sei (S. 115), so zeigt sich, daß dies Urteil nicht ohne Einschränkung gilt.

Wie stark das Sprachgefühl der kretischen Griechen erschüttert worden ist, als ihr einheimischer Dialekt von der κοινή zurückgedrängt

wurde, geht aus einer sehr eigentümlichen Erscheinung hervor, der Joh. Schmidt jüngst zu ihrem Recht und zur richtigen Erklärung verholfen hat, in dem Aufsatze: Die kretischen Pluralnominative auf -εν und Verwandtes. Z. für vgl. Sprachf. 36. 400 ff. Diese Endung sei entstanden, als sich neben die kretische Endung der ersten Person Pluralis auf -μες die gemein-griechische auf -μεν drängte. Danach wurde zunächst auch das alte ἁμές „wir“ zu ἁμέν und seitdem konnte eine Zeit lang -εν als gleichberechtigte Endung des Nominativ Pluralis auch für Pronomina (τινέν) und Nomina (μαίτυρεν = μάρτυρες) angesehen werden.

Für die Association und Ausgleichung von Personalpronomen und Verbalendung führt Schmidt dann mehrere Beispiele an, unter denen uns ἐγώ (nach φέρω für älteres ἐγόν, das sich dem Imp. ἔφερον associierte) am interessantesten ist.

Sehr nahe war jener evident richtigen Erklärung des kretischen -εν schon J. Wackernagel in seinen „Vermischten Beiträgen zur griechischen Sprachkunde“ S. 41 f. gekommen. Auch sonst bietet diese Schrift viel Interessantes und Neues, doch bezieht sie sich meist auf das Attische oder die κοινή.

Auch das kretische ἰῷ der Inschrift von Gortyn, das homerisch-lesbisch-thessalische ἴα behandelt Joh. Schmidt in dem Aufsatz „Das Zahlwort μία, ἴα“, ebd. S. 391. An seiner eigenen früheren Vergleichung mit got. si setzt er aus, daß der griech. Lenis nicht dazu passe, an L. Meyers und meiner Heranziehung von got. ija lat. ea, daß eine schwache Stammstufe hierzu nicht nachgewiesen sei. Ich glaube, sie allerdings im ai. iyam, ī-drç, lit. kur-i Bezz. Beitr. XXII, 95 u. nachgewiesen zu haben, aber was J. Schmidt mit Recht hervorhebt, der Umstand, daß die Verteilung der Formen bei Homer auf eine alte Flexion μία, ἰᾶς, ἰᾶι, μίαν schließen läßt, spricht entschieden für seine neue Erklärung des Genetivs und Dativs aus *smjās *smjāi, wie ἔης (Π 208) = ai. yásyās für *jé-smjās stehen soll.

Kret. Fέκαϑ(ϑ)α = ἑκοῦσα stellt Kretschmer Z. für vgl. Spr. XXXIII, 472 aus einer Glosse des Hesych her.

Über den dorischen Accent findet man einiges in Meisters Programm zur griechischen Dialectologie. Göttingen 1883.

Auch H. Hirt in seinem Buche über den indogermanischen Accent berücksichtigt S. 24—41 den griechischen Accent; seine Bemerkung über die dorische Betonung (S. 36) πτώχες u. s. w. verdient Beachtung.

G. Froelich, Quatenus in nominibus hominum Doricorum propriis historici Graeci formis dialecticis usi vel Atticam dialectum secuti sint. Insterburg I 1896, II, III 1897

giebt eine Übersicht über die Formen dorischer Eigennamen bei den griechischen Historikern mit einigen Versuchen zur weiteren etymologischen Aufhellung derselben.

Endlich mögen hier einige kleinere Arbeiten neuerer Sprachforscher, die die griechischen Dialekte betreffen, aufgeführt werden.

P. Kretschmer, Zum pamphylischen Dialekt Z. für vgl. Sprf. XXXIII, 258 ff. behandelt eingehend die Inschriften, die Petersen in dem Werke des Grafen Lanckoroński über die Städte Pamphyliens und Pisidiens bearbeitet hat. Es geht daraus hervor, daß *υ* wie *u* lautete, also mit *o*, das in der Endsilbe auch zu *u* wurde, zusammenfiel. Die Liquiden ρ und λ treten hinter ursprünglich vorhergehenden Vokal wie Ἀφορδίσιιυς (von Ἀφρ-οδίτα der auf dem Schaume Dahinwandelnden), περτί, Πέργη (neben Πρειία der Münzen), pisid. Σέλγη neben Στλέγιυς und ähnlichen Formen auf Münzen erweisen. Beispiele für diese Erscheinungen aus anderen griechischen Gebieten weist er ebd. 472 f. nach, besonders interessiert στλεγγίς zu στελγγίς, στελγίς (Polyb. 26, 7, 10).

Dann handelt Kr. ebd. S. 268 ff. „Über die boiotischen Kosenamen auf -ει. Er sieht (wie schon Bd. XXXI, S. 459 Anm.) diese Namen, die immer Verdoppelung des Konsonanten zeigen, als Vokative von -ητ-Stämmen an, die nominativisch gebraucht sind. Φίλλει, Θάλει, Μέννει, Βουκάττει, Πτωίλλει, Ϝαστιούλλει, neben Μένεις, Μενειτος. Diese Erklärung ist evident. Flektiert wurden diese Namen später, indem der Acc. auf -ειν, der Gen. auf -ιος, der Dat. auf -ι ausging, d. h. nach der Flexion der *s*-Stämme, mit denen der Nominativ, der nachträglich auch ein -ς anfügte, übereinstimmte. Im folgenden Aufsatze macht er auf rhod. πτοίνα = κτοίνα aufmerksam, das ein ähnliches Rätsel aufgebe, wie böot. ὄκταλλος neben lakon. ὀπτίλος, epidaur. ὀπτίλλος. In dem Aufsatze zur griechischen Lautlehre ebd. S. 466 ff. wird in dem Abschnitt, der über den Wechsel von Media und Tenuis handelt Ἄρτεμις mit Robert als Feminin zu ἄρταμος Schlächter betrachtet und vorgeschlagen, dor. Ἀρτάμιτος, Ἀρταμίτιος, Ἀρτεμίτιος durch Angleichung des älteren δ an das vorhergehende τ zu erklären. Doch könne es auch an χάριτος angelehnt sein. Zum Verständnis des mundartlichen Namens Θεόσδοτος, einer Analogiebildung zu Θεόδοτος nach Διόσδοτος, macht er ebd. 570 f. auf Hesiod ἔργα καὶ ἡμ. 320 aufmerksam, wo die Form θεόσδοτος des Metrums wegen für das lautgesetzliche θεόδοτος eingetreten wäre.

W. Schulze, Miscellen. Z. für vgl. Sprachf. XXXIII, 125 ff.

I. belegt die Glosse τορόνος. τόρνος Ταραντῖνοι aus der im lakonischen Geronthrae gefundenen griechischen Übersetzung des Warenedikts des Kaisers Diocletian (CIL III p. 817. 835), die τορονευτός, -τή enthält. Daß hier aber wirklich ein Einschubvokal vorliegt, wie S. mit G. Meyer Gr. Gr.[2] § 95 annimmt, scheint mir durch τέρετρον

widerlegt zu werden. Vielmehr ist τόρνος verkürzt. Schulze führt noch einen interessanten Fall an, wo die alte dialektische Form (dor. λανός in Syrac. Kythera, Makedonien, Kaibel CIG I, 150) sich unter der Herrschaft der Gemeinsprache sogar bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

II. behandelt S. die Bildung der sigmatischen Aoriste, indem er die auf Bezzenberger zurückgehende Hypothese Hoffmanns, es sei der Aorist ursprünglich durchweg mit σσ gebildet worden, das hinter langem Vokal bereits vorgriechisch, hinter kurzem im Sonderleben der Mundarten vereinfacht sei, durch Aufführung des inschriftlich überlieferten Materials bekämpft. Äol. ὀμό-σσαι, καλέ-σσαι sind seiner Meinung nach Neuerungen, die erst auf asiatischem Boden durch Übertragung aus τελέσ-σαι vollzogen sind. Dabei macht Schulze S. 130 dankenswerterweise auf K. Keil (Philol. Suppl. II, 622 fg.) aufmerksam, der in der von mir SGDI 3380 abgedruckten Inschrift von Calaurea Z. 7 θωμὸν ἐσσαμένους aus den Zügen der Abschriften heraus erkannt hat. Zum Schluß dieser Inschrift sei ferner zu lesen κατομόσαι εἶ μὰν ὀρθῶς nicht πανορθῶς.

Das äolische ἔπερος Widder stellt Schulze zu εἶρος Wolle und erklärt es als ἔπερϜος. Der spurlose Ausfall des Ϝ fordere eine erneute Untersuchung dieses Punktes; es sei ihm aber noch nicht gelungen, aller hier obwaltenden Schwierigkeiten Herr zu werden.

Vokalverkürzung im Hiat sei anzuerkennen in dem kretischen μέ für μή, das sich nur vor Vokalen findet. Auch in vorionischen kret. Inschriften werde dies Wort meist durch Krasis mit folgendem Vokal verbunden.

Über böot. πούλιμος, das Plutarch (qu. conv. VI 8, 1 p. 694 A) bezeugt und Πυλιμιάδας (CIGS. 602) bestätigt, giebt Schulze (Zeitschr. XXXIII, 243 f.) die interessante Vermutung, es hätte sich in πύ-λιμος eine Entsprechung der ai. Zusammensetzungen wie kupuru̥a, ku-mitra also der Pronominalstamm ku- erhalten, den Joh. Schmidt, Zeitschr. XXXII, 394 ff. den Adverbien auf -υι zu Grunde legt.

Ztschr. XXXIII, 318 ff. spricht Schulze über böot. ἔππασις, dessen Herleitung von einer Wurzel πᾱ, die Joh. Schmidt (Pluralbildgn. der idg. Neutra 411 ff.) gelehrt hat, durch Θιοππάστω (Ἐφ. ἀρχ. 1892 sp. 35 f. No. 64) und Γυνόππαστος (CIGS. 505, was ist erster Bestandteil dieses Namens?) bestätigt werde. So sei auch Cauers Schreibung τὰ ππάματα in der Nikareta-Urkunde zu billigen (Del.[2] No. 295 S. 294).

Doch ich kehre nach dieser langen Abschweifung zu dem Hauptwerk über die griechischen Dialekte von Otto Hoffmann zurück.

Eine im ganzen beifällige Besprechung des II. Bandes veröffentlichte F. Solmsen im V. Bande der Indog. Forschungen S. 42—50. Namentlich erkennt er an, dass sich der Ton, in dem H. von seinen

Vorgängern spricht und in dem er seine eigenen Aufstellungen vorträgt, sehr zum Vorteil verändert habe, überhaupt erklärt er das Buch für einen zuverlässigen Führer in allem, was das Thatsächliche des Materials anbetrifft, und findet, dass H. in mehreren Punkten über das bisher Geleistete hinausgekommen ist. Über ἐς = ἐξ, Behandlung von -νς, ι aus ε vor Vokalen, den äolischen Dat. Plur. auf οισι und οις und mehrere andere Punkte legt er abweichende Meinungen dar.

Dagegen eine höchst gereizte und schroff abweisende Besprechung des zweiten Bandes der griech. Dialekte von Hoffmann hat W. Schulze in den Gött. gel. Anz. 1897 S. 870—912 geliefert. Mit dem Gedanken der Rekonstruktion der ältesten Dialekttypen erklärt er sich einverstanden, tadelt aber, daß H. dabei das Böotische nicht genügend berücksichtigt und die verschiedenen Elemente, die im Thessalischen zusammengeflossen seien, nicht exakt analysiert habe. Zudem seien die für die Rekonstruktion entscheidenden Fragen von H. ihrer Lösung selbständig um keinen Schritt näher gebracht und seine Anschauungen über die Geschichte der griechischen Sprache in wesentlichen Punkten unrichtig. Das Beweismaterial hierfür verspricht S. an anderm Orte und in anderer Form zu liefern; zunächst prüft er nur die Darstellung des lesbischen und des thessalischen Dialektes. Nachdem H.s Behandlung der drei Kompendien des Johannes Grammaticus als ausgezeichnet anerkannt ist, wendet S. sich der Glossensammlung zu, deren Grundgedanke gleichfalls seinen Beifall hat. Er trägt nach φοιβονομεῖσθαι Plut. EI 393 C, ἄττα Eusthat. Il. 777, 56., φακόεντα (l. φαγόεντα) Scholien zu Π 223 in T, ἀκοσταί Z 506 in ABT (schon bei Hoffmann I, 278), ἀμάρη Φ 259 in den Genfer Scholien p. 201, θρόνα Theocritscholien ed. Ahrens 109, 13 (auch kypr.; s. Hoffmann I, 281), aus Theophrast Caus. plant. III, 20, 8 μίσχος · δίκελλα (λίσγος, Coraes), τᾶλις aus Kallimachos frgm. 210; auch für γραῦις frgm. 326 desselben Dichters vermutet er lesbischen Ursprung. λάγυνος [ἡ] Athen. XI, 499 D, thessal. rhod. λάταξ XV, 666 C, χριμματίας Athen. III, 112 A. Auch aus Hesych werden mehrere als thess. anzusehende Glossen (ἐτεώνια, ἔρευε, ἐξερεύειν δοῦρα [?], μο[υ]ραίνει(?), πανουλεύς, προύνους, τρίβουνος, ἔξουθα, πορνάμεν, πορνάμεναι nachgetragen. Ferner lesb. Ἐλύμνιος und Βρησ<σ>αῖος [vgl. böot. Βρεισάδας I. Gr. Sept. I, 2556] äol. ὀτίοισιν, τρόπηκος τρόφηξ (bei S. verdruckt zu τρόφης). Zu streichen seien θαλυσσόμενος und πόλυντρα.

Zu πέσσυμπτον, πεσσύπτη, πισύγγων vergleicht S. πεττύκια τὰ λέπτα περιτμήματα τῶν δερματίων (Moeris 305 Piers.), das attisch sei. Fick (Bezz. Beitr. XVII, 210, Gött. Anz. 1894, 239) hat jene Wörter [für πίσυγγος vermutet er πέσσυγγος] lautlich mit κασσύω gleichsetzen wollen, was mir wie S. trotz H. unmöglich erscheint. Κασσύω, att. καττύω wird sonst aus κατ-σιύζω erklärt. Liegt in jenen Formen, die Schulze uner-

klärt läßt, eine andere Zusammensetzung desselben Verbalstammes (mit äol. πεδά oder πετα-?) vor? O. Lagercrantz, Zur griech. Lautgeschichte 115 f., will als ersten Teil von καττύω u. s. w. ein Substantiv *κάσσα (kol. koža δέρμα, pellis) erkennen. Über die zweite Formenreihe äußert er sich nicht.

Daß Hoffmann noch die wichtigsten Inschriften seinem Texte vorausgeschickt, tadelt S. als überflüssig, obwohl er sich über manche Besserung und die Rettung von οἰνομόλησε (= αὐτομόλησε) freut. Gleichwohl bemängelt er die Auswahl H.s als zu eng. Er selbst weist auf die Vorliebe für πάϊς anstatt υἱός als Merkmal der Äoler hin, was jedoch keineswegs richtig ist, da sich dieser Gebrauch auch bei Herodot findet. Für die Nachträge zur Sammlung d. gr. Dial.-Inschr. giebt S. die Nachweisung einiger Inschriften, die H. entgangen waren. In der Erklärung der Inschriften werden einige Fehler H.s verbessert und einige Unvollständigkeiten getadelt. Thess. κατοικείουνθι sei conj. Praes. (vorher κίνες κε zu ergänzen) nicht Dat. des Particips, wie H. wollte. No. 84b 7 ist κατὰ ρρύσιον zu lesen, nicht κατ' ἀρρύσιον. Wie scharf S. gegen H. vorgeht, zeigt die Bemerkung zu No. 63. H. sagt: „Bei dem Marcus Gaius Popillius (es müßte heißen M., Sohn des C.) denkt Fougères an den Marcus Popillius Laenas, welcher im Jahre 174 als legatus senatus nach Makedonien ging" . . . . und Schulze bespöttelt diesen „Mann mit den zwei Vornamen" als „eine Rarität ersten Ranges. Wer will entscheiden, ob Unwissenheit oder Gedankenlosigkeit bei ihm Pate gestanden?" Er zeige, „wie gut H. für die Inschriftenerklärung gerüstet ist." Daß S. an der Erklärung der Lyrikerfragmente mehreres zu tadeln findet und mit wahrem Vergnügen von Unkenntnis der Sprache, Konfusion u. s. w. redet, entspricht dem Ton der ganzen Anzeige. Kann man aber auch über viele Einzelheiten, die S. hervorhebt, als unerheblich hinweggehen, wird man auch das Verlangen, daß ein solches Handbuch nicht einförmig sein, vielmehr zur fortlaufenden Lektüre geeignet sein müsse, für unbillig halten dürfen, immerhin bleibt ein Punkt, der die Dialektbehandlung selbst betrifft, auf welchen Hoffmann in Zukunft sein Augenmerk richten muß. Mit Recht kann ihm seine „merkwürdig isolierende Methode" vorgeworfen werden. „Er zieht ringsum einen dicken Strich und läßt von außen nichts darüber. So bekommen in seiner Grammatik ganz gewöhnliche Erscheinungen, die auf äolischem Boden zufällig nur einmal belegt sind, das Ansehen von Singularitäten, andere, die auch im Äolischen wie überall sonst auftreten, den Charakter von Besonderheiten dieses Dialekts." Das liegt daran, daß H. sich eben längere Zeit wohl fast ausschließlich mit seinem Material beschäftigt, um den betreffenden Band fertig zu stellen. Das Material ist sehr umfangreich, aber gerade ein weiterer Ausblick über

das ganze Gebiet der griechischen Sprachbildung und Sprachgeschichte ist nötig, um es in der richtigen Weise zu beherrschen, zu überblicken und zusammenzufassen.

Diesen Überblick kann ein so treffliches Werk wie die neue von F. Blaß besorgte Bearbeitung der Kühnerschen ausführlichen Grammatik der griechischen Sprache ohne große Mühe gewähren. Erster Teil: Elementar- und Formenlehre. Dritte Auflage in zwei Bänden. I. Hannover 1890, II. 1892. Wenn Blaß auch vielfach auf eine wissenschaftliche Erklärung der Spracherscheinungen verzichtet oder auf einem völlig überwundenen Standpunkt steht, so findet man doch auch die Dialektformen bei ihm übersichtlich und vollständig mit einer unerreichten Kenntnis des ganzen Sprachgebietes zusammengestellt, so daß auch ein Jahresbericht über die griechischen Dialekte das treffliche Buch nicht ungenannt lassen darf. Auch G. Meyers Griechische Grammatik ist 1896 in dritter vermehrter Auflage erschienen und berücksichtigt ebenfalls die neueren Erscheinungen noch.

Hoffmann hat eine Zusammenfassung der grammatischen Erscheinungen oft nicht erreichen können, sein Buch zeigt hauptsächlich die neueren sprachwissenschaftlichen Erkenntnisse auf die Laute der einzelnen Dialekte anwendend, allerdings bisweilen mehr guten Willen als glückliche Durchführung, immerhin aber hat es eine solche Verhöhnung nicht verdient. Es ist keinesfalls nutzlos, und wir wollen hoffen, daß seinem Verfasser durch diesen Angriff nicht die Lust zur Fortsetzung seiner mühsamen Arbeit benommen wird.

Was Schulze in seiner langen Anzeige an neuen Erklärungen vorbringt, setzt Hoffmann in seiner Entgegnung: „Meine griechischen Dialekte und Herr W. Schulze“, die auch dem 3. Bande seiner Dialekte beigegeben ist, sehr herab. Sie betreffen vier Punkte: 1) in thess. Κλεύας, ark. Φαυίδας scheine υ für FF zu stehen, das im Kurznamen für einfaches F eingetreten sei. 2) ι wird durch vorhergehendes ρ zu ε, wie sonst bisweilen ε vor ρ zu α, att. η (für $\bar{\alpha}$) nach ρ wieder zu α. 3) In lesb. φαῖσι, ἴσταιμι, γέλαιμι, δοχίμοιμι soll Epenthese vorliegen, auch in αἴμισυς, Αἰσίοδος, indem das η in der ersten Silbe des Wortes dem $\bar{\alpha}$ nahe gestanden habe. 4) Nicht vor allen hellen Vokalen in jeder Silbe ist der velare Guttural im Äolischen zu einem Labial geworden, sondern nur vor einem *E* Vokal der ersten Wortsilbe, weil hier das ε, η ebenfalls mehr nach *a* hin gesprochen wurde: πέσσυρες, πήλυι, πέλομαι, πεῖσαι, βέλλομαι, βελφίς, Βελφοί, βέφυρα, φέρτερος, -φεστος, Φετταλός, στέλλω, vielleicht Περμάσιχος πελώριος, Πελεθρόνιον, Πευμάτ(τ)ιοι. Freilich τέλος, θέλω (neben ἐθέλω) bleiben als Ausnahmen bestehen. Endlich ist wichtig, was Schulze S. 899 über προξεννιοῦν (Hoffm., II, S. 42. u. 63. 6), Γομφιτοῦν, Ιούνειος sagt, die eine thess. Kontraktion von αο in ω, ου aufzuweisen scheinen.

Es ist kein erfreuliches Schauspiel, wenn zwei Gelehrte sich mit solcher Erbitterung befehden, hoffen wir, daß die Sache aus demWettkampfe um so größeren Vorteil zieht. Zunächst werden wir die Darlegungen W. Schulzes über die Geschichte der griechischen Sprache abwarten, die den Beweis erbringen sollen, daß Hoffmanns (d. h. Ficks) Anschauungen in wesentlichen Punkten nicht nur schlecht begründet, sondern auch unrichtig sind.

Wichtig für die Anschauungen über das Leben der Dialekte sind die ausgezeichneten Bücher von P. Kretschmer. Zunächst veröffentlichte er in der Z. f. vergl. Sprachw. (XXIX, S. 152—176 und 381—483) eine Sammlung und sprachliche Würdigung der auf Vasen vorkommenden Inschriften und vervollständigte dieselbe in dem besonders erschienenen Werke

Die griechischen Vaseninschriften ihrer Sprache nach untersucht. Gütersloh 1894.

Nach einer Einleitung über die Technik handelt der gelehrte Verfasser über die argivischen Vasen, die Aristonothos(?)-Vase, die Kyrenäischen, Korinthischen, eine Sikyonische, die böotischen, kleinasiatisch-ionischen, eine keische (? bei Hoffmann III fehlt ihr Material, bes. Πολυβώτης (369 f.), und Ἐπιάλτης. Ἀθηνάη, Ἑρμῆς), die chalkidischen, die attischen Vasen, die unteritalischen und die unbestimmter Herkunft. Aus der Untersuchung ergiebt sich, daß wir in diesen kurzen Aufschriften eine ganz einzig geartete Quelle des groben Dialekts der unteren, vielfach (besonders durch die vielsprachigen Sklaven) gemischten Volksklassen vor uns haben. Sie zeigte besonders in Assimilation und Dissimilation sowie in der Behandlung des Spiritus asper und der Aspiraten besondere Neigungen, die sich auch anderwärts in den groben Volksdialekten finden. Vgl. meine Besprechung in Bezz. Beitr. XX, 304 ff. und die inhaltsreiche Anzeige von W. Schulze in den Götting. gel. Anz. 1896, 235 ff.

Das zweite Werk Kretschmers, Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache. Göttingen 1896, beschäftigt sich mehr mit allgemeinen Anschauungen über die vorgeschichtlichen Verhältnisse der indogermanischen Völker, besonders der den Griechen benachbarten, als mit den historischen Griechen selbst. Im allgemeinen neigt er zur Wellentheorie. Das ου (für ω) der Thessalier findet er im Thrakisch-Phrygischen und Illyrischen wieder, den nordthessalischen Genitiv auf -οι vergleicht er (S. 275 ff. 411) mit dem Messapischen aihi von *o*-Stämmen, ihi bei *io*-Stämmen, und dem ī des Italisch-Keltischen (das eigentlich nur den *io*-Stämmen zukomme). Die Makedonier charakterisiert er dahin, daß aus ihnen wohl Griechen geworden

wären, wenn sie sich statt an die Thracier im Norden mehr an die Hellenen im Süden angeschlossen hätten. Nachdrücklicher betont Fick in einer geistreichen Anzeige des Buches (Bezz. Beitr. 24. 292 ff.), aus der oben schon die Erklärung des Namens Μάγνητες angeführt ist, den griechischen Charakter der Macedonier. Er giebt Herodot recht, der behauptet, die Dorier seien μέρος τοῦ Μακεδνοῦ ἔθνους gewesen. Δωριεύς sei Kurzname von *Δωρίοψ; vgl. Δουρίοπος· πόλις Μακεδονίας· Στράβων ἑβδόμῃ· οὕτως καὶ ἡ χώρα (Stephanos). Auch die übrigen Griechenstämme hätten sich von Makedonien aus nach Süden hin verbreitet, die dorische Wanderung sei der letzte dieser Züge. Darauf habe schon Ulrich Köhler in den Sitzungsb. der Berl. Akad. 1897, S. 270 aufmerksam gemacht, daß in dem mittleren Flußthal des Axios, welches im Beginn der geschichtlichen Kunde päonisch ist, eine Anzahl von Städten, Atalante, Eidomene, Gortynia, Europos, altgriechische Namen führen. An die Stadtnamen am Axios reihen sich südwärts im Binnenlande der Bottiais Ichnai, weiterhin in Pierien an der thessalischen Grenze Dion an. Bei einer unbefangenen Betrachtung ist der Schluß unabweisbar, daß die Gebiete zwischen Thessalien und dem Axios einstmals griechisch, d. h. von den Bewohnern der Halbinsel im Süden nahe verwandten Stämmen bewohnt gewesen und in einer jüngeren Periode von thrakischen, von Norden her vordringenden Stämmen überschwemmt worden sind, während die Vorfahren der Makedonier, der späteren Herren dieser Länder, in ihren Sitzen im Gebirgslande von der Invasion verschont blieben. Hiermit stehen Kretschmers Anschauungen aber eigentlich auch nicht im Gegensatz. Er nimmt eine karische (d. h. den kleinasiatischen Stämmen verwandte) Urbevölkerung in Griechenland an, mit der sich indogermanische Stämme, die von Norden kamen, vermischt hätten. Diese Vermischung habe möglicherweise erst zur Schaffung der griechischen Nationalität, ihrer Abgrenzung gegen die übrigen Indogermanen, Anlaß gegeben. Es hätte sich jedenfalls um die Mitte des II. Jahrtausends besonders auf der Ostseite Griechenlands und den Inseln eine einheitliche materielle Kultur, die sogenannte mykenische herausgebildet, mit der eine gewisse gleichmäßige Gestaltung der Sprache Hand in Hand gegangen sein dürfte. Gewiß haben die Nord- und Südachäer Hoffmanns zu jener Zeit die wichtigste Rolle in Griechenland gespielt. Übrigens hat der Engländer Arthur J. Evans auf mykenischen, prismatischen durchbohrten Steinen (Siegelsteinen?) im Jahre 1894 eine Schrift entdeckt (s. Journal of Hellenic Studies 1894 XIV, 2, Academy 1896 No. 1258 u. 1259 S. 493 und 512) und H. Kluge (Die Schrift der Mykenier. Eine Untersuchung über System und Lautwert der von Arthur J. Evans entdeckten vorphönizischen Schriftzeichen. Cöthen 1897)

hat dieselbe entziffern zu können gemeint. Indessen seine Resultate sind ganz unsicher und für die Dialekte fällt davon gar nichts ab.

Die gleichförmige Kultur der mykenischen Epoche aber erleidet eine jähe Unterbrechung durch die „dorische Wanderung“: überall treten lokale Unterschiede auf. Aber die Dialekte der zugewanderten Dorier, Boioter, Thessalier, die früher dem Makedonischen näher gestanden hätten, wären nach Kretschmer S. 417 immer mehr mit denen der alten Bevölkerung verschmolzen und aus halb barbarischen zu griechischen geworden.

Für Kleinasien nimmt Kretschmer, gestützt auf eine sehr eingehende Bearbeitung des Namenmaterials, das mir freilich zu sicheren Schlüssen nicht völlig auszureichen scheint, einen Volksstamm sui generis an, in welchen von Europa her die indogermanischen Phrygier, Mysier u. s. w. eingedrungen seien. Er habe sich einst nicht nur über die Inseln, sondern auch über das griechische Festland als Pelasger und Leleger ausgebreitet (Fick a. a. O. 303 f. erklärt Πελασγός aus Πελαγ-σκός und vergleicht die Πελαγόνες, die Λέλεγες faßt er als λιθολόγοι, stellt den Namen zu λέγω und sieht sie als Urheber besonderer Grabbauten an, nach denen auch die Insel Τάφος benannt sei). Dagegen die weitergehenden Theorieen von Pauli, Hommel und Reinach, wonach auch die nicht-indogermanischen Völker des westlichen Europas mit jenen Kleinasiaten verwandt sein sollen, scheut Kretschmer sich anzunehmen.

Für diese Frage kommt neuerdings G. Sergi, Ursprung und Verbreitung des mittelländischen Stammes (mit 30 Abbildungen im Texte, zwei Karten und einem Anhange: die Arier in Italien. Autorisierte Übersetzung von Dr. A. Byhan. Leipzig, Verlag von Friedrich) in betracht. Er nimmt, auf anthropologisches Material gestützt, eine afrikanische Rasse an, die einst alle Gestade des Mittelländischen Meeres besetzt gehalten habe. Die bisher, soviel ich weiß, noch nicht aufgestellte Gleichung Λίβυες, für *Λίβυσες = Ligures (vgl. Liburni) scheint geeignet, seine Aufstellungen zu stützen. Auch Hirt legt auf die alte Theorie, daß Dialektunterschiede und neue idg. Sprachen durch Vermischung mit anders sprechenden Völkern entstanden sind, wieder großes Gewicht. Er vergleicht das Übertragen der Sprache der indogermanischen Eroberer auf die fremdsprachige unterworfene Bevölkerung mit einem chemischen Vorgange. „Wenn man eine Säure über verschiedene nebeneinander gelagerte Chemikalien ausgießt, so wird diese auf jede anders wirken und im allgemeinen so viel verschiedene Produkte hervorbringen, als Stoffe vorhanden sind,“ sagt er in seinem Aufsatze über die Verwandtschaftsverhältnisse der Indogermanen. (Indog. Forschungen IV, 36 ff.) Noch mehr hebt er dies

in seiner Anzeige des Kretschmerschen Buches hervor (Indogerman. Forschgn. VIII, 55 ff.).

Ed. Meyer, Herodot über die Ionier Philol. 48. 268 ff. und die Heimat der Ionier. Philol. 49. 479 ff. stellt die These auf, daß die Wanderung nach Asien nicht die Folge des Einbruchs nordischer Bergvölker, sondern der hohen Blüte der mykenischen Kultur gewesen sei. Die Ionier und ihr Dialekt als solcher wären überhaupt erst in Asien entstanden. Die Umwandlung des ᾱ in offenes ē und der Verlust des vau habe sich von dort auf die Inseln und, schwächer und durch Gegenwirkungen gehemmt, nach Attika verbreitet. Dem stimmt Ulrich Köhler, Über Probleme der griechischen Vorzeit (Sitzungsber. d. Berl. Akad. 1897, S. 279), nicht unbedingt zu, sondern hält an der Anschauung fest, daß die Kolonisation im ägeischen Meere wenigstens in der Hauptsache auf die μεταναστάσεις im Mutterland gefolgt und durch sie veranlaßt worden ist.

Jenen Gesichtspunkt Hirts benutzt nun auch Otto Hoffmann im dritten Bande: Der ionische Dialekt. Quellen und Lautlehre. Göttingen 1898.

Herodot teilt die ionische Dodekapolis der Sprache nach in vier Teile, aber weder die Schriftsteller noch die Inschriften zeigen Abweichungen voneinander, die dies rechtfertigen. Daher bezieht Hoffmann die Angabe Herodots nicht auf den Wortschatz wie Bechtel, noch auf eine von der Schrift abweichende Aussprache, wie Smyth, sondern auf den groben Dialekt des Volkes, der teils mit dem äolischen, teils dem karischen und dem lydischen Idiom so vermischt gewesen sei, daß er stark von dem reinen Ionisch auf Samos abgewichen wäre. Die Inschriften zeigen überall die ziemlich gleiche Sprache der Gebildeten, in der es z. B. einen Beleg für das $\varkappa = \pi$ im Anlaut des Indefinitums und Interrogativums nicht giebt.

Auch für die Dreiteilung des gesamten ionischen Dialektgebietes in a. Euböa mit seinen Kolonien, b. die Kykladen, c. das kleinasiatische Festland ergiebt sich aus den Inschriften nur, daß die kleinasiatischen Ionier ebenso wie Äoler dort und die Cyprioten ψιλωτικοί waren, während die Euböer manchen Einflüssen aus dem Westen offen gewesen sind (ττ; auch Dat auf -οις, Rhotacismus?).

Über diesen III. Bd. Hoffmanns habe ich oben bereits einiges bemerkt. Er ist noch stärker als der II. geworden und bringt doch nur die Quellen und die Lautlehre. Die Quellen waren bereits gedruckt, als der Satz auf zwei Jahre unterbrochen werden mußte. Die natürliche Folge sind manche Unebenheiten und Ungleichheiten in der

Beurteilung, von denen S. IX f. eine Übersicht gegeben wird. Die Quellen bringen an Inschriften grösstenteils das Material Bechtels und was seit 1887 dazugekommen ist.

Zweitens bringt H. den nach der Sprachform der Inschriften gereinigten Text der Fragmente der älteren ionischen Lyriker, Archilochos, Kallinos, Semonides, Mimnermos, Hipponax und Anakreon. Er schließt sich im ganzen an die Ergebnisse der Aufsätze von Fick in Bezz. Beiträgen XI, 242 ff., XIII, 173 ff. an, wo er über die Sprachform der altionischen und altattischen Lyrik handelt. Fick ist neuerdings auf die Frage zurückgekommen in seinem Artikel „zur ionischen Mundart und Dichtersprache“ der in den Neuen Jahrbüchern hrsgg. von Ilberg Bd. I 1898 S. 501—513 erschienen ist. Nach der Ansicht Ficks und Hoffmanns herrschte bei den ältesten Elegikern, also in dem Jahrhundert von Kallinos bis Mimnermos (675—575) durchaus die altionische Sprache, ohne Anlehnung an Homer, dieselbe Sprache, die uns in den Distichen der ionischen Inschriften entgegentritt. Diese reine Sprachform wurde noch bis in und vielleicht noch bis über die Mitte des VI. Jahrhunderts z. B. von Euenos fortgesetzt (dessen Text Hoffmann aber nicht bietet), daneben aber wandte Mimnermos (den H. als Mann der Übergangszeit betrachtet) wahrscheinlich als erster die dem Epos nachgebildete Mischsprache an, welche nur allmählich die Herrschaft errang, so jedoch, daß noch 25 Jahre, vielleicht sogar noch ein volles Menschenalter lang, die alte, dialektisch reine Sprachform neben ihr herlief.

Ohne Konjektur geht natürlich die Überführung der Texte in die Form des reinen Dialekts nicht ab, und wenn Hoffmann S. 183 ὁππότε χεν δή bei Kallinos 8 ein „Citat“ nennt, Fick dafür εὖτέ μιν ἂν δή schreibt, so läuft die Sache auf reines Glauben hinaus. Immerhin läßt sich der weite Abstand der jüngeren Elegiker von jenen Dichtern nicht verkennen; sie können als reine Dialektquelle nicht betrachtet werden.

Bei seiner Ansicht über die Entstehung der homerischen Gedichte ist es natürlich, daß H. sie überhaupt kaum als Quelle des ionischen Dialekts ansieht, jedenfalls zeigen sie ihm nicht die παλαιὰ Ἰάς, wie die Alten es auffaßten.

Auch Herodot ist insofern keine ganz reine Quelle der ionischen Sprache, als er viele poetische Wendungen und Wörter hat, doch sind die Laute dialektrein. Hoffmann hält die Rezension α nach der Holderschen Benennung für die, welche dem Archetypus am nächsten steht, doch sei eine prinzipielle Entscheidung nicht zu treffen, vielmehr jeder Fall für sich zu beurteilen. Für die Textgestaltung müßte die

Sprache der Inschriften im ganzen zum Muster genommen werden. Eine eingehende Kritik über H.s Behandlung des Herodot hat Fritzsche in der Berl. philol. Wochenschrift 1898 Sp. 1233 ff. geliefert. Er erkennt an, daß in dem Buche eine gewaltige selbständige Arbeit steckt und daß die Forschung dadurch nicht unwesentlich gefördert ist, aber er macht auch eine Reihe von Ausstellungen in bezug auf die Unvollständigkeit der Inschriften und der Fragmente der ionischen Dichter, deren Behandlung ihm inkonsequent erscheint, insofern, als ein Einfluß der epischen Sprachen bei den älteren Elegikern eben auch von Hoffmann nicht ganz geleugnet werden könne. Den Herodot habe Hoffmann selbständig durchgearbeitet und dadurch einen Vorsprung vor Smyth erreicht, doch sei es zu bedauern, daß er lediglich der Ausgabe von Holder gefolgt sei und die große kritische Ausgabe von Stein nicht auch noch immer herangezogen habe. Daher müßten seine Angaben durchweg von neuem kontrolliert werden. Außerdem deckt Fritzsche einige Irrtümer Hoffmanns auf.

Noch viel ärger als Herodot ist der Text des Hippokrates durch die Überlieferung entstellt, so daß wir uns von seiner ursprünglichen Verfassung gar kein Urteil bilden können. Vgl. Kühlewein de dialecto Hippocratica in den Prolegomena zur Ausgabe des Hippokrates cp. III. p. LXV—CXXVIII, Leipzig 1894. Wichtig dagegen sind die Mimiamben des Herodas, der zwar nur die Sprache des Hipponax nachahmt, ohne selbst noch Ionisch gesprochen zu haben, aber dafür haben wir seine Gedichte in einem Texte, der nur wenige Jahrzehnte nach der Blütezeit des Dichters niedergeschrieben ist. Freilich auch er zeigt schon das Eindringen attischer Formen. Besonders eingehend behandelt hat seine Sprache R. Meister in seiner Ausgabe in den Abh. der Sächs. Gesellschaft Philol.-histor. Kl. XIII, Leipzig 1893 S. 770—875.

An sonstigen Vorarbeiten neueren Datums lagen H. vor:

Smyth, Sounds and inflections of the Greek dialects: Ionic. Oxford 1894.

Mario Fuochi, De titulorum ionicorum dialecto in den Studi italiani II, 1894. Hier wird ohne tieferes Eingehen auf Schwierigkeiten eine sorgfältige Übersicht über das Material in Bechtels Sammlung der ionischen Inschriften gegeben. Derselbe Gelehrte handelt übrigens über die ionische Psilosis im 24. Bd. der Rivista di filologia et d'instruzione classica 1896, was H. unbekannt geblieben zu sein scheint.

Joh. Schmidt, Ionisch γλάσσα und die Flexion der idg. ia-Stämme. Zeitschr. für vergl. Sprachf. XXXIII, 453 ff. Hierüber handelt auch in demselben Sinne, daß γλάσσα die schwache Vokalstufe von γλῶσσα

darstelle, Kretschmer ebd. S. 473, während Meister (S. 88) beide als Parallelformen bezeichnet. Dies ist auch die Meinung von Collitz in dem Aufsatze The Aryan Name of the Tongue (from the proceedings of the oriental club of Philadelphia 1894) der in dem α von γλάσσα den Vertreter von Nasalis sonans (*dlénghja), in dem λω von γλῶσσα aber alte lange silbenbildende Liquida sehen will (*dl̄ghja). Das γ im Anlaut stehe für δ durch Assimilation an den folgenden Guttural wie auch in γλυκύς für *δλυκύς zu lat. dulcis.

P. Kretschmer, Zum eretrischen Dialekt, ebd. S. 567 ff. scheint Hoffmann ganz unbekannt geblieben zu sein. Wenigstens erwähnt er S. 241 Kretschmers Erklärung von Ἀπόλαξις (zu λήγω mit Ablaut) nicht, wo er seine Herleitung von λαγχάνω giebt. Allerdings macht ja schon die Verwendung als Namen (Glücks-anteil; Kr. gesteht die Bedeutung bei seiner Erklärung nicht zu verstehen) es unzweifelhaft, daß Hoffmanns Erklärung allein richtig ist.

Besonders eingehend über den ionischen Wortschatz (de delectu verborum) handelt

L. Weber in einer Ulrich von Wilamowitz-Möllendorf gewidmeten Dissertation Anacreontea. Göttingen 1895.

Gar nicht berücksichtigt hat H. den künstlichen „jüngeren" ionischen Dialekt der nachchristlichen Schriftsteller. Über ihre Sprache handelt

Lindemann in seiner Kieler Dissertation de dialecto Ionica recentiore. 1889.

Oben ist bereits die Anordnung des Stoffes im dritten Bde. Hoffmanns getadelt worden, weil sie nicht genügend gruppiert. Richtige Gruppenbildung ist schon Erklärung. Zunächst hätte er z. B. kurz die Geschichte der einzelnen Vokale darstellen können, so weit sie sich von den ursprünglich gleichen attischen entfernt haben; dann aber wäre es besser gewesen, wenn er die Fälle, wo es sich nicht um einfachen Lautwandel, sondern um verwickeltere Erscheinungen handelte, etwa unter folgenden Rubriken zusammengefaßt hätte: 1. Ablaut und Kontamination verschiedener Ablautsstufen (§ 106), 2. Vokalassimilation, 3. Vokaldissimilation, 4. Ersatzdehnung und Anlautsdehnung, 5. Vokalkürzung, 6. Kontraktion; Metathesis quantitalis, 7. Verschiedenheiten der Wortbildung, 8. Vereinzeltes und Unerklärtes. Die Erscheinungen und Gesetze wären dann klar ins Auge gesprungen und eine Menge Wiederholungen und Unklarheiten wären in Fortfall gekommen. Innerhalb der einzelnen Gruppen hätte die Ordnung nach Vokalen ja immerhin eingehalten werden können. Selbst das Register hätte dann nicht länger

zu werden brauchen, während jetzt das Sachregister nur ein unzuverlässiger Führer zu den je gleichartigen Fällen ist.

Hier will ich einige Fälle anführen, wo ich in der Beurteilung von H. abweiche: πέτευρον erklärt er 434 fragend für ablautend mit πέταυρον, 433 sieht er ευ offenbar als alten Diphthong an. Die Auseinandersetzung Kretschmers über dieses Wort K. Z. 31. 449 f. scheint H. nicht zu kennen, meine im wesentlichen gleiche Zusammenstellung mit μετέωρος (Et. Wb. 198) billigte er vielleicht nicht. Ob μετέωρος zu ἀείρω oder zu ἀήρ gehört, habe ich unentschieden gelassen, Kretschmer stellt πέταυρον und μετέωρος, πεδάορος zu ἀήρ. Aber μετάρσιος = μετέωρος gehört zu ἀείρω, also scheint jene Herleitung auch möglich zu sein. αὐρ- sieht Kretschmer als schwache Form zu ἀήρ an und er will πέτευρον mit Anlautdehnung als *πέτ-ηυρον auffassen. Sollte aber nicht die Möglichkeit bestehen, thas. θευρός (H. 281. 515), smyrnäisch Θαλεῦ, Πυθεῦ (S. 522) mit ευ für εω zu vergleichen?

Ion. αὐτώδης im Verhältnis zu att. αὐθάδης, αὐτάδης wird S. 320 f. wortreich besprochen. Mir scheint jetzt nach dem Schmidtschen Aufsatz über die Vokalassimilation das, was ich einst über diese Worte gesagt, nicht mehr richtig, aber noch sicher, daß αὐθάδης αὐτάδης für *αὐταϝάδης stehen. Dies ist mit Assimilation für αὐτοϝάδης eingetreten, während αὐτώδης direkt auf diese Grundform zurückgeht. Dasselbe gilt für ἀφαδός, ἀφαδία. Ich bleibe bei der Grundform *ἀπαϝαδία, leite diese aber jetzt mit Assimilation direkt aus *ἀπο-ϝαδία, *ἀποϝαδός ab.

Zur Vokaldissimilasion rechnet H. jetzt auch richtig das attische α purum. S. 348 hätte er auch das hellenistische διηνεκής anführen müssen, das auf dem Ionischen beruht, wenn att. byzant. dor. διᾱνεκής nicht künstliche „Rückbildungen" sein sollen. Letzteres nimmt Bechtel zu No. 3059 der Sammlung der griech. Dial.-Inschr. an, aber ich meine, eine glaubliche Erklärung des att. ᾱ mit der Annahme von Silbenschichtung in *δι-αν-<εν>εκής geliefert zu haben. Beitr. z. K. d. idg. Spr. XXIII, 250 f. Daß die κοινή oft auf die Ias zurückgeht, spricht auch von Wilamowitz Hermes XXX, S. 188 u. aus. In ληλατέω, das S. 348 aufgeführt wird, steht η doch nicht für ᾱ, sondern mit Anlautsdehnung für ε: ἐλατεῖν: ἐλαύνω

Was H. über Vokaldissimilation in α(σ)α, α(ι)α zu εα lehrt, indem er J. Schmidts Ansicht über den Wandel von αο zu εο ausbaut, ist gewiß der Berücksichtigung sehr wert. Att. Ποτειδεᾶται neben Ποτείδαια erklärt sich auch so. Vgl. Blaß Ausspr.[3] S. 53. Aber es bleibt unbemerkt, daß die Erklärung von χαρᾱδοκέω aus *χαρασα-, die S. 319 gegeben wird, im Widerspruch hiermit steht.

Eine urgriechische Dissimilation liegt nach Brugmann in ϝεῖπε

vor, daß für *n̯eu̯-q-et steht. Die Grundform ἐFέFιπεν, die S. 561 angesetzt wird, läßt sich nicht begründen.

Bei der Ersatzdehnung hätten ἶσος und νοῦσος als besonders geartet hervorgehoben werden müssen, denn hier steht im Attischen die Kürze der ionischen Länge gegenüber. Daß die Kürze in ion. νοσέω u. s. w. von der Entziehung des Ton herrührt, mag man mit Stein annehmen, aber woher stammt die Kürze in att. ἴσος? Aus Zusammensetzungen wie ἰσόθεος, ἰσόδουλος ἰσόμοιρος, ἄνισος? Aber bei ion. οὐδός die Schwelle gegenüber att. ὀδός, οὐλαί, att. ὀλαί versagt diese Erklärung schon. Heißt übrigens *νόσFος eigl. „Heimsuchung“ und gehört es zu νέομαι? Vgl. λ 200, ο 407. Vgl. Schulze Qu. ep. 115, Anders Brugmann I. F. XI, 271.

Vokalkürzung, nicht Ablaut, liegt wohl in ἄπλετος vor (S. 264), auch bei dem Chier Θαργελεύς neben Θαργήλια ist kaum an alten Ablaut zu denken, obwohl der Ursprung des Wortes ja unbekannt ist. Was S. 493 über Συρακόσιος neben Συρακοῦσσαι gelehrt wird, hat schon deswegen keinen Wert, weil weder hier, noch S. 414 das außer-ionische Material berücksichtigt wird. Ein Stamm ΣυρακοFεντ- dürfte sich damit nicht vertragen: vgl. Sammlung d. gr. Dial.-Inschr. 1200 (nach Hoffmann de mixtis Graecae linguae dial. 43 im syrakusanischen Dialekt geschrieben), Cauer Del.[2] 199,9 u. 13. Smyth The vowel system of the Ionic dialect Transact. of the Americ. Philol. Association XX, 99.

βώσομαι ἐβώσθη (S. 369 f.) kann vielleicht doch direkt zu einer Wurzel βω = ai. gā singen gestellt werden. Nicht erwähnt wird bei Hoffmann Πολυβώτης Kretschmer Vaseninschr. 61.

Metathesis quantitatis findet sich auch in Λεαδέος der Münze von Olynth; von dieser Form macht Hoffmann übrigens S. 334 gewiß einen ganz falschen Gebrauch, wenn er dadurch die Flexion der Stämme auf -η = ᾱ nach Analogie der ες-Stämme belegt. Denn es ist ein alter εσ-Stamm wie αὐθάδης, da es sich doch offenbar aus Λη<Fο>Fάδης mit Silbenschichtung oder Haplologie erklärt. Oder hat H. eine andere Deutung im Auge?

Jedenfalls merkt man trotz solcher Mängel dem Buche überall ein ernstes Bemühen an, den Problemen auf den Grund zu kommen. Daß dies nicht überall gelungen, welcher Einsichtige könnte das tadeln? Fehlt es in dieser Hinsicht nicht an der Bethätigung eines regen Geistes, so verleugnet das Buch andrerseits nicht eine gewisse Ungleichmäßigkeit und Unruhe. Die Masse der Erscheinungen ist oft so groß, daß die Abstraktionen und Regeln der Wissenschaft gar nicht zu passen scheinen und der Begriff des Lautgesetzes findet in dieser Lautlehre immer weniger strenge Anwendung. Auch die neuere sprachwissenschaftliche Litteratur kommt hin und wieder etwas zu kurz.

Gegen die Auffassung des „unechten“ ει und ου als wirklicher Diphthonge im Ionischen (Hoffmann S. 384 ff.) wendet sich mit Recht K. Brugmann Indog. Forschung. IX, 343 ff. in einem Aufsatze „die sogenannten unechten Diphthonge ει und ου. Er faßt in ion. att. ἐννεία, εἰάν, Τιμόθειος ebenso wie in böot. θειός, ἀνέθειαν, ferner in Θιόφειστος, Δαμοξείνῳ, Ξεναρείτω ει nicht als Diphthong, sondern als kurzes, sehr helles, dem ι nahe stehendes ε auf, wie schon Joh. Schmidt K. Z. XXVII, 295 gethan hatte. Meister fügt zu diesen Beispielen jetzt noch böot. Οφειλείμω Inscript. Graeciae septentrionalis I, 3068 Z. 11 und 12 hinzu sowie ΕὐϜειτίας ebd. 2730, Ϝαστυμειδοντέω ebd. 2723 Z. 5, πεποῖόντειεσι (= πεποιηκόσι) Berichte der Sächs. Ges. d. W. phil.-hist. Cl. 1899 LI, 146.

Während Hoffmanns Werk über die griechischen Dialekte langsam fortschreitet, hat Meister seinen ersten beiden Bänden keinen weiteren folgen lassen. Dennoch hat er die griechischen Dialekte nicht aus den Augen verloren: das beweisen die Aufsätze, in denen er besonders wichtige Dialektinschriften einer Deutung und sprachlichen Würdigung unterzieht. Besonders nenne ich hier noch:

Zu griechischen Inschriften. Idg. Forschgn. Anzeiger I, 200 ff.

Ein altthessalisches Ehrendekret für den Korinthier Sotairos. Bericht der Sächs. Ges. d. Wissensch. Sitzg. v. 7. Nov. 1896. Vgl. Mitt. d. d. ath. Inst. 21. s. 110. Am Anfang liest Meister Ἠς ὑλωρέοντος Φιλονίκω. Ὑιοσθετώνιοι ἔδωκαν. Bemerkenswerte Formen sind ἐπεστάκοντα, ἐξανακάδην, τῆς Βελφαίω (= τὰ ἐξ Δελφικοῦ), χρήμασιν mit ν ἐφελκυστικόν vor Vokal, Ὀρέσταο Gen. sg.; interessant die Wendung κὴν ταγᾶ κὴν ἀταγίαι. Zeit. c. 454 vor Chr. Geburt.

Vielfach abweichend urteilt über dieses Denkmal Danielsson Eranos I, 136 ff., der es am Anfang und Ende für unvollständig hält. Diese Ansicht vertritt auch B. Keil, Zur thessalischen Sotairosinschrift Hermes 34. 1899, S. 183 ff. Er widerspricht der Deutung Meisters durchaus und liest im Anfang . . . . . τῶν πολιτάων hοι πλεόν]ες · hυλωρέοντος Φιλονίκω Ὕιος. (Genetiv von Ὑς von Ὕης gebildet wie Βάκχις zu Βάκχος) Θητώνιοι (er ändert bei Stephanus Byz. Θηγώνιον, πόλις Θεσσαλίας in Θητώνιον und findet hier Bewohner dieser sonst verschollenen Stadt) ἔδωκαν und am Schluß τὰ χρυσία καὶ τὰ ἀργύρια τὲς Βελφαίω (einem Heiligtum im Gebiet von Thetonium, das unter dem Hyloros stand), ἀπολόμενα ἔσωσε. Ὀρέσταο Φερεκράτ[εος oder ίδαο λέξαντος.

S. 263 bespricht Meister auch die bisher für thessalisch gehaltene Inschrift eines Kymbalons, in deren Anfang man Κάμουν zu lesen pflegte. Οἰκονόμος hatte (Ἄστυ 12. Dez. 1894) folgende Lösung vor-

geschlagen: Καμὼ ὃν ἔθυσε τᾷ Κόρϝᾳ. S. Larfeld, Jahresber. 1897, s. 48 [172]; Mitt. 19. 528. Studniczka dagegen (Mitt. 21, S. 240 f.) und Meister lesen Καμὼ ὀνέθυσε τᾷ Κόρϝᾳ. Aus den Inventarnotizen der Athen. archäolog. Gesellschaft gehe arkadischer Ursprung der Inschrift mit Wahrscheinlichkeit hervor. ὀνέθυσε sei gleich ὀν-, ἀνέθηκε nach der Erklärung Ficks in Bezz. Beiträgen XV, 290. Aber da Ficks Lesung Ἔθυ Ἰδάουν τὸ κοινόν sehr unsicher ist, scheint mir auch diese Erklärung keineswegs so zweifellos. Studniczka sucht in ὀνέθυσε eine Form von ἀναθύω, das freilich in der Bedeutung weihen nicht belegbar ist.

Dann behandelte Meister die Depositionsurkunde des Xuthias. Bericht d. Sächs. G. d. W. phil.-hist. Cl. 5. Dez. 1896. Im ersten Teil liest er αἴ κ' αὐτὸς ἧι, ἴτω ἀνελέσθω; dann αἰ δέ κα μὴ γένηται|ι τέκνα, τῶν ἐπιδικατῶν (der Berechtigten) ἦμεν. Im zweiten Teil εἰ δέ κα μὴ νόθοι ζῶντι τοὶ ἄσ(σ)ιστοι πόθικ||ες ἀνελόσθω. Πόθικες ist gleich προσήκοντες, in der Bildung vergleicht Meister προίξ, Gabe, Mitgift. In seinem Verhältnis zu ποθίκοντες möchte ich es mit θέραπες zu θεράποντες vergleichen. ἐπιδίκατος scheint mir direkt auf δίκα, nicht auf δικάζω oder *δικάω zurückzugehen. Vgl. lat. togatus.

Den Xuthias hält Meister für den Bewohner einer lakonischen Periökenstadt. Die Inkonsequenz des Dialektes im zweiten Teile (εἰ neben αἰ, ζώη neben ἧι, h nur im ersten, nicht im zweiten Teil geschrieben) erklärt er durch arkadischen Einfluß.

Eine höchst interessante elische Bronzeinschrift hat E. Szanto im I. Bande der Jahreshefte des österreichischen archäologischen Instituts 1898 S. 197—212, Tafel VI/VII veröffentlicht. Meister hat sie dann ausführlich besprochen in den Ber. d. Sächs. Ges. d. W. 1898, 218 ff. Die Inschrift ist überaus reich an merkwürdigen Formen (φυγαδείοι φυγαδεύαντι, κατιαραίω, ἤστω, ἐξήστω neben ἦμεν νοστίττην, ἀττάμιον, ὔσταριν, ταύτων, ἀποδόσσαι ἀδεαλτωhαιε) die merkwürdigste aber ist der Nominativ ὀ δηλομηρ [= ὁ βουλόμενος] zum Dativ τοῖ δηλομένοι. Mit der Bemerkung Meisters, jenes sei eine nominale Bildung, die sich zu δηλόμενος verhalte, wie ἐθελοντής zu ἐθέλων, ist sie natürlich nicht abgethan. Mir erscheint diese Bildung (-μης für -μένος) höchst merkwürdig. Wir verstehen es jetzt, daß den Athenern die Nordgriechen, von denen die Eleer noch im Jahre 335 solche Formen weiter vererbten, als reine Barbaren erschienen sein müssen. Über die Präsentien auf είω (αίω) φυγαδείω, κατιαραίω, die neben den Aoristen φυγαδεύαντι, κατιαραύσειε (S. G. D. J. 1152. 2) die lautgesetzlichen Formen darstellen, während sie in den andern Dialekten nachträglich durch Systemzwang ihr ει in ευ verwandelt haben, hat Joh. Schmidt gehandelt: Die elischen

Verba auf ειω und der urgriechische Deklinationsablaut der Nomina auf -εύς. Sitzungsber. d. Berl. Akad. 6. April 1899. Er hat auch gesehen, daß ein solches Präsens bereits unerkannt in λατρειόμενον SGDI 1149,7 λατραι 1147,7 vorlag. In den Formen auf αίω sieht J. Schmidt keine besondere Bildung, sondern meint, wie in γροφεύς neben βασιλᾶες der Inschrift 1152,8 habe der Vokal in ηϜ, ευ wie ä gelautet, die Schreibung regellos zwischen α und ε, η geschwankt. Indes βασιλᾶες zeigt regelrecht el. ᾱ für η, γροφεύς regelrecht erhaltenes ευ. Nur neben ρ zeigt ε die Neigung in α überzugehen, und so sehe ich jetzt in dem ρ die Ursache des α von ἱαραίω λατραι-, μαστράαι (s. Bezz. Beitr. XVII, 169), während ich früher (Gött. gel. Anz. 1886, 767 n.) in dem schon damals von mir angesetzten el. ἱαραίω eine besondere Ablautstufe neben βασιλεύω, ὁδούω und ὀπυίω erkennen wollte.

Eine Besprechung der elischen Bronze hat auch Danielsson im dritten Bande des Eranos veröffentlicht, der mir aber noch nicht zugänglich geworden ist.

Kurze Bemerkungen zum elischen Dialekt veröffentlicht Bechtel Bezz. Beitr. B. XXV, 159 ff., ohne noch jenen neuen Fund zu erwähnen.

Zunächst zeigt er, daß es noch nicht statthaft ist, aus dem Erscheinen der Tenuis an Stellen, wo infolge von Elision oder Krasis die Tenuis vor Asper des nächsten Wortes eigentlich zur Aspirata hätte werden müssen, sogleich auf Psilosis zu schließen, die übrigens für das Elische schon durch den Mangel des Heta feststeht.

Dann zeigt er, daß die Präpositionen κατὰ und ποτὶ im Elischen und Lokrischen vor Dentalen als κα und πο erscheinen.

Drittens beweist er, daß auch im Elischen wie bei Homer und im Lesbischen die Nomina propria auf εύς die obliquen Casus mit kurzem Vokal (Ἀλασυῆς aus -εϜες), die Appellativa dagegen mit langem bilden (ἱαρᾶος βασιλᾶος aus -ηϜος).

Viertens wird aus elischen und kretischen Dialektformen (el. λεοίταν, kret. λέοι λείοι, in ionischer Schrift, λείοι, λείωντι des Gesetzes von Gortyn — λῆι, λῶν) das Nebeneinander der beiden Präsensform *λήjω, (λῶ) und λείω erwiesen, das dem von ψῆν und ψαίειν vergleichbar ist.

In den Berichten der Sächsischen Gesellschaft (Philol.-hist. Cl. Leipz. 1899 S. 141—160) ist auch die folgende, sehr interessante Veröffentlichung Meisters auf diesem Gebiete erfolgt: Beiträge zur griechischen Epigraphik und Dialektologie. I.

Er behandelt darin erstens die böotische „Wiesenverpachtung in Thespiai" aus dem Museum von Erimokastro, herausgegeben von Collin im Bullet. de corr. hell. XXI, S. 553—568. Bemerkenswert

aus der dem Ende des 3. Jahrhunderts angehörenden Urkunde ist der Acc. Plur. τὼς πύας (= ποίας), das Verbum πιτεύω, das Meister sehr richtig zu πίνω, πιπίσκω, πῖσος stellt und gleich ποτίζω „bewässere" setzt. Bekanntlich gehört dazu auch lit. pëwa „Wiese" (vgl. mein etymol. Wb. u. πιδύω), das W. Schulze mit ποία gleichgesetzt hat. — Richtig liest M. Z. 9 ἀπίτευτα ἴωνθι. Ferner hebe ich das Perf. διεσσείλθεικε, ἐν οὗτα (s. Meister I, 274), εὔδομον = ἕβδομον, τοὶ παῖδες (während sonst αι als η erscheint) hervor und daß man den dreiundzwanzigsten πύας als τὸν Ϝιμππίδαο bezeichnet (Z. 47). Ob Meister den Namen Ϝαδώσιος richtig (als Kurzform zu einem *Ϝαδωσίθεος, daß nach Τιμασίδαμος Δωσίθεος von Ϝάδος gebildet sein soll) erklärt, scheint mir allerdings mehr als fraglich. Es scheint doch gleich ἁδούσιος, das in ἀδούσιον · ἐραστόν (Schmidt ἀρεστόν), σύμφωνον (Hesych), ἀδουσιάσασθαι vorliegt, worüber Baunack Studien S. 24 gehandelt hat. Zwar einfach auf *Ϝαδόντιος kann man ein böotisches Ϝαδώσιος ja nicht zurückführen, weil das Böotische die Assibilation des τ vor ι nicht kennt, aber könnte der Weg nicht über das Femininum Ϝαδῶσα (= ἁδοῦσα) führen? Ob ἀδώσια · ἱερά τινα bei Hesych dazu gehört, vermag ich auch nicht zu sagen, aber die Annahme einer Göttin *Ϝαδῶσα würde diese Glosse und auch jenen Eigennamen einfach erklären. Ob nun eine solche Annahme statthaft ist, mögen andere entscheiden.

Zweitens behandelt Meister das arkadische Tempelgesetz aus dem Tempel der Despoina in Lykosura, das Leonardos in der Ἐφημερὶς ἀρχαιολογική 1898 Sp. 249—272 Tafel 15 herausgegeben hat.

Unsere Kenntnis des Dialekts wird erweitert durch das zum Dorischen stimmende παρένθῃ = παρέλθῃ. Dies kann zur Bestätigung der Theorie Johanssons (I. F. VIII, 180 ff.) dienen, daß das Urgriechische einst ἐνθεῖν (: Pâli andhati er geht) und ἐλυθεῖν (: ἐλεύθω) nebeneinander besessen habe und daß ἐλθεῖν erst einer Vermischung jener Formen sein Dasein verdanke. Die Infinitive auf -ην, παρέρπην, παρφέρην leitet Meister aus dem benachbarten Elis her; aber bisher ist die Endung -ην in ionischem Alphabet, wenn ich nicht irre, nur in Tegea (GDI 1222) belegt und von dessen Dialekt weicht diese Inschrift ja auch im Genetiv Δεσποίνας (Tegea -αυ) ab.

Neu und interessant ist ὀλοαῖς Dat. Plur., also ὀλοαί = att. ὀλαί, ion. οὐλαί die Opfergerste. Meister leitet es mit Vokalassimilation aus *ὄλεϜά her. Dabei entsteht aber die Schwierigkeit, daß nach J. Schmidt K. Z. XXXII 382 ὀλϜαί selbst erst auf ἀλϜαί (zu ἀλέω) zurückgeht. Wenn *ὀλεϜός verderblich nun auch durch progressive Assimilation zu ὀλοός werden konnte (J. Schmidt a. a. O. 332), so sieht man bei einer Grundform *ἀλεϜά nichts, was die Assimilation zu ὀλοϜά hätte

veranlassen können. Denn daß Fo hinter ε keine verdumpfende Kraft ausübt, hat J. Schmidt ausdrücklich gezeigt. Also bleiben nur folgende Möglichkeiten: 1. Schmidts und Schulzes (Quaest ep. 92 N. 4) Verbindung des Wortes mit ἀλέω ist falsch; oder 2. es hat ein Ausgleich zwischen *ἀλεFά und ὀλFά stattgefunden. Mir scheint die erste weit eher anzunehmen; heißt ὀλαί doch gar nicht gemahlene, sondern geschrotene Gerste. Über οὐλαί handelt H. v. Fritze ausführlich im Hermes 1897, Bd. 32, 233. Er schwankt darüber, ob man sie sich als ganze Körner oder als geschroten vorzustellen hat und entscheidet sich anders als Buttmann (Lexil. I, 191) für das erstere, doch kann ich seinen Ausführungen nur so weit beistimmen, als daraus hervorgeht, daß οὐλαὶ keinesfalls Mehl, sehr wohl aber grob geschrotene Gerste bezeichnen kann. Es könnte also ὀλoFά sehr wohl im Ablaut zu ἐλεός Küchentisch (zum Zerschneiden), ἔλεος stehen, die ich (Etym. Wb. 90) zu ai. lávа-ς „das Schneiden" gestellt habe, wie ἀλοάω schlage zu ai. lāva-s schneidend, zerhauend, das nach Schulze Quaest. ep. 52 n. von ἀλοιάω dresche zu trennen ist. Die Wurzel (e)leve: lū liegt in ai. lū schneiden, zerschneiden, niederhauen, zerreißen mit aller wünschenswerten Deutlichkeit vor. (Zu ihr könnte übrigens aus οὐλή Wunde gehören, wenn es eigentlich ionische Lautgestalt trägt.) So verdanken wir der neuententdeckten mundartlichen Nebenform, wie so oft, eine bessere Erkenntnis des urgriechischen Lautwertes und damit eine richtigere Etymologie. Dem Verhältnis ὀλoFά zu ὀλFά ganz parallel ist übrigens arkad. ἀρFά (κάταρFoς) zu kypr. ἀρα(F)ά, auf das auch att. ἀρά zurückgeht. Vgl. Schulze Quaest. ep. 91 und tarent. τόρονος neben τόρνος o. S. 88 f.

Ein neues Wort ist αἰρολογεῖσθαι „vom Unkraut gereinigt werden".

Sehr Interessantes bietet auch die alte Opferinschrift aus dem Asklepiosheiligtum zu Epidauros, die Meister dann bespricht. ἡμίδιμνον, ἡμίτεια sind neu, bereits von anderen Inschriften bekannt σπυρός der Weizen. Meister hat diese Form mit Recht gelesen, seine Erklärung kann ich aber wieder nicht billigen. Er vergleicht πῦρός nämlich mit σπύραθος, σφυράς, διόσπυρον. Der kurze Vokal dieser Formen geht auf das Minimum des *e*-Vokals zurück, wie lit. spira zeigt (vgl. mein etym. Wb. s. υ. σπύραθος). So gehört auch σφαῖρα dazu. Dagegen lit. pūrai Winterweizen und seine Verwandten zeigen, daß πυρός altes ῡ hat; denn Entlehnung der lituslavischen Wörter anzunehmen, wird man sich doch ohne zwingenden Grund nicht entschließen. Ich glaube πυρός kann als „der Feuerfarbige" von πῦρ abgeleitet und in σπυρός das σ- als Prothese aufgefaßt werden. So erhalten z. B. im Lettischen viele bes. aus anderen Sprachen entlehnte Wörter solchen *s*-Vorschlag.

Neu ist auch ἡ καλαΐς der Hahn (oder das Huhn?). M. bezieht sich auf das Nachwort zu seiner Ausgabe der lakonischen Inschriften in der Sammlung der griechischen Dialektinschriften III. Bd. 2. Abteilung 1. 144. Da mir dies Heft noch nicht zugegangen ist, kann ich die Gründe für sein Adjektiv *κέλαϝος „hallend“ nicht nachprüfen. Als Feminin hierzu sieht er καλαϝίς an, indem er Vokalassimilation vermutet. Aber gerade diese Art der Assimilation ist nach Schmidt (K. Z. XXXII, 365) erst seit Festsetzung der Schriftsprache im Volksmunde vollzogen. Dagegen Meisters Heranziehung von καλαϝοίδια, der Lieder, die in Sparta bei den Festen der Artemis Orthia von Knabenchören im Wettgesange vorgetragen wurden, ist jedenfalls dankenswert. Mir steht es lange fest, daß das Beiwort der Nachtigall (τ 518 f. ὡς δ᾽ ὅτε Πανδαρέου κούρη, χλωρηὶς Ἀηδών, καλὸν ἀείδησιν . . . . .) nicht als „episches Femininum zu χλωρός“ grünlich oder gelblich bedeutet (vgl. Thompson, A glossary of Greek Birds. S. 10), sondern die hellsingende. Schon im etym. Wb. S. 360 habe ich χλωρός als Beiwort des Blutes und der Thränen zu χλᾱρόν γελᾶν (Pindar) gestellt, noch klarer ist das bei diesem Kompositum *χλωρ-ᾱϝίδ (ἀϝείδω) hellsingend. So dürfte καλ-αϝιδ jedenfalls mit καλαϝοίδια, den Gesängen an die Göttin der Frühe, zusammengehören. Dann wird auch klar, warum der Hahn hier feminin gebraucht wird. Denn aussehen mußte *καλ-αϝίς, καλαϝίδος allerdings wie die Feminina νυκτερίς, ἡμερίς, und so wurde der Tiername grammatisch weiblich; aber daß dem Asklepios ein Hahn und keine Henne geopfert worden ist, kann doch nicht bezweifelt werden. Man kann καλέω im ersten Teil sehen und „Rufsänger“ übersetzen. Vgl. auch κάλανδρος Lerche. Ein κάλλα Hahn habe ich im Etym. Wb. aus κάλλαια u. s. w. erschlossen, wozu urkeltisch *kaljākos (Stokes in Ficks Vgl. Wb. d. idg. Spr.[4] II, 73) gut paßt, sowie die altindische Bezeichnung des Hahns uṣā-kala-s (in der Frühe rufend). Das zweite α hat man aber wohl nach χλωρ-ηίς lang anzusetzen: καλᾱίς.

Endlich wendet sich Meister noch einmal dem Kolonialrecht von Naupaktos zu. Die schwierigen Stellen Z. 1—4 und Z. 35 werden ohne Änderung des Textes jetzt etwas anders erklärt. An der zweiten Stelle liest er jetzt προστάταν καταστᾶσαι τῶν Λοϙρῶν τῶπιϝοίϙωι καὶ τῶν ἐπιϝοίϙων τῶι Λοϙρῶι, hοίτινές κα πίατες, ἔντιμοι, ἦς (dies aus *ἐέϝες, dem Nom. Plur. zu ἐύς, kontrahiert) und übersetzt: „Zum Vertreter vor Gericht soll man einsetzen, von den Lokrern für den Kolonisten und von den Kolonisten für den Lokrer, so viele reich, in Ehren und wacker (sind)“.

In der Zeitschr. f. vgl. Sprachf. XXXVI, 458 f. erklärt Meister den lakonischen Namen Οἴβαλος aus einer volleren Form *Οἰϝάλαος, wie

Σθένελος. Im ersten Teile sieht er *οἴϝα, οἴα ὄα (= φυλή κώμη), das er aus *ὄϝια mit Epenthese des ι erklärt und als „Schaftrift" von ὄϝις ableitet. Hievon stammt auch οἴα, ὄα Schafpelz, und wie hierneben sich auch ὤα findet (καὶ τὰς διφθέρας οὕτω φασί Hesych.), so sei auch lak. ὠβά von einem Stamm ὠϝι = ovi abgeleitet. Οὐαί · φυλαί bei Hesych. sei thessalisch mit ου für ω. Beide Formen ὄα und ὠά finden sich als zweites Glied von Zusammensetzungen: Οἰνόη, Λυκόα, Μεσσόα, Ἀρόα, Οἰσόα, Τευθόα, Φολόα, Φυσκόα, Οἰνώη, Κριώα.

In dem ω könnte man idg. Vrddhibildung erkennen. Übrigens aber muß ich gestehen, daß mir die Ableitung von ὄϊς recht wenig wahrscheinlich ist. Sollte nicht vielmehr nhd. Au, mhd. ouwe „Wasser, Insel, Wiesenland" dazu gehören? Got. *aujō ist von ahwa ahd. aha doch wohl ganz zu trennen. Die germanischen Ländernamen Batavia, Scandinavia (Kluge s v. Au), auch die lettischen Fluß- und Ortsnamen auf -ava, wie lett. Abava, Daugava (Düna, eigl. Vielwasser), Bartawa u. a. sind dann mit Οἰνόη u s. w. in ihrem zweiten Bestandteile zu vergleichen. Schon Bielenstein hat [S. 80 seines Buches über die Grenzen des lettischen Volksstammes und der lettischen Sprache in der Gegenwart und im 13. Jahrhundert] das deutsche Aa mit lett. -ava (vgl. avots Quell, Quelle) etymologisch gleich gesetzt. Dann stünde οἴη für ὀϝίη und gleich mhd. Au, und in den von Meister genannten griechischen Ortsnamen ist ι wohl nie vorhanden gewesen. Ob Οἴβαλος wirklich zu οἴα gehört, die Epenthese überhaupt anzuerkennen ist, bleibt mir jedenfalls ganz fraglich.

In ähnlicher Weise wie Meister sind die Brüder Baunack für die griechische Dialektforschung thätig.

Th. Baunack, Inschriften aus dem kretischen Asklepieion Philol. 49. 577 ff. behandelt I. die Weiheinschrift des Soarchos, aus der die 2. Sg. ἀγάγαο bemerkenswert ist, S. 605. II. Zwei Bruchstücke eines Tempelgesetzes. R. Meister ebd. 50, 570 ff. behandelt die Weihinschrift noch einmal, ferner J. Zingerle, Mitt. d. ath. Inst. XXI, 67 ff. und dann wieder Th. Baunack im Philol. 56. 167 ff.

Th. Baunack, Neue Bruchstücke gortynischer Gesetze. Philologus 55 (N. F. IX), S. 474—490.

Diese neue Veröffentlichung bringt manches Bemerkenswerte, namentlich ἔρια (ohne F, also sicher zu ἔριφος, nicht zu εἶρος, lat. vervex), ἕνς = εἷς, κερίθεκνα d. i. χηρίθεκνα (η wegen κηρίθε[κνα Mon. ant. III. 153 I. 11), att. χειρότεχνα; ἄρατρον (mit Vokalassimilation); ἐπσανδρεῖō, das ein Gegensatz zu ἀνδρὸς ἐλευθέρō ist; κάπετον Acc.; das Amt

der καρποδαίσται Fruchtteiler weist auf gemeinsame Bodenbewirthschaftung.

J. Baunack, Zwei Inschriften aus Troezen. Indog. Forschungen IV, 187—195 (= Bull. de corr. hell. 1893. XVII, 84—121 Legrand).

Aus der ersten der besprochenen Inschriften ist Ϝερ[γ]άσσατο und Θήβασ<σ>ι bemerkenswert, die B. beide ändert; aus der zweiten der Infinitiv θυσάμεν, der jetzt glücklicherweise durch ark. δικασσάμεν gegen die Verdächtigung durch B., ein Kunstprodukt zu sein, geschützt wird. Die Lesung θυσάμεν Ἡρακλεῖ 'νδρὸς ἰδόντα ἐπὶ λαϝ οἰωνόν klingt nicht wahrscheinlich.

Ein anderer Weg, eine Übersicht über das große Gebiet der griechischen Mundarten vorzubereiten, als die Erklärung neu entdeckter Quellen, führt zu kleineren Aufsätzen über die Behandlung einzelner Laute in allen Dialekten. Ihn beschreitet in dankenswerter Weise

A. Thumb, Zur Geschichte des griechischen Digamma. Indog. Forschung. IX, 294—342. Der Aufsatz giebt eine Statistik über alle Formen mit Ϝ und die ältesten Belege, die es nicht mehr zeigen. Es ergiebt sich, daß es vor ο besonders früh geschwunden ist, daß es ferner vor anderen Lauten in den Worten früher schwand, die dann den Spiritus asper zeigen, als in denen, wo Ϝ vom Spiritus lenis abgelöst wird. Hieraus schließt T., daß Ϝ in jenen Wörtern tonlos gesprochen worden ist (vgl. böot. pamphyl. Fh, lat. *f*).

Für das Ionische nimmt er noch inschriftlich belegtes Ϝ an, aber Studniczka, Jahrb. des arch. Inst. 1887. 143 Anm. 23 hat für Homolles' Ϝι[φ]ικαρτίδας vielmehr Εὐθυκαρτίδας gelesen. Aus dem Zeichen des Ϝ im Alphabet der Ionier folgt nichts für das Vorhandensein des alten Ϝ in der Aussprache ionischer Wörter. Daher scheint mir die Annahme, im ionischen Gebiet sei Ϝ erst um 700 geschwunden, unbegründet. In den übrigen Dialekten beginnt es erst seit 400 zu schwinden. Erst am Ende des 4. Jahrhunderts beginnt der Schwund in Achaja, Arkadien, Elis, Kreta, am längsten hält es sich in Böotien und Pamphylien, im Lakonischen (Zakonischen) sind Spuren des Ϝ noch heute vorhanden. Zum Schluß giebt Th. ein alphabetisches Verzeichnis aller mit Ϝ belegten Wörter.

Die Frage, wie die Gruppe Ϝο in den Dialekten behandelt ist, erörtert J. Schmidt in dem Aufsatze ϜΟΤΙ, Zeitschr. XXXIII, 455 ff. Er nimmt diese lokrische Form gegen den Änderungsvorschlag Jacob Wackernagels (Rhein. Mus. 48. 301 f.) in Schutz und weist nach, daß auch sonst sich Ϝ vor ο bisweilen erhalten hat. Ϝότι sei gleich *σϜοδ-τι

oder σϝό-τι (neutr. zu ὅτις), vergleichbar ahd. sō hwer sō, umbr. sopir si quis (aus *svopir), und neben ὅτι für joδ-τι (neutrum zu ὅστις) gleichberechtigt.

Über die mundartliche Vertretung des urgriechischen τι̯, θι̯, δι̯, κι̯, χι̯, γι̯, Dental + σ und σ + σ, die ursprünglich ganz verschieden gewesen sein muß, wie z. T. schon Kretschmer in seinen inhaltreichen indogermanischen Accent- und Lautstudien (K. Z. XXXI, 325—472) S. 458 bemerkt hatte, handelt mit Heranziehung des ganzen Materials sehr eingehend O. Lagercrantz, Upsala Universitets Arsskrift 1898: Zur griechischen Lautgeschichte.

Es genügt hier, die sehr gelehrte Arbeit zu nennen, da sie mehr in einer Besprechung der Lautlehre aufzuführen ist und auch besonders eingehend die Erscheinungen des Attischen und der κοινή berücksichtigt. Den weit hergeholten Vermutungen gegenüber bleibe ich von dem peinlichen Gefühl beherrscht, daß sie großenteils nur nötig sind, wenn man die absolute Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze behauptet. Aber gerade bei den Dialekten, die sich vielfach gekreuzt haben, liegen die Verhältnisse gewiß oft viel zu verwickelt, als daß man alle vom Standpunkte eines Lautgesetzes beurteilen dürfte, das anzunehmen man sich durch eine beschränkte Zahl von Wörtern bewogen sieht. Besonders der letzte Abschnitt über das ζ mit der Polemik gegen Blaß scheint mir wenig gelungen. Warum übergeht er ἄζος, das Schulze (Qu. ep. 500) für seine Erklärung von ὄζος Ἄρηος doch als Stütze anführt und Lagercrantz durch seinen Einwand, ὄζος könne auch *sodios sein, nicht aus der Welt schafft? Diese Strenge bildet einen wunderlichen Gegensatz zu der Ratlosigkeit, mit der der Verf. dem Suffix -σuvo- u. ä. S. 122 ff. gegenübersteht. Aber immerhin enthält sein Buch manches, was die Dialektforschung zu fördern geeignet ist.

Auch die folgende Arbeit, eine Vorarbeit zu einem Lexikon der griechischen Inschriften, wendet sich zwar allen griechischen Inschriften zu, ist aber auch um die Erklärung mundartlicher Wörter, die sich auf Inschriften finden, mit Erfolg bemüht und ein bequemes Hülfsmittel.

Helen M. Searles, A lexicographical study of the Greek inscriptions. Chicago 1898. Studies of classical philology. Vol. II.

Namentlich zu Hoffmann, der ja wenig Citate giebt, bildet diese Arbeit eine willkommene Ergänzung. Zwei Wörter, deren Erkenntnis wir Blaß verdanken, habe ich in der deutschen Litteraturzeitung 1899. S. 742 f. nachgetragen; el. συνθῆναι (S. G. D. I. 1168), epidaur. ἐ[πι]-θήναν (S. G. D. I. 3339 Z. 58/59).

Mit der Art und dem Umfang, in dem Herodian die Mundarten für die Grammatik benutzte, beschäftigt sich

H. Stephan, De Herodiani technici dialectologia. Diss. Argentorati 1889.

Die Studemund gewidmete Arbeit wendet sich in ihrem ersten Teil De vocibus dialecticis zunächst der Frage zu, quomodo Herodianus de vocibus vulgarium dialectorum propriis iudicaverit. Im allgemeinen habe er nur die Sprache der Gebildeten und die bei Schriftstellern vorkommenden Formen behandelt; nicht einmal für die etymologische Erklärung des griechischen Wortschatzes habe er die Volksmundarten zugezogen, da er sie für entstellt und entartet angesehen habe. Für diese Behauptung hat St. freilich nur einen Beleg, nämlich Μαγαρικοί κέραμοι, wie die ἔμποροι das irdene Geschirr aus Megara nannten. Aber gerade in diesem Falle, einem neuen Beispiele für Vokalassimilation (Bezz. Beitr. XXV, 286; so schon vorher Hatzidakis Einl. in die neugr. cfr. 331 und Kretschmer Vaseninschr. 28 N.), hat Herodian so evident recht, daß man doch nicht berechtigt scheint, ihm die Meinung beizulegen, als ob die vulgären Ausdrücke auch sonst immer aus denen der Schriftsprache entstellt wären (1—22).

Der zweite Abschnitt des ersten Teiles behandelt die Frage quomodo de scriptorum dialectis iudicaverit Herodianus (23—61). Nach Aufzählung der Schriftsteller, die Herodian als Quellen und Gewährsmänner für jeden Dialekt ansieht, wobei zu erwähnen ist, daß er nur die jüngeren Mundarten der Ionier und Attiker als dem Homer ganz fremd ansah, während er ihm sonst eine μικτὴ διάλεκτος zuschreibt, geht er zur Prüfung der den Dialekten zugeschriebenen Formen über. Teils sind sie ἀπαθεῖς, ohne lautliche Besonderheit nur im Gebrauch auf einzelne Mundarten beschränkt, wie ἀκαλὸν bei den Sikulern, φθοῖς, ἀπαρτί bei den Attikern (leider zählt St. diese nicht alle auf), teils πεπονθυῖαι, ja dieselbe Form kann ein πάθος mehrerer Dialekte zeigen. St. meint, daß Herodian immer an wirkliche Entlehnung der Form aus einem Dialekt in den anderen gedacht habe, was mir zweifelhaft erscheint.

Das zweite Kapitel de vocibus, quas Herodianus dicit poeticis, interessiert uns hier weniger, weil Herodian hier als Ursache des πάθος immer das Metrum ansieht, selbst wenn Formen wie κεῖνος, Οὔλυμπος sich auch in späterer mundartlicher Prosa finden (S. 61—88).

Das dritte Kapitel beschäftigt sich mit der Erklärung der Begriffe κοινὴ συνήθεια und κοινὴ διάλεκτος. Jener, auch einfach mit συνήθεια ausgedrückt, bezeichnet einfach die κοινή, die Sprache der gebildeten Zeitgenossen Herodians in ganz Griechenland (S. 89—105), da-

gegen τὸ κοινόν oder κοινὴ διάλεκτος ist nicht etwa dasselbe, wie viele gemeint haben, sondern gewissermaßen die reine, ungetrübte Quelle aller mundartlichen Formen, also eine wissenschaftliche Konstruktion wie in der heutigen Sprachwissenschaft die Begriffe ur- und gemeingriechisch. κοινὴ διάλεκτος ist quae antequam singulae dialecti fierent, sola in usu omnium erat, ex qua postea singulae dialecti derivatae sunt omnes (S. 105—126). Mit dieser interessanten Erklärung eines selbst von Lehrs und Lentz mißverstandenen Begriffes schließt die Arbeit, von der nur zu bedauern ist, daß sie durch eine übergroße Zahl von Druckfehlern so sehr entstellt wird.

Bericht über das antike Bühnenwesen 1885—1895.

(Schluß.)

Von

Dr. Ernst Bodensteiner
(München).

Da dieses Referat die Fortsetzung des früher (Jahresber. XC 1896 1—70) veröffentlichten bildet, schien es der Gleichmäßigkeit halber nicht wünschenswert, es über den genannten Zeitraum hinaus fortzuführen. Freilich hat sich sein Erscheinen leider sehr verspätet, indes hielt es der Referent für seine Ehrenpflicht, die Lücke in der Berichterstattung doch noch auszufüllen, damit auch in diesem Fache, nachdem das Ältere nachgeholt und freie Bahn geschaffen ist, die Berichte fortan sich in kürzeren Abständen folgen können.

VI.

Kostüme und Masken.

101. B. Arnold, „Trauerspiel" Baumeister Denkmäler III 1849 — 1854. „Satyrdrama" ibid. III 1568 — 1571. „Lustspiel" ibid. II 818—833. „Schauspieler und Schauspielkunst" ibid. III 1572—1581.

102. P. Girard, Thespis et les débnts de la tragédie. Rev. des Ét. gr. IV [91] 159—170.

103. F. Dümmler, Skenische Vasenbilder. Rh. Mus. XLVIII [88] 355—359.

104. P. Girard, De l'expression des masques dans les drames d'Eschyle. Extr. de la Rev. des Ét. gr. (VII [94] 1—36. 319—337. VIII [95] 88—131). Paris 1895.

105. E. Pottier, „Cothurnus" Daremberg et Saglio Dict. des ant. I, 2 (1887) 1544—1548.

106. O. Crusius, Zu den Bühnenaltertümern. Philol. XLVIII[89] 696 ff. (Vgl. No. 98.) 2. Κόθορνος ἐμβάτης, ἀρβύλη κρηπίς 701—705.

107. P. Paris, „Embas" Daremberg et Saglio Dict. des ant. II, 1 (1892) 594 f.

Soweit die Inscenierung eines Dramas in der Ausstattung der Mitwirkenden mit Gewändern, Masken, Attributen besteht, haben wir reichliches archäologisches Material zur Verfügung, und unsere Kenntnis beruht hauptsächlich auf diesem, abgesehen von den Andeutungen der Dramen und den einschlägigen Abschnitten des Pollux. Es ist dies Gebiet außer in den No. 1, 4, 5 und 7 genannten Handbüchern auch sehr gut systematisch behandelt worden in mehreren Artikeln in Baumeisters „Denkmälern" von B. Arnold (101), und der Verfasser derselben hatte vermöge der Anlage des Werkes den Vorteil, seine Darlegung immer an eine Auswahl der instruktivsten Bildwerke anknüpfen zu können. Für die Behandlung der Masken hat die wichtigste Vorarbeit A. selbst geliefert in seinem Vortrage auf der Innsbrucker Philologenversammlung 1874 (Verhandlgn. S. 16—37).

Über das Kostüm der griechischen Tragödie, welchem H. Dierks im J. 1883 eine eigene Untersuchung gewidmet hat, besteht keine wesentliche Meinungsverschiedenheit. Die genannten systematischen Darstellungen divergieren daher sachlich kaum. Jedermann ist überzeugt, daß späte Überlieferungen, Mosaiken und Wandgemälde uns ein hinreichend genaues Bild von den typischen Masken und den hieratischen Prachtgewändern der klassischen Tragödie geben. Die erhaltenen Maskendarstellungen sind verhältnismäßig jung. Dagegen sind als ältere Quellen für die Tracht manche Vasenbilder wichtig. Die Schrift von J. Vogel, Scenen euripideischer Tragödien in griechischen Vasengemälden (Leipzig 1886) ist nicht szenisch und hat wohl den Einfluß der Bühne im litterarischen Sinn auf die Vasenmalerei gut dargelegt, dagegen in Verwertung der Vasenbilder für die Bühnenausstattung wenig geboten. Auch kannte der Verf. einige ältere Darstellungen, z. B. den Berliner Andromedakrater, noch nicht. Hier sind erst Reisch und Bethe weiter gegangen.

Seit Aischylos ist das tragische Kostüm in seinen Grundzügen das gleiche geblieben. Unklar bleibt der Entwickelungsgang, den Kostüme und Masken bis zur maßgebenden Organisation jenes großen Dichters durchlaufen haben. Bezüglich der Masken besteht diese Unklarheit darin, daß Aischylos erst bemalte Masken eingeführt, aber schon Phrynichos die weiblichen von den männlichen unterschieden haben soll. Girard (102) hat erkannt, daß diese Unterscheidung der weiblichen Gesichter (offenbar durch die weißen Leinwandmasken) in

engem Zusammenhang steht mit der Technik der schwarzfigurigen Vasenmalerei; er möchte deshalb (S. 168 ff.) aus chronologischen Gründen die Erfindung bereits dem Thespis zuschreiben. Welcher Fortschritt bleibt dann für Choirilos und Phrynichos übrig?

Die Gewandung der Tragödie mag Aischylos für die Folgezeit fixiert haben, doch kann er nicht ihr Erfinder sein. Es ist schon öfter (z. B. von B. Arnold) darauf hingewiesen worden, daß die reichen Gewänder der Tragödie ihren Ursprung im dionysischen Kult haben. Um nicht die Ergebnisse der neueren Untersuchungen von E. Bethe schon an dieser Stelle zu antizipieren, erwähne ich nur den Aufsatz von Dümmler (103), ohne dessen Inhalt hier erschöpfen zu können. Das wiedergegebene Bild mit Dionysos auf dem Schiffskarren zeigt deutlich, daß die ältesten dionysischen Aufzüge die leibhaftige Erscheinung des Gottes selbst im Prachtgewand zum Gegenstand hatten (der Thespiskarren ein carrus navalis!).

Selbstverständlich hält eine richtige historische Auffassung der Bühnenverhältnisse nicht die Kostüme und Masken für absolut stabil seit der Zeit des Aischylos, sondern erkennt, daß die Bildung der Masken stets Schritt hält mit den Ausdrucksmitteln der gleichzeitigen Plastik, und daß die Bühnentracht in gewissem Maße auch die Entwickelung vom Idealismus zum Realismus und vom Realismus zur äußerlichen Effektsucht mitgemacht hat. Der Versuch, die Ausdrucksfähigkeit der aischyleischen Masken an dem gleichzeitigen Stand der bildenden Kunst zu messen, ist gemacht von Girard (104). Die bildende Kunst der ausgehenden archaischen Zeit bleibt in bezug auf die Wiedergabe von Gemütsstimmungen, Leidenschaften und Leiden weit zurück gegenüber dem psychologischen Wissen und Darstellungsvermögen der Dichter. Denn schon Homer steht hierin auf ziemlich hoher Stufe. Ist die Maske also schon an sich unfähig, ein psychologisches Fortschreiten mitzumachen, und dazu verurteilt, den Affekt zu versteinern, so wird der Ausdruck dieses Affektes bei Aischylos auch noch infolge des Zeitgeistes ein möglichst gemäßigter und infolge der mangelnden Technik ein ziemlich unfreier gewesen sein.

Wir möchten noch auf die Bibliographie der Masken- (und Schauspieler-)Darstellungen aufmerksam machen, die Girard auf S. 1 giebt. Sie wird vielen erwünscht sein. Aus dem Arch. Anz. 1895 tragen wir nach drei Terrakottamasken S. 223 f. No. 14—16 (Dresden), eine Schauspielerstatuette (alte Komödie?) S. 223 No. 13 (Dresden) und eine Gruppe von zwei solchen (alte Komödie) S. 130 No. 44 (Berlin, Antiqu.).

Dem Aischylos wird auch die Erfindung des Kothurns zugeschrieben. In der That ist derselbe nicht zu trennen von den übrigen Mitteln, wodurch er seine Schauspieler zu übermenschlichen Figuren

machte, der hohen Gürtung, der Auspolsterung und dem Onkos. Seit man der Ansicht ist, daß zur Zeit des Aischylos die τράπεζα des Thespis sich nicht zu einer breiten Bühne entwickelt hat, sondern als hinderlich von den Schauspielern aufgegeben wurde, glaubte man jene Erfindung sehr einfach erklären zu können. Höpken und Kawerau haben in dem Kothurn den Ersatz für den erhöhten Standplatz gesehen. Dabei ist nur zu beachten, daß die später entwickelte Komödie diesen Ersatz nicht annahm, sondern immer planipes geblieben ist. Der Gedanke, daß der Kothurn ein kleines wandelndes Podium darstellte, ist sicher richtig, nur muß die Vorstellung von einer aischyleischen Erfindung auch hier wesentlich eingeschränkt werden nach dem, was wir durch Crusius' Aufsatz (106) wissen. Auch den Kothurn nämlich hat Aischylos nicht eigentlich erfunden. Er kann ihn nur erhöht haben (wie die Vita auch berichtet). Wie das Prachtgewand der Tragöden stammt der Kothurn aus dem Kultus. Er ist ursprünglich die Fußbekleidung des Dionysos (Aristoph. Ran. 47). Schauspieler wie Choreuten haben ihn getragen. Denn die κόθορνοι, κρηπῖδες und ἀρβύλαι, welche bald den Schauspielern, bald dem Chor zugeschrieben werden, sind dieselbe Art des Schuhwerks bloß unter verschiedenem Namen. Zwischen den Schuhen der tragischen Schauspieler und des Chors kann ein Unterschied nur in der Dicke der Sohlen bestanden haben. Paris (107) möchte den Kothurn, in welchem auch er den successiv erhöhten Schuh des Dionysos sieht, nur als auszeichnendes Merkmal der eigentlichen Heldenrollen gelten lassen. Daß eine Abstufung in der Höhe der Sohlen entsprechend der Würde der dargestellten Personen stattfand, ergeben die Bildwerke. Über die äußere Form des Schuhes werden wir am ausführlichsten belehrt von Pottier (105).

Ein Gegenstand häufigerer Debatten als das tragische Kostüm war noch im letzten Dezennium die Tracht der alten Komödie. Sie ist doppelt interessant wegen des Lichtes, das die Erkenntnis der Tracht auf die Entstehung der Dichtungsgattung wirft.

108. H. Dierks, Über das Kostüm der griechischen Schauspieler in der alten Komödie. Arch. Ztg. XLIII[85] 31—52.

109. H. Heydemann, Die Phlyakendarstellungen auf bemalten Vasen. Arch. Jahrb. I[86] 260—314. S. bes. 262—265.

110. Th. Zielinski, Quaestiones comicae. Petersburg 1887, Balaschow (Leipzig, Fock). — Quaestio III De comoediae Doricae personis S. 28—70.

Rez.: Philol. Anz. XVII[87] 631—635 (Uckermann). — DLZ. 1888 513—515 (E. Hiller).

111a. A. Körte, Über die aristophanische Bühnentracht. Vortrag Berliner arch. Ges. Februarsitzg. 1892. BphW. XII[92] 607 f.

111b. A. Körte, Archäologische Studien zur alten Komödie. Arch. Jahrb. VIII[93] 61—93.

112. G. Löschke, Korinthische Vase mit der Zurückführung des Hephaistos. Athen. Mitt. XIX[94] 510—525.

113. A. Körte, Eine böotische Vase mit burlesker Darstellung. Athen. Mitt. XIX[94] 346—350.

114. J. Poppelreuter, De comoediae Atticae primordiis particulae duae. Diss. Berlin 1894.

Rez.: BphW. XIV[94] 644—646 (F. Dümmler). — DLZ. 1894 1327 f. (E. Bethe).

Zahlreiche unteritalische Vasenbilder vermitteln uns die Kenntnis der großgriechischen Phlyakenposse, und wir verdanken Heydemann (109) eine Monographie darüber, in der alle bis zum J. 1886 bekannten Phlyakenvasen beschrieben sind. Einige Stücke sind inzwischen nachgetragen worden. So publiziert A. S. Murray Journ. hell. stud. VII[86] Tf. 62 und S. 51 ff. eine solche Darstellung. Die Frage, ob man die Phlyakenbilder auch als Quelle für das Kostüm der alten Komödie heranziehen dürfe, wurde von Dierks (108) und A. Müller (BA. 246) unbedenklich bejaht. Auch Heydemann (109; sorgfältige Behandlung von Kostüm und Masken S. 262—265) betont zwar, daß zwischen beiden Komödiengattungen kein geschichtlicher Zusammenhang bestehe, erwähnt aber die große Übereinstimmung in der äußeren Ausstattung.

Auf der anderen Seite dagegen wird diese Übereinstimmung energisch in Abrede gestellt von Öhmichen (BW. 258 f.) und Zielinski (110). Letzterer betrachtet die Sitte des Phallostragens als eine Schmach, von der er die aristophanische Komödie erlösen muß. Sie falle nur der κωμῳδία φορτική, der unebenbürtigen Rivalin der aristophanischen, zur Last. Auch weist er den Gedanken ab, als ob die attische Komödie Phlyakenkostüm oder irgend eine andere Tracht als die des gewöhnlichen Lebens gehabt hätte.

Mit Recht hat daher A. Körte in einer Abhandlung (111b), die in der Wissenschaft verdiente Beachtung gefunden hat, Dierks' Resultate nachgeprüft und die Untersuchung über das Kostüm der alten Komödie auf andere Grundlagen gestellt als die präsumierte Übereinstimmung mit der Phlyakentracht. Gleichzeitige Bildwerke, welche kostümierte Schauspieler zeigen, sind eine Anzahl Thonfiguren und das hochwichtige attische Vasenbild Compte rendu 1870/1 Tf. VI, 1. Diese zeigen, daß die Übereinstimmung in drei wichtigen Punkten wohl nicht zu leugnen

ist, nämlich im Tragen des Phallos (Zielinski hat dem übrigens auch seither beharrlich widersprochen), im Gebrauch des Trikots zur Andeutung des nackten Körpers und in der starken Auspolsterung von Bauch und Gesäß. Nur umfaßt der Trikotanzug in Attika nicht noch das besondere, den Oberkörper allein bedeckende Wams der Phlyaken. Als Name für die Trikots ist weder χαύνακες (Dierks) noch ἀναξυρίδες (Heydemann) brauchbar. Körte will auch unter σωμάτιον nicht den Überzug, sondern die Auspolsterung verstehen. Daß das Kostüm der alten Komödie die bei Gelegenheit ins Lächerliche gezogene Tracht des gewöhnlichen Lebens ist, involviert keinen Unterschied von der Phlyakenposse, und daß bei letzterer die Nacktheit etwas mehr zur Geltung kommt, fällt nicht so sehr ins Gewicht.

Die Übereinstimmung ist also vorhanden. Der Schluß, welcher daraus zu ziehen war, war der auf eine gemeinsame Wurzel dieser Komödiengattungen. Die alte attische Komödie hat als Schauspieler dieselben dickbäuchigen Gesellen mit Phallos und stark ausgepolstertem Gesäß wie die Phlyakenposse. Sie sind nicht attisch, sondern im Peloponnes zu Hause und finden sich auf korinthischen Vasen als Begleiter des Dionysos wieder. Vom Peloponnes sind sie auch nach Großgriechenland gewandert. Auf einem bekannten Bild, das F. Dümmler Ann. dell' Inst. 1885 S. 127 ff. Tf. D publiziert hat, tragen drei der mit Tanz und Wein beschäftigten burlesken Dionysosdiener Namen, wie sie für wohlthätige Dämonen nicht unpassend wären (Eunus, Omphikos [?], Ophelandros). Diese eigentümlichen Gestalten aus dem dionysischen Thiasos als die Urbilder der Phlyaken und der attischen Komöden erkannt zu haben, ist ein besonderes Verdienst A. Körtes. Weiterhin beschäftigt sich mit ihnen der wichtige Aufsatz Löschkes (112), welcher ihren Dämonencharakter feststellt, ferner auf die Möglichkeit hinweist, daß sie der vordorischen Schicht des Volksglaubens angehören könnten, endlich als Name für dieselben — „σάτυροι“ postuliert. (Die Dämonennatur dieser „Satyrn“ wird von Robert bezweifelt.)

Das von A. Körte publizierte Vasenbild (113) scheint Löschkes Auffassung zu bestätigen, daß die burlesken Dämonen nicht rein dorisch sind, denn es weist uns nach Böotien. Obwohl von Bühne und Bühnenhandlung vollständig losgelöst, erscheinen doch die beiden Gesellen auf diesem Bilde in offenbarer Theatermaske und im Phlyakentrikot. Nun sind wir ferner durch die Kabirionfunde mit den Erzeugnissen einer lokal böotischen Vasenfabrikation bekannt geworden, welche nicht gerade dieselben Dämonen, aber unverkennbare Spuren einer volkstümlichen Komik dionysischen Charakters aufweisen, und zwar auch mit merkwürdigen Anklängen an die Phlyaken. Auch hier wird sich wohl, um A. Körtes Worte zu gebrauchen, zwischen die Ausgeburten des

Volkshumors und ihre malerische Darstellung eine szenische eingeschoben haben. Irgend welche possenhafte Aufführungen (δρώμενα) des im Grunde dionysischen Kabirenkults mögen die Vorbilder der Mythenkarikatur abgegeben haben. Zu vergleichen sind darüber außer Körtes Aufsatz einige Bemerkungen bei H. B. Walters, Odysseus and Kirke on a Boeotian vase Journ. hell. stud. XIII92/3 77—87. Nur wenigen Bildern dieser Gruppe kann ich übrigens eine Beziehung auf unser Thema zusprechen. Am nächsten steht den Phlyaken das Bild Odysseus und Kirke Froehner Cat. Branteghem n. 210 (Abb. bei Walters a. a. O.), weniger nahe die Darstellung des gleichen Stoffes bei Walters Taf. IV; außerdem gehört höchstens noch die Bellerophonkarikatur Athen. Mitt. XIII88 Taf. XI hierher. Ein Stück ersten Ranges allerdings, jedoch meines Wissens noch nicht abgebildet ist der Arch. Anz. 1895 S. 36 (No. 29 der Erwerbungen des Berliner Antiquariums, Inv.-No. 3284) beschriebene Kabirennapf, A. Kadmos und die Schlange, B. Herakles zwischen drei Männern in Mänteln.

Die Ausstattung des komischen Chors in gewissen phantastischen Rollen wird durch ein paar Vasenbilder veranschaulicht, die in recht alte Zeit hinaufreichen. Zwei davon sind von Cecil Smith Journ. hell. stud. II81 309 Taf. XIV publiziert und zeigen Vertreter eines Vögelchors, ein drittes mit einem Chor von Rittern (ohne Masken, Pferd und Reiter von je einem Mann dargestellt) von J. Poppelreuter (114). Dazu trägt Löschke (112) noch ein Bild mit Delphin- und Straußenreitern Bull. arch. Nap. 1857 Taf. VII (= Daremberg et Saglio Dict. des ant. I, 2 Fig. 1427 f. S. 1126) nach. Wie weit rücken diese s. f. Vasenbilder (keineswegs aus der letzten Zeit dieser Technik) die Entwicklung der attischen Komödie über die Jahrzehnte hinauf, in denen unsere litterarische Kenntnis derselben beginnt! Und wie lange vor Kratinos und Aristophanes hat man schon Chöre als Ritter und als Vögel kostümiert! Interessant ist Poppelreuters Vermutung, daß auch bei Aristophanes die Ritterchorenten auf ihren eigenen Kameraden hereingeritten seien, so daß ein Halbchor die Pferde markieren mußte. Überhaupt sind in der anregenden Schrift Poppelreuters, die ich deswegen nicht überschätze und z. B. mit den Arbeiten Zielinskis nicht vergleiche, teils in Anknüpfung an die erwähnten Vasenbilder, teils in einer Untersuchung der Kompositionsweise der alten Komödie sehr hübsche Gesichtspunkte entwickelt. So sind die regellosen, an Hanswurstiaden erinnernden Dialogszenen, die bei Aristophanes der Parabase zu folgen pflegen, als ein fremdes (dorisches) Element erkannt, das erst allmählich mit der chorischen Komödie (Parodos, Agon, Parabase) zusammenwuchs. Wie indes diese Anschauung zu den Theorien Zielinskis paßt, was es mit der „ionischen“ Urkomödie und den dorischen Einflüssen bezw. der

„dorischen Komödie“ für eine Bewandtnis hat, ob die soeben genannten Formen Parodos, Agon, Parabase, wie Poppelreuter meint, erst aus der kunstmäßigen Entwicklung erwachsen sind, diese Fragen greifen in das Gebiet der Litteraturgeschichte hinüber. So interessant sie sind, von den „Bühnenaltertümern“ müssen wir sie ausschließen. Und das hat auch wieder sein Gutes, denn es handelt sich um Ansichten, deren Geschichte in diesem Augenblick doch noch nicht geschrieben werden könnte.

Zum Schlusse des Abschnittes noch etwas rein Bühnentechnisches:

115. O. Dingeldein, Haben die Theatermasken der Alten die Stimme verstärkt? Berliner Studien f. klass. Philol. XI, 1. Berlin 1890.

Obwohl das Resultat dieser Schrift, „für deren Beurteilung an das Urteil des Physikers neben dem des Philologen wird appelliert werden müssen,“ nicht allseitige Zustimmung gefunden hat, scheint uns die aufgeworfene Frage durch den Verfasser in dem richtigen Sinn entschieden zu sein. Die Antwort lautet „nein.“ Damit ist ein altes Vorurteil zu Fall gebracht. Die von Bassus bei Gell. N. A. V 7 berichtete schallverstärkende Wirkung können die weiten Mundöffnungen der Masken nicht gehabt haben, weder die muschel- noch die trichterförmigen. Selbst angenommen, die letzteren hätten trotz der Kürze des Trichters den Dienst eines Sprachrohres versehen, so wäre doch zu bestreiten, daß dieser Effekt für die Bühne erwünscht war. Auch das spricht gegen die schallverstärkende Wirkung, daß die tragischen Masken, wie ja auch die Frauen- und Jünglingsmasken der Komödie, viel kleinere und weniger abnorme Öffnungen hatten. Diese Gattungen hätten doch einer Stimmverstärkung nicht minder bedurft! — Auch die Schallgefäße, ein Steckenpferd des Vitruv, sind keine wirklich gebräuchliche Einrichtung gewesen und waren so, wie sie Vitruv haben will, ganz zweckwidrig.

VII.

Darstellung.

116. B. Arnold, „Chor“ Baumeister Denkmäler I 383—391.

117. „Chorus“, Daremberg et Saglio Dict. I, 2 (1887) 1119—1127 (F. Castets). 1127 (G. Boissier).

118. J. Aschauer, Über die Parodos und Epiparodos in der griechischen Tragödie. Progr. Oberhollabrunn 1887.

119. L. Schmidt, De parodi et stasimi nominibus. Lektionskatalog Marburg 1889.

120. Th. Zielinski, Die Gliederung der altattischen Komödie. Leipzig 1885.

121. G. Lettner, Bau, Wesen und Bedeutung des sog. Agons in den aristophanischen Komödien (Auszug aus einer in polnischer Sprache erschienenen Abhandlung). Progr. Lemberg 1894.

122. B. Todt, Zur Erklärung und Kritik von Äschylos' Schutzflehenden. Philol. XLVIII[89] 20—56.

123. F. Maury, De cantus in Aeschyleis tragoediis distributione. Thesis. Paris, Hachette & Co. 1891.

Über Stärke, Aufstellung und Vorträge des Chors orientiert gut der Artikel von B. Arnold (116), der § 16 in Müllers BA. ist überladen und wenig übersichtlich. Was die beiden Gelehrten über den Standort und die Bewegungen des Chors sagen, hat natürlich die alte Lehre von der hohen Bühne und dem getrennten Spiel zur Voraussetzung. Die Angaben über die Zahl der Choreuten und die Arten des Einzugs bedürfen keiner Ergänzung. Auch der Artikel Castets' (117) giebt kaum zu einer Bemerkung Anlaß, außer etwa der, daß Aischylos die Vermehrung des Chors auf 15 nicht mehr erlebt hat. Für die im folgenden zu erörternden Fragen ist der Artikel belanglos. Zunächst ist die Aufstellung des Chors beim Vortrag seiner Lieder ein Punkt, bei dem Zweifel möglich sind. Die fast durchgängige Teilung des tragischen Chors in Halbchöre, wie sie Muff, Hense und Christ (Teilung des Chors im attischen Drama Abh. bayr. Ak. XIV 2, 1877) annahmen, ist nicht erwiesen. Wahrscheinlicher ist es, daß beim Vortrag der Stasima der Chor in der Regel seine tetragonale Gesamtstellung einnahm. Etwas anderes ist eine Teilung des Chors im Interesse der Handlung wie in Aesch. Sept. fin., Soph. Ai., Eur. Or. 1258 ff. Sie konnte um so mehr eintreten bei Chören, die aus verschiedenen Bestandteilen zusammengesetzt waren, wie der in Eur. Suppl. Etwas anderes ist ferner die Aufstellung während der Epeisodien. Hier wird sich der Chor geteilt haben, um den Blick auf die Schauspieler freizugeben, die man sich nunmehr ja auch auf der Orchestra denkt. Und die Aufgabe, ihn dabei entsprechend und wirkungsvoll zu gruppieren, wird in so mannigfacher und z. T. realistischer Weise gelöst worden sein, daß es unmöglich ist, dafür Regeln zu finden. Dasselbe gilt für die Parodos der Komödie und für alle diejenigen Teile der Tragödie, wo der Chor eine aktive Rolle spielt.

Heutzutage kennt man die Komposition des attischen Dramas genügend, um zu wissen, was πάροδος und στάσιμον bedeuten, und daß die Definitionen im 12. Kap. der aristotelischen Poetik nicht erschöpfend sind. Statt den weiterhin daraus entstandenen Wortklaubereien der

Alten nachzugehen, thut man besser, auf Grund der uns bekannten Dramen eine neue Definition aufzustellen. Aschauer (118) erklärt die Parodos als „den ersten (zusammenhängenden) Vortrag des Chors, d. i. jenen Vortrag, welcher beim (ersten) Einzug des Chores oder zunächst nach demselben vom Chor gehalten wird," Öhmichen (BW.) als „den Teil des Dramas, in dem der Einzug des Chors stattfand". Letztere Definition paßt besonders auf die Komödie, in deren Aufbau die πάροδος eine große Rolle spielt. Daß ein Chorlied als „Parodos" bezeichnet werden könnte, das nicht mit dem Einzug des Chors in Verbindung steht, scheint ausgeschlossen. Höchstens eines Scholiasten würdig ist daher die Ansicht, daß in einem Drama ein späteres Chorlied das „Einzugslied" sein soll, weil das erste unglücklicherweise keine λέξις sei es ὅλου χοροῦ (Aristot. Poet. 12) oder ὅλη τοῦ χοροῦ (coni. Westphal) ist. Mit dieser aristotelischen Begriffsbestimmung beschäftigt sich L. Schmidt (119; schon früher Rh. Mus. XVIII[63] 286 ff.), der übrigens den Wert derartiger Definitionen sehr richtig abschätzt. Die meisten Gelehrten, sagt er, vermengten die in alexandrinischer Zeit ausgeklügelte Terminologie mit der Technik der Tragiker, und sprächen, als könnten sie mit ihren Regeln und Definitionen dem Schaffen der Dichter Gesetze schreiben. Der Verfasser des 12. Kapitels der Poetik (das Schm. mit Susemihl, Rh. Mus. XXVIII[73] 327 ff. für nicht aristotelisch hält) hat bei seiner Definition die Technik der älteren Tragödie im Auge gehabt. Denn da das Wort λέξις nicht auf Chorgesang, sondern auf parakatalogischen Vortrag des Koryphaios deutet, und bei der Definition des Stasimons gerade Anapäste und Trochäen ausgeschlossen werden (μέλος χοροῦ ἄνευ ἀναπαίστου καὶ τροχαίου), so dachte er offenbar an solche Parodoi, welche wirkliche Marschlieder mit anapästischem oder trochäischem Rhythmus waren.

Die schwierige Frage nach den verschiedenen Arten des Vortrags im griechischen Drama ist neuerdings in Fluß gekommen durch eines der geistvollsten und bedeutendsten, wenn auch hypothesenreichsten Bücher der neueren philologischen Litteratur (120). Die Untersuchungen Zielinskis über die Komposition der alten attischen Komödie, insbesondere ihrer drei Grundpfeiler Parodos, Agon und Parabase — den Agon hat er uns eigentlich erst kennen gelehrt —, sowie die kühnen Folgerungen, die er daran für Überarbeitung und Datierung der Stücke geknüpft hat, haben uns hier nicht zu beschäftigen. Durch eingehende Rezensionen und Gegenschriften (F. Blaß, DLZ. 1885 1411—1413; K. Zacher, WfklPh. III[86] 1546—1553. 1569—1577. 1609—1615; O. Bachmann, BphW. VIII[88] 551—558. 581—585. 613—619; H. Weil, Journ. des sav. 1888 526—538; G. Lettner, s. No. 121) sind seine Ergebnisse modifiziert und eingeschränkt worden, dies schmälert aber

das wesentliche Verdienst des Buches nicht, uns das Verständnis der epirrhematischen Komposition erschlossen zu haben.

Von der Erforschung der Kompositionsweise war die Frage nicht zu trennen, von wem und wie die einzelnen Glieder der Dichtung vorgetragen wurden. Davon handelt Zielinski im zweiten Teile seiner Schrift („Das Moment der Choreutik“) in den Abschnitten I („Die Antichorie“ S. 249—287) und II („Die Vortragsweise“ S. 288—314). Er nimmt durchgehende Teilung des komischen Chors in Halbchöre an, ja er erklärt aus der Notwendigkeit dieser Teilung die Anzahl der Choreuten. Zwölf ist die Grundzahl des tragischen Chors, der vorwiegend in seiner Gesamtheit wirkte; es wird dies die Zahl gewesen sein, welche den Griechen zu einem vollen Chorgesange notwendig erschien (S. 274). Dazu nehme man die einleuchtende Vermutung Lettners (121), daß die anstrengenden komischen Tänze, welche noch bei Aristophanes von den Sängern selbst exekutiert wurden, zur Antichorie geführt haben. Man verdoppelte den Zwölferchor, um immer die eine Hälfte ausruhen lassen zu können. Bezüglich des Einzelvortrags der Choreuten weist Z. die weitgehenden Spekulationen R. Arnoldts zurück. Einzelvortrag ist dort gesichert, wo in der Responsion für den Chor ein Schauspieler eintreten kann. Denn der Gesamtchor kann nie durch einen Schauspieler abgelöst werden. Daher werden die Oden in der Regel vom Chor, die Epirrhemen von einzelnen Choreuten vorgetragen, und wo der Chor im Dialog redet, thut er es durch einen Choreuten. Unter den Einzelchoreuten sind aber der Chorführer und (bei Antichorie) der Führer des zweiten Halbchors zu verstehen. Doppelte Antichorie wird in der „Lysistrate“ nachgewiesen. In den letzten Stücken des Aristophanes verschwindet die Antichorie, die gesanglichen Leistungen des Chors gehen zurück. Im „Plutos“ ist nur mehr der Koryphaios Sänger, die übrigen Choreuten sind bloß Tänzer.

Beiläufig bemerkt empfiehlt sich der von Z. angenommene Sprachgebrauch, „Antichorie“ bei Chorteilung, „Dichorie“ bei Doppelchor (Hinzutreten eines Nebenchors) zu sagen. Dichorie ist in der Tragödie nicht selten. Über den Chor der Dienerinnen in Aesch. Suppl. handelt Todt (122), der ihn schon zu Anfang mit einziehen lassen will (S. 48 ff.). Richtig ist, daß während des Stückes kein Anzeichen eines Einzuges zu finden ist; andererseits aber ergiebt sich erst ganz am Schluß eine Verwendung für ihn. Er kann ebenso wie die προπομποί in Aesch. Eum. kurz vor dem Zeitpunkt erschienen sein, wo er als anwesend erwähnt wird, nämlich während der Anapäste, welche der Anrede an ihn vorausgehen.

Was nun die Chorteilung in der Tragödie anlangt, so ist nach Zielinski der tragische Chor im Vergleich zum komischen ohnehin

schon ein Halbchor und deshalb die Antichorie beim letzteren die Regel, beim ersteren mindestens die Ausnahme. So richtig aber die Beobachtung im allgemeinen sein mag, daß der Zwölferchor sozusagen die chorische Einheit darstellt, so kann man doch auf weitere Unterabteilungen für den musikalischen Vortrag der Chorlieder nicht verzichten. Freilich wird man nicht mehr überall da, wo einem Strophenpaar eine Epode folgt, das erstere unter Halbchöre verteilen; denn die Folge von Strophe, Antistrophe und Epode deutet an und für sich nicht einen Wechsel in der Person der Vortragenden an, sondern hat nur orchestische oder melodische Bedeutung. Dagegen ist der Stoichos als kleinere chorische Einheit vielfach anzunehmen, und die nächst größere Einheit, der Halbchor, ist keineswegs zu eliminieren, mag auch seine Bedeutung sehr übertrieben worden sein. Sehr wichtig und lesenswert ist in dieser Sache der Aufsatz von N. Wecklein, Über die Technik und den Vortrag der Chorgesänge des Äschylus, Jahrb. f. Philol. XIII. Supplb. (1884) 213—238, trotz zweifelhafter Aufstellungen im einzelnen. Er hat vor allem das Prinzip zur Geltung gebracht: „Wer die Strophe singt, singt in der Regel auch die Antistrophe." Es können also nur verschiedene Strophenpaare unter Halbchöre verteilt werden. Ferner fand W. einen sicheren Anhaltspunkt für die Zuteilung von Chorpartien in den Ephymnien. Wo der Gesamtchor nach verschiedenen Strophen mit gleichem Refrain einfällt, ist sicher das Vorhergehende nur von Teilen des Chores gesungen worden. Hierbei ergiebt sich eine häufige Verwendung der Stoichoi bei Aischylos, eine gelegentliche der Halbchöre. Einen Gewinn bedeutet endlich auch die Erkenntnis, daß Gesang von mehreren Einzelchoreuten nur in nichtantistrophischen Partien anzunehmen ist. Die Verwendung aller 12 Choreuten zum Sologesang ist sehr beschränkt (bei Äsch. nur Sept. 78—108 und vielleicht Suppl. 825—835), auch sonst ist außer dem Koryphaios nur ausnahmsweise der andere Halbchorführer heranzuziehen.

Die tüchtige Arbeit Maurys (123), welche in diesem Jahresbericht bereits von Wecklein (LXXXVIII[96] 63) besprochen ist, zeigt, daß der Verfasser gerade aus dem letztgenannten Aufsatz dieses Gelehrten viel gelernt hat. In Einzelheiten weicht sie von ihm ab, zum Teil mit Glück. Die Untersuchung nimmt die einzelnen Dramen der Reihe nach vor, unter Weglassung des Noli me tangere - Prometheus. Die früher aufgestellten Ansichten sind sorgfältig registriert. M. erkennt wohl, wo Inhalt und Stimmung eines Chorliedes den Vortrag durch die Gesamtheit fordern, geht aber im übrigen in der Verteilung an kleinere Einheiten weiter als Wecklein. Die Zahl der Strophenpaare ist auch ihm der Schlüssel für die Wahl dieser Einheiten; bei Aischylos über-

wiegt daher die Wirksamkeit der Stoichoi, weil die Dreizahl von Strophenpaaren häufig ist. Daneben verwendet aber M. bei zwei Strophenpaaren öfters auch die vier Zyga, wobei ohne Notwendigkeit Strophe und Antistrophe an verschiedene Sänger verteilt werden. Nach Weckleins Prinzip weist die Zweizahl der Strophenpaare vielmehr auf Halbchöre, weshalb diese Art der Chorteilung in der euripideischen Epoche des Dramas öfters angenommen werden kann. Bedenken haben wir auch gegen die Verwendung der drei Stoichosführer für den Einzelvortrag wegen der Stellung des Koryphaios in der Mitte seines Stoichos. Wo soll man sich die beiden anderen Stoichosführer aufgestellt denken? Der Standplatz des Koryphaios — wenn er richtig überliefert ist — qualifiziert ihn bei 15 Choreuten nur als Führer des Gesamtchors, bei 12 sehr wohl auch als Halbchorführer, aber wenig als Stoichosführer. Eine Ausnahme bilden vielleicht die „Eumeniden“, wenn die Vermutung richtig ist, daß hier die drei von der Mythologie geforderten Erinyen aus dem Schwarm der übrigen hervortraten.

Von den größeren Werken, die sich mit diesem Kapitel zu beschäftigen hatten, ist Haigh A. T. vorsichtig und im allgemeinen zuverlässig, mengt jedoch verschiedenartige Einzelbeispiele zusammen. Von Zielinski ist er sowohl in bezug auf die choreutische wie die musikalische Vortragsweise allzuwenig beeinflußt. Daß die anapästischen Systeme der älteren Parodoi nicht vom Koryphaios, sondern vom Gesamtchor vorgetragen wurden, ist sicher unrichtig. Navarre ist in der einschlägigen Partie etwas dürftig. Am tiefsten geht Öhmichen BW. §§ 75—80, dessen Darstellung sich durch Selbständigkeit auszeichnet. Wir heben Folgendes daraus hervor. 1. Scheidung zwischen Stasimastellung und Epeisodienstellung des tragischen Chors. Nur für die letztere wird die Teilung in Halbchöre angenommen. Diese ist übrigens nicht bezeugt, sondern durch Vernunftgründe erschlossen. Das ἀντιπρόσωπον ἀλλήλοις στάντες Hephaest. p. 71 ist für die Antichorie in der Komödie sehr günstig, für die Chorstellung in der Tragödie nicht verwendbar! 2. Entsprechende Scheidung zwischen dem Vortrag der Stasima und dem epeisodischen Zwischenvortrag, bezw. dem gemischten Vortrag. Gegen die Chorteilung in den Stasima verhält sich Ö. ablehnend. 3. Gegen die Verwendung aller Choreuten im Einzelgesang, weil nicht alle gute Solisten sein konnten. (In Sprechpartien kommen manchmal alle Choreuten nacheinander zu Wort.) 4. Getrennte Betrachtung der chorischen und der gemischten Parodos. Bei der zweiten Art Chorteilung häufig. 5. Einen Rückschritt gegenüber Zielinski scheint es uns zu bedeuten, daß Ö. die durchgehende Antichorie in der Komödie nicht annimmt.

Als Einzelbeitrag zur Verteilung der Chorpartien registrieren wir

124. Jos. Riha, Über den Vortrag der chorischen Partien in der sophokleischen Tragödie „Ödipus auf Kolonos“ (czechisch). Progr. d. slav. Communal-Real-Gymn. Prag 1887.

Nach der Inhaltsangabe ZöG. XXXIX[89] 1046 f. zu schließen, ist durch die Abhandlung wenig gewonnen. Nur das negative Ergebnis ist beifallswürdig, daß Muffs Verteilung der kommatischen Parodos unter die einzelnen Choreuten aller drei Stoichoi unrichtig sei. Nicht weniger willkürlich als diese aber ist es, wenn der Verfasser in dem einen Abschnitt eines Epeisodions den Chorführer den Dialog besorgen läßt, im zweiten den einen Parastaten, im dritten den anderen Parastaten.

Nach B. Arnold (116) und A. Müller, welche hauptsächlich auf Christ, die Parakataloge im griech. und röm. Drama, Abh. bayr. Ak. XIII 3 (1875) fußen, gab es drei Vortragsweisen im griechischen Drama: Gesang (μέλος), Melodram (παρακαταλογή) und Deklamation. Zielinski hat diese Zahl um eine bis zwei Arten vermehrt, indem er Kunstgesang, gesungenes Recitativ (was ist das?), Recitativ (auch unbegleitete Recitative kommen vor, z. B. das Wecklied Av. 209 ff.), Melodram und ψιλὴ λέξις unterscheidet, und die παρακαταλογή bestimmt als „begleitetes Recitativ“ erklärt. Nun ist es nicht so einfach, die verschiedenen Metra auf die verschiedenen Vortragsweisen zu verteilen, da von den μέλη zu den ἔπη „eine ununterbrochene Leiter führt“ (S. 291) und einige Metra, welche Z. ionische Strophen nennt (synkopierte Tetrameter, päonische Tetrameter, auch die Eupolideen gehören dazu), in verschiedener Verwendung vorkommen, nämlich in Oden sowohl wie in Epirrhemen. Z. nimmt dagegen zweierlei als sicher an: 1. daß die Verschiedenheit des Vortrags mit der Verschiedenheit der metrischen Behandlung (eines und desselben Versmaßes) in inniger Verbindung steht, 2. daß entsprechend der Bedeutung der Wörter „Ode“ und „Epirrhema“ letzteres hinsichtlich der Vortragsweise mindestens eine Stufe unter der ersteren steht. Die zweite dieser Voraussetzungen ist unbedingt richtig, und auch die erste wäre einleuchtend, wenn sie nicht zu dem unhaltbaren Schluß führte, der tragische Trimeter sei — wenigstens bis Anfang des peloponnesischen Krieges — recitativisch vorgetragen worden. Vom Trimeter abgesehen, können wir nicht wie Lettner (121) finden, daß Z. die musikalische Behandlung der Verse durchgehends zu hoch angesetzt habe, wenn er für die Oden im allgemeinen Kunstgesang oder gesungenes (= dem Melos sich näherndes?) Recitativ, für die Epirrhemen im allgemeinen Recitativ oder melodramatischen Vortrag annimmt. Warum das Epirrhema der Wespenparodos 259 ff. allein von allen mit synkopiertem tetrametrischen Rhythmus eines höheren Ranges teilhaftig werden soll (S. 304 f.), wird

nicht aufgeklärt. Ein Irrtum war es, den melodramatischen Vortrag der agonischen Epirrhemen mit Tanzbegleitung in Verbindung zu bringen. Lettner führt richtig aus, daß ein Kriterium für begleitende orchestische Evolutionen oder deren Fehlen die bestimmte oder beliebige Zahl der Tetrameter bildet. Die Epirrhemen der Agone hatten keine Tanzbegleitung und waren dementsprechend auch nicht an die eurhythmischen Verszahlen gebunden. Nur durch die bedenkliche Annahme größerer Pausen konnte sie Z. seiner Perikopentheorie gefügig machen.

Öhmichen (BW. § 74) entscheidet sich über die Zahl der Vortragsarten, die zwischen Gesang und Deklamation in der Mitte liegen, nicht, sondern bezeichnet sie kollektiv mit παρακαταλογή. Auch weist er die gelegentliche Verwendung der Kithara als Begleitinstrument wohl mit Unrecht vollständig ab. Die Flötenbegleitung für den tragischen Trimeter bekämpft er dagegen zu unserer lebhaften Befriedigung, weil die ununterbrochene musikalische Begleitung eines Dramas für den einen Flötenspieler eine unmögliche Leistung wäre.

Die Deutung, welche

125. Fr. Kaehler, Aristophanea. Comment. in hon. O. Ribbeckii Leipzig 1888 517 ff.

den vier einzeln auftretenden Vögeln in Aristoph. Av. 267 ff. geben will, welche nicht zum Chor zu gehören scheinen, beruht auf einer für uns unannehmbaren Vorstellung von Bühne und Orchestra, und es interessiert uns hier nur die Feststellung, daß sie keine Musiker sein können (gegen Wieseler), weil das griechische Drama nur einen Flötenspieler kennt (der stellt in diesem Falle die Nachtigall vor).

126. O. Crusius, Stesichoros und die epodische Komposition in der griechischen Lyrik. Comment. in hon. O. Ribbeckii Leipzig 1888 1—22.

127. H. Müller, Der Reigen der alten Griechen, insbes. in der Tragödie und bei Sophokles. Monatsschr. für Turnwesen VI (1887) 4—9. 37—45.

128. K. Sittl, Die Gebärden der Griechen und Römer. Leipzig 1890. Kap. XI Schauspieler und Redner 199—211.

Was über den Tanz im griechischen Drama zu sagen ist, findet sich bei B. Arnold (116) und in den Handbüchern, am ausführlichsten bei A. Müller und Öhmichen. Details wissen wir bekanntlich darüber nicht. Doch werden von Zeit zu Zeit immer wieder Versuche gemacht, aus den Metren Schlüsse auf die gleichzeitigen Tanzbewegungen zu ziehen, was ungefähr ebenso aussichtsvoll ist als die Rekonstruktion der verlorenen Musik zu den erhaltenen Liedertexten. Um richtig über

den dramatischen Tanz der Griechen zu urteilen, muß man vor allem den stark mimetischen Charakter desselben im Auge behalten und sich die orchestische Begleitung der meisten Lieder nicht als lebhafte Tanzbewegung, sondern als Tanzschritt (Reigen) denken. Mit der letzteren Art ist auch der Begriff der ἐμμέλεια in Verbindung zu bringen, während derselbe wohl auf das lebhaft getanzte Lied, das ὑπόρχημα, keine Anwendung findet. Als Hyporchemata werden z. B. die Lieder Soph. Ai. 693 ff., Ant. 1115 ff., Trach 205 ff. anerkannt. Die Stasima sind natürlich keine im Stillstehen gesungenen Lieder, sondern ausnahmslos Lieder mit begleitender Orchestik, mag daran auch entsprechend der Eigentümlichkeit der griechischen ὄρχησις, die nicht nur aus φοραί, sondern zugleich aus σχήματα und δείξεις bestand (Plut. Symp. 747 B), die Bewegung der Füße einen noch so geringen Anteil gehabt haben.

An den Bezeichnungen στροφή und ἀντίστροφος selbst glaubte man bisher einen festen Anhalt für die Grundform der Evolutionen zu haben, die der Chor während der Stasima ausführte. Nach Schol. Eur. Hec. 640 soll er während der Strophe eine Wendung nach rechts, während der Antistrophe eine Wendung nach links ausgeführt, die Epode aber stehend gesungen haben. Nun lassen aber die t. t. στροφή und ἀντίστροφος außer einer choreutischen auch eine musikalische Deutung zu. Diese vertritt Crusius (126). (Ungenau referiert Öhmichen BW. S. 295.) Sie verdient den Vorzug, weil bei der choreutischen die ἐπῳδός nicht zu ihrem Rechte kommt. Cr. hat in einer etwas weitgehenden Anwendung des richtigen Grundsatzes „Mitgefangen, mitgehangen“ dem oben erwähnten Scholion bezüglich der Bewegungen des Chors die Glaubwürdigkeit abgesprochen. Es gehört nämlich zu einer größeren Gruppe von Exzerpten, die auf Klaudios Ptolemaios zurückgehen und die Nachricht über die Evolutionen des Chors mit ebenso tiefsinnigen als wertlosen kosmischen Vergleichen verquicken. Wir glauben, daß wegen dieser Verquickung die thatsächlichen Angaben nicht falsch zu sein brauchen. Aber das ist noch nicht hinreichend betont worden, daß sie sich in den ausführlicheren Repliken jenes Ptolemaiosfragments auf die Evolutionen eines kyklischen Chores beziehen. Zu der gleichen Gruppe von Notizen rechnet Cr. das Schol. Aristoph. Nub. 563 τοῦτο . . . στροφὴ ὀνομάζεται, διὰ τὸ στροφήν τινα ποιεῖσθαι τὸν χορὸν ἀπὸ τοῦ πρὸς τοὺς θεατὰς ὁρᾶν καὶ ᾄδειν, εἰς ἕτερον ἀφορῶντα μέρος. Daß der Name von einer Chorwendung bei der Parabase herkomme, ist natürlich falsch. Daß aber bei der Parabase eine solche Chorwendung vorkam, könnte der Scholiast deswegen doch gewußt haben. Müssen doch wir selbst eine solche annehmen, auch ohne sein Zeugnis, wenn wir für den zweiten Teil der Parabase Antichorie und Halbchorstellung voraussetzen.

Chortanz während des Vortrags eines Schauspielers, wie er nach Schol. Aristoph. Nub. 1352 in den Epirrhemen der Agone üblich gewesen sein soll, ist höchst unwahrscheinlich (Öhmichen BW. S. 293 f.). Die Nachricht kann nur dadurch gehalten werden, daß man den Begriff der ὄρχησις hier möglichst weit ausdehnt und bloß mehr Gebärdensprache darunter versteht.

Es ist möglich, durch Zählen der Takte die vom Chor zu machenden Schritte zu berechnen; dies ist aber auch alles; wir wissen noch nicht einmal die Länge der Schritte, geschweige denn etwas Näheres über Tempo und Pausen. Das praktische Ergebnis einer solchen Berechnung, wie sie H. Müller (127), nach einem sorgfältigen Überblick über die Taktarten der griechischen Chorlieder, für einige Dramen des Sophokles (Parodoi von Ai., Ant., O. R. und O. C. 668 ff.) angestellt hat, ist also ziemlich deprimierend. Ein Aufsatz über den dramatischen Tanz von Adam. J. Adamantiu Παρνασσός 1894 551—560 enthält nichts Neues.

Über die Mimik der griechischen Schauspieler findet man einiges bei Sittl (128), mehr bei Öhmichen BW. S. 289—292, welcher die Hauptquelle, Quint. XI, gerade für unseren Zweck systematisch ausgebeutet hat. Er geht der antiken Einteilung in σχήματα und δείξεις nach und führt aus, daß die szenische Gebärdensprache sich naturgemäß an die Gebärdensprache des Volkes anschloß, aber auch wieder von ihr abweichen mußte, weil die Körperbewegung auf der Bühne einerseits eine plastische, andererseits eine rhythmische Kunst war. Was ferner das Drama von der Sprache des gewöhnlichen Lebens entfernte, war die Typik seiner Charaktere.

In diesen Abschnitt gehört auch noch die Verteilung der Schauspielerrollen. Hierzu haben wir zu verzeichnen eine Spezialuntersuchung zu einem Drama:

129. A. Bischoff, Die Rollenverteilung in den Bakchen des Euripides. Abhandlungen für W. v. Christ (München 1892) 409—413,

worin Dionysos als Protagonistenrolle erwiesen ist, und ein paar Aufsätze über die Schauspielerzahl bei Aischylos. Unter diesen ragt durch Feinsinnigkeit hervor

130. M. Croiset, Le second acteur chez Eschyle. Mémoires prés. à l'Acad. des Inscr. et des B.-L. X (1893) 193—215.

Die zweiten Rollen, welche Aischylos erfunden hat, entwickelten sich von schüchternen Anfängen zu immer größerer Bedeutung. Zunächst ist der 2. Schauspieler noch mehr im Verkehr mit dem Chor als mit dem 1. Schauspieler (Suppl.), er hat noch keine Singrolle (Pers.). Die zunehmende Wichtigkeit der zweiten Rollen zeigt sich in den folgenden Stücken, besonders in der wirkungsvollen Partie der Io im Prom.

In der Orestie ist die Vollendung erreicht, der Deuteragonist in hochpathetischen und völlig selbständigen Rollen verwendet. Zugleich hat Aischylos gegen das Ende seiner Laufbahn noch die Neuerung des Sophokles, den 3. Schauspieler, mit benützt. Aber auch dieser entsprang nicht gleich vollständig gerüstet aus dem Kopfe eines Dichters, wie P. Girard sich ausdrückt (Deux passages d'Eschyle, Rev. phil. XX [96] 1—11), man begann nicht mit der Konzeption von Szenen zwischen 3 sprechenden Personen, sondern verwandte zunächst den Tritagonisten nur aushülfsweise und für kurze Zeit. Dies war der Fall am Schluß der Sept., falls derselbe echt ist (nach H. Weil, Traces de remaniements dans les drames d'Eschyle, Rev. des Ét. gr. I [88] 7—26 ist er nicht aichyleisch), und nach der Meinung einiger Gelehrten im Beginn des Prom. Dort hat man sich nicht einmal an der Annahme von drei Schauspielern genügen lassen, wie folgende Polemik zeigt:

131. J. Oberdick, Zum Prometheus des Äschylus. WfklPh. VII [90] 445 f.

132. B. Todt, Vier Schauspieler im Prometheus des Äschylos? WfklPh. VII [90] 930—934.

Oberdick will die Βία im Prolog des Prom. zu einer sprechenden Person machen. Die Vierzahl der Schauspieler ist ihm einer der Beweise dafür, daß uns ein umgearbeiteter Prometheus aus der Sophistenzeit vorliegt. Die Beweise für die letztere Hypothese, für die vieles spricht, müssen indes anderswoher geholt werden. Βία ist ein κωφὸν πρόσωπον. Es bleiben 3 Schauspieler, Prometheus, Hephaistos und Kratos. Aber sogar der dritte fällt noch weg, wenn der Darsteller des Titanen nicht sichtbar, sondern durch eine Puppe vertreten war. Dann spielte nämlich der Protagonist zuerst den Hephaistos und dann den Prometheus, und es gehörte das Stück zu der älteren Gruppe der Dramen, in der kein 3. Schauspieler vorkommt. Die Darstellung des gefesselten Prometheus durch eine Puppe ist von Todt ausführlich begründet, und soviel ich sehe, ist seine Ansicht jetzt die herrschende. Doch ist die Frage noch offen und wurde bis in die letzten Jahre diskutiert (Bethe gegen, Robert für die Puppe). Der beste Beweis gegen die Puppe ist, daß man sie im Προμηθεὺς λυόμενος nicht brauchen kann, weil dort der Titan am Schluß gelöst wird.

Die Rollenverteilung in allen erhaltenen Tragödien finden wir recht bequem zusammengestellt bei Navarre Dionysos S. 227—229. Diese Liste ist mit wenigen berichtigenden Zusätzen aus dem hervorragenden Werke von

133. A. et M. Croiset, Histoire de la littérature grecque. T. III (par M. Cr.), Paris 1891

exzerpiert, welches wir bei dieser Gelegenheit erwähnen möchten, weil in ihm der Darlegung der Theaterverhältnisse ein breiterer Raum gewidmet ist als in anderen Litteraturgeschichten. Auf die bei Cr. gegebene Rollenverteilung, welche ja meist nur eine von mehreren Möglichkeiten darstellt, soll hier nicht im einzelnen eingegangen werden. Die Divergenzen bieten nur dann ein größeres Interesse, wenn sie sich auf die Hauptrollen beziehen; so z. B. im „Agamemnon", wo Cr. schon in dem genannten Aufsatz (130) unter Berücksichtigung des Unterschiedes zwischen Singrolle und Sprechrolle die Klytämestra dem Protagonisten, die Kassandra dem Deuteragonisten und den Agamemnon dem Tritagonisten giebt. Über das beste Arrangement im „Aias" s. Robert, die Szenerie des Aias etc. Herm. XXXI [96] 531 ff. Das dort empfohlene steht auch in der Weckleinschen Schulausgabe. Die Nebenrollen lassen nicht nur größtenteils eine sehr verschiedene Verteilung zu, sondern sind auch sicher bei den einzelnen Aufführungen sehr verschieden verteilt worden (Navarre Dion. S. 226). Eine Annahme, welche die Frage des Geschmacks und der Illusion sehr wesentlich berührt, ist die, daß bei Aufführung eines griechischen Dramas jemals eine Rolle unter zwei oder drei Schauspieler verteilt worden sei (Soph. O. C.), gegen welche Pressung des Dreischauspielergesetzes aber jedenfalls auch hier wieder vergeblich protestiert werden wird.

VIII.

Verwaltung des Bühnenwesens.

(74.) U. v. Wilamowitz, Die Bühne des Aischylos. Herm. XXI [86] 597—622.

(6.) A. Müller, Die neueren Arbeiten auf dem Gebiete des griechischen Bühnenwesens. Göttingen 1891.

134. E. Petersen, Scaenica. Wiener Studien VII (1885) (vgl. No. 70 und 14). III. Corp. inscr. graec. I 229 und 230, S. 181—189.

135. H. Lipsius, Nachträge zu den Bemerkungen über die dramatische Choregie. S.-Ber. sächs. Ak. 1887 278—282.

136. G. Öhmichen, Über die Anfänge der dramatischen Wettkämpfe in Athen. S.-Ber. bayr. Ak. 1889 103—168.

137. H. Freericks, Eine Neuerung des Sophocles. Comment. in hon. O. Ribbeckii Leipzig 1888 203—215.

138. N. Wecklein, Über eine Trilogie des Äschylos und über die Trilogie überhaupt. S.-Ber. bayr. Ak. 1891 327 ff. 2. 368—385.

139. J. Girard, „Dionysia" Daremberg et Saglio Dict. des ant. II, 1 (1892) 230—246.

140. A. T. S. Goodrick, On certain difficulties with regard to the Greek tetralogy. Journal of Philol. XIV[85] 133—144.

141. A. E. Haigh, On the trilogy and tetralogy in the Greek drama. Journal of Philol. XV[86] 257—279.

In Athen gab es zweimal im Jahre einen offiziellen dramatischen Agon; der eine war der Agon an dem großen Frühjahrsfeste, den Διονύσια τὰ ἐν ἄστει, der andere der Agon ἐπὶ Ληναίῳ. Dieser letztere Titel bezeichnet den Ort der Festfeier, die also beim Lenaion oder Kelterplatz stattfand. Daß das Lenaion ein anderer Platz sein müsse als der Schauplatz der großen Dionysien, sah man erst spät ein. Wilamowitz hat dies in dem mehrfach erwähnten Aufsatze „Die Bühne des Aischylos" Herm. XXI[86] 617 klar ausgesprochen. Öhmichen (136, II. Limnai, Lenaeon 122—140) ist nochmal auf die frühere Ansicht zurückgekommen, wonach Lenaion und Theaterbezirk identisch sind, die aber nach der Kenntnis, welche wir jetzt vom Theaterbezirk haben, ganz unhaltbar ist. Ö. war in dem Irrtum befangen, daß die beiden Tempel im Theaterbezirk zwei verschiedenen Dionysoi gehörten, dem Eleuthereus und dem Lenaios, daß das steinerne Theater bereits im Anfang des 5. Jahrh. erbaut worden (Suid. s. v. Πρατίνας) und daß es an derselben Stelle errichtet sei, wo vorher der Lenäenagon stattfand, was weder in der Suidasstelle vom Einsturz der ἴκρια steht noch in der andern Gruppe der Nachrichten mit der Phrase πρὶν τὸ (oder πρὸ τοῦ) θέατρον οἰκοδομηθῆναι, Hesych. ἐπὶ Ληναίῳ ἀγών, Phot. Λήναιον, Bekker anecd. 278 Λήναιον.

Der Bezirk am Südostfuß der Akropolis, an welchen sich das lykurgische Theater anschloß, war dem Dionysos Eleuthereus geweiht. Die beiden Tempel daselbst, der ältere aus dem 6. Jahrh., der jüngere aus der Zeit um 400, gehörten diesem Gotte. Ihm wurden die Διονύσια τὰ ἐν ἄστει gefeiert. Also muß derjenige Dionysos, dem die Lenäen galten, seinen Sitz anderswo gehabt haben. Wenn wir über die Lage des Lenaion Kunde haben, so ist sie aus den ἴκρια-Glossen (Hesych. Phot. ἴκρια, Eustath. zu γ 350) zu gewinnen. Diese haben die Formel „vor dem Bau des Theaters" wie die oben erwähnten zu Λήναιον, dürfen also wohl mit jenen verbunden werden, und zwei davon (Phot. Eustath.) sagen, die ἴκρια seien ἐν τῇ ἀγορᾷ gewesen. (Vgl. E. Maaß de Lenaeo et Delphinio Greifswald 1891. W. Dörpfeld, Die Ausgrabungen am Westabhange der Akropolis II Athen. Mitt. XX[95] 38 ff.)

Wer in dem Ausdrucke Διονύσια τὰ ἐπὶ Ληναίῳ keinen örtlichen Gegensatz gegen die andern Dionysosfeste sieht, täuscht sich selbst.

Freilich müssen wir, wenn wir aufrichtig sein wollen, sagen: Zu Διονύσια τὰ ἐν ἄστει giebt es nur einen strikten Gegensatz, nämlich Δ. τὰ κατ' ἀγρούς. Die Δ. τὰ ἐν Λίμναις könnten einen ebenso strikten örtlichen Gegensatz bilden, falls der Bezirk in den Λίμναι vorstädtisch war. Wir können das nicht glauben, da er nach der bekannten Stelle Thuc. II 15 so nahe dem ältesten Kern der Stadt lag, und können nicht zugeben, daß dies lediglich aus den Bezeichnungen der beiden Feste geschlossen werde (Öhmichen). Nach Wilamowitz nun sind Lenaion und Limnai identisch. Dies läßt sich nicht ganz sicher nachweisen. Denn Hesych. Λίμναι· ἐν Ἀθήναις τόπος ἀνειμένος Διονύσῳ, ὅπου τὰ Λήναια ἤγετο ist nicht unbedingt zuverlässig, weil bei der Verkürzung der Vorlage (vgl. Schol. Aristoph. Ran. 216) eine Verwechselung des Διόνυσος Λιμναῖος mit dem Ληναῖος passiert sein könnte, wie sie bei Schol. Aristoph. Ach. 960 (vgl. Athen. X 437 C) zu vermuten ist (Öhmichen). Aber die Zusammengehörigkeit von Lenaion und Limnai wäre in dem Grade wahrscheinlich, als das Zusammenfallen der beiden Feste, die den Bezirken entsprechen, der Lenäen und Anthesterien, erwiesen werden könnte. Der Froschgesang Aristoph. Ran. 211 ff. spricht nicht dagegen, weil er auch anders erklärt werden kann (Fritzsche Ausg. Zürich 1845 z. d. St.). Die Gilbertsche Ansicht, daß die Lenäen kein eigenes Fest, sondern der szenische Teil der Anthesterien, diese aber nichts anderes als die ländlichen Dionysien des Gaues Athen gewesen seien, ist anläßlich der topographischen Forschungen nach dem Dionysion ἐν Λίμναις und der Ausgrabungen am Areopag wieder aktuell geworden. Dörpfeld hat sie acceptiert, und J. Pickard (Dionysos ἐν Λίμναις AJA. VIII[93] 56—82) und der Referent (Enneakrunos und Lenaion BlfbGW. 1895 209—226) haben sie vertreten. Diese Hypothese würde unsere Vorstellungen vom attischen Dionysosdienst wesentlich klären; wir hätten zwei Dionysoi in Athen, zwei Festlokale, zwei Feste, zwei Agone. Doch stehen ihr verschiedene Schwierigkeiten entgegen, und sie hat wenig Beifall gefunden. Limnai und Lenaion nicht zu trennen raten aber auch die topographischen Forschungsergebnisse der letzten Jahre. Das Dionysion ἐν Λίμναις ist wohl sicher in der Einsenkung zwischen Areopag und Pnyxhügel gefunden, zugleich mit den Keltern, auf die uns der Name Λήναιον hinweist. Nur der Platz der Aufführungen selbst (ἐπὶ Ληναίῳ) wäre irgendwo in der Nachbarschaft noch zu suchen. Doch das führt uns zu weit vom Bühnenwesen ab.

Ob die Agone an den Lenäen älter sind oder die an den großen Dionysien, hängt wesentlich davon ab, ob die Dionysien bei der Erfindung der Tragödie schon bestanden. Nach einer früheren Ansicht (A. Mommsen Heortologie, O. Ribbeck Dionysoskultus, Kiel 1869, A. Müller, Öhmichen) wäre das große Fest erst nach den Perserkriegen

gegründet. In diesem Falle ist die Tragödie an den Lenäen entstanden, dann auf die großen Dionysien übergegangen, während wir von Aufführungen an den Lenäen lange nichts mehr hören, endlich zur Zeit des Agathon auch an den Lenäen wieder zugelassen. Nach Wilamowitz ist das Fest des Dionysos Eleuthereus eine vorpeisistratische Gründung und hat zunächst allein szenische Agone gehabt. Diese Auffassung verdient den Vorzug, nicht bloß weil nach der parischen Marmorchronik Thespis seine erste Tragödie ἐν ἄστει aufführte, sondern auch weil damit die Unwahrscheinlichkeit wegfällt, daß die Lenäen zuerst Agone gehabt, dann aber dieselben verloren und zuletzt sie wiederbekommen hätten. Deshalb ist auch A. Müller seither (die neueren Arbeiten S. 81) der Ansicht von Wilamowitz beigetreten. Es ist also anzunehmen, daß die Lenäen mit der Entstehung der Tragödie nichts zu thun haben, sondern erst mit dem Wachsen der dramatischen Produktion im 5. Jahrh. (vor 420) daran Anteil erhielten. Die Priorität gebührt den Lenäen dagegen vielleicht bezüglich der Komödie, weil diese erst spät bei den großen Dionysien zugelassen und auch nachher noch an den Lenäen mehr begünstigt wurde (Öhmichen S. 156 f.). Einer der ältesten Dichter der Komödie, Magnes, hat bereits an den Lenäen 11 Siege errungen (CIA II 977i), Chionides begann nach Suidas Stücke aufzuführen 8 Jahre vor den Perserkriegen, also sicher noch nicht an den großen Dionysien (s. u.). Die verschiedene Reihenfolge der Agone in den Festordnungen der Dionysien und der Lenäen (Dem. Mid. 10) ist dann auch nicht so zu erklären, wie Öhmichen (S. 150) will, daß das Programm der Dionysien auf einmal entstanden, dagegen an das Programm der Lenäen die später hinzugekommene Komödie hinten angesetzt sei; sondern in beiden Festordnungen ist die später hinzugekommene Gattung vor dem Hauptagon eingeschoben, bei den Dionysien die Komödie, bei den Lenäen die Tragödie (A. Müller, Die neueren Arbeiten S. 89).

Soweit unsere Kenntnis der Festordnung bei den dionysischen Agonen in letzter Zeit bereichert worden ist, verdanken wir es hauptsächlich den wichtigen Inschriften, die teils erst gefunden, teils im II. Bande des CIA (II, 2 1883, 3 1888) vereinigt wurden. Wir haben zwei große Gruppen derselben zu unterscheiden, choregische Weihinschriften und Siegerlisten. Die letzteren sind wieder verschiedener Art, nämlich

1. ein Verzeichnis sämtlicher Sieger an den großen Dionysien (Knabenchor, Männerchor, Komödie, Tragödie) CIA II 971 a—e IV 971 f (zuerst publiziert 'Εφ. ἀρχ. 1886 268 f.) g (= S.-Ber. Berl. Ak. 1887 1069) h (= 'Εφ. ἀρχ. 1887 23). Die verschiedenen Fragmente verteilen sich auf die Zeit von ca. 467—328.

2. Didaskalien des tragischen Agons an den großen Dionysien

CIA II 973 aus den Jahren 342/1 ff., des komischen Agons an demselben Feste CIA II 975 aus der 1. Hälfte des 2. Jahrh., des tragischen und komischen Agons an den Lenäen in getrennten Kolumnen von CIA II 972, und zwar die linke Kolumne (Komödien) aus den J. 355/4 f. und die rechte (Tragödien) aus den J. 421/0 ff.

3. Tragiker-, Komiker- und Schauspielerlisten mit der Anzahl ihrer Siege an einem der Feste CIA II 977a—z; a'—d' IV 977e'—g'.

Einen guten Überblick über diese Kategorie von Inschriften und einen Abdruck der nicht allzu verstümmelten Fragmente giebt O. Navarre Dionysos S. 256--263 und Anhang C — E. Als eine weitere Gattung kommt dazu

4. ein Katalog komischer Dichter und ihrer Erfolge, letztere geordnet nach dem Rang, welchen die Stücke bei der Preisbewerbung erhielten, CIG I 229. 230. Die beiden leider sehr verstümmelten Fragmente sind nicht nur schon lange bekannt, sondern auch schon oft behandelt, aber erst von E. Petersen (134) wirklich erklärt worden. Eine eigentliche Ergänzung ist nicht möglich, aber zu erkennen ist, daß die Liste enthalten hat 1. den Dichter, 2. den Platz, den er erhielt (ἐνίκα, ($\overline{\mathrm{B}}$,) $\overline{\Gamma}$, $\overline{\Delta}$, $\overline{\mathrm{E}}$), 3. das Fest (solange nicht von neuem ein Fest genannt wird, ist das zuletzt aufgeführte zu verstehen), 4. den Archon, 5. das Stück im Dativ, ein paarmal mit dem Zusatz κωμῳδίᾳ, einmal mit der Bemerkung αὗται μόναι σῴζονται. Die Inschrift setzt uns in nicht geringe Verlegenheit, weil sie in einem vorläufig noch ungelösten Widerspruch zu der litterarischen Überlieferung steht. In den erhaltenen Didaskalien der Aristophanesstücke aus dem 5. Jahrh. finden wir, daß an beiden Festen die Zahl der Konkurrenten im komischen Agon immer 3 war. Die Dichter in dieser Inschrift haben aber mit einigen Stücken den 4., mit andern den 5. Platz erhalten. Dabei reichen die Aufführungen, um die es sich handelt, bis in die Mitte der 80er Olympiaden (ca. 440) zurück, für die Lenäen allerdings nur bis Ol. 103 (ca. 365). Es müßten also an den Dionysien schon zur Zeit des Kratinos 5 Dichter um den Preis gerungen haben. Die Autoren unserer Handbücher haben die beiden sich dergestalt entgegenstehenden Zeugnisse, die verstümmelte Inschrift und die Aristophanesdidaskalien, nicht für gleichwertig gehalten und sind über die Annahme von Petersen zur Tagesordnung übergegangen.

Die unter 1 genannte Siegerliste begann, wie man auch die Überschrift ergänzen mag, jedenfalls mit einem Epochenjahr der athenischen Theatergeschichte. Die beiden Fragmente a und f enthalten den Namen des Aischylos und reichen wohl ziemlich nahe an den Anfang der Liste heran. Da nun beim Fragment a das Jahr unbekannt, der Platz auf der Inschrifttafel dagegen bekannt ist (linke obere Ecke

der 2. Platte), beim Fragment f umgekehrt ein Jahr (458) bekannt, der Platz auf dem Steine unbekannt, so schien es eine verlockende Aufgabe, durch rechnerische Kombinationen den vermutlichen Platz des Fragments f und damit den Zeitabstand zwischen diesem und a zu erschließen. Indem man die Berechnung von Fragment a aus auf die links davon fehlende Platte weiterführte, konnte man hoffen, das Anfangsjahr der Liste zu finden. Solche Berechnungen hat Lipsius (135) bei der Neuherausgabe des Fragments f angestellt und besonders Öhmichen in dem schon genannten wichtigen Aufsatz (136, III. der Anfang der großen dionysischen Siegerliste 140—151). Er glaubte den Anfang der Liste auf das Jahr 472 fixieren zu können und findet, daß der vermutliche Anfang der dionysischen Dichterlisten CIA II 977 ebenfalls zu diesem Ansatz paßt (IV. die Anfänge der Dichterlisten 151—168). Den genannten Zeitpunkt hält er geradezu für den Beginn der Agone an den großen Dionysien, der tragischen und komischen gleichzeitig. Daß dies wohl unrichtig ist, wurde schon erwähnt (S. 134). Die scharfsinnigen Vermutungen bezüglich der Dichterlisten, welche diese Ansicht stützen sollen, sind doch auf zu unsicheren Grund gebaut, um sie zu beweisen. Außerdem kann nach A. Müllers eingehender Kritik und Nachprüfung (die neueren Arbeiten 85 ff.) kein Zweifel darüber sein, daß Öhmichens Berechnung der Siegerliste selbst unhaltbar ist.

Als Postulate für eine befriedigende Lösung stellt A. Müller — außer der gleichen Zeilenzahl der Kolumnen — auf, daß nirgends eine Lücke entstehen und die Überschrift zur Vervollständigung der Jahreslisten nicht herangezogen werden dürfe. Beides war bei Öhmichen nicht der Fall. Das Problem hat aber eine ganze Anzahl möglicher Lösungen. Sie sind bei A. Müller nicht einmal alle aufgeführt. Zur Aufklärung über das erreichbare Resultat und zur Berichtigung der wenigen Zahlenversehen in A. Müllers gründlicher Darlegung ist es nicht zu umgehen, der Sache nochmals näherzutreten.

Durch die Berechnung sucht man folgende Fragen zu beantworten: a) In welches Jahr fällt der Sieg des Magnes und des Aischylos in Fragm. a Kol. 1? Daß es das Jahr 467 gewesen sei, ist lediglich eine Vermutung U. Köhlers, mit der hier nicht operiert werden darf. b) In welchem Jahre beginnen die 12zeiligen Jahreslisten, d. h. die Schauspieleragone? Es geschah dies 3 Jahre vor dem in Fragm. f Kol. 3 erhaltenen, aber nicht bekannten Jahr. c) Wann beginnen die 11zeiligen Jahreslisten, d. i. die Komödienagone? d) Mit welchem Jahre beginnt die Liste überhaupt?

Die Berechnung ist von folgenden veränderlichen Faktoren abhängig: 1. von der Zeilenzahl der Platten; 2. von der Ansetzung des Fragm. f unter oder rechts neben a; 3. von dem dabei angenommenen

Abstand des Fragm. f vom oberen Rande; 4. von der Zahl der Kolumnen, die links von a noch fehlen.

ad 1. Die Verschiebung der Jahreslisten von einer Kolumne zur andern um je 3 Zeilen beweist, daß die Kolummen x × 11 — 3 Zeilen enthielten, also 30, 41, 52 oder 63. Eine höhere Zahl ginge, wie man glaubt, über die wahrscheinlichen Dimensionen auch einer großen öffentlichen Urkunde hinaus. Nun entscheidet schon das Fragm. f allein, unabhängig von seiner Ansetzung, die Unmöglichkeit der Zeilenzahlen 30 und 41. Bei 30 Zeilen bleiben zwischen dem Jahre 458 (11zeilig) und dem in der Kol. 3 erhaltenen, aber unbekannten keine 3 Jahre für die drei überschüssigen (zwölften) Zeilen. Öhmichen nahm 30 Zeilen an und mußte sich daher mit der Ausflucht helfen, in den 3 überschüssigen Zeilen sei, die Liste unterbrechend, eine Mitteilung über Einführung des Schauspieleragons gestanden. Bei 41 Zeilen würde das Jahr in der 1. Kolumne 461, wozu der Rest des Archontennamens nicht paßt. Noch ein drittes Ergebnis ist durch das Fragm. f allein bedingt und von seinem Platz unabhängig: für das Jahr des ersten Schauspieleragons gestattet nämlich das Fragment nur zwei Möglichkeiten, 457 oder 456, je nachdem 52 oder 63 Zeilen angenommen werden. Die übrigen Daten bei A. Müller sind irrtümlich (wie auch S. 88 Z. 7 476/5 st. 475/4).

ad 2. Lipsius setzte das Fragm. f (er nennt es α) unter a. Kol. 1 unter Kol. 1; die zweite mögliche Anordnung, Kol. 1 von f als Fortsetzung der Kol. 2 von a, haben Öhmichen und Müller mit Unrecht abgelehnt. Die dritte Möglichkeit, Fragm. f rechts neben der Platte von a, hat Öhmichen bevorzugt. Sie ergiebt für den Sieg des Magnes (und des Aischylos) unwahrscheinlich hohe Jahre, da ja nun nur mehr 52 und 63 Zeilen zulässig sind. Die beiden anderen Möglichkeiten ergeben brauchbare Lösungen.

ad 3. Man kann Fragm. f in einem Abstande von 0, 1, 2 oder 3 Jahreslisten von Fragm. a oder vom oberen Rande anbringen. Bei 3 Jahreslisten Abstand giebt es natürlich nur mehr 63 Zeilen. Die Wahrscheinlichkeit für das Jahr des Magnes (und Aischylos) nimmt — was keines Beweises bedarf — im gleichen Maße ab, als der gewählte Abstand oder die gewählte Zeilenzahl zunimmt.

ad 4. Die Berechnung der Kolumnen links von a ist eine Aufgabe für sich. Man kann 1, 2 oder 3 Kolumnen ergänzen. Diese Kolumnen enthalten außer 6 Zeilen vom Jahre des Magnes entweder x Jahre mit 11zeiligen Jahreslisten oder x 11zeilige + y 8zeilige (d. h. solche ohne Komödienagon). Das erstere ist bei 1, 2 oder 3 Kolumnen arithmetisch unmöglich, also begann das Verzeichnis nicht mit 11zeiligen Jahreslisten, d. h. nicht mit der Einführung des

Komödienagons. Allerdings fehlt es bei Annahme von 2 Kolumnen nur um 1 Zeile, wie eben auch bei Öhmichen. Im übrigen entsprechen natürlich den verschiedenen Werten, die für das Jahr des Magnes gefunden waren, nun noch je 3 oder 4 Möglichkeiten a) für das Einführungsjahr der Komödie, b) für das Anfangsjahr der Liste.

Das Ergebnis ist also ein sehr negatives. Das Problem ist vorläufig — bis sich etwa neue Informationen einstellen — nicht bestimmt lösbar. Welches das Epochenjahr ist, in dem die Liste begann, wissen wir nun erst recht nicht. Denn das Einführungsjahr des Komödienagons war es nicht, und daß die staatliche Ordnung des tragischen Agons, wie A. Müller S. 89 meint, bis in die 70er Jahre des 5. Jahrh. auf sich habe warten lassen, wird einem zu glauben recht schwer.

Die Einrichtung des komischen Agons denkt sich Wilamowitz gleichzeitig mit den anderen epochemachenden Neuerungen, welche nach seiner Ansicht in der zweiten Hälfte der 60er Jahre, einige Jahre vor der aischyleischen Orestie, vorgenommen wurden, der Einführung einer bemalten Hintergrundswand, vor welcher nunmehr die Dramen spielten, und des 3. Schauspielers. All dies soll den Gegenstand eines einzigen νόμος Διονυσιακός gebildet haben. Eine Nötigung, diese heterogenen Neuerungen in ein Jahr zu verlegen, liegt nicht vor. Die Neuordnung der Bühne und des Schauplatzes unterlag zudem schwerlich gesetzgeberischer Regelung, wie A. Müller (S. 89) zutreffend bemerkt.

Um die inhaltsreiche Abhandlung von Öhmichen (136) so weit als möglich im Zusammenhang zu erledigen, wenden wir uns jetzt zu dem ersten Abschnitt derselben (I. Proagon, Komos 103—122). Προάγων ist nach E. Hiller Herm. VII[73] 393 ff. eine Hauptprobe, nach E. Rohde Rh. Mus. XXXVIII[83] 251 ff. eine feierliche Ankündigung der dramatischen Aufführungen vor dem Agon selbst, verbunden mit einem Aufzug der Mitwirkenden, nach Öhmichen beides. Die Vorfeier im Rohdeschen Sinn ist in der Vita des Eur. (Verhalten des Sophokles nach dem Tode seines Rivalen) und Plat. Symp. 194 B (Erstes Auftreten des Agathon, übrigens an den Lenäen) erwähnt; sie müßte laut Schol. Aristoph. Vesp. 1109 im Odeion stattgefunden haben. Öhmichen aber hält die ἀπαγγελία, welche in letzterem Zeugnis gemeint ist, für die Hauptprobe, bei der kein Publikum anwesend war. Die Hauptprobe heißt im Schol. Aeschin. Ctes. 67 ebenfalls προάγων. Das Scholion wird von der Textstelle, zu der es geschrieben ist, getrennt, weil es ein anderes Datum angiebt. Die Hauptprobe fand nämlich πρὸ τῶν μεγάλων Διονυσίων ἡμέραις ὀλίγαις ἔμπροσθεν statt, die feierliche Ankündigung am 8. Elaphebolion, bereits einem Feiertage. Außerdem ist zu beachten, daß der προάγων im Rohdeschen Sinn außer dem Festakt im Theater auch noch eine rein gottesdienstliche Handlung im Heiligtum einschließen muß (CIA II 307

[ἐπετέλεσε] δὲ καὶ τοὺς προάγωνας τοὺς ἐν τοῖς ἱεροῖς κατὰ τὰ πάτρια). Das Bindeglied zwischen beiden ist der κῶμος, welcher im Gesetz des Euegoros erwähnt ist, ein festlicher Zug aus dem Tempel ins Theater. Dieser verband sich mit dem προάγων zu einer Vorfeier für den szenischen Teil des Festes. Der Platz, den er in jenem Gesetz einnimmt, bezeugt das. Dagegen ergiebt sich eine Schwierigkeit für die Festordnung der großen Dionysien, wenn dieser κῶμος am 8. Elaphebolion stattfand. Denn dann muß ja alles im Gesetz des Euegoros vorher Genannte (ἡ πομπὴ καὶ οἱ παῖδες καὶ οἱ ἄνδρες) schon vorhergegangen sein, während man das Fest bisher erst nach dem 8. Elaphebolion (einem Asklepiosfeiertage) beginnen ließ! Öhmichen zieht auch diese Konsequenz. Da am 14. Elaphebolion das Fest wahrscheinlich vorüber sein muß, kann man ohnehin die erforderliche Zahl der Tage nicht anders aufbringen, als indem man über den Tag des Asklepiosopfers zurückgeht.

Was nun den προάγων betrifft, so halte ich wie N. Wecklein in der Rezension BphW. XI [91] 600 f. die Bedeutung „Hauptprobe" für ungenügend bezeugt und bekenne mich ausschließlich zur Rohdeschen Auffassung mit der aus CIA II 307 zu gewinnenden Modifikation. Freilich spricht die Scholiastenüberlieferung bei weitem weniger klar für sie als die Autorenstellen. (Auf die Angabe Schol. Aeschin. Ctes. 67 legt Öhmichen auch noch im BW. 265 bes. Wert.) Mit meiner Stellung zur Bühnenfrage hängt meine Ansicht über den Proagon nicht zusammen, wie man vielleicht vermuten könnte. Es ist mir nämlich völlig gleichgültig, ob das kleine Holzpodium, auf welches die Debutanten treten mußten und welches Sokrates halb scherzhaft ὀκρίβας nennt, für diesen Zweck im Odeion oder im Theater aufgestellt wurde. Diese Art von „Bühne" flößt mir keinen Respekt ein.

Wenn anders der Proagon die Ankündigung der szenischen Agone war, so ist es sicher, daß er am Vorabend vor diesen und nicht vor den lyrischen Choraufführungen stattfand, und daß die letzteren dem 8. Elaphebolion bereits vorausgingen. Er gehört dann thatsächlich an dieselbe Stelle des Festprogramms, wo das Gesetz des Euegoros den κῶμος nennt. Die πομπή dagegen war die Vorfeier des Ganzen, der große Festzug zur Akademie und abends beim Fackelschein ins Theater, wo das Dionysosbild seinen Platz erhielt. Navarre hat ihn S. 7 ff. hübsch geschildert.

Wie viele Tage aber dauerte das Fest noch nach dem 8. Elaphebolion? Damit berühren wir den für uns wichtigsten Punkt der ganzen dionysischen Festordnung, der leider noch immer nicht aufgeklärt ist. Wurden im 5. Jahrh. die Komödien an einem Tage für sich oder einzeln an den Nachmittagen nach je einer Serie von Tragödien aufgeführt? Das letztere erschließt man bekanntlich aus Aristoph. Av.

789 ff. Es ist diejenige Auffassung, welche seit H. Sauppe (S.-Ber. sächs. Ak. 1855 19 ff.) die herrschende war. Sie hat so schwerwiegende Autoritäten gegen sich, wie es das Gesetz des Euegoros und die offizielle dionysische Siegerliste sind. Deshalb bricht Öhmichen mit der Sauppeschen Theorie und sieht sich nach einer anderen Erklärung des Aristophanestextes um, die aber nur eine weitere Ausführung der A. Müllerschen (BA. 322) ist. (Aristophanes spreche überhaupt nur von der Tragödie und nur von einer vorübergehenden Flucht während eines langweiligen Chorgesangs; ἐφ' ἡμᾶς heiße einfach „zu uns ins Theater".) Diese Deutung ist von Wecklein a. a. O. nicht gebilligt, aber zum allermindesten möglich. Haigh A. T. 34 f. und Navarre Dion. 44 f. räumen dem Witz des Aristophanes, Christ Gr. Litt.[2] 167 f. [3] 200 der Anordnung in der Siegerliste und dem Gesetze des Euegoros — was wir für richtiger halten — das größere Gewicht ein. Daß die Komödienaufführungen schon am frühen Morgen begannen, scheint uns durch Xen. Oecon. 3, 7 völlig bezeugt.

Bezüglich der Dauer des tragischen Agons muß man drei Perioden unterscheiden. Zur Zeit der aischyleischen Tetralogie hat zweifellos jeder der drei Konkurrenten an je einem Tage seine 4 zusammengehörigen Stücke aufgeführt. Ebenso hatte um die Mitte des 4. Jahrh. jeder der drei Dichter einen Tag für sich, während sich die Leistung jedes der certierenden Schauspieler auf die 3 Tage und die 3 Dichter verteilte (CIA II 973). Dagegen waren nach Öhmichen in der Rezension von A. Müllers BA. BphW. VII[87] 1058 f. und H. Freericks (137) in der dazwischenliegenden Periode — seit nach dem Tode des Aischylos die trilogische Komposition aufgegeben wurde — umgekehrt die Tragödien eines Dichters auf die drei Tage verteilt. An jedem Tage kam also eines seiner Dramen mit je einem Stück der Gegner ins Treffen. Dies der Sinn des δρᾶμα πρὸς δρᾶμα ἀγωνίζεσθαι Suid. s. v. Σοφοκλῆς. Den Grund für diese Neuerung sieht Freericks zum Teil allerdings in der allmählichen Erschöpfung des tetralogischen Prinzips, aber insbesondere auch in der Rücksicht auf die Leistungsfähigkeit der Schauspieler. Daß andererseits den Richtern ihr Amt wesentlich erschwert wurde, wenn sie die drei Dichter jeden Tag unter sich vergleichen mußten, kann auch ich nicht finden. Ihr Gedächtnis mußte auf jeden Fall drei Tage standhalten. Es ist auch nichts dagegen einzuwenden, wenn Freericks die 3 Satyrspiele durchs Los auf die 3 Tage verteilen läßt und dabei gut bemerkt, dieser Umstand müsse das Satyrdrama für den Ausgang das Wettkampfes ziemlich bedeutungslos gemacht und mit auf seinen Rückgang eingewirkt haben.

Wie Wecklein (138) es mit einer festen Spielordnung glaubt vereinbaren zu können, daß die Dichter sophokleischer Zeit bald mit

Einzeltragödien, bald mit Tetralogien gegeneinander certierten, ist mir nicht ganz klar. Das Spielprogramm des Jahres 340 ist keine passende Analogie, denn es zeigt einen Wettkampf von je zwei Stücken gegeneinander und stammt nicht aus der Zeit der Hochflut dramatischer Produktion. Wenn ferner manche Hypotheseis uns gelegentlich die andern Stücke der Tetralogie nicht verraten, so darf man darin durchaus nicht einen Beweis sehen, daß die betreffenden Dramen isoliert zur Aufführung gelangten. Die didaskalischen Notizen der Hypotheseis sind in sehr verschiedener Vollständigkeit erhalten. Die ausführlichsten nennen alle Stücke der drei Konkurrenten, die weniger ausführlichen bloß die Tetralogie des eigenen Dichters, die stark gekürzten überhaupt kein weiteres Stück mehr. Das sind Zufälligkeiten der Überlieferung. Es wundert mich, daß Wecklein für seine Ansicht nicht die Vita des Euripides πρῶτον δὲ ἐδίδαξε τὰς Πελιάδας, ὅτε καὶ τρίτος ἐγένετο zu Hülfe gerufen und die „Peliaden" für ein isoliert aufgeführtes Drama erklärt hat; diese Stelle scheint mehr zu beweisen als die Hypotheseis, wäre aber eben zu vereinzelt, um Sicherheit zu bieten. Daß die von Freericks angenommene Reihenfolge der Dramen auch die wenigen strengen Tetralogien auseinandergerissen habe, die noch gedichtet wurden, ist kaum ein schlagender Einwand, da wir diese „unzerreißbaren" Tetralogien nicht kennen, und fällt im Vergleich zur Launenhaftigkeit und Unberechenbarkeit der in Rede stehenden Spielordnung gar nicht ins Gewicht. Auf die litteraturgeschichtliche Frage nach der Entwickelung der Trilogie lasse ich mich hier nicht ein, doch stehe ich darin vollkommen auf Seite M. Croisets (Rev. des Ét. gr. I[88] 369—380).

Als später an Stelle des Satyrdramas die 4. Tragödie trat, sagt Freericks, setzte man einen 4. Spieltag an. Damit ist etwas, was nur öfters vorkam, als ständige Einrichtung angenommen; das wäre ja mit dem Verschwinden des Satyrdramas gleichbedeutend! Der 4. tragische Spieltag ist übrigens für das 4. Jahrh. gesichert, und auch wir möchten ihn für die letzte Zeit des 5. Jahrh., als die Ersetzung des Satyrspiels durch ein Schauspiel — sagen wir, häufiger wurde, aus einem bestimmten Grunde annehmen. Die Leistung des Schauspielers Polos Plut. an seni 3, 7, der an 4 Tagen je 2 Stücke spielte, ist nämlich bei der Spielordnung der mittleren Periode am besten zu erklären (Polos spielt in den Stücken zweier Dichter), wenn sie auch bei der des J. 342/1 nicht ganz unmöglich wäre. Trifft die Vermutung von Öhmichen und Freericks das Richtige, so ergiebt sich daraus wieder ein starker Beweis gegen die Sauppesche Theorie von der Einreihung der Komödien. Denn es hätten dann natürlich die Athener 4 komische Dichter zum Agon zugelassen, als sie 4 Spieltage hatten, nicht 3 oder 5! Durch die Annahme von 5 konkurrierenden Komödien schon in

der klassischen Zeit (s. o. S. 135) wird überhaupt die Sauppesche Festordnung von vornherein ausgeschlossen.

Wie sich die drei Spielordnungen zu einander verhalten, verdeutlicht Öhmichen S. 118 auf einer Tabelle, die wir auszugsweise uns wiederzugeben gestatten, weil sie so instruktiv ist. Die lateinischen Buchstaben bedeuten die Dichter, die griechischen die Protagonisten.

	Zeit des Aischylos:	später:	342/1:
Elapheb. 9.	κῶμος	κωμῳδοί	κωμῳδοί
10.	κωμῳδοί	τραγῳδοί (a b c, α β γ)	τραγ. (σατ., παλ.)
11.	τραγῳδοί (a, α)	„ „	τραγ. (a, α β γ)
12.	„ (b, β)	„ „	„ (b, α β γ)
13.	„ (c, γ)	„ „	„ (c, α β γ)

Der Artikel „Dionysia“ bei Daremberg und Saglio (139) ist bezüglich der Festdauer durch Öhmichens Untersuchungen überholt und auch wegen der Anschauungen über die Festorte (Dionysosheiligtümer) veraltet.

Mit der unmöglichen Hypothese Goodricks (140), daß von den Tetralogien seit Sophokles, d. i. seit dem δρᾶμα πρὸς δρᾶμα ἀγωνίζεσθαι, immer nur ein Stück (das beste) aufgeführt worden sei, brauchen wir uns nicht mehr zu beschäftigen, da ihr durch die Erwähnung bei A. Müller BA. 325[1] und die vorsichtige Ablehnung bei N. Wecklein Burs. Jahresber. XLVI[86] 212 genug Ehre geschehen ist.

Eine andere, ebenso undiskutierbare Aufstellung von Richards Journal of Philol. VII [77] 279 ff., der die Tetralogien und Trilogien direkt als Erfindung der späteren Gelehrten erweisen wollte, welche die Dramen ordneten und herausgaben, hat A. E. Haigh (141) ausführlich widerlegt. Was wir über die Tetralogien Sicheres wissen, ist in dem Aufsatz gesagt. Wir möchten nur hervorheben, was Haigh über das Aufhören der Tetralogie (im späteren Sinne) bemerkt. Bekanntlich haben wir das Spielprogramm des Jahres 342/1 (CIA II 973). Es kennt keine Tetralogien mehr, sondern nur Trilogien. Das einzelne Satyrspiel wird vorher, am 1. Tage des Agons, gespielt. Nach Haighs Ansicht kann die Änderung der Spielordnung erst ganz kurz vor 341 eingetreten sein. Die Nachrichten, die wir über die dramatische Produktion des Aphareus und des Theodektes haben, lassen berechnen, daß sie den größten Teil ihrer Laufbahn hindurch noch Tetralogien gedichtet haben. Ersterer hat nämlich bis zum J. 341 nach Plut. X orat. 839 D 35 sicher echte Tragödien geschrieben und 8mal Stücke aufgeführt (8×4 giebt erst 32), letzterer bis etwa 335 nach Suid. s. v. θεοδέκτης, Steph. Byz. s. v. Φάσηλις 50 Tragödien für 13 Wettkämpfe (11×4+2×3). In Haighs A. T. 28 f. sind diese Ausführungen mit einiger Reserve wiederholt.

142. H. Lipsius, Bemerkungen über die dramatische Choregie. S.-Ber. sächs. Ak. 1885 411—420.

143. A. Brinck, Inscriptiones Graecae ad choregiam pertinentes. Dissert. philol. Halenses VII (1886) 71—274.

144. B. Arnold, „Choregie" Baumeister Denkmäler I 391—395.

145. E. Bodensteiner, Über choregische Weihinschriften. Commentationes philologicae (Festgabe z. 41. Philologenvers.) München 1891 38—82.

146. C. D. Buck, The Choregia in Athens and at Ikaria. AJA. V [89] 18—33.

147. D. Philios, Ἐπιγραφαὶ ἐξ Ἐλευσῖνος. Athen. Mitt. XIX [94] 174 f.

148. P. Foucart, Dédicace de deux chorèges. Rev. phil. XIX [95] 119—122. Vgl. Notiz über den vorhergegangenen Vortrag in der Acad. des Inscr. et des B.-L. BphW. XV [95] 319.

149. E. Bethe, De scaenicorum certaminum victoribus. Univ.-Progr. Rostock 1894.

Eine andere Gruppe inschriftlicher Quellen bilden für uns die choregischen Weihinschriften. Die auf szenische Siege bezüglichen sind allerdings weit in der Minderzahl gegenüber denjenigen, welche von Siegen mit einem kyklischen Chor (παίδων oder ἀνδρῶν) herrühren. Man behandelte die beiden Arten von Choregie früher sehr sorglos als identisch. Eine klare Scheidung durchgeführt zu haben, ist das gemeinsame Verdienst der Abhandlung von Lipsius (142) und der ausgezeichneten Arbeit von Brinck (143; die ersten zwei Bogen als Diss. gedruckt; zu vergl. Brincks Rezension der nah verwandten, aber unser Gebiet nur streifenden Dissertation von E. Reisch, de musicis Graecorum certaminibus, Wien 1885, in BphW. VI [86] 453—459). Die beiden Gelehrten haben überzeugend nachgewiesen, daß der Choreg der lyrischen Chöre im Namen seiner Phyle auftrat und siegte, während die szenische Choregie mit der Phyle nichts zu thun hat. Der Choreg wurde vom Archon ernannt, trat in eigenem Namen auf und setzte seinen Chor nicht aus Phylengenossen, sondern nach Belieben zusammen. Ferner war der Dreifuß nur der Preis für den Sieg des lyrischen Chors, nicht für den szenischen Sieg. Die Angaben von A. Müller BA. 330 ff. und B. Arnold (144) sind danach zu modifizieren. A. Müller hat dies selbst noch S. 418 gethan.

Der siegreiche Choreg des Phylenchors stellte den errungenen Dreifuß weihend auf mit einer Inschrift, der Sieger im szenischen Agon weihte nur einen πίναξ und etwa die σκευή, das Rüstzeug der

Aufführung, bes. die Masken. Deshalb sind uns viel mehr Inschriften von jenen prunkvolleren und dauerhafteren Anathemen erhalten als von diesen. Brinck hat alle griechischen Inschriften gesammelt, in denen Choregie erwähnt wird. Durch ihn kennen wir die Formeln, die für die Weihinschriften (in Athen) üblich waren, genau. Er hat z. B. gezeigt, daß alle Inschriften, wo zwei Phylen nebeneinander genannt sind, sich auf einen Sieg an den Thargelien beziehen, wo ein Choreg und ein Chor immer zwei Phylen vertrat. — Eine Nachlese zu Brincks Schrift — auf die attischen Inschriften beschränkt — stellt mein unter 145 aufgeführter Aufsatz dar, in dem die Formeln noch übersichtlicher zusammengestellt, auch die Scheidung der Inschriften zunächst nach Spielgattungen (lyr. Chor—Drama) und bei den lyrischen Chören nach Festen (Dionysien—Thargelien) praktisch durchgeführt ist. Es ergiebt sich dabei, daß die Köhlersche Unterscheidung von „offiziellen" und „privaten" Weihinschriften nicht begründet ist. — Nicht einmal eine Nachlese, sondern im wesentlichen nur ein Referat nach Brinck und Reisch ist der erste Teil von Bucks Aufsatz (146). Die im zweiten Teil veröffentlichten Inschriften aus Ikaria (jetzt CIA IV 1285b. 1281b. 1282b) sind wichtig als Zeugnisse für die Choregie daselbst, die erste auch deswegen interessant, weil sie auf einer Dreifußbasis steht. (Also in Ikaria doch Dreifüße als Preis dramatischer Chöre!)

Die Weihinschrift eines dramatischen Choregen erkennt man mit Sicherheit daran, daß die Bezeichnung der Phyle und der Name des Auleten fehlt. Szenisch sind die Inschriften Plut. Them. 5. CIA II 1275 (Weihinschrift?). 1276—1278. 1280. 1282. 1285. IV 1280b. 1281b. 1282b. 1285b, außerdem die Agonotheteninschrift II 1289.

CIA II 1280, 1285 und vielleicht 1282 scheinen die von Schol. Aristoph. Ran. 404 überlieferte Einrichtung der Synchoregie zu bezeugen. Öhmichen (BW. 196) hat die Existenz dieser Einrichtung ganz leugnen wollen. Nun haben wir aber einen neuen und nicht bestreitbaren Beleg dafür in einer eleusinischen Inschrift, von D. Philios (147) herausgegeben, von Foucart (148) ausführlich behandelt. Jetzt CIA IV 1280b. Gnathis, der Sohn des Timokedes, und Anaxandrides, der Sohn des Timagoras, haben zweimal gesiegt, das erste Mal mit einer Komödie des Aristophanes, das zweite Mal mit einer Trilogie des Sophokles. Nach Philios sind die Siege erst nachträglich aufgezeichnet, weil die Schrift nacheuklidisch ist. Nach Foucart wäre die Trilogie des Sophokles die im Jahre 401 durch seinen Enkel aufgeführte mit dem Oed. Col. Den Trugschluß Foucarts, „weil der Tragödiensieg nicht später nachgetragen, sondern gleichzeitig auf den Stein geschrieben ist, so ist er der frühere der beiden," wollen wir nur als Kuriosum erwähnen.

Nicht allzulange vor Abfassung der 'Αθ. πολ. des Aristoteles (ca. 325) ging die Befugnis, die Choregen für den komischen Agon zu ernennen, vom Archon auf die Phylen über (c. 56, 3. Kaum richtig Wilamowitz Aristoteles und Athen I 254 Anm. 144). Das jener Zeit am nächsten stehende Fragment der dionysischen Siegerliste (CIA IV 971 h, 330/29) zeigt, daß der komische Agon dadurch kein Wettkampf der Phylen geworden ist, es müßte denn die Änderung erst nach diesem Jahr eingetreten sein. Dies gegen Navarre Dion. 16[3]. Dagegen ist eine Verminderung der konkurrierenden Knaben- und Männerchöre um die Hälfte unzweifelhaft mit dieser Reform verbunden gewesen.

Über den eigentlichen Sieger im szenischen Wettkampf hat E. Bethe (149) eine neue These aufgestellt. Nicht der Choreg, nicht der Dichter, sondern der Chor trug den Sieg davon. Dies ergebe sich aus einer genaueren Betrachtung der dionysischen Siegerliste CIA II 971 und der choregischen Weihinschriften, wo nirgends dem Choregen der Sieg zugeschrieben sei. Der Zweck der Siegerliste erfordere aber, daß ein Sieger bezeichnet sei. Man habe sich daher zu ergänzen: κωμωιδῶν (χορὸς ἐνίκα, φ̣) Εὐρυκλείδης ἐχορήγει, Εὐφρόνιος ἐδίδασκεν (auch „φ̣"?). τραγωιδῶν (χορὸς ἐνίκα, φ̣) Ξενοκλῆς 'Αφιδνα: ἐχορή:, Αἰσχύλος ἐδίδασκεν. Mag sein; obwohl man sich ebensogut denken könnte κωμωιδῶν (χορῷ) ὁ δεῖνα ἐχορήγει, wie Haeberlin in der Rez. von B.s Schrift BphW. XIV[94] 1361 meinte, oder κωμωιδῶν (χορῷ οἵδε · nämlich ἐνίκησαν). Daß die Chöre keinen geringen Anteil am Siege für sich in Anspruch nahmen, wissen wir längst aus Aristophanes (Av. 445. 1102. Nub. 1115 f. Equ. 521). B. stellt sie daher S. 8 den Phylenchören an Bedeutung gleich. Gerade diese Parallele ist aber nicht günstig für seine Ansicht, denn sogar die Phylenchoregen schrieben gelegentlich in ihrer Weihung ὁ δεῖνα ἀνέθηκε νικήσας χορηγῶν. Ob dem Choregen oder seinem Chor die eigentliche Ehre des Sieges zufiel, scheint mir fast auf einen Wortstreit hinauszulaufen. Wie mag denn der siegreiche Chor proklamiert worden sein? Wenn er kein Phylenchor war, doch wohl als der Chor des Choregen N. N.! Genug, daß wir durch Lipsius, dessen Abhandlung (142) für die Choregie stets grundlegend bleiben wird, wissen, daß im Agon über die Leistung von Chor, Choregen und Dichter nur ein Gesamturteil abgegeben wurde. Das eine hat Bethe glücklich bemerkt — und das stützt seine Annahme noch am besten —, daß sich auch in dieser Einrichtung des Wettkampfes die ursprüngliche Alleinherrschaft des Chors im Drama spiegelt. Erst in den 50er Jahren des 5. Jahrh. hat man den anderen Faktor, den Schauspieler, als gleichberechtigt anerkannt und auch für ihn einen Agon eingeführt. Ferner ist gut dargelegt, wie immer mehr die Leistung des Dichters der Hauptgegenstand des Preisurteils wurde, weil sie fast das einzig Variable bei

dem Agon war. Die feinste Beobachtung aber kommt zuletzt: Warum sind in der dionysischen Siegerliste die Dichter der lyrischen Chöre nicht genannt, da doch die der Dramen ebensowenig als Sieger genannt wurden? Weil sich der Archon jene nicht in seinem Protokoll notiert hatte. Er hatte also keinen Einfluß auf ihre Auswahl. Ob diese Vermutung richtig ist, wage ich nicht zu entscheiden. Aristoph. Av 1403 f. (τὸν κυκλιοδιδάσκαλον, ὃς ταῖσι φυλαῖς περιμάχητός εἰμ' ἀεί) spricht jedenfalls ungemein dafür. Antiph. VI, 11 (ἔλαχον Πανταχλέα διδάσκαλον) würde noch entscheidender dagegen sprechen, wenn es sich nicht auf die Thargelien bezöge.

150. E. Reisch, Griechische Weihgeschenke. (Abh. d. archäol.-epigr. Sem. d. Univ. Wien Heft VIII.) Leipzig 1889.

Rez.: DLZ. 1890 349 (R. Kekulé). — Rev. crit. 1890 XXIX 61—65 (S. Reinach). — NphR. 1890 200—204 (P. Weizsäcker). — BphW. XI[91] 1077—1081 (E. Fabricius).

151. C. Robert, Scenisches. Herm. XXII[87] 336.

152. C. Schuchhardt, Paralia. Athen. Mitt. XIII[88] 221 f.

153. J. von Prott, De amphora Neapolitana fabulae satyricae apparatum scaenicum repraesentante. Schedae philologae Herm. Usener oblatae (Bonn 1891) 47—59.

Nach den Weihinschriften der Choregen kommen die Weihgeschenke selbst an die Reihe. Darüber haben wir das schöne Buch von Reisch (150). Es will nicht alle Arten griechischer Weihgeschenke erschöpfend behandeln, sondern beschäftigt sich nach vortrefflichen allgemeinen Betrachtungen über die Natur der Weihgeschenke mit einer besonders wichtigen Gruppe derselben, nämlich mit den agonistischen. Im III. Abschnitt (S. 63—115) sind die Preisdreifüße der Phylenchöre, im IV. (S. 116—147) die Weihgeschenke szenischer Choregen besprochen. Hier ist also die von Lipsius und Brinck gewonnene feste Unterscheidung zwischen lyrischer und szenischer Choregie erst recht fruchtbar gemacht. Die Behandlung der verschiedenen Arten, wie das Andenken an einen szenischen Sieg verewigt werden konnte, ist durch die gründliche Kenntnis des archäologischen Materials unterstützt, über welche Reisch verfügt. Wir können nach dem Gegenstand der Darstellung folgende Gattungen unterscheiden: 1. Anathematische Darstellung aus dem Kreise des Festgottes, Bild desselben im Verkehr mit Adoranten. (Gemalte oder skulpierte πίνακες; auch statuarische Darstellung des Gottes.) 2. Szenen aus dem siegreichen Drama selbst. (Gemalte oder skulpierte πίνακες; wohl auch statuarische Wiedergabe von Hauptfiguren.) 3. Die σκευή oder die Nachbildung derselben, bes. der Masken. 4. Der Siegespreis oder die Nachbildung desselben.

In die beiden ersten Gruppen lassen sich nunmehr manche Bildwerke einreihen, die man früher nicht unter diesem Gesichtspunkt betrachtete. So gehört zur zweiten Gattung das Orpheusrelief in Neapel, das Peliadenrelief im Lateran (Benndorf u. Schoene No. 92) und das Peirithoosrelief im Mus. Torlonia (Baumeister Denkm. III No. 1880). Dies ist eine von P. Wolters stammende, von Reisch sehr glücklich ausgeführte Idee. Zur ersten Gattung aber ist das hübsche Relief aus dem Peiraieus zu rechnen, welches C. Robert (151) neuerdings besprochen hat. Dionysos, auf einer Kline gelagert, zu seinen Füßen sitzend eine jugendliche Frauengestalt, daneben die drei Schauspieler mit Masken und Spiegeln. Das Mädchen bei Dionysos ist, da es sich um einen szenischen Sieg handelt, nicht die siegreiche Phyle, sondern, wie Schuchhardt (152) nachgewiesen hat, die Personifikation der Landschaft Παραλία. Wir haben aber auch Vasenbilder, welche indirekt auf solche πίνακες zurückgehen, vor allem die Neapler Satyrnvase, wo ebenfalls, nach Robert, der Jubel über den bereits errungenen Sieg dargestellt ist, ein szenisches Bildwerk ersten Rangs, weil aus dem Ende des 5. Jahrh. Daß über dieses viel besprochene Vasenbild noch lange nicht alles Nötige gesagt war, hat neuerdings die feinsinnige Behandlung desselben durch v. Prott (153) gezeigt, welcher zugleich andere Vasenbilder herangezogen hat, die ebenfalls Repliken von derartigen Votivgemälden zu sein scheinen.

Für die Kunde von Bühnenspielen außerhalb Attikas fehlt es nicht ganz an neuem epigraphischen Material. Die im Theater von Magnesia am Mäander gefundenen Inschriften (Athen. Mitt. XIX[94] 1—35) ergeben zwar keine nennenswerte Ausbeute außer für den Theaterbau dortselbst, um so wichtiger für die Geschichte der Aufführungen sind die auf der Agora gefundenen Jahreslisten von siegreichen dramatischen Dichtern nebst Dramentiteln und Protagonisten vom Fest der Ῥωμαῖα, veröffentlicht von

154. O. Kern, Theaterinschriften von der Agora in Magnesia a. M. Athen. Mitt. XIX[94] 93—101.

Das hier bezeugte Fortleben des Satyrdramas bis in die erste Hälfte des 1. Jahrh. v. Chr. hat berechtigte Aufmerksamkeit erregt. Das Choregen- und Agonistenverzeichnis aus Delos Bull. hell. IX[85] 146—157 (P. Paris) von der Gattung der schon früher (von Hauvette-Besnault Bull. hell. VII[83]) herausgegebenen, aber ausführlicher, kann man kaum mehr als neu bezeichnen, da es von Brinck (143) bereits verwertet ist. In demselben Jahrgang des Bull. hell. (IX[85]) publiziert P. Foucart (Inscriptions de Béotie No. 21 409 f.) den Schluß eines Siegerkatalogs vom Musenfest in Thespiae aus der ersten Hälfte

des 2. Jahrh. v. Chr. Der Anfang einer gleichartigen Liste bis ungefähr zu der Stelle, wo die neue einsetzt, war bereits bekannt.

155. G. Kaibel, Szenische Aufführungen in Rhodos. Herm. XXIII[88] 268—278

suchte einige Fragmente einer griechischen Inschrift, die lediglich in einer Abschrift (von Phil. Bonarroti) in der Marucellianischen Bibliothek zu Florenz erhalten sind, zu verwerten, und es ist ihm trotz der Unzuverlässigkeit der Abschrift gelungen, drei Stücke davon zusammenzufügen. Sie geben Aufschluß über szenische Aufführungen in Rhodos. Es gab dort, wie wir aus der Inschrift ersehen — die Zusammensetzung Kaibels hat alle Wahrscheinlichkeit für sich —, außer Dionysien auch Lenäen. Die Erfolge verschiedener Schauspieler an diesen Festen ließ vermutlich die Künstlergenossenschaft, der sie angehörten, aufzeichnen. Der Schauspieler wurde in Rhodos einer Phyle zugewiesen, welche die Stücke inszenierte und damit in den Wettkampf eintrat. Es wurde noch mit Tetralogien certiert. Ein Stück der aufgeführten Tetralogie ist von Sophokles, ob auch die anderen, ist zweifelhaft. Die Stilisierung der Inschrift zeigt begreiflicherweise nicht das straffe Schema einer amtlichen Urkunde.

Das im wesentlichen gleichartige Programm der verschiedenen musischen Festspiele in der hellenistischen und römischen Zeit hat v. Jan in einer Tabelle dargestellt in seiner Rezension von Reisch de musicis Graec. cert. WfklPh. III[86] 332—343 und wenig verändert in

156. K. v. Jan, Die musischen Festspiele in Griechenland. Verhandlgn. der (39.) Philologenversammlung zu Zürich 1887 71—90,

wo auch das kyrenäische Wandgemälde (Wieseler Theatergeb. u. Denkm. XIII 2) neuerdings behandelt ist. Einige absonderliche Annahmen v. Jans, welcher den Titeln σατύρων ποιητής, κωμῳδὸς und τραγῳδός statt der nächstliegenden eine allzu gekünstelte Bedeutung unterschieben wollte, sind durch A. Müller, die neueren Arbeiten 99 ff. zurückgewiesen. Über die szenischen Spiele lehren uns die Inschriften 1. das Fortbestehen des Satyrspiels, jedenfalls nicht ohne Chor. Das Fehlen des satyrischen Schauspielers auf den Inschriften außer CIG 1584 ist nicht aufgeklärt; 2. die Fortdauer des Chors in der Komödie (χορευταὶ κωμικοί der Soterieninschriften); 3. an das Fortleben auch des tragischen Chors glauben v. Jan wie A. Müller, trotzdem in den Soterieninschriften keiner genannt ist. Der letztere Umstand wird von beiden Gelehrten verschieden erklärt.

Über die Genossenschaften der dionysischen Künstler, unter deren Zeichen alle zuletzt erwähnten Inschriften stehen, haben

wir nun eine neue, der seit Lüders (1873) eingetretenen Vermehrung des Materials Rechnung tragende Monographie von

157. Fr. Poland, De collegiis artificum Dionysiacorum. Progr. des Wettiner Gymn. zu Dresden 1895.

Es ist eine sehr gewissenhafte, auf gründlicher Inschriftenkenntnis beruhende Arbeit. Dieselbe berücksichtigt allerdings nur die äußere Geschichte der Genossenschaften. Wir heben dasjenige hervor, was die Darstellung A. Müllers (BA. 392—414) wesentlich zu ergänzen geeignet ist. Der Titel „τεχνίτης" hat nicht den „ὑποκριτής" verdrängt, sondern ist der Gesamtname für alle die vereinigten Künstler, worunter die ὑποκριταί. Das Verhältnis zwischen den Bezeichnungen κοινόν und σύνοδος wird abweichend von Lüders dahin bestimmt, daß κοινόν der weitere, σύνοδος der engere Begriff ist, jenes = „Verband", dieses = „Einzelverein". Die Allgemeingültigkeit dieser Regel wird von A. Müller in der Rezension BphW. XV[95] 1616—1620 bestritten. P. stützt seine Ansicht durch die Beobachtung, daß die bei κοινόν stehenden Ortsbezeichnungen meist die von Ländern, Gegenden, auch Spielen, die bei σύνοδος stehenden meist die Namen einzelner Städte sind. Doch bemerkt er selbst, daß sizilische und italische Inschriften nur κοινόν haben, und daß in der Kaiserzeit der Titel σύνοδος fast allein herrschend geworden ist. — Die Genossenschaften sind in der 2. Hälfte des 4. Jahrh. im Entstehen. Als ihren eigentlichen Urheber (besser wohl ihren ersten Protektor) betrachtet der Verf. Alexander d. Gr. Das älteste eine Genossenschaft betreffende Dekret CIA II 551 jetzt nach 279 datiert. Es gab folgende große Genossenschaften: 1. die athenische, welche nach der Inschrift Bull. hell. XVII[93] 613 einmal im 3. Jahrh. an die folgende angeschlossen war; 2. das κοινὸν τῶν περὶ τὸν Διόνυσον τεχνιτῶν τῶν ἐξ Ἰσθμοῦ καὶ Νεμέας, dessen Wirksamkeit sich über das ganze eigentliche Hellas erstreckte. Unter dem Einfluß der Amphiktionen. Unterabteilungen in Argos, Theben, Opus, Chalkis; 3. die teïsche Genossenschaft, κοινὸν τῶν π. τ. Δ. τεχνιτῶν τῶν ἐπ' Ἰωνίας καὶ Ἑλλησπόντου, beherrscht Kleinasien, steht ganz unter der Kontrolle der pergamenischen Könige. Die pergamenischen Techniten sind gelegentlich mit dem eigenen Beisatz καὶ τῶν περὶ τὸν καθηγεμόνα Διόνυσον bezeichnet. Die συναγωνισταί und das κοινὸν τῶν συναγωνιστῶν (CIG 3068 B) sind mit A. Müller (BA. 395[4], Rez. a. a. O.) als die untergeordneten Künstler der Genossenschaft, Deuteragonisten, Tritagonisten etc., zu fassen; 4. eine ägyptische Genossenschaft mit Einzelvereinen, unter der Ägide der Ptolemäer. In der Kaiserzeit gab es nur mehr einen einzigen universellen Verband mit Zweigvereinen, der unter Hadrian und Antoninus Pius den Namen der Kaiser führte, später verfiel und infolge

des Überwucherns der athletischen Künste mit den Athletenvereinen verschmolz.

Da, wie gesagt, die Arbeit Polands nur die äußere Geschichte der Künstlergenossenschaften im Auge hat, so ist es eine sehr willkommene Ergänzung, daß wir von einem Kenner wie Foucart neuerdings eine knapp zusammenfassende Darstellung des ganzen Vereinswesens der dionysischen Künstler haben.

158. P. Foucart, „Dionysiaci artifices" Daremberg et Saglio Dict. des ant. II, 1 (1892) 246—249.

Hier ist nicht nur eine Aufzählung von 10 jetzt bekannten Verbänden und Zweigvereinen gegeben, sondern auch die innere Organisation dargelegt, die verschiedenen Berufsarten der Mitglieder werden verzeichnet, die Arten des Auftretens (teils noch wirkliche Agone, teils bestellte Gastspiele), das Repertoire, die Privilegien der Genossenschaften besprochen. Auch für diese Punkte ist einige neue Information hinzugekommen seit Foucarts Schrift darüber (1873). Zwei der meistgenannten Inschriften dionysischer Künstlergenossenschaften sind im IX. Bd. des Bull. hell. (1885) publiziert, nämlich das Ehrendekret des Vereins von Ptolemaïs in der Thebaïs mit der hochinteressanten Liste der Mitglieder, nach Berufen geordnet (von E. Miller a. a. O. 131—140 nebst einem zweiten Ehrendekret 140 f.) und ein Ehrendekret aus Nysa aus der Epoche der großen allgemeinen Genossenschaft der Kaiserzeit (von M. Clerc a. a. O. 124—127).

159. A. Briel, De Callistrato et Philonide sive de actionibus Aristophaneis. Diss. Berlin 1887.

Rez.: Philol. Anz. XVII[87] 361—380 (E. Hiller).

160. K. Zacher, Διὰ Καλλιστράτου. Philol. XLIX[90] 313—337.

161. J. van Leeuwen, Quaestiones ad historiam scenicam pertinentes. Mnemosyne N. S. XVI[88] 251 ff. I. De Vesparum fabulae Aristophaneae ὑποθέσει 251—263. II. De Aristophane peregrino 263—288.

162. J. N. Gröbl, Die ältesten Hypotheseis zu Aristophanes. Progr. Dillingen 1890.

Das Verhältnis, in dem Aristophanes zu seinen Helfern Kallistratos und Philonides stand, ist noch heute Gegenstand der Kontroverse, und die beiderseitigen Extreme in dieser Streitfrage vertreten Briel und sein Rezensent Hiller. A. Müller (Die neueren Arbeiten 63 ff.) und Zacher (160) nehmen einen vermittelnden Standpunkt ein. Nach Briel wäre in denjenigen Stücken, die διὰ Καλλιστράτου oder διὰ Φιλωνίδου aufgeführt wurden, der betreffende Stellvertreter des

Aristophanes offiziell als Dichter betrachtet, ausgerufen und in die Akten eingetragen worden, die Autorschaft des Aristophanes überhaupt erst durch die Buchausgabe der Dramen bekannt geworden, und folgerichtig müßten sich alle die Stellen, in denen persönliche Angelegenheiten des Dichters berührt werden, auf Kallistratos, nicht auf Aristophanes beziehen. (Weil sich die in den „Wespen“ sicher auf Aristophanes beziehe, seien dieselben gar nicht von Philonides aufgeführt worden.)

Nach Hiller dagegen wären diese letzteren Annahmen ganz unhaltbar und infolgedessen Aristophanes bei der Aufführung als Dichter bekannt gewesen. Er habe den Chor bekommen, aber einen Gehülfen aufgestellt, der für seine Bemühungen den staatlichen Dichterlohn eingestrichen habe und dann neben dem Dichter auch in die Urkunden gekommen sei.

Mit Unrecht hat A. Müller zwischen den vor und den nach den „Rittern“ durch Kallistratos und Philonides aufgeführten Stücken einen Unterschied gemacht und bezüglich der ersteren Briel, bezüglich der letzteren Hiller zugestimmt. Zwischen den früheren und den späteren Stücken kann nur ein Gradunterschied in der Durchsichtigkeit des Inkognitos bestanden haben. Offiziell wird das Verhältnis des Gehülfen zum Dichter immer gleich behandelt worden sein. Aber wie? Die Nennung der beiden Namen in den Urkunden ist unwahrscheinlich, wie Zacher ausführt. Auf das Verfahren bei Aufführung von παλαιαί im 4. Jahrh. (Νεοπτόλεμος 'Ορέστῃ Εὐριπίδου) dürfe man sich nicht berufen, und die Fassung unserer ὑποθέσεις gehe wohl nicht direkt auf die amtlichen Urkunden zurück. Aber Aristophanes spricht selbst an ein paar Stellen über seine Dichterlaufbahn. 1. Equ. 512 ff. (χορὸν αἰτοίη καθ' ἑαυτόν). Nach Hiller verlangte der Dichter zu den „Rittern“ zum ersten Mal „nicht in Gemeinschaft mit einem anderen“ den Chor, nach Zacher zum ersten Mal „selbst,“ weil das nachfolgende αὐτὸν ἑαυτῷ im wesentlichen identisch ist. 2. Da καθ' ἑαυτόν Vesp. 1021 wiederkehrt, so zügelte Aristophanes nach Zacher vorher nicht fremde Musen, sondern die eigenen unter fremdem Namen (? Besser haben das E. Petersen, Jahrb. f. Philol. LXXXV [62] 652 und Briel S. 6 f. formuliert). Das ἤδη κινδυνεύειν beginnt bei Hiller mit den „Daitales“, bei Zacher mit den „Rittern“. Nach der Hillerschen Ansicht müssen bekanntlich die ἀλλότριαι μοῦσαι die Musen des Eupolis und wer weiß welcher geheimnisvoller Dichter sonst noch sein, denen Aristophanes vor Aufführung der „Daitales“ geholfen haben soll. Eine ebenso unerträgliche als viel geglaubte Annahme. 3. Nub. 530 ff. (παρθένος γὰρ ἔτ' ἦν κοὐκ ἐξῆν πώ μοι τεκεῖν) ist die nach Müllers und Zachers Ansicht entscheidende Stelle. Die παρθένος durfte sich nicht als Mutter bekennen, die παῖς ἑτέρα hat sich den Mutterpflichten unter-

zogen, das ausgesetzte Kind an Kindesstatt angenommen. Wenn dieses Gleichnis scharf gefaßt werden darf, so kann Aristophanes' Autorschaft nicht offiziell bekannt gewesen sein, sondern muß Kallistratos mit seinem Namen für das Stück eingetreten sein. Es scheint auch mir, daß wir diesem Schluß nicht ausweichen können. Zacher erkennt damit der Theorie Briels im wesentlichen den Sieg zu. Die Konsequenzen, die Briel zog, schossen freilich über das Ziel hinaus. Es ist gar kein Zweifel, daß die persönlichen Bemerkungen in den Parabasen der ersten Stücke sich auf Aristophanes selbst, nicht auf Kallistratos oder Philonides beziehen. Nur diejenigen persönlichen Bemerkungen sind anders zu beurteilen, welche in den „Acharnern" in einer Schauspielerrolle (Dikaiopolis) vorkommen. Die beziehen sich auf Kallistratos, der sie wahrscheinlich selbst als Protagonist gesprochen hat. Denn Kallistratos war als der nominelle Autor der „Babylonier" von Kleon vor den Rat gezerrt worden, er allein war rechtlich zu fassen. Ferner ist kein Zweifel, daß durch das litterarische Inkognito des Aristophanes eine wirkliche Täuschung des Publikums weder bezweckt noch bewirkt wurde. Zwar erhielt Kallistratos vom Archon den Chor, und in den Urkunden hieß es Καλλίστρατος ἐδίδασκε, aber trotzdem wußte man, daß Aristophanes der Dichter war — das erste Mal vielleicht nicht allgemein, bei den späteren Stücken erfuhr man es schon vorher —, weil in dem damaligen Athen und bei dem damaligen Interesse an den Persönlichkeiten der Dichter so etwas nicht Geheimnis bleiben konnte.

Wir nahmen (mit Hiller) als das einzig Naturgemäße an, daß die persönlichen Bemerkungen in den Parabasen der ersten Dramen sich auf Aristophanes selbst beziehen. Dies hat noch eine Konsequenz. Wenn das nämlich richtig ist, dann ist Aristophanes — ein Äginete, denn Ach. 652 ff. steht es. Und zwar ist er kein attischer Kleruch auf Ägina, sondern einer, der Äginete blieb, wenn die Spartaner die Insel nahmen. Dies hat van Leeuwen (161) folgerichtig durchgeführt. Schade, daß seiner Hypothese Schwierigkeiten im Wege stehen. Sie ist bestechend, denn sie giebt endlich einmal eine befriedigende Antwort auf die Frage, warum denn eigentlich Aristophanes die meisten seiner Stücke nicht selbst aufführte, und auf die andere, wie denn nur das viele Gerede von der ξενία des Aristophanes in die Welt gekommen ist. (Briel führt S. 36 ff. dasselbe samt der γραφὴ ξενίας lediglich auf Komikerwitze zurück. Und woher die Komikerwitze?)

Aristophanes hat vor den „Rittern" seine Stücke nicht selbst aufgeführt und als Grund dafür seine große Jugend angegeben. Aber er hat nach den „Rittern" wieder seine Stücke nicht selbst aufgeführt. Warum? v. Leeuwen antwortet: Weil er ein Fremder war und infolge-

dessen eigentlich überhaupt keinen Chor bekommen konnte. Er hat es einmal versucht, und es ist ihm gelungen. Aber Kleon hat ihn deshalb auch auf ξενία verklagt, eine Klage, die sicher nicht zu gunsten des Dichters entschieden wurde, denn „er hat's nicht wieder gethan". Der wahre Grund für Aristophanes' eigentümliche Stellung bei der Aufführung seiner Stücke ist also die ξενία. So erklären sich die Anspielungen seiner Rivalen, und v. Leeuwen findet, daß der Dichter nicht διὰ πενίαν, wie Suidas sagt, sondern διὰ ξενίαν zu dem Vergleich mit einem arkadischen Söldling Anlaß gegeben habe. Der Ansicht v. L.s stehen entgegen 1. die Angabe der Vita, wonach Aristophanes ein Kydathenäer ist, sodann die Nachrichten, laut welchen 2. der „Friede" und 3. der zweite „Plutos" von dem Dichter selbst zur Aufführung gebracht wurden. Die Abstammung des Aristophanes aus Kydathen ist wahrscheinlich nur kombiniert aus den „Wespen", wo man den κύων Κυδαθηναιεύς für den Dichter gehalten hat. Den zweiten „Plutos" hat nach der Vita Araros aufführen dürfen, ebenso wie die zwei noch folgenden Dramen. Nach Hypoth. IV zum Plut. wäre er jedoch noch von Aristophanes ἐπὶ τῷ ἰδίῳ ὀνόματι gegeben worden; im Widerspruch damit steht das folgende τὸν υἱὸν αὑτοῦ συστῆσαι δι' αὐτῆς τοῖς θεαταῖς βουλόμενος, wo aber δι' αὐτῆς als korrupt gilt (Änderung δι' αὑτῶν R. Peppmüller, Zur vierten Hypothesis des aristoph. Plutus Philol. L[91] 582, unbefriedigend). Der Grundgedanke von v. Leeuwens Annahme könnte auch dann richtig sein, wenn Aristophanes in der letzten Zeit seines Lebens und unter veränderten Zeitumständen wirklich noch einmal ein Drama hätte unter eigenem Namen aufführen dürfen. Anders steht es mit dem „Frieden". Hypoth. III φέρεται ἐν ταῖς διδασκαλίαις δεδιδαχὼς Εἰρήνην ὁμοίως ὁ Ἀριστοφάνης. Dafür hat Dindorf geschrieben φέρεται ἐ. τ. δ. δὶς δεδιδαχὼς Εἰρήνην ὁμωνύμως ὁ Ἀ., woran sich das Folgende gut anschließt: Eratosthenes läßt unentschieden, ob der zweite „Friede" eine Neubearbeitung des ersten oder ein anderes, verloren gegangenes Stück war. v. Leeuwen möchte dagegen in anderer Weise den Zusammenhang mit der eratosthenischen Bemerkung herstellen. Durch eine gezwungene Änderung erreicht er, daß von einem Stück, das Aristophanes selbst aufgeführt habe, nicht gesprochen wird: φέρεται δεδιδαχὼς Εἰρήνην ὁμοίως ὁ Ἀριστοφάνους (Araros). Wer den ersten „Frieden" aufgeführt hat, bliebe damit unbekannt. Allein in der Didaskalie (Hypoth. I) ist Aristophanes selbst genannt, ohne διὰ Καλλιστράτου, was doch unsere Didaskalien sonst getreulich erhalten haben. Apollodoros ist nur als Protagonist aus der Urkunde mit abgeschrieben. Wir sind daher der Meinung, daß thatsächlich eine Überlieferung existiert, wonach Aristophanes den ersten „Frieden" selbst aufgeführt hat.

Ein noch ungelöstes Problem bietet auch die Hypothesis der

„Wespen", nämlich Philonides als Konkurrenten des Philonides, was man gewöhnlich so erklärt, daß der Regisseur Philonides mit einem aristophanischen Stücke (Wespen) einem eigenen (Proagon) Konkurrenz gemacht habe. Es ist fast undenkbar, daß Philonides vom Archon zwei Chöre bekommen haben soll, gleichviel, von wem die Stücke waren. Briel läßt gegen die Überlieferung den Aristophanes die „Wespen" selbst aufführen, was sicher unrichtig ist und auch die Schwierigkeit nicht hebt. Denn bei ihm ist der „Proagon" von Aristophanes und also dieser sein eigener Konkurrent. v. Leeuwens (161) erste quaestio beschäftigt sich mit dieser Streitfrage. Sein kühner Änderungsvorschlag beruht auf dem Gedanken, daß in der Hypothesis (in welcher ja gewiß nicht alles in Ordnung ist) Angaben aus zwei Didaskalien, der dionysischen und der lenäischen, stecken. (Dies vermutete schon J. Richter, Ausg. d. „Wespen" Berlin 1858.) Überliefert ist: ἐδιδάχθη ἐπὶ ἄρχοντος Ἀμεινίου διὰ Φιλωνίδου ἐν τῇ πόλει ὀλυμπιάδι. β' ἦν, εἰς Λήναια. καὶ ἐνίκα πρῶτος Φιλωνίδης Προάγωνι, Λεύκων Πρέσβεσι τρίτος. Auch wenn man aus πόλει das Zahlzeichen der Olympiade macht (πθ', Kannegießer), kann die Nennung derselben noch ungehörig scheinen. v. Leeuwen entdeckt in ἐν τῇ πόλει ὀλυμπιάδι einen weiteren Dichter mit seinem Stücke. Er schreibt: ἐδιδάχθη ἐπ' ἄρχοντος Ἀμεινίου διὰ Φιλωνίδου (die „Wespen" werden auf die großen Dionysien transferiert und bekommen einen Sieg). Εὔπολις Πόλεσι β' ἦν. — (Zwischenbemerkung:) καὶ εἰς Λήναια ἐνίκα πρῶτος Φιλωνίδης Προάγωνι. — Λεύκων Πρέσβεσι τρίτος. Geistreich, aber falsch. Ein einziger Buchstabe der Inschrift CIA II 971b (dionysische Siegerliste) wirft die Kombination um. Im J. 422 siegte an den großen Dionysien nicht Philonides oder Aristophanes, sondern ein Komiker, dessen Name auf -ος endigte (vgl. A. Müller, Die neueren Arbeiten 70).

In Gröbls (162) etwas weitschweifiger, aber verdienstvoller Arbeit — einer Ausscheidung der älteren und jüngeren Schichten der Hypotheseis, z. T. nach Verfassern — sind natürlich unsere Didaskalien auch behandelt. Die textkritischen Ergebnisse positiver Art sind nicht nennenswert, Folgendes aber interessiert uns im Hinblick auf die soeben besprochenen Fragen: 1. In Plut. Hyp. I ἐπιγέγραπται Πλοῦτος Ἀριστοφάνους steckt möglicherweise ein Beleg für die Aufführung des Stückes durch den Dichter selbst. Nach Gröbl geht nämlich das ἐπιγέγραπται auf die „Διδασκαλίαι" zurück, ist also keine weise Scholiastenbemerkung über den Titel, sondern bezieht sich auf den in den Akten eingetragenen Namen (S. 22). 2. Ganz aus der Seele gesprochen ist uns, daß nie und nimmer als Sieger in einem Agon bezeichnet werden kann, wer den zweiten Platz erhielt. Also ist die Didaskalie in Pax Hyp. I (ἐνίκησε τῷ δράματι ὁ ποιητὴς — δεύτερος Ἀριστοφάνης) einfach falsch

(S. 64 ff.), auch Nub. Hyp. V ὅτε Κρατῖνος μὲν ἐνίκα Πυτίνῃ, Ἀμειψίας δὲ Κόννῳ kann nicht richtig sein, doch liegt hier die Korrektur wenigstens nahe (Ἀμειψίας δὲ δεύ: Κόννῳ, S. 54). Das wiederholt, in Equ. Hyp. II und Vesp. Hyp. I, begegnende πρῶτος ἐνίκα aber ist eine unerträgliche Tautologie (S. 52 ff.). Nach Gröbl entstand α′ aus Ἀ., der Abkürzung des Dichternamens. Dies veranlaßt den Verf., in Vesp. Hyp. I den Namen Φιλωνίδης zu streichen, so daß Aristophanes mit dem Προάγων siegt. Als definitive Heilung der verzweifelten Korruptel wird auch das kaum betrachtet werden. 3. In Av. Hyp. I διὰ Καλλιστράτου ἐν ἄστει, ὃς ἦν δεύτερος haben wir wohl ein direktes, aus den „Διδασκαλίαι" stammendes Zeugnis dafür, daß der Name des Kallistratos (allein) in den Akten stand (S. 75).

163. A. Mommsen, Bericht über die griechischen Sakralaltertümer. Burs. Jahresber. LII [87] 335—378. S. 354—358 über Petersen, Preisrichter d. gr. Dionysien.

Was das Institut der Preisrichter betrifft, so ist E. Petersens Untersuchung Über die Preisrichter der großen Dionysien in Athen Dorpat 1878 maßgebend und von A. Müller der Darstellung in den BA. zu grunde gelegt. Die Erkenntnis, daß die lyrischen Agone an den Dionysien die Phylenordnung zur Grundlage hatten, die dramatischen nicht, scheint uns eine Revision der Ansichten über die Preisrichter, wie sie Öhmichen BW. 207 fordert, nicht zu bedingen. Das Richterkollegium kann trotzdem für alle Agone das gleiche und sehr wohl, als Vertretung des ganzen Volkes, aus allen Phylen zusammengesetzt sein. Davon gleich nachher. Isolieren wir den dramatischen Agon, so verzichten wir fast auf jede Kenntnis über die Jury desselben. A. Mommsens ausführliche Besprechung von Petersens Aufsatz (163) hat gewissermaßen den Wert einer neuen Behandlung der Frage. Mommsen hält (a) die voragonische Vereidigung, (b) das offizielle Sitzen der Richter auf bestimmten Plätzen und (c) die Auslosung der 5 entscheidenden Stimmen aus dem größeren Kollegium der „Prüfenden" nach Schluß des Agons unbedingt für richtig. Auch (d) die Zehnzahl der Urnen, daher gleichmäßige Zusammensetzung des Kollegiums aus allen 10 Phylen giebt er zu. Unglaublich ist ihm nur (e) die erste Auslosung (aus der Gesamtzahl der Vorgeschlagenen) vor jedem Agon. Er stößt sich an der öfteren Wiederkehr der Losung und der Vereidigung vor flammendem Opfer. Das ist Geschmackssache. Leider hat er auch nicht angegeben, wozu in seiner Theorie, bei der es nur eine nachagonische Auslosung von fünf entscheidenden Richterstimmen giebt, die zehn Urnen dienen sollen. Es handelt sich im wesentlichen um die Glaubwürdigkeit von Plutarch, dessen Zeugnis A. Mommsen

ausschalten möchte. Plut. Cim. 8 bezeugt eine Auslosung und Vereidigung von Richtern vor dem tragischen Agon. Die Beweiskraft der Stelle kann gewiß abgeschwächt werden, A. Mommsen und noch mehr Navarre Dion. 250 haben sich entschieden gut damit abgefunden. Trotzdem ist von der Theorie Petersens zu sagen, daß sie allein keinem der überlieferten Zeugnisse den geringsten Zwang anthut (auch dem Plural τὰς ὑδρίας Isocr. XVII 33 wird sie allein gerecht), daß sie durchweg einheitlich ist und uns auch nach dem heutigen Stand der Kenntnis richtig scheint. Eine wissenschaftliche Gewißheit in der schwierigen Frage der Preisrichter war bisher nicht erreichbar. Es mag gut sein festzustellen, daß folgende Annahmen wenigstens möglich sind:

1. ein Richterkollegium für alle Agone der gr. Dionysien; Vereidignng desselben vor Beginn des ersten (lyrischen) Agons. Je eine Auslosung von 5 Richterstimmen nach jedem Agon (A. Mommsen; gegen Plut. Cim. 8. Zweck der vorher versiegelten und aufbewahrten Urnen unerfindlich);

2. ein Richterkollegium für alle Agone, aus dem aber für jeden Agon die Zahl von 10 „Prüfenden" aus 10 Urnen, d. h. aus den 10 Phylen ausgelost wurden. Vor jedem Agon Vereidigung, nach jedem die zweite Auslosung von 5 Richterstimmen (Petersen; Plut. Cim. 8 paßt nur hierzu);

3. für jeden Agon ein eigenes Richterkollegium und eine eigene Urne; Vereidigung vor jedem Agon, aber nur eine Auslosung, am Schluß desselben (Navarre Dion. 248 ff.). Wir finden dagegen eine Spur voragonischer Auslosung auch in dem καλουμένων τῶν κριτῶν Dem. Mid. 65 und mit A. Müller BA. 270[6] in der Bestechung des Archon bei demselben Anlaß ibid. 17.

Der διὰ πάντων κριτής Plat. Rep. IX 580 B kann nur im Zusammenhalt mit dem aus Inschriften (freilich viel späteren) bekannten διὰ πάντων νικήσας richtig erklärt werden, wie es A. Müller, Die neueren Arbeiten 103 f. gethan hat.

164. Carlo Borromeo, Le donne ai tempi di Aristofane e dopo assistevano alle rappresentazioni della commedia? Verona 1893 kenne ich nur aus der Rezension BphW. XV [35] 353—355 (O. Bachmann). Danach sucht der Verf. die aufgeworfene Frage in bejahendem Sinn zu beantworten, bringt aber durchaus nichts Überzeugendes bei und bereichert unsere Kenntnis in keiner Weise. Wir können nicht mehr zweifeln, daß die Frauen das Recht hatten ins Theater zu gehen, aber ebensowenig, daß es bei anständigen Frauen im allgemeinen nicht Sitte war (A. Müller BA. 291). E. Pottier bei Daremberg et Saglio Dict. des ant. I, 2 (1887) „Comoedia" 1418 f. giebt nur eine Zusammenstellung, keine Entscheidung.

IX.

Römisches Bühnenwesen.

Das römische Bühnenwesen ist ziemlich gut bekannt, von großen Streitfragen wenig berührt und zudem in ausgezeichneter Weise zusammenhängend dargestellt von

165. L. Friedländer in Marquardt-Mommsens Handbuch der röm. Altertümer VI. Bd. = J. Marquardt Röm. Staatsverwaltung III. Bd. 2. Aufl. Leipzig 1885 S. 528—554.

Diesen Umständen sowie der geringeren Rolle, welche überhaupt das Drama im Leben der Römer gespielt hat, entspricht die verhältnismäßige Spärlichkeit der Litteratur.

L. Friedländer hat auch in seiner berühmten Sittengeschichte der römischen Kaiserzeit (II 6. Aufl. 1889, bes. 435—477) sich als meisterhaften Kenner dieses Gebietes gezeigt. Parallel mit dem griechischen Bühnenwesen ist das römische in Öhmichens bekanntem Handbuch dargestellt, und zwar so, daß „die staatlich-gesellschaftlichen Grundlagen der römischen Bühnenspiele" einen eigenen (3.) Abschnitt bilden, §§ 31—41 S. 212—222, in der Einleitung dagegen und in den Abschnitten 4 und 5, „die äußeren Mittel der Darstellung" und „die Darstellung", die Bemerkungen über die römischen Einrichtungen stets gleich denen über die griechischen angeschlossen werden.

166. B. Arnold behandelt in Baumeisters Denkmälern in folgenden Artikeln auch die römische Szenik ausführlicher: „Chor" I 390 f., „Lustspiel" II 829—833, „Schauspieler und Schauspielkunst" III 1577—1581, dazu noch „Pantomimus" II 1158—1161. Der Verfasser ist durch sein Programm „Das altrömische Theatergebäude" Würzburg 1873 als spezieller Kenner der römischen Bühne bekannt.

167. Folgende Artikel Gaston Boissiers bei Daremberg et Saglio Dict. des ant. I, 2 (1887) sind als sehr zweckentsprechend zu erwähnen: „Canticum" 894—896, „Chorus" 1127, „Comoedia" 1419—1425.

Theaterbauten aus römischer Zeit und in sog. römischen Stil sind über die ganze antike Welt zerstreut, darunter so gut erhaltene Ruinen wie die von Orange und Aspendos, doch wurde unsere Kenntnis derselben durch neue Untersuchungen oder Ausgrabungen seit Schönborns und Wieselers Zeit nur wenig erweitert. Über den Sinn des „römischen" Theatergrundrisses besteht bekanntlich keine Kontroverse. Das „römische" Theater ist ein Bühnentheater in Italien ebenso

wie in Gallien und Kleinasien, und die unteritalischen Vasenbilder zeigen, daß auf italischem Boden die erhöhte Bühne schon vor den steinernen Theatern geboren war. Die Theorie vom römischen Theatertypus ist insofern zu modifizieren, als es in römischer Zeit zwei verschiedene Bühnentypen giebt, einen niedrigeren italischen und einen höheren kleinasiatischen.

Eine Anzahl kleinasiatischer Theater ist uns durch neue Aufnahmen und Ansichten näher gebracht worden in dem vornehm ausgestatteten Prachtwerk

168. K. Graf Lanckoronski, Städte Pamphyliens und Pisidiens, unter Mitwirkung von G. Niemann und E. Petersen herausgegeben. 1. Bd. Pamphylien. Wien 1890. Mit vielen Tafeln und Abb. im Text. 2. Bd. Pisidien. Ebenda 1892.

In dem ersten Bande sind besprochen die Theater zu Perge S. 51—55 Tf. XIV, Sillyon (ein großes und ein kleineres, einst bedecktes Theater) S. 70 f., Aspendos S. 91. 102—120 Tf. XX—XXVII, Side S.147—150 Tf. XXIX; im zweiten Bande Termessos S. 42 f. 92—98 Tf. X—XIII, Sagalassos S. 152—159 Tf. XXVI—XXX, Selge S. 182 f. Tf. XXXI. Da nur vollständig ausgegrabene und dann genau aufgenommene Theatergebäude für die Bühnenkunde voll verwertbar sind, müssen wir uns für alle diese Theater auf spätere Zeit vertrösten. Liegen doch gerade ihre Skenengebäude am tiefsten unter Trümmern begraben, so daß nicht einmal die Höhenangaben bezüglich der Bühnen zuverlässig sind. Am meisten erfahren wir noch, von Aspendos abgesehen, über die Theater von Termessos, wo auch die Sitzinschriften im Zuschauerraum Erwähnung verdienen, und Sagalassos. In Side ist das Wegschneiden der unteren Sitzreihen durch eine dicke, niedrige Mauer bemerkenswert.

Was über die Publikation dieser Theater gesagt wurde, gilt in gleicher Weise von demjenigen von Aegae, welches im

169. II. Ergänzungsheft des archäologischen Jahrbuchs (Altertümer von Aegae, unter Mitwirkung von C. Schuchhardt herausgegeben von Richard Bohn, Berlin, Reimer 1889)

erwähnt ist. Beschreibung S. 39—41, Abb. 36. 40. 43—48. Der Abschluß des Bühnengebäudes gegen die Orchestra zu ist auch hier durch Trümmer unkenntlich gemacht, über die Höhe der Bühne erfahren wir nichts. Die Skenenfront hatte verkröpfte Schmucksäulen. Die gewölbten Unterbauten an den Flügeln des Zuschauerraums waren sehr stattlich.

170. Über neue Untersuchungen an italischen Theatern ist den Notizie degli scavi folgendes zu entnehmen: (1) Das Theater

des alten Augusta Bagiennorum bei dem heutigen Roncaglia wurde im Herbst 1893 ausgegraben und wird von G. Assandria und G. Vacchetta a. a. O. 1894 155—157 beschrieben. Durchmesser der Orchestra 22,20 m, Länge der Skene 40,50, Tiefe der Bühne 7,20 und an den zurücktretenden Seiten 5,25. In der Skenenwand 3 Thüren, Architrave derselben, Basen für flankierende Säulen, Reste der Wandverkleidung erhalten. Vorhangsgraben?

(2) In dem sehr wenig bekannten Theater von Verona grub S. Ricci von neuem Ende 1893. Eine größere Publikation ist angekündigt. A. a. O. 1894 223—229.

(3) Über Lage und Reste des verschollenen großen Theaters von Spoleto, von dem eine Skizze des Baldassare Peruzzi existiert, s. G. Sordini a. a. O. 1891 50—55.

(4) An dem Theater von Ostia (nie eigentlich verschüttet, freigelegt 1881) wurde laut Not. d. scavi 1890 36—38 (R. Lanciani) eine ergänzende, für Szenisches belanglose Ausgrabung vorgenommen. Dagegen verweisen wir auf die Beschreibung dieses Theaters von

171. P. André, Théâtre et forum d'Ostie. Mélanges d'archéol. et d'histoire XI[91] 492—505. Tf. VIII und IX.

Bemerkenswert ist der centrale Eingang zur Orchestra unter den Sitzreihen hindurch. Der Vorhangsgraben ist 1,5 m breit.

D. Macciò, Scavi e restauri nel teatro antico di Fiesole. Arte e Storia VIII (1889) 2 13—24 ist mir nicht zugänglich.

172. Im Theater von Taormina hat E. Petersen Spuren verschiedener Bauperioden gefunden, und zwar auch an der Skene selbst, wo die ältere (griechische) Skenenfront durch eine untere Schicht größerer Ziegel repräsentiert ist. Dieselbe verläuft nicht geradlinig, sondern hat an Stelle der jetzigen beiden Nebenthüren halbkreisförmige Nischen. S. E. Petersen, das Theater zu Tauromenion Röm. Mitt. III[88] 234—236.

Die Bühnengebäude von Pompeji, Segesta, Syrakus, Taormina, Tyndaris und Akrae wurden von O. Puchstein und R. Koldewey gelegentlich einer Studienreise im Sommer 1895 neu untersucht und gezeichnet. Die Ergebnisse der Untersuchungen in Pompeji sind provisorisch in einigen Vorträgen Puchsteins in der arch. Ges. zu Berlin niedergelegt, welche bei späterer Gelegenheit zu besprechen sein werden.

173. (Tunis.) J. Toutain, Observations sur le théâtre Romain de Simitthu. Sitzg. d. Acad. des Inscr. et des B.-L. Notiz darüber Rev. crit. 1892 XXXIV 155.

Der untere Rang der Sitzreihen ist gut erhalten, die Orchestra gepflastert. Die Cavea ist nicht an einen Hügel angelehnt.

Über die Verbreitung und Wertschätzung der Theateraufführungen in der Kaiserzeit belehrt uns

174. O. Toller, De spectaculis, cenis, distributionibus in municipiis Romanis occidentis imperatorum aetate exhibitis. Diss. Leipzig 1889

in einer fleißigen, übrigens ziemlich öden Statistik (Pars II A. De spectaculis. I. de propagatione spectaculorum circensium, scaenicorum etc. per occidentem S. 35—51). Die szenischen Spiele nehmen in Italien und Gallien den Rang nach den amphitheatralischen ein, in Afrika sind sie bevorzugt. Vgl. die Besprechung von Zöller in diesem Jahresber. LXXIII[92] 256—258.

Denkwürdig auch für die Geschichte der Bühnenspiele in Rom sind die Akten der augusteischen Säkularspiele 17 v. Chr., welche im J. 1890 wieder aufgefunden wurden. Sie sind publiziert von

175. Th. Mommsen, Mon. ant. della R. Acc. dei Linc. I[91] 617—672 und Ephem. epigr. VIII 225—274, wo sich 274—309 die Akten der Säkularspiele des Septimius Severus (204 n. Chr.) anschließen. Über die Bühnenspiele S. 268—271.

Eine Ergänzung zu diesem Kommentar bildet

176. W. Christ, Horatiana. S.-Ber. bayr. Ak. 1893 57 ff. IV. „Das Carmen saeculare und die neu aufgefundenen Säkularakten“ 136—152.

Die Bühnenspiele der Säkularfeier verteilten sich auf ludi sollemnes und l. honorarii. 1. Bei den l. sollemnes wurden drei Nächte und drei Tage hindurch ludi Latini gegeben. Der Ort der Aufführung war ein improvisiertes Holztheater am Tiber nahe dem Platze, wo auch die Opfer stattfanden. In der ersten Nacht war nur eine Bühne aufgeschlagen, keine Zuschauersitze. 2. Bei den aus besonderer Freigebigkeit hinzugefügten und reich bemessenen l. honorarii wurden gegeben a) wieder l. Latini in demselben hölzernen Theater; b) l. Graeci (doch wohl in griechischer Sprache!), und zwar α) thymelici, d. h. musikalische, im Pompeiustheater, β) astici, d. h. dramatische, im Marcellustheater (in theatro quod est in circo Flaminio). — Aus den spärlichen Resten der zweiten Säkularakten ergiebt sich, daß im J. 204 Bühnenspiele in einem hölzernen Theater, in einem Odeum und in mindestens einem weiteren Theater abgehalten wurden (Mommsen S. 301).

Nur wenige Detailuntersuchungen über Fragen des römischen Bühnenwesens sind in unserem Zeitraum erschienen:

177. A. Röhricht, Quaestiones scaenicae ex prologis Terentianis petitae. Dissert. philol. Argentorat. IX (1885) 294—345.

178. M. Hodermann, Findet die den älteren griechischen Dramatikern auferlegte Beschränkung der Schauspieleranzahl Anwendung auf die Komödien des Terenz? Festschr. d. Görlitzer Gymn. z. 40. deutschen Philologenvers. Görlitz 1889.

179. J. M. Stowasser, Persona. Wiener Studien XII[90] 156 f.

180. O. Crusius, Die Masken auf dem römischen Theater im Lichte modernster Kritik. Philol. XLIX[90] 571 f.

181. W. Weinberger, Beiträge zu den Bühnenaltertümern aus Donats Terenzkommentar. Wiener Studien XIV[92] 120—130.

182. D. A. H. van Eck, Quaestiones scenicae Romanae. Diss. (Leiden) Amsterdam 1892.

In Röhrichts Dissertation (177) handelt der Abschnitt III (334—345) de re scaenica. § 5 De prologorum pronuntiatoribus (Sprecher des Prologs in der Regel ein adulescens, bei Terenz (Heaut., Hec.) ein älterer Mann, als Orator gedacht. Meist tritt der Prologus lediglich als solcher auf, manchmal aber gleich in der Rolle, die er unmittelbar anschließend zu spielen hat, so Mil. glor., Amph., Merc., Heaut.). § 6 Quas maxime fabulas spectatores Romani in deliciis habuerint. § 7 De pretio poëtis solvendo impensisque in actiones scaenicas faciendis. Wer bezahlte die Stücke, deren Aufführungsrecht zu erwerben war? Nach Eun. prol. 19 f. die Spielgeber, nach Hec. prol. II 47 ff. der Unternehmer (dominus gregis). Der Verf. hält die beiden Angaben für unvereinbar, die erstere für richtig, und erklärt das pretio emptas meo des Unternehmers daraus, daß derselbe alles zur Aufführung Nötige auf sein Risiko anschaffen mußte. Uns genügt zur Vermittelung der beiden Angaben die Erklärung Dziatzkos (Rh. Mus. XXI[66] 473), daß in der Summe, welche die Festgeber dem dominus gregis für die ganze Aufführung zahlten, das Geld für den Ankauf der Stücke inbegriffen war. Der Käufer war also der dominus gregis. Mit Ritschl und Öhmichen (BW. 217) ist dagegen anzunehmen, daß die Stücke nach der ersten Aufführung Eigentum der Unternehmer blieben, was Dziatzko nicht zugab. Röhricht erklärt a. a. O. den Ausnahmsfall der „Hecyra“.

Fast ganz in dem gleichen Sinne behandelt ihn Weinberger (181), dessen Ausbeute aus Donat im übrigen gering ist. Wir registrieren die Bemerkung, daß choragus nach Schol. Eun. V 4 45 nicht mit dominus gregis zu identifizieren ist, den Widerspruch zwischen Donat und Diomedes, wonach einmal Cincius Faliscus und Minucius Prothymus, andererseits Roscius zuerst mit Masken gespielt hätte (nach Cic. de or. III 221 die Masken zu Roscius' Zeit jedenfalls noch neu),

und eine Auseinandersetzung über die Grenzen der Akte und den Vorhang (aulaea aus der attalischen Erbschaft, daher zu Plautus' und Terenz' Zeiten bei Pausen noch kein Vorhang). Vgl. auch Fr. Schlees Besprechung in diesem Jahresber. XCIII[97] 134.

Hodermann hat in seiner Festschrift (178) insofern ein gesundes Urteil bewährt, als er die Verteilung einer Rolle unter mehrere Schauspieler, die vielfach als etwas ganz Gewöhnliches in der römischen Komödie gilt, entschieden bekämpft. Er leugnet eine Beschränkung der Schauspielerzahl und zumal eine fest normierte Zahl für das römische Drama. Mit der verwickelten Frage der Personenbezeichnungen in den Handschriften findet er sich dadurch ab, daß er sie als heillos durch die Überlieferung verwirrt erklärt. Sein Rezensent Fr. Schlee in diesem Jahresber. XCIII[97] 133 f. ist darauf in kurzen Worten tiefer eingegangen als H. in seiner mehr a priori gewonnenen Theorie.

Stowasser (179) hat eine kühne Etymologie von persona aufgestellt: sōnatus = zōnatus gegürtet, gerüstet, *persōnare verkleiden, persōna Rückbildung aus dem Partizip personatus unter Einfluß von ζώνη; personatus nicht maskiert, sondern nur verkleidet. Die fabula personata habe ja auch nach Festus existiert, ehe die Komöden überhaupt Masken trugen. Aber nicht ehe die Darsteller der Atellana Masken trugen, antwortet Crusius (180) sehr richtig, denn diese hatten sie von jeher. Festus ist also mit Unrecht zu Hülfe gerufen. (Daß die Atellane die griechischen Masken hatte, sagt Crusius, ist kein Wunder, da sie aus Unteritalien stammt.)

Eine wirklich eindringende und wertvolle Arbeit ist die unter No. 182 genannte. Sie hat auffallenderweise wenig Beachtung gefunden. So sind z. B. die bemerkenswerten Vermutungen van Ecks über die Herkunft der Atellane, die wir (als litteraturgeschichtlich) hier nicht zu besprechen haben, in dem ausgezeichneten Artikel von F. Marx über die Atellanae fabulae bei Pauly-Wissowa II 2 (1896) 1914—1921 leider mit keiner Silbe erwähnt. Die Schrift van Ecks hat vier Teile: I. De cantici apud Romanos ratione 1—35; II. de cantoris et hypocritae in pantomimo identitate 36—58; III. de Atellana Osco ludicro 59—72; IV. de Atellanis, de exodiis, de fabula satyrica apud Romanos 73—98. Die ersten beiden Abschnitte sind „szenisch" in unserem Sinne. Beachtenswert ist die Energie, mit der van Eck hier einem alten Vorurteil zu Leibe geht, nämlich dem Dogma, daß im römischen Drama ständig Gesang und Aktion zwischen einem Sänger und einem Schauspieler geteilt gewesen seien. Dies ist immer wieder als seltsam, unkünstlerisch, barbarisch bezeichnet und — geglaubt worden. Überliefert ist es von Livius VII 2 8 ff. (bei van Eck Druckfehler in der Überschrift S. 2!). Der Dichterschauspieler Livius Andronicus, so erzählt

er, soll wegen Überanstrengung seiner Stimme die Vergünstigung erhalten haben, einen puer neben sich aufzustellen, welcher den Gesangspart übernahm, während er selbst nur agierte. Inde ad manum cantari histrionibus coeptum diverbiaque tantum ipsorum voci relicta (wohl noch abhängig von dicitur). Van Eck deckt die Schwächen und Unklarheiten der schon viel besprochenen Liviusstelle auf. Wie unlogisch, sagt er, daß aus der Ausnahme, welche Andronicus zu liebe aus einem bestimmten persönlichen Grunde zugestanden wurde, eine stehende Sitte soll hervorgegangen sein! Die nächsten Worte des Livius nach dem inde . . . relicta scheinen an diesen Passus nicht anzuschließen, und bei Val. Max. (II 4 4), der doch von Livius nicht unabhängig ist, findet sich nichts von der Verworrenheit der livianischen Angaben. Überhaupt weiß sonst niemand etwas von der Trennung des Gesangs und der Aktion, weder Cicero noch Horaz. In Diomedes (I 491 K.) und Donat ist sie nur hineininterpretiert worden.

Wir meinen, dieser Nachweis müßte wie eine Erlösung wirken. Die verzwickte Urgeschichte des römischen Dramas bei Liv. VII 2 hat ja schon genug zu schaffen gemacht. Daß wir darin eine varronische Konstruktion der römischen Litteraturgeschichte genau in Parallele zur griechischen nach aristotelischer Schablone vor uns haben, hat besonders schön F. Leo in dem Aufsatze „Varro und die Satire“ Herm. XXIV[89] 67—84 (76 ff.) zu zeigen gesucht. Ich entnehme demselben einen Einwurf gegen meine nach van Eck gebildete Ansicht. Dort heißt es nämlich, die Anekdote von der Heiserkeit des Andronicus sei nur gleichsam der ätiologische Mythus für die Thatsache des verteilten Canticum, denn Livius Andronicus sei ebensowenig Schauspieler gewesen als die übrigen alten Dramatiker der Römer. Das sei nur nach Analogie der attischen konstruiert. Man sieht, die Nachricht über Trennung von Gesang und Aktion, welcher van Eck den Glauben versagt, ist für Leo gerade das Primäre und scheint durch seine Hypothese gestützt zu werden. Trotzdem könnte sie ebenso wie die Anekdote lediglich dem Wunsche zu konstruieren entsprungen sein. Die schwache Stimme des Sophokles war schuld an einer wichtigen Neuerung im attischen Bühnenwesen. Warum sollte die römische Bühnengeschichte nicht auch so etwas haben? Aber wie kam der Gewährsmann des Livius nur auf die Trennung von Gesang und Gestikulation? Wann und wo gab es etwas Derartiges? Noch Roscius erscheint bei Cicero, wenn er erwähnt wird, selbst als der Sänger seiner Rolle. Es ist die Vermutung van Ecks, daß die tragoedia cantata dem Livius vorgeschwebt und ihn zu einem Anachronismus verleitet habe. Da es sich wohl nicht um Livius selbst, sondern um seinen Gewährsmann handelt, fürchte ich, daß die Entstehung dieser tragoedia cantata, von der wir sehr wenig wissen, zu

früh angesetzt sei. In dieser steht allerdings, aber in anderem Sinne, einem Sänger ein nur sprechender und agierender Schauspieler zur Seite. Sie ist nach van Eck das Gegenstück zum Pantomimus. Ohne dem Verf. auf den schwankenden Boden seiner 2. Untersuchung (s. o.) blindlings zu folgen, möchte ich seine interessante Auffassung vom Pantomimus (auch eine bühnengeschichtliche Konstruktion) skizzieren. Im römischen Drama singt aus Gründen der musikalischen Technik immer nur ein Schauspieler zu gleicher Zeit, während der andere höchstens gestikuliert. Sie können sich darin nur ablösen, da das Duett der antiken Musik unbekannt ist. Etwas anderes ist der unisone Chorgesang. (Dies der wahre Sinn von Diomedes I 491 K.) Nun entwickelt sich aber durch das Überwuchern der einen Kunstfertigkeit und der einen Rolle a) die gesungene Tragödie: der Sänger der Hauptrolle drängt seinen Partner vollständig in den Hintergrund; b) der Pantomimus: der Akteur (Tänzer) der einen Rolle drückt den Vertreter der gesungenen oder gesprochenen Partie in die untergeordnete Stellung herab. Dieser singt aber nicht den Text zur Hauptrolle, sondern die Nebenrolle. Der von Pylades eingeführte Chor war nicht der Ersatz für den Sänger (cantor, hypocrita) der Nebenrolle, sondern eine Erweiterung des musikalischen Accompagnements und Zwischenspiels statt der bloßen Flötenmusik.

Der Aufsatz von Adam. J. Adamantiu, Παντόμιμος ὄρχησις, Παρνασσός 1894 462—473 (voraus gehen zwei allgemeinere Aufsätze Ἡ ὄρχησις παρὰ τοῖς παλαιοῖς und Ἡ ὄρχησις ἐν τῷ θεάτρῳ) ist nicht lesenswert.

Viel spricht über den Pantomimus auch Lukian, der überhaupt für die Bühne der Kaiserzeit — natürlich nicht für altgriechische Bühnenverhältnisse — vielfach heranzuziehen ist. In dieser Hinsicht ist dankenswert die Zusammenstellung von

183. Paul Schulze, Lukianos als Quelle für die Kenntnis der Tragödie. Jahrb. f. Philol. 135 (1887) 117—128.

Lukian hat vor Pollux den Vorzug des etwas höheren Alters und der eigenen Anschauung voraus. Durch seine Kritik an unzweckmäßigen und veralteten Erscheinungen im Bühnenwesen erfahren wir z. B., daß der tragische Kothurn zu seiner Zeit sicher nicht abgeschafft war, wie man aus bildlichen Darstellungen schließen wollte, daß ebenso das plumpe Kostüm der tragischen Schauspieler unverändert beibehalten war, gelegentlich auch, daß Frauen im Theater anwesend waren und zwar nicht an abgesonderten Plätzen (de salt. 5). Die Verwendung eines einzigen Schauspielers in mehreren Rollen desselben Stückes und die unzureichenden Leistungen der damaligen Schauspieler

erregen die Unzufriedenheit des Kritikers. Schulze sammelt übrigens nicht nur alles, was über dramaturgische Technik, Tracht und Aussehen der tragischen Schauspieler, über Künstler und Publikum im Lukian zu finden ist, sondern auch dasjenige, was wir für die Geschichte des Dramas und das Fortleben der Stücke auf der Bühne aus ihm lernen.

184. Weckerling, Römische Thonmaske aus Worms. Korrespondenzblatt der Westdeutschen Zeitschr. f. Gesch. u. Kunst X[91] 259—262.

185. J.-Adrien Blanchet, Tessères antiques theâtrales et autres. Rev. arch. 1889 XIII 225—242. 369—380. XIV 64—80. 243—257.

186. Charles Robert, Formes et caractères des médaillons antiques de bronze relatifs aux jeux. Mélanges d'archéol. et d'histoire VII[87] 39—52.

Diese Aufsätze über Denkmäler des Bühnenwesens glaubten wir hier einreihen zu müssen, da sie der römischen Kaiserzeit angehören. Über Maskendarstellungen im allgemeinen haben wir schon im VI. Abschnitt (S. 115) gesprochen. Die von Weckerling publizierte Thonmaske, gefunden unter Überresten einer römischen Töpferei und fast vollständig wieder zusammengesetzt, ist aus gelblich weißem Thon und hat reichliche Reste von Bemalung. Höhe 25, Breite bis zu 19 cm. Der Typus des fratzenhaften Gesichtes gleicht einem von H. Dütschke Rhein. Jahrb. 78 (1884) Tf. II veröffentlichten, in welchem der letztere Gelehrte den Manducus der Atellane sehen wollte. Weckerling hält beide Masken für wirkliche Theatermasken, nicht für sepulkral.

Die Darstellung eines Schauspielers der römischen Palliata auf einer Lampe ist abgebildet Arch. Anz. 1889 S. 169 (Erwerbungen, Dresden).

Die kleinen tesserae aus Bein oder Elfenbein, welche sich in ihrer Mehrzahl unstreitig auf das Theater beziehen und als Eintrittsmarken zu betrachten sind, wurden schon sehr viel behandelt, sind aber immer noch der Gegenstand manches ungelösten Zweifels. Wenn man auch mit Recht in der Darstellung auf dem Avers (Götterbüsten, menschliche Porträts, Bauwerke) und der fast immer dazu passenden Aufschrift der Rückseite die Andeutung des Keiles oder einer sonstigen Abteilung der Cavea und in der Ziffer der Rückseite, die regelmäßig griechisch und römisch gegeben ist, die Nummer der Sitzreihe sieht, so giebt es doch wieder andere Exemplare, deren Darstellung zum Theaterbau sehr wenig passen will. Daß für alle Plätze des Theaters solche

Eintrittsmarken ausgegeben wurden, erscheint wegen der geringen Zahl der erhaltenen ausgeschlossen. Die höchste Nummer der Sitzreihen, welche vorkommt, ist 15, auf den Bronzemarken, die, wie es scheint, vor den beinernen in der ersten Kaiserzeit üblich waren, 19. Sie betrafen also nur die besseren Plätze (Öhmichen BW. 189). Ein endgültiges Ergebnis hat auch die Arbeit von Blanchet (185) nicht, und sie erstrebte eingestandenermaßen auch nur eine annähernd vollständige Zusammenstellung der erhaltenen tesserae, welche in dankenswerter Übersichtlichkeit erreicht ist.

Wenn die tesserae unsere Theaterbillets vertraten, so erfüllte eine Gruppe von größeren Bronzemedaillons (meist sog. Contorniaten), von denen Ch. Robert (186) spricht, den Zweck unserer Annoncen und Plakate. Sie zeigten dementsprechend in Reliefdarstellung die Ansicht eines Theaters, eine Andeutung der vorzuführenden Handlung oder die Figur eines auftretenden Artisten, auch wohl bloß namentliche Ankündigung ohne Bild. Doch stammen diese Medaillons aus sehr später Zeit (4. Jahrh.) und beziehen sich deshalb auch vorwiegend auf circensische und amphitheatralische Spiele. Für die Bühne lernen wir höchstens einige Sujets pantomimischer Aufführungen aus ihnen kennen, die aber wohl im Cirkus zu denken sind.

Im J. 1895 hat O. Puchstein nach eingehenden Studien in Pompeji die Hypothese aufgestellt, daß so ziemlich die gesamte pompejanische Wandmalerei sich auf Nachahmung von Bühnenfronten zurückführen lasse.

187. O. Puchstein, Vortrag in der Julisitzung der arch. Ges. zu Berlin. Arch. Anz. 1895 166 f. BphW. XV[95] 1375 f.

188. Ders., Vortrag in der Winckelmannssitzung (1895) der arch. Ges. zu Berlin. Arch. Anz. 1896 28—34. BphW. XVI[96] 319 f. 348—351. 379—381.

Vitruv bezeichnet als eines der Hauptthemata der antiken Wanddekoration die Darstellung von scaenarum frontes. Die Dekorationen des IV. Stiles mit ihren luftigen Säulenbauten, ihren durchbrochenen Wänden und phantastischen Ausblicken seien in der That alle aus der antiken Bühne abgeleitet und Entartung ursprünglich deutlicherer Bühnenmotive. Auch für den III. Stil lasse sich der Beweis führen, daß das ihm zu grunde liegende Motiv eine Bühnenfront, nur von einfacherer Bauweise, sei, und endlich können einige im II. Stil gemalte Bilder als Kopien einer noch einfacheren, ganz glatten Bühnenwand betrachtet werden. Die letzteren Thesen harren noch der weiteren Ausführung. Vorläufig hat man den Eindruck, daß ein glücklicher und fruchtbarer Gedanke allzusehr verallgemeinert worden ist. Der glück-

liche Grundgedanke ist die starke Beeinflussung der pompejanischen Zimmermalerei durch die perspektivische Theatermalerei (denn es handelt sich um gemalte, nicht steinerne Bühnendekorationen), der privaten durch die öffentliche. Die Technik jener sagt uns jedenfalls sehr viel über die Technik dieser, und der Nachweis mehrerer vollständiger Bühnenbilder IV. Stils nach dem Muster der wirklichen Theater ist zweifellos erbracht und sehr zu begrüßen. Auf diesen Bildern findet man das Logeion, die Nischen desselben, die Hintergrundsthüren, die πίνακες dazwischen, und auf der Bühne oder in den Thüren angeblich sogar Personal. Den phantastischen Architekturmotiven, welche die Bilder mit andern gemeinsam haben, sieht man die Zugehörigkeit zu einer Bühne nicht ohne weiteres an. Daß auch sie ihren Ursprung in der Skenenmalerei haben, wird in diesem Zusammenhang wahrscheinlich, nicht sicher.

Bericht über Paläographie und Handschriftenkunde (1897—1900).

Von

Dr. **Wilhelm Weinberger**
in Iglau.

Seit Erstattung des Berichtes über die Jahre 1874—1896 (Bd. 98, S. 137—310) habe ich, vom k. k. Unterrichtsministerium zu wissenschaftlichen Zwecken für ein Semester beurlaubt, durch Benutzung der k. Bibliothek zu Berlin, durch Heranziehung des Realkatalogs der k. k. Hofbibliothek in Wien, des Generalkatalogs der laufenden periodischen Druckschriften an den österr. Universitäts- und Studienbibliotheken (Wien 1898) und der im Katalogzimmer der k. k. Universitätsbibliothek aufgestellten bibliographischen Hülfsmittel eine Anzahl der dort als unzugänglich bezeichneten Arbeiten[1]) einsehen können; ich werde jedoch auf diese nur in besonderen Fällen zurückkommen. Ähnlich gedenke ich es mit Abhandlungen und Notizen aus der Zeit von 1874—1896 zu halten, auf die ich erst bei Fortsetzung meiner Studien (namentlich durch den erwähnten Realkatalog und durch Zusendungen oder Mitteilungen von Fachgenossen) aufmerksam geworden bin, hoffe aber, daß sie alle direkt oder indirekt dem von mir geplanten 'Wegweiser durch die Sammlungen griechischer und lateinischer Handschriften' zu gute kommen werden (über den im Iglauer Gymnasialprogramm vom Jahre 1900 dargelegten Plan vgl. Wochenschr. f. klass. Philol. 1900, 1006, phil. Woch. 1901, 111 und C. B. XVII 443).

---

[1]) No. 18 (unten No. 71), 66, 182, 188, 223 (vgl. unten No. 40), 244 (unten No. 150), 262 (21), 293 (zu streichen), 403, 423 (206), 442 (241), 444 (231), 466 (249), 472, 477, 528a (257), 536 (255), 537 (261), 542 (263), 548, 601 (23), 618 (260), 619, 622, 654, 658, 721 (166), 725 und 726, ferner die S. 236 verzeichneten Programme und die S. 279 f., bezw. 292 erwähnten Arbeiten von Delisle und Beaudouin (grammatischer Natur).

Nur für Spanien mußte (vgl. Bd. 98 S. 187 u. 284) jetzt die Litteratur der Jahre 1874—1900 zusammengestellt werden; Beer hat mir freundlichst Einblick in seine Kollektaneen gewährt.

Ehe ich die Abkürzungen verzeichne, die einer Erklärung bedürfen, habe ich allen, welche die Arbeit in der angedeuteten Weise gefördert haben — Vorgesetzten, Fachgenossen, Bibliotheks-Vorständen und -Beamten — schuldigen Dank zu sagen.

Anuario (del cuerpo facultativo de Archiveros).
Bibl. = Bibliot(h)eca, Bibliothek, Bibliothèque.
„ (de l'école) d(es) chartes.
C. = Catalogo, Catalogue, Catalogus.
C. B. = Centralblatt für Bibliothekswesen.
C. D. = C. général des manuscrits des bibl. publiques de France. Départements.
J. S. = Journal des Savants.
K. = Katalog.
Ms., Mss. = Manuscript(us), manuscrit, manuscritto, Manuskripte u. s. w.
Pal. = Palaeographia, Paläographie u. s. w.; pal. = paläographisch u. s. w.
Revue (des bibl.).
Rivista (delle bibl.).
Studi (Italiani di filologia classica).

Auf Bd. 98 wird entweder mit Bd. 98, und der Nummer oder mit Bd. 98 S. . . verwiesen. — Abhandlungen, die nicht vorgelegen haben, werden mit einem Stern bezeichnet.

Den Bd. 98 S. 204 hervorgehobenen Hülfsmitteln für die Erstattung dieses Berichtes — in den Jahresberichten der Geschichtswissenschaft hat nach Wattenbachs Tode Tangl den Bericht über Pal. übernommen — habe ich diesmal hinzuzufügen

1. M. Prou, Pal. et diplomatique de 1888 à 1897. Compte rendu des travaux du congrès bibliographique international (13.—16. avril 1898). Paris, Société bibliographique 1900. I 498—601.

Beide Sprachen umfassende Handbücher sind während der Berichtsperiode nicht erschienen. Das Bd. 98 S. 286 gegebene Verzeichnis von Gelegenheitsschriften kann nach 1, 499 ergänzt werden. Zu der gemeinverständlichen Darstellung des Schrift- und Buchwesens von O. Weise („Aus Natur und Geisteswelt" 4. Leipzig, Teubner 1899) habe ich einige sachliche Bemerkungen gemacht Z. f. öst. Gymn. 1899, 900 f.

Eine Zusammenstellung von Faksimilien giebt

2. G. Meier, Die Fortschritte der Pal. mit Hülfe der Photographie. C.B. XVII (1900) 1—32, 114—130, 191—198, 255—278; vgl.

3. G. Meier, Die Photographie im Dienste der Pal. Compte rendu du IVe congrès scientifique des Catholiques. Freiburg 1898. 10 S. und dazu unten No. 91 ff.

Eine nach den Schriftarten geordnete Zusammenstellung lat. Schriftproben in nicht pal. Werken bietet

4. Julia T. Rankins, Index to facsimiles in Lat. Pal. Pratt Institute Monthly VIII (Brooklyn 1899) 39—46.

Für einzelne Tafeln in K. und pal. Werken verweise ich auf 2, indem ich die Erwähnung der einzelnen Autoren im Register besonders hervorhebe. Ferner bemerke ich zu 2, da in Abschnitt VIII: Bücher die Reproduktionen ganzer Hss nicht übersichtlich zusammengestellt sind, daß sich meine diesbezüglichen Bemerkungen (Bd. 98 S. 209) nach Delisle, J. S. 1897, S. 179 ergänzen lassen. Zu den hier erwähnten Hss: Festi Farnesianus (Thewrewk de Ponor, Budapest 1893), Catulli Marcianus (Nigra, Venedig 1893), Aeschyli Laurentianus (Florenz 1896; von dem Erscheinen der gleichfalls vom italienischen Unterrichtsministerium — vgl. C. B. XIV 323 — veranstalteten Reproduktion der Florentiner Pandekten ist mir nichts bekannt geworden) kommen noch: The Epinal Glossary Latin and Old English of the eighth Century (Sweet, London 1883), Hyperides-Papyrus (contra Athenogenem, Revillout — Corpus Papyr. Aeg. III — Paris 1892) und Legis Romanae Wisigothorum fragm. (ed. Histor. Academia Matrit. 1896); vgl. unten No. 17 und 18. (Genaue bibliographische Angaben über die Reproduktion des Vaticanus 1209 bei E. Nestle, Septuagintastudien II. Gymn.-Progr. Ulm 1896, 13—16.) Während der Berichtsperiode sind von

5. (Bd. 98, 584) Codices graec. et lat. photographice depicti duce S. de Vries

Bd. 3—5 erschienen. Bd. 3 (Leiden 1898) und 4 (1899) enthalten Platos Clarkianus mit einer wertvollen Einleitung von Allen, während die des 5., dem Decurtatus des Plautus (Heidelberg. 1613) gewidmeten von Zangemeister herrührt. Griech. und lat. Text der Evangelien und der Apostelakten sind reproduziert in

6. Codex Bezae Cantabrigiensis. 2 Bde. Cambridge 1899.

7. Codices e Vaticanis selecti phototypice expressi iussu Leonis PP. XIII. I. Fragmenta et picturae Vergiliana codicis Vat. 3225. Rom 1899. 37 S. und 76 folia

bietet ein getreues Bild vom gegenwärtigen Zustand der Hs, indem die einzelnen Blätter und Lagen wie im Original lose in einer gleichfalls diesem nachgebildeten Kassette ruhen. Auch das dem Mediceus (39, 1) angehörige fol. 76 ist wiedergegeben. Die Einleitung, auf die ich bei der lat. Unciale zurückkomme, enthält auch eine Geschichte der Hs und schließt mit einem Index versuum et picturarum huius codicis.

Mit 50 griech. und 50 lat. Tafeln ist 1897 zum Abschlusse gebracht worden die

8. (Bd. 98, 577) Collezione Fiorentina di facsimili pal. greci e latini illustrati da G. Vitelli e C. Paoli.

Die Indices, welche die Faksimilia nach Alter, Datierung, Bibliotheken, Schreibern, Schreibstoff und Autoren ordnen, haben bereits (vgl. 31 und 32) als Muster gedient und können als solches empfohlen werden.

Mit den ältesten erhaltenen Denkmälern griech. Buchschrift beschäftigt sich

9. F. G. Kenyon, The pal. of Greek papyri. Oxford 1899. VIII und 160 S.

Durch genaue Besprechung der einzelnen Buchstabenformen gelingt es K. zunächst, für die nichtlitterarischen Papyri 3 Perioden zu unterscheiden: die ptolemäische, für die das aus 3 unverbundenen Strichen bestehende Ξ ein sicheres Kennzeichen ist (vgl. S. 62 und — auch für A — 73), die römische mit ihren runden Formen (S. 80) und die byzantinische, deren charakteristischer Ductus nach dem gegebenen Faksimile leicht erkennbar ist; vgl. Wilckens wichtige Anzeige, Archiv f. Papyrusforsch. I 354—370. Auf die Datierung litterarischer Papyri kann ich hier nicht eingehen; das Verzeichnis derselben (S. 129—148) hat vor dem genaueren von Häberlin (Bd. 98, 14) die Berücksichtigung der Oxyrhynchos-Papyri und unpublizierter Stücke voraus; vgl. die zwei Faksimilia bei Wilamowitz, Neue Bruchstücke der hesiodischen K. Berl. S.-Ber. 1900, 839 ff. Für die Publikationen nichtlitterarischer Papyri ist jetzt auf Vierecks Berichte (Bd. 98, 135 ff. und 102, 241 ff.) zu verweisen. Bereitung des Papyrus, Rolle und Codexformat, die K. 14 ff. behandelt, werde ich später zu besprechen haben.

Griech. Uncialhss sind zumeist um ihrer Bilder willen behandelt worden; ich nenne daher hier die durch reiche Litteraturangaben ausgezeichneten Schriften von

10. W. Lüdtke, Untersuchungen zu den Miniaturen der Wiener Genesis. Greifswalde 1897. 52 S.

11. G. Thiele, De antiquorum libris pictis. Marburg 1897. III und 44 S. (S. 27 wird die Wiener Genesis ins 6. Jh. hinabgerückt).

12. A. Haseloff, Codex purpureus Rossanensis. Die Miniaturen der griech. Evangelienhs in Rossano. Berlin und Leipzig 1898. XVI und 154 S. 15 T.

Die letzte Tafel bietet eine Textseite. Die sonst herangezogenen Hss sind im Index (nach dem Aufbewahrungsorte) leicht zu finden. Zu beachten ist Graevens Anzeige, der (Götting. Anzeigen 1900, 410 ff.) die ungenaue Revision der Hs bemängelt und auf grund kunstgeschichtlicher Einzelheiten diese und verwandte Hss höher hinaufrücken will als H. Reproduktionen von Miniaturen sind auch der Notiz von

13. H. Omont, Ms. grec de l'Évangile selon Saint Matthieu. J. S. 1900, 279—285

beigegeben. Die in Sinope (vgl. Comptes rendus de l'Acad. d. inscript. 1900, 215—218) gefundene, der Pariser Bibl. kürzlich (Suppl. graec. 1286) einverleibte Hs wird als die einzige alte griech. Purpurhs mit Goldschrift bezeichnet; hierbei hätte bemerkt werden können, daß der herangezogene codex N zwar gleich den übrigen Prachthss dieser Periode Silberschrift aufweist, die Abkürzungen der heiligen Namen aber in Gold geschrieben sind; vgl. C. of ancient mss. in the British Mus. I (1881) S. 22, Cozza-Luzi, Pergamene purpuree Vaticane in der Festschrift: Al sommo pontefice Leone XIII omaggio giubilare della bibl. Vat. (1888; mit Faksimile), Wiener Genesis hgg. von Hartel (Bd. 98, 588) S. 126 f. und Codex Purpureus Petropolitanus ed. by H. S. Cronin (Texts and Studies V, 4. Cambridge 1899) XXXV.

Mit dem Übergange von der Majuskel- zur Minuskelschrift in einer und derselben Hs beschäftigen sich

14. A. Rahlfs, Über eine von Tischendorf aus dem Oriente mitgebrachte, in Oxford, Cambridge, London und Petersburg liegende Hs der Septuaginta. Götting. Nachr. 1898, 98—112

und

15. Dobschütz, Zwei Bibelhss mit doppelter Schreibart. Theol. Litt.-Zeit. 1899, 74 f.

Zur Erklärung führt G. außer einem leicht möglichen Schreiberwechsel (vgl. S. 104, 4) nur die Raumersparnis an (S. 108), während D., da in der von ihm herangezogenen Oxforder Hs umgekehrt von der Minuskel zur Majuskel übergegangen wird, darauf hinweist, daß einerseits die Auftraggeber auf die Minuskel als eine die Kursive wieder stilisierende Kunstform Wert legten, andererseits diese neue, sauber

auszuführende Schrift den Schreibern noch unbequem war. Hierbei mag aus der Schrift von

16. W. Nissen, Die Diataxis des Michael Attaleiates von 1077. Jena 1894. IV u. 124 S.,

auf die ich noch zurückkomme, die Beziehung der Ausdrücke λιτός und λιτόγραφος auf die verhältnismäßig schmucklose Uncialschrift und des Wortes μουνόχαιρος (von χαῖρος) auf die zusammenhängende Minuskel (S. 90—95; bei der geringen Zahl von Stellen scheint ein abschließendes Urteil kaum möglich) nachgetragen werden, ebenso die Faksimilia einer Schrift

17. Reproduction . . du ms. d'Énoch . . avec introduction de Lods. Mémoires publ. par les membres de la mission archéol. au Caire IX 3 (1893)

und

18. Das Evangelium und die Apokalypse des Petrus . . nach einer Photographie der Hs zu Gizeh hgg. v. Gebhardt, Leipzig 1893,

die von G. S. 10 ff. wegen der Mischung von Majuskel- und Minuskel-Elementen ins 8. Jh. gesetzt wird. Die Chronologie der Minuskelschrift würde nicht wesentlich gefördert werden, wenn wir in einer auf Constantin Manasses zurückgehenden Notiz in Cramers Anecd. Oxon. IV 400: ἐπὶ τῆς βασιλείας Κυροπαλάτου καὶ Εἰρήνης εὑρέθησαν γράμματα κεκολαμμένα nicht nur mit Reinach, Comptes rendus de l'Acad. des inscript. 1898, 20 Κωνσταντίνου für Κυροπαλάτου schreiben, sondern auch unter γράμματα κεκολαμμένα die Minuskel verstehen wollten (die gemeinsame Regierung Konstantins II. und seiner Mutter Irene fällt um 800); R. scheint mehr geneigt an Tachygraphie zu denken.

Mit der Nachschrift einer der ältesten Minuskelhss, die Gardthausen (Pal. 184) in Palästina entstanden glaubt, beschäftigt sich unter Beigabe eines Faksimiles

19. G. Zereteli, Wo ist das Tetraevangelium von Porphyrius Uspensky aus dem Jahre 835 entstanden? Byz. Zeitschr. 9 (1900) 644—653.

Z. sucht aus den in der Nachschrift erwähnten Heiligen nachzuweisen, daß der Mönch Nikolaus dem studitischen Kloster angehörte, der Codex somit in Konstantinopel entstanden sei. Der einleitenden Bemerkung von Krumbacher, die Übersetzung der früheren russischen Publikation werde wegen der geringen Verbreitung der Kenntnis des Russischen erwünscht sein, kann ich nur ex animi sententia zustimmen.

Endlich habe ich außer der Fortsetzung von Bd. 98, 596

20. H. Omont, Mss. grecs datés recemment acquis par la Bibl. Nationale. Revue VIII 353—360 (vgl. unten No. 267)

zwei früher unzugängliche Arbeiten zu erwähnen.

21. (Bd. 98, 262) P. Batiffol, L'abbaye de Rossano. Paris 1891. 182 S.

scheidet S. 78 ff. mit genauer Charakterisierung in der Konstantinopler Schrift des 10. bis 12. Jh. den strengen, den reichen und den Carmin-Stil, spricht dann über den Einfluß dieser auf Unteritalien (vgl. Bd. 98 S: 291) und erweitert endlich einen früheren Aufsatz (Bd. 98, 87) über griechisch-langobardische Schrift; vgl. die Charakterisierung eines lat. Typus (BGU 815) bei

22. G. Zereteli, Über die Nationaltypen in der Schrift der griech. Papyri. Archiv f. Papyrusforsch. I (1900) 336—338.

23. (Bd. 98, 601) W. N. Bates, The origin of the u form of βῆτα in Greek mss. Transactions of American philol. assoc. XXVII (1896) X f.

führt auf grund einer interessanten Statistik der im Herondas-Papyrus vorkommenden β-Formen die erwähnte auf das namentlich bei Papyrus begreifliche Streben zurück, den Buchstaben in 2 Federstrichen auszuführen. Vielleicht darf ich eine Singularität: eine mit griechischen Buchstaben geschriebene sardinische Urkunde des 12. Jh. (Tafel 98; vgl. Gardthausen, Pal. 417 ff.) beim Übergang vom Griechischen zum Lateinischen aus einem Werke anführen, dessen wenige lat. Faksimilia meist anderweitig publiziert sind:

24. E. Monaci, Facsimili di antichi mss. per uso delle scuole di filologia neolatina. Rom 1881—1892. 100 T.

An Handbüchern ist der 1. Teil des Bd. 98, 1 besprochenen Werkes

25. Paoli-Lohmeyer, Grundriss zu Vorlesungen über lat. Pal. und Urkundenlehre. I. Lat. Pal. Innsbruck 1894

nicht ausdrücklich erwähnt worden.

26. G. Friedrich, Učebná kniha pal. lat. Bibl. historická I. Prag 1898. XV und 230 S.

27. Reusens, Éléments de pal. Louvain 1897. 496 S.; vgl. Bd. 98, 602.

Unter den photographischen Proben aus lat. und französischen Hss und Urkunden ist viel Neues; diese Beibringung neuen Materials ist das einzige Wertvolle. Der Text ist eine weitschweifige Kompilation; für die schlechte Disposition mag es genügen, auf S. 124 ff. zu ver-

weisen, wo unter der Überschrift „Verschiedene Schwierigkeiten“ über Ähnlichkeit der Buchstaben, Ligaturen, Verzierung der Buchstaben, Wortverbindung (richtiger Mangel der Worttrennung), Gebrauch griech. Buchstaben, Ziffern, Interpunktion und Korrekturzeichen gehandelt wird. Die Bibliographie S. 468—471 ist weder vollständig noch übersichtlich. — Den Handbüchern reihe ich an

*28. E. Monaci, Esempi di scrittura lat. dal secolo I di Cristo al XVIII, Rom 1898. 8 S. 52 T.

ein Werkchen, das als handliche, für Unterrichtszwecke geeignete Zusammenstellung anderweitig bekannter Faksimilia bezeichnet wird.

Von Sammlungen lat. Faksimilia sind fortgeführt worden:

29. Arndt-Tangl, Schrifttafeln zur Erlernung der lat. Pal. 3. Aufl. 2. Heft. Berlin 1898. 34 S. 40 T.

mit 4 neuen Tafeln (vgl. Bd. 98, 604) und einer Übersicht der Tafeln bloß nach den Schriftarten (s. oben zu No. 8).

30. E. Chatelain, Pal. des classiques lat.

mit der 13. und 14. Lieferung (1898 und 1900), die den 2. Teil abschließen; in der letzteren sind außer den schon Bd. 98, 605 genannten Autoren Florus, Sueton, Script. hist. August., Aurelius Victor und Ammian vertreten.

31. Archivio pal. Italiano diretto da E. Monaci.

Der 1. Band (Miscellaneo) ist 1897 abgeschlossen worden; ich hebe hervor Tafel 93—95: Hilarius der Kapitularbibl. von St. Peter in Rom und 96 f. unediertes mittelalterliches lat. Gedicht Gregorii abbatis Montis Sacri (Vat. 5977) und die Erwähnung der Wasserzeichen im Indice pal. Vom 2. Bande (Monumenti pal. di Roma) sind außer den Bd. 98, 636 berührten 5 Lieferungen (aus der 2. wären Uncialcodices des Vergil — Vat. 3256 und 3867 — und des Augustinus — Sessorianus s. VII — nachzutragen) in den auf mehrere Bände sich verteilenden Lieferungen 16 und 17 (1898) die Tafeln 59—65 erschienen; zu 63 ff. Charisius aus Bobbio, jetzt in Neapel vgl. Mommsens Einleitung zum Lib. pontific. (Monum. Germ. Hist. Gest. Pontif. Rom. I. 1898) LXXXIV. In diesen Lieferungen finden sich auf T. 13—28 des 3. Bandes: Carte lombarde e veronesi (22: Bibelcodex auf Purpurpergament in Montecassino. 24: K. von Nonantola, vgl. Bd. 98, 201). Endlich sind darin 6 Tafeln des 4. Bandes mit Miniaturen der Bibel von San Paolo 'detta di Carlo il Calvo' enthalten.

Faksimilia der auf der Turiner Ausstellung kirchlicher Kunst vereinigten Hss, die in der Vorrede von 29 als lehrreich für die Schriftreform der Renaissance (vgl. unten 47 und 54) bezeichnet wurden, sind veröffentlicht worden unter dem Titel:

32. Monumenta pal. sacra. — Atlante pal. artistico compilato sui mss esposti in Torino alla mostra d'arte sacra publicato . . per cura di F. Carta, C. Cipolla e C. Frati. Turin 1899. 74 S. 120 T.

Sie reichen vom 4. bis zum 16. Jh. Die trefflichen Indices, von denen einiges auf den Umschlägen der Rivista (s. auch X 129—137) abgedruckt ist, machen auch auf die Bestände kleinerer Bibl. (vgl. Revue IX 272 ff.) wenigstens an liturgischen Hss aufmerksam. Ferner wurden begonnen

*33. Monumenta pal. Denkmäler der Schreibkunst des Mittelalters. In Verbindung mit H. Schnorr von Carolsfeld hgg. v. A. Chroust. 1. u. 2. Lief. München Bruckmann 1899. 20 T.

Vgl. die Inhaltsangaben von Delisle, J. S. 1899, 255 u. 1900, 742 (1. Lief. meist Urkunden, 2. mehrere Bibelhss). — An

*34. F. P. Favoloro. Lettere miniate su pergamene e codici antichi fedelmente riprodotte. Palermo 1897

knüpfe ich die Bemerkung, daß in der gegenwärtig bis zum R gediehenen 'Grande encyclopédie' bei der pal. Behandlung der einzelnen Buchstaben die Formen derselben veranschaulicht werden. *Mit der* älteren lat. Schrift (bis zur Spaltung in Nationalschriften) beschäftigt sich

35. K. Wessely, Schrifttafeln zur ält. lat. Pal. Leipzig 1898. 12 S. 20 T. mit 50 Faks.

W. hat neues Material aus Papyris, namentlich der — seither mit der Wiener Hofbibl. vereinigten — Sammlung Erzherzog Rainer, zusammengebracht (vgl. die Zusammenstellung von

36. M. Ihm, Lat. Papyri. C. B. XVI 341—357)

und bekannte Faksimilia älterer Codices damit verbunden; das Autographieren von Nachzeichnungen aber hat trotz der Wohlfeilheit und des Hinweises auf den isagogischen Zweck in der Einleitung (von der ein Teil auch als Programm des Gymnasiums im 3. Bezirk Wiens 1898 erschienen ist) wenig Beifall gefunden. W. ist auch in dem unter 70 zu besprechenden Werke Dziatzkos herangezogen für den über Datierung der ältesten Codices handelnden Abschnitt 178 ff. Selbst wenn die Stelle aus Augustins Brief (XXXIII 155 M) beweist, daß Seitenüberschriften in den Codices um 400 üblich wurden, hilft das für Datierung nicht viel, da individuelle Ausnahmen, wie sie D. selbst 185, 1 für die spätere Zeit (vom 7. Jh. an) anführt, gewiß auch früher vorkommen, andererseits Seitenüberschriften auch schon im 3. Jh. beigefügt werden konnten. Ich brauche also nicht auf die Bedenken ein-

zugehen, die bei der Einreihung einzelner Hss in die Gruppen ohne oder mit (gleichzeitigen oder nachträglichen) Seitenüberschriften entstehen (über den Codex Romanus des Vergil s. unten No. 52). Wohl aber muß ich im Anschluß an D.s Hinweis darauf, daß die Faksimilia für diese Zwecke oft nicht ausreichen, bemerken, daß sich für den in die Gruppe ohne Seitenüberschriften eingereihten Vat. 3225 des Vergil (kunsthistorische Gründe für höheres Alter bei 11 S. 16 ff. und bei 37) das Vorhandensein solcher aus der herangezogenen vollständigen Reproduktion (oben No. 7 S. 21) ergiebt (noch genauer aus Nolhacs Bd. 98, 720 erwähnter, auch pal. wichtiger Abhandlung, wenn auch Notices et extraits XXXV 2, 685 bei der Angabe f. 35 ein Fehler unterlaufen sein muß). Von neuerlich publizierten Proben aus Majuskelhss erwähne ich hier Old-latin Biblical Texts IV (Oxford 1897; Vindob. 16 aus Bobbio), die Schrifttafel bei

37. W. Schultze, Die Quedlinburger Itala-Miniaturen der kgl. Bibl. in Berlin. München 1898. 44 S. 7 T.

und die Probe einer Kapitale des 9. Jh. (Voss. 74) auf S. 78 des Werkes von

38. G. Thiele, Antike Himmelsbilder. Berlin 1898. VI und 184 S. 7 T.,

endlich Tafel 1 (Unciale des 8. Jh.) bei

39. L. Traube, Textgeschichte der Regula S. Benedicti. Abhandl. bayer. Akad. histor. Kl. XXI 3, 599—731,

der 705 über stadtrömische Unciale, 721 f. über Halbunciale spricht; Proben der letzteren (vgl. auch Hauler, Didasc. apostol. fragm. Veron. Leipzig 1900) bei

40. G. Mercati, Le Titulationes nelle opere dogmatiche di S. Ambrogio. 44 S. 8. Abhandl. d. Ambrosiana. (Scritti varii publicati nel XV Centenario della morte di S. A.) Mailand 1897.

(Betreffs der e caudata in der Probe aus derselben Hs von Ravenna bei Tarlazzi — Bd. 98, 223 — Atti e memorie della deputazione di storia patria per le provincie di Romagna III. Ser. I (1883) 472 f. verweise ich auf Bd. 98, 627).

Wertvoller sind Dziatzkos Verzeichnis datierbarer Majuskelhss (185 ff.; vgl.

41. L. Delisle, Notice sur un ms. de l'abbaye de Luxeuil copié en 625. Notices et extraits de mss. de la Bibl. Nat. XXXI (1886) 2, 149—164

und die Deutung der Subskription auf das Jahr 669 durch Havet, Bibl. d. chartes XLVI 430—439) und die besonders 188 und 199 f.

gegebenen pal. Winke für die Datierung, namentlich betreffs der allmählichen Zunahme von Abkürzungen und Ligaturen (vgl. Schepps' Vorrede zu Priscillian Corp. script eccles. Vindob. XVIII, XIII ff., für Interpunktion auch Kauer, Wien. Stud. XXII 59 ff.). Hierbei trage ich die Bemerkungen von Wattenbach, Berl. S.-Ber. 1889, 143—156 und von Studemund, Bresl. phil. Abhandl. II 3, S. III—IX nach. Wenn letzterer juristische Hss zusammenstellt, die zu einer Zeit, wo für Dichter die Kapitale üblich ist, durchaus Unciale aufweisen, und D. eine ähnliche Bemerkung über theologische Litteratur macht, möchte ich die Abhängigkeit der Kopisten (gerade der schönen Litteratur) von ihrer Vorlage betonen (vgl. Berl. phil. Wochenschr. 1899, 784 und Archiv f. Papyrusforsch. I 365).

Mit der Entwickelung der angelsächsischen Schrift (Schule von Lindisfarne) beschäftigt sich

42. E. M. Thompson, The history of English Handwriting A. D. 700—1400. Transactions of the Bibliographical Society V 1 (1899) 109—142

unter Einordnung bekannter Hss und Beigabe von Schriftproben; einzelne Faksimilia bei Wattenbach, Berl. S.-Ber. 1896, 1291 ff. (mit Majuskel- und Kursivformen gemischt) und bei

43. E. Heydenreich, Das älteste Fuldaer Cartular im Staatsarchiv zu Marburg. Leipzig, Teubner 1899. 59 S. 2 T.;

ferner ist zu vergleichen 39 S 720 über rot umpunktelte Initialen, 728 über die Ligatur von s und i (in italienischer Kursive von f und i).

44. J. A. Bruun, An Inquiry into the Art of illuminated mss. of the Middle Age. I. Celtic illuminated mss. Stockholm 1897

und die Besprechung von Schleinitz C. B. XV 512 ff. Auch der irische und angelsächsische Miniaturen behandelnde Abschnitt (S. 135—164) von

*45. E. Müntz, Études iconographiques et archéologiques sur le moyen-âge. Paris 1887 (Petite bibl. d'art et d'archéologie)

wird als wichtig bezeichnet.

Für karolingische Minuskel führe ich zunächst an die Faksimilia aus einer durch die eigenhändige Widmung des Erzbischofs Leidrad auf die Zeit von 798—814 fixierbaren Hs bei

46. L. Delisle, Notice sur un ms. de l'église de Lyon du temps de Charlemagne. Notices et extraits de mss. de la Bibl. Nat. XXXV 2, 831—852,

ferner

47. Bernheim, Pal. Glossen. Hist. Vierteljahrsschrift I (1898) 297—312.

B. spricht zuerst über die Bedeutung des pal. Unterrichtes, dann über die Reform der Renaissance (vgl. No 32), endlich über karolingische Minuskel, wobei nach dem in der Vorrede von 29 gefällten Urteil Alcuins Einfluß überschätzt wird. Für die Schule von Tours trage ich bei dieser Gelegenheit nach die Notizen von Traube, Münchener S.-Ber. 1891, 427 f. und *Bosseboeuf, Les arts en Touraine. École de calligraphie et de miniature en T. (Mémoires de la Soc. archéol. de T. XXXVI — 1891 — 303—434), für die von Reims (verlängertes I als Initiale, q mit dem Punkt oben als Abkürzung) Robert und Durrieu, Bull. de la Soc. d. Antiquaires 1895, 172 ff., *Demoison, Une école de copistes à R. (Travaux de l'Acad. de R. 94 — 189²/₃—221 ff.). Für die Schreibschule von Farfa s.

48. I. Giorgi, Appunti su alcuni mss. del Liber pontificum. Archivio della soc. Romana di storia patria XX (1897) 262 f., 271 f., 277 f., 284 ff., 292,

für Schreibschulen überhaupt unten No. 54 und 77.

Ein wichtiges Thema behandelt

49. W. Meyer, Die Buchstabenverbindungen der sogenannten gothischen Schrift. Abhandl. d. Göttinger Gesellsch. d. Wissensch. I (1897) 6, 124 S. 5 T.,

der die zunächst bei Bogenformen auftauchende Verbindung von Buchstaben bis ins 9. Jh. zurückverfolgt.

Für griech. Abkürzungen habe ich eine Zusammenstellung von Uncial-Kürzungen in einer Pariser Hs des 13. Jh. nachzutragen:

50. H. Omont, Un modus legendi abbreviaturas à l'usage des Melchites. Bibl. d. chartes 45, 134—136.

Unbekannt ist mir, auf welche Sprache sich bezieht

*51. E. Chatelain, Tachygraphie syllabique. Paris 1899 (Mariage Tribulet-Tournier).

Griech. Kürzungen werden auch gestreift in einer Note (311, 1, wo BAΥΣ und Anhang trotz Keil — s. Bd. 98, 650 — und Wolters als Trugbilder erklärt werden) von

52. L. Traube, Das Alter des Codex Romanus des Vergil. Strena Helbigiana. Leipzig 1900, 307—314.

T. bespricht zunächst den Widerstreit zwischen den altertümlichen Buchstaben und den barbarischen Miniaturen (11, S. 11; sonstige Litteratur bei T.) und will durch das zweimalige $\overline{\mathrm{DS}}$ bezw. $\overline{\mathrm{DO}}$ das 6. Jh. als Entstehungszeit des Romanus erweisen. Eine genauere Begründung der interessanten Aufstellung, daß diese Abkürzung erst im 6. Jh. aus theologischen Hss in profane übertragen werde, der Schreiber sich also

unwillkürlich verrate, wird in Aussicht gestellt. Hierbei trage ich nach, daß Omont, Bull. de la Soc. d. Antiquaires 1892, 123—125 die Zurückführung der Abkürzungen $\overline{XPS}$ und $\overline{JHS}$ auf das Griechische (das ja nur 2 Buchstaben anwendet) bestreitet, vielmehr in der ersteren das Hinzutreten der Endung zum Monogramm sieht und bei der letzteren das h als Zeichen der Diärese betrachtet, ferner daß

53. I. Carini, Il Signum Christi ne' monumenti del medio evo (Corso di pal. . . . Appunti per la nuova scuola Vaticana). 2. Aufl. Rom 1890. 40 S.

eine zeitliche Scheidung der verschiedenen in Hss und Urkunden vorkommenden Formen versucht. — Auf Abkürzungen ist Traube zurückgekommen in den

54. Pal. Anzeigen. Neues Archiv d. Ges. f. ält. deutsche Gesch. XXVI (1900) 229—240,

in deren 1. Theil No. 32 und die Wichtigkeit der italienischen Hss für die richtige Auffassung der Pal. besprochen wird. Im 2. Teil zeigt T. an einem Beispiel (autem), wie Abkürzungen mit Berücksichtigung der Schreibschulen zu verfolgen und zu belegen sind. Allerdings wäre diese Methode etwas ausführlich für ein Handbuch, wie es das Werk sein will, von dem T. ausgeht:

55. A. Capelli, Dizionario di abbreviature lat. ed italiane. Mailand 1899. LXII und 435 S. kl. 8.

Die Fehler in der Anlage dieses Buches, in dem Gangbares und Vereinzeltes nicht geschieden und die Chronologie trotz der jeweiligen Angabe eines Jh. thatsächlich nicht berücksichtigt wird, und die Mittel und Wege zur Verbesserung sind am besten beleuchtet worden von Tangl, D. L. Z. 1899, 344—349; von den übrigen Anzeigen nenne ich die von Rostagno, Archivio stor. Ital. 5. Ser. XXIII 212 ff. wegen ihrer reichen Litteraturangaben.

Bei Besprechung der Tradition über tironische Noten widerlegt

56. H. Breidenbach, Zwei Abhandlungen über die tir. N. Darmstadt 1900. 39 S.

die Zweifel, ob die Erfindung des Systems dem Dichter Ennius zuzuschreiben sei; hierfür s. auch

57. K. Jaufmann, M. Tullius Tiro. Programm Dillingen 1897. S. 63—69.

In der zweiten lat. geschriebenen Abhandlung weist B. durch die in der Litteratur nur einmal erwähnten Namen nach, daß Ciceros Werke die Grundlage des commentarius V der notae Tironianae sind; vgl.

W. Heraeus, Beiträge zu den tironischen Noten. Archiv f. lat. Lexik. XII 27 ff. Über den Inhalt von

58. M. Tangl, Der Entwurf einer unbekannten Urkunde Karls des Großen in tir. N. Mitteil. d. öst. Instituts f. Geschichtsf. XXI (1900) 344—350

(vgl. Bd. 98 S. 303) und von

59. W. Schmitz, Zum mittelalterlichen Unterricht in d. tir. N. N. Archiv d. Ges. f. ält. deutsche Gesch. XXIII (1898) 260—263

orientieren die Titel ausreichend. An Publikationen tironischer Noten sind nachzutragen: Chrodegangi Metensis episcopi regula canonicorum. Aus dem Voss. lat. 94 hg. v. W. Schmitz (Hannover, Hahn 1889; 17 Lichtdrucktafeln) und das Faksimile des Meermannianus 1824 bei W. Meyer, Berl. S.-Ber. 1890, 293; vgl. Tangl, Mitt. d. öst. Instituts f. Geschichtsf. XXI 543 über No. 43 (Unterschrift).

Für Geheimschrift erwähne ich

60. H. Omont, Un traité de physique et d'alchimie du XV[e] siècle en écriture cryptographique. Bibl. d. chartes LVIII (1897) 253—258.

Die aus Kreisen, Halbkreisen und geraden Linien gebildeten Buchstaben sind durch ein Faksimile aus dem Paris. Nouv. acqu. lat. 635 veranschaulicht.

*61. E. F. Hulme, Cryptography or history, principles and practice of cipher-writing. London 1898. 192 S.,

für arabische Ziffern (die danach im 14. Jh. mit Erklärungen versehen wurden)

62. E. Rostagno, Di una tavola d'abbreviature tratta da un codice Braidense . . . e una dichiarazione sull' uso delle cifre arabiche da codici Laurenziani. Rivista VII (1896) 136—153,

für kritische Zeichen

63. K. Dziatzko, Die Beischriften des Wolfenbüttler Propertius-Codex Gud. 224. Jahrb. f. Philol. CLIII 63—70.

64. W. M. Lindsay, So-called Notae Tironianae. Class. Rev. XIII (1899) 76;

vgl. 39, 666 f. und 725, ferner was Gundermann, Jahresber. üb. d. Fortschr. d. roman. Philol. IV 212 aus 30 heraushebt, endlich

65. L. Villani, Segni grammaticali e interpretativi nei mss. Rivista X (1899) 4—6.

Für musikalische Pal. kann 1, 537 ff. u. No. 98 verglichen werden.

Wir kommen zu den Schreibmaterialien. Für Ostraka verweise ich auf die einleitenden Kapitel des 1. Bandes der reich-

haltigen, aber auf Vollständigkeit keinen Anspruch machenden Sammlung von

66. U. Wilcken, Griech. Ostraka aus Ägypten und Nubien. Leipzig und Berlin 1899. XVI und 860 S.,

in dessen einleitenden Kapiteln das Ostrakon als Schriftträger und die jetzigen Aufbewahrungsorte besprochen, endlich (auf S. 56) Litteratur verzeichnet wird. Vom 2. Bande, der die Texte enthält, sind 3 Tafeln mit Faksimilien hervorzuheben.

Für Holztafeln kommen in betracht:

67. R. Pietschmann, Leder und Holz als Schreibmaterialien bei den Ägyptern. II. Dziatzkos Samml. bibl.-wissensch. Abhandl. XI (1898) 51—82,

der bei den allgemeinen Bemerkungen über die Verwendung von Holztafeln und bei den Litteraturangaben (S. 53) auch Tafeln mit griech. Schrift berücksichtigt, Premersteins Artikel 'Commentarii' (R.E. IV 749 f.) und

68. H. Diels, Die Elegie des Poseidippos aus Theben. Berl. S.-Ber. 1898, 847—858,

der in einem Diptychon des Berl. ägypt. Museums aus dem 1. nachchristlichen Jh. das Konzept des Dichters (P. aus dem ägyptischen Theben) sieht. Beigegeben ist Faksimile und Textherstellung einer Tafel des Britischen Museums. Betreffs der σκυτάλη gelangt die ausführliche Darstellung von

69. J. H. Leopold, De scytala Laconica. Mnemosyne XXVIII (1900) 365—391

im wesentlichen zu demselben Resultat wie schon Dziatzko (Bd. 98, 10). Die Holztafeln werden auch besprochen in dem Werke

70. K. Dziatzko, Untersuchungen über ausgewählte Kapitel des antiken Buchwesens. Leipzig, Teubner 1900. V und 206,

das sich ja abgesehen von dem oben S. 176 erwähnten Schlußkapitel und zwei unten (S. 184 f.) zu behandelnden Abschnitten auf Schreibstoffe bezieht. Das Buch bietet reiches Material, vielfach Ergänzungen zu den Artikeln 'Buch' und 'Buchhandel' in der Realencyklopädie; vgl. das auf das alphabetische Inhaltsverzeichnis folgende Verzeichnis der verbesserten oder erklärten Stellen, eines der besprochenen Hss und Papyri wäre erwünscht gewesen. D. gelangt aber mehr als einmal statt zu festen Resultaten zu nicht einwandfreien Hypothesen. So kann ich aus dem Umstande, daß die Autoren der besten Zeit, wenn sie das Schreibmaterial ihrer Vorfahren erwähnen, nur von Holz sprechen (S. 19), richtiger gesagt daraus, daß an den erhaltenen Stellen dieser Autoren nur von δέλτοι die Rede ist, nicht mit D. schließen, daß bis ins 6. Jh

nur Holz für litterarische Zwecke verwendet wurde, noch weniger daran denken, daß (s. S. 25 ff.) erst zu Peisistratos' Zeit die homerischen Gedichte, die bis dahin nur auf Holztafeln geschrieben waren, zu wirklichen Büchern wurden; vgl. D. selbst S. 37 über ein unserm Papier entsprechendes Schreibmaterial der älteren Griechen. In dem folgenden 3. Kapitel S. 26—49 (vgl. Artikel 'Byblos 4' in R. E. III 1100—1104) gelangt D. nicht ohne ausführliche Besprechung zweifelhafter Etymologien aus orientalischen Sprachen zu dem Resultate, daß in der Regel πάπυρος den Rohstoff, χάρτης das Schreibmaterial in Bogen oder Blättern, βίβλος die fertige Buchrolle bezeichnet. Dies hat wohl die m. E. nicht zu billigende Folge gehabt, daß in dem wichtigsten, verdienstvollen Abschnitt (S. 53—103) der aus Papyrus hergestellte Schreibstoff als Papier bezeichnet wird.

Die kritische und exegetische Behandlung der vollständig mit gegenüberstehender Übersetzung abgedruckten Plinius-Stelle n. h. XIII 68—89 ergiebt, daß bei der Charta-Bereitung, wie schon Karabacek (in seiner Übersicht 'Papyrus Erzherzog Rainer'. Österr. Monatsschr. f. d. Orient XI—1885—163) andeutete, möglichst breite Markstreifen der Papyrusstaude auf einem mit Wasser angefeuchteten Brett in vertikaler Richtung nebeneinander gelegt und mit horizontal laufenden Streifen (vgl. Bd. 98, 21) bedeckt wurden. Diese übereinander liegenden Reihen wurden, so lange sie noch feucht waren, gepreßt, wobei die im Mark enthaltenen Klebestoffe die Stelle eines Bindemittels vertraten. Während K. a. a. O. nur von dem zuweilen angewendeten Miliumkleister spricht, ist im 'Führer' (Bd. 98, 9) S. XV von regelmäßiger Leimung die Rede. Von D. (s. S. 84) veranlaßte neuerliche mikroskopische Untersuchungen haben aber ergeben, daß Reste von Kleister nicht zwischen den beiden kreuzweis übereinander liegenden Schichten sich finden, sondern nur von der Klebung der Blätter zur Rolle herrühren.[1]) Daß das Nilwasser den Klebestoff enthielt, nahm an (S. 13 f.)

71. I. Carini, Il papiro (Corso u. s. w. wie bei No. 53). 2. Aufl. Rom 1896. 28 S.

Auf andere Einzelheiten der Untersuchung von D. kann ich nicht eingehen; ich erwähne nur kurz die abweichende Erklärung zweier Stellen (§ 77 nunquam plures scapo quam vicenae und 81 taenea fungo papyri bibula) durch

72. R. Wünsch, Charta. Pauly-Wissowa, R. E. III 2185 ff. und füge hier an die bibliothekstechnische Notiz von

---

[1]) Herr Hofrat Karabacek hat die Freundlichkeit, mir mitzuteilen, daß er gelegentlich dem widersprechende arabische Quellen heranziehen werde. — Vgl. noch Birt, Zur Gesch. d. antiken Buchw. C. B. XVII 545.

73. W. Crönert, Über die Erhaltung und die Behandlung der herkulanischen Rollen. Neue Jahrb. V (1900) 586—591.

Aus D.s 5. Kapitel: Buchrolle und Chartablatt. Das Aufkommen des Pergamentcodex (115—149) hebe ich zunächst den in den Addendis gegebenen Hinweis auf den 2. Band der Oxyrhynchos-Papyri hervor, in dessen Vorrede Charta-Codices des 3. Jh. besprochen werden (vgl. Wilamowitz, Gött. gel. Anz. 1900, 30). Die Abfolge von Verso und Recto bei der Faltung von Chartablättern erklärt D. 145 dadurch, daß man das Blatt mit der Recto-Seite vor sich hatte, nun den unteren Teil nach oben klappte und so unwillkürlich die Verso-Seite nach außen brachte. Dies ist bei Faltung einzelner Blätter das Natürliche, sowohl bei Papyrus als auch bei Pergament, ob wir nun Fleisch- oder Haarseite als Recto betrachten; vgl. Bd. 98 S. 195, unten No. 161 S. 129. Ein Fell lieferte aber, wie Gundermann (am oben [S. 181] a. O. S. 204) bemerkt, in der Regel einmal längs- und einmal quergeteilt eine ganze Lage, und bei Faltung eines Doppelblattes ergiebt sich die Aufeinanderfolge zweier Haar- oder zweier Fleischseiten von selbst. Von der Willkür hängt nur ab, ob die Lage mit einer Haar- oder einer Fleischseite beginnt. Das erstere ist nach einer Notiz von D. (C. B. IX 342 f.), die ich hiermit nachtrage, bei lat. Hss im Mittelalter die Regel, das letztere in der Humanistenzeit (vgl. S. 139). Verwirrung in der Abfolge kann eigentlich nur eintreten, wenn zwei oder mehr Doppelblätter gleichzeitig gefaltet werden.

Diese Abfolge von Haar- und Fleischseite spielt auch eine Rolle bei der Fortsetzung von

74. T. W. Allen, On the composition of some greek mss. III. The Venetian Homer. Journ. of phil. XXVI 161—181,

die zu Resultaten von allgemeiner, über die einzelne Hs hinausgehender Bedeutung nicht gelangt. Nachzutragen habe ich eine Notiz über Pergamentbereitung und -handel im 14. Jh. (Bibl. d. chartes 46, 585), ferner für Exultet-Rollen (Bd. 98, 127) S. Pieralisi, Il preconio pasquale . . del cod. Barberiniano. Rom 1883 (mit guten Tafeln) und E. Langlois, Le rouleau d'Exultet de la bibl. Casanatense. Mélanges d'archéol. et d'hist. VI 466—482; vgl. Comptes rendus de l'Acad. d. inscript. 1897, 96—101, Röm. Quartalschr. 1899, 23 f. und unten No. 178, No. 269 S. 17 f. Eine Rolle der Bibl. Lindesiana (unten No. 236 f., No. 11) hat ausnahmsweise die Bilder in der Schriftrichtung.

Im Anhang über den Plinius-Palimpsest von St. Paul (103—114) weist No. 70 auf die Notwendigkeit hin, bei Palimpsesten auf die Reste älterer Liniierung zu achten; vgl. Chatelain, J. S. 1900, 45 und für P. überhaupt No. 91 und Jacobs Zusammenstellung der Pariser griech.

P. (Mélanges Renier. Bibl. d. l'école d. hautes études LXXIII 347 ff., Mélanges Havet — 1895 — 759 ff., Revue IX 372—380). — Der Abschnitt endlich über die Veröffentlichung der Bücher im Altertum 149—177 [vgl.

75. I. Carini, I correttori (Corso u. s. w. wie bei No. 53). Rom 1894. 25 S.]

ist wesentlich litterarhistorisch; die Beurteilung der jedenfalls interessanten Aufstellung, daß Horaz erst im Jahre 21 Werke durch den Buchhändler veröffentlichen ließ, gehört nicht in diesen Bericht.

Für den Kampf des Pergaments mit dem Papier kommt 16 in betracht, wo S. 83—86 aus den (allerdings bei den meisten Hss fehlenden) Angaben der Kloster-Inventare über Schreibstoff geschlossen wird, daß am Ende des 11. Jh. von den Griechen mehr auf Papier als auf Pergament geschrieben wurde. Zu rügen habe ich die Schlußbemerkung des unter 12 angeführten Artikels Charta in der R. E., ein schlechtes Exzerpt aus Blaß' selbst nicht einwandfreier Darstellung (Handb. 1^2 344), in dem die Fabel vom Baumwollenpapier neuerlich aufgetischt wird, während B. wenigstens die neueren Untersuchungen (Bd. 98, 31 ff.) erwähnt hatte.

Für Wasserzeichen (vgl. No. 31) und Papierfabrikation führe ich (teils als Nachtrag) zur Ergänzung von 1, 530 und 560, Briquet (Revue IV 209 ff.) und Schwenke (Jahresber. f. neuere deutsche Litteraturgesch. VIII, I 3, 46—48) an die populäre, auch das Altertum berücksichtigende Darstellung von R. Raab, Die Schreibmaterialien und die gesamte Papier-Industrie. Hamburg 1888, die Notizen C. B. XIII 47 f. und (Methode der Reproduktion) Bibl. d. chartes LIV 745 f., F. Keinz, Üb. d. älteren Wasserzeichen des Papiers und ihre Untersuchung. Zeitschr. f. Bücherfr. I 240—247 (s. ebdt. Jahrg. 1900/1. Beibl. zu H. 2/3), C. M. Briquet, Les anciennes papeteries du duché de Bar et quelques filigranes barrois. Bibliographe II 16—35, *N. P. Likhatchev, Pal. Bedeutung d. Wasserz. (russ.). Petersburg 1900 (724 S. 17 T.), endlich F. del Marmol, Dictionnaire des filigranes. Paris und Namur 1900 (117 ff. finden wir ein Verzeichnis nach den Schlagworten mit Angabe der Periode und der einschlägigen Tafeln. Diese werden aber mehrmals — je nach den Bestandteilen des Wasserzeichens angeführt). Modern (unten No. 201 S. 127 f.) betont, daß sich Papiere mit verschiedenen Wasserzeichen in einer Hs vereinigt finden.

Den Übergang zu einigen Notizen über Schreiber mag

*76. P. Papa, Ricette del secolo XV riguardanti i libri, gli inchiostri e la scrittura. Florenz 1898

bilden. Schreiberverse stehen bei J. v. Zahn, Steirische Miscellen.

Graz 1899, 376 (vgl. 384 ff.); über die Gewohnheit, an unbeschriebenen Stellen Lückenbüßer einzufügen, damit nicht durch den Schein von Lücken der Verkaufswert vermindert werde, s. W. Meyer, Gött. gel. Nachr. 1894, 343, 345, über die Verteilung einer Hs an mehrere Schreiber Gundermann a. a. O. 212. Im Anschlusse an

77. C. E. Ruelle, Sept codices vetustissimi reconnus pour être l'oeuvre d'un même copiste. Revue des études grecques XII 38 f.

trage ich nach, daß Gregory im Theol. Litteraturbl. 1887, 393—395 auf die Wichtigkeit, welche die Scheidung von Schreibschulen für die Kritik des Neuen Testaments hat, und auf die Notwendigkeit hinweist, die seltenen Lokalzeugnisse zu sammeln; er empfiehlt, vom 15. und 16. Jh. auszugehen, für die wir einen volleren historischen und geographischen Apparat haben, und dann zurückzuschreiten. Ich verweise auf die Schreiberlisten von No. 150, 186, 267 und 269 und nenne für einzelne Schreiber

78. L. Delisle, Notice sur les mss. originaux d'Ademar de Chabannes. Notices et extraits de mss. de la Bibl. Nat. XXXV 1 (1896) 359—387,

für Boccaccio s. 110, für Andreas Darmarios Legrand, Publications de l'école des langues orientales 3. Ser. VI (1889) 242 ff. O. Tüselmann, Abhandl. d. Gött. Ges. d. Wissensch. IV (1900) 4 f.; vgl. unten 222, 269, 285 (S. 287—297) und 286, für Hippolytus Lunensis Delisle, J. S. 1897, 292 (Ergänzung zu Bd. 98, 52). Nur 1 Schreiber (Renault) wird erwähnt bei

79. F. Mazerolle, Miniaturistes et calligraphes des ordres royaux de S. Michel et du S. Esprit. Bull. du bibliophile 1897, 545—553.

Vielleicht darf ich hier anführen, daß 39 S. 727 mehrere Klassiker-Hss, denen am Rande die Lesarten anderer Hss beigeschrieben sind, mit der Schule des Abtes Lupus von Ferrières in Beziehung bringt.

Im Anschluß an 79 und

80. B. Nogara, Costo d' un codice lat. miniato del sec. XV. Bull. d. soc. bibliografica Italiana I (1898) 61 f.

(in einer Gellius-Hs der Ambrosiana sind die Auslagen für Pergament, Schreiben, Malen und Einband: 9, 3, 10 und 5 Dukaten genau angegeben) mache ich einige wenige Bemerkungen über Miniatur-Hss.

81. S. Berger, Les manuels pour l'illustration du psautier au XIIIe siècle. Mémoires de la Soc. d. Antiquaires 6. Ser. VII (1898) 95—134

veröffentlicht aus einer Madrider Hs eine Beschreibung, welche die Stelle der fehlenden Bilder vertritt (vgl. auch Schlosser im Jahrb. d. kunsthistor. Samml. d. AH. Kaiserhauses XVI 231 ff. und zu Bd. 98, 727 Couderc, Bibl. d. chartes LV 232). Besprechungen alter Bilderhss sind schon herangezogen worden: No. 10—13, 37, 38 (Abbildungen aus der Josuarolle [Palat. graec. 431] in der Ausgabe der Wiener Genesis — Bd. 98, 588 — Tafel C S. 94 f. und bei Graeven, Antike Vorlagen byzantinischer Elfenbeinreliefs. Jahrb. d. preuss. Kunstsamml. XVIII — 1897 — 7 und 9); für Miniaturhss einzelner Bibl. vgl. No. 31, 104, 105, 123, 181, 229, 230, 238, 239, 243, 261, 279, 280; s. auch 44 und 45.

Inschriftliche Zeugnisse über antike Bibl. in Athen, Delphi, Halikarnas, Korinth und Smyrna sammelt

82. F. Poland, Öffentliche Bibl. in Griechenland und Kleinasien. Histor. Untersuch. E. Förstemann gewidm. Leipzig, Teubner 1894, S. 7—14.

An Bd. 98, 79 schließt sich kritisierend an

83. K. Dziatzko, Die Bibl.-Anlage von Pergamon (in seiner Sammlung bibliothekswiss. Arbeiten X 38—47). Leipzig 1897.

84. L. E. Lögdberg, Über die alexandrinischen Bibl. Eranos. Acta philologica Suecana III (1899) 162—192

bietet wenig Neues. Was er S. 168 gegen Diatzkos Erklärung von συμμιγεῖς und ἁπλαῖ (Bd. 98, 25 f.) einwendet, ist nicht schlagend; seine eigene, nicht wesentlich neue Erklärung (Miscellanrollen, die verwandte Stoffe in verschiedenen Bearbeitungen enthalten) befriedigt nicht. S. 171 kommt er auf Mahaffys Behauptung zu sprechen (A History of Egypt. IV. The Ptolemaic Dynasty. London 1899, 242 f.), bei Cäsars Kämpfen gegen Achillas seien nur Papyrus-Rollen verbrannt, erst zu Senecas Zeiten habe man an einen Brand der Bibl. gedacht. Besser als L. diese Ansicht, widerlegt S. 103 ff.

85. V. Mortet, Recherches sur l'emploi des termes βιβλιοθήκη, βιβλιοφύλαξ dans l'Egypte Romaine d'après la publication des papyrus de Berlin et de Vienne. Revue IX (1899) 97—109,

die betreffs der Frage, ob der Brand die Bibl. geschädigt habe, anderweitig geäußerten Zweifel, in denen seither am weitesten gegangen ist

86. F. J. Teggart, Caesar and the Alexandrian library. C. B. XVI 470—475.

Zweifelhaft ist mir, ob man (mit M.) bei Seneca (tranqu. an. 9) quadringenta milia (für quadraginta) korrigieren und eine völlige Vernichtung der Museumsbibl. annehmen dürfe. L. hält auch — ohne

Kenntnis der einschlägigen orientalistischen Litteratur, vgl. diese Jahresber. 85, S. 134 No. 99 — an der Verbrennung der alexandrinischen Bibl. durch die Araber fest; daß er (S. 191) Susemihls Behauptung (A. L. G. I 336), Omar habe keine Bücher zum Verbrennen gefunden, widerlegt habe, kann ich nicht finden.

Für mittelalterliche Bibl. sind nachzutragen

87. H. Putnam, Books and their makers during the middle age. I (476—1600). New York 1896. XXVII und 459 S.,

der namentlich in dem Abschnitt The making of books in the monasteries viel über Hss-Sammlungen bietet (wenig Litteraturangaben im einzelnen, aber reiche Litteratur-Sammlung im Eingang). Vom 2. Band (1898) interessiert uns nur der Index.

88. F. Mély und E. Bishop, Bibliographie générale des inventaires imprimés. Paris 1892—1895.

In Band 1 und 2 sind die Inventare nach Ländern und innerhalb dieser chronologisch geordnet. Der Index des 3. Bandes enthält außer den Ortsnamen auch Schlagworte, von denen für uns Livres und Mss. in betracht kommen. Dem Anschein nach sind unter diesen nur diejenigen Nummern verzeichnet, in deren Titel der Bücher und Hss ausdrücklich gedacht wird (unter Mss. recht wenige). Vgl. auch die Zusammenstellung von Hss preußischer Studenten bei

89. M. Perlbach, Zur Geschichte des Bücherwesens im Ordenslande Preußen. C. B. XI 153—163

(Angabe des Aufbewahrungsortes im Register) und (vgl. C. B. XIV 331)

*90. Th. Gottlieb, Über Hss-Sammlungen im 16. Jh. Welt-Post XXII (1897) 9f., 30ff.,

unten No. 102, 109—111, 113, 119, 124, 129, 144, 145, 151, 159. 160, 171, 177, 179, 215, 231, 234, 247, 250, 255, 265, 266, 274. 283, 310.

Eine für bestehende Hss-Sammlungen wichtige Frage bespricht zusammenfassend

91. O. Posse, Hss-Konservierung. Dresden 1899. 52 S.

P. stellt zunächst (4, 1 und 7, 1) die gebräuchlichen Reagentien zusammen (vgl. die Notizen Bibl. d. chartes 59, 826 und — nach der *Deutschen Buchdruckerzeitung — C. B. XV 278) und bespricht dann eingehend das von Pringsheim und Gradenwitz zur Rekonstruktion von Palimpsesten angewandte photographische Verfahren (vgl. Verhandl. d. physik. Gesellsch. zu Berlin 1894, 58—60, C. B. XII 526 und XVI 556). Auch 3 Tafeln veranschaulichen die einzelnen

Stadien der Versuche, bei denen es gelingt, die ältere Schrift deutlicher hervortreten zu lassen. Bei dieser Gelegenheit trage ich aus Bibl. d. chartes 45, 137—140 die Notiz über einen Fall nach, in dem es durch Photographie und chemische Mittel gelang, das unter einem Tintenfleck Geschriebene zu lesen, und erwähne gleich

92. R. Brigiuti, La pal. ed i raggi di Röntgen. Bessarione. 4. Jahrg. 6. Bd. 216—220 (1 T.).

Insofern es sich um Schriften mit Mennige, Zinnober und Ultramarin handelt, lassen die Röntgenstrahlen einerseits Fälschungen erkennen und ermöglichen andererseits die Constatierung des Inhaltes z. B. bei Fragmenten in Einbänden. B. ist mit einer Untersuchung der verschiedenen Tinten beschäftigt, deren Beschaffenheit auch P. vielfach berührt, wo er im Anschlusse an Ehrles Arbeiten über die Ursachen des Verfalls alter Hss spricht. Ehrles Aufsätze, die eine ebenso verdienstliche als wichtige Anregung geben und verfolgen:

93 und 94. Über die Erhaltung und Ausbesserung alter Hss. C. B. XV 17—33. — Die internationale Konferenz in St. Gallen am 30. Sept. und 1. Okt. 1898 zur Beratung über d. E. u. A. a. Hss XVI 27—44 und 50ff. (45—50 Protokoll d. Konferenz)

sind in vielen Zeitschriften mehr oder minder ausführlich wiederholt, bezw. übersetzt worden. Über die Notwendigkeit, den gegenwärtigen Zustand bedrohter Hss durch photographische Reproduktion zu bewahren, herrscht Einstimmigkeit; außerdem wurde Überkleben mit Seidenschleier oder Goldschlägerfell (vgl. Zangemeister, C. B. XVI 51), ferner für Imprägnierung ein Gelatin-Formol- und (vgl. Biagi, Rivista IX 154—160) ein Ammoniak-Collodium-Verfahren vorgeschlagen. Am wenigsten bedenklich scheint das Zapon-Verfahren (nitrierte Cellulose) zu sein, für das außer P. (S. 41—52 Protokoll der Verhandlungen der Konferenz deutscher Archivare in Dresden) C. B. XVI 556f. und

95. E. Schill, Anleitung zur Erhaltung und Ausbesserung von Hss durch Zapon-Imprägnierung. Dresden 1899. 17 S.

zu vergleichen ist. Auf einen Erfolg von Ehrles Bemühungen konnte Delisle (Comptes rendus de l'Acad. d. inscript. 1900, 224) bei Vorlage zweier Photographien des Cicero-Palimpsestes (de republ.) hinweisen, von denen eine vor, die andere nach dem Konservierungsverfahren aufgenommen wurde. Endlich hat

96. F. Ehrle, Die Vorsorge für Erhaltung unserer Hss-Schätze im Lehrplane der historischen und philologischen Seminare. C. B. XVI 533—539

zur Vorsicht bei Benutzung der Hss gemahnt.

Für liturgische Hss führe ich (wie Bd. 98 S. 207), da ihre Beschreibung und Katalogisierung besondere Schwierigkeiten bietet, an a) für griech. außer 16, 95—105 und 204 C. R. Gregory, Textkritik des Neuen Testamentes I (Leipzig 1900) 327—478, b) für lat. (Nachträge) außer den von Leitschuh C. B. XII 287 gegebenen Berichtigungen zu Bd. 98, 106, Delisle, Mémoire sur d'anciens sacramentaires (Mémoires de l'Institut. Acad. d. inscript. et belles lettres XXXII 1—1886—57—423) und Livres d'images destinés à l'instruction religieuse et aux exercices de piété des laiques (Histoire littéraire de la France XXXI—1893—213—285) (vgl. desselben orientierende Anzeigen J. S. 1897, 187, 511 f., 1898, 336, 508, 1899, 780),

97. A. Ebner, Quellen und Forschungen zur Geschichte und Kunstgeschichte des Missale Romanum. Freiburg i. B., Herder 1896. XI und 487 S.,

der S. 3—295 die wichtigeren Sacramentar- und Missal-Hss aus italienischen Bibl. (nach dem Alphabet der Ortsnamen) zusammenstellt, und

98. C. Daux, Deux livres choraux monastiques du Xe et XIe siècle. Paris 1899. XIV und 150 S.

s. auch No. 32, 124, 132, 183, 184, 248, 259, 261, 264, 313. — Unter einen ähnlichen Gesichtspunkt fallen vielleicht auch die von den Bollandisten herausgegebenen Bibl. hagiographicae (die griech. von Delehaye ist 1893 erschienen, die lat. im Erscheinen begriffen), und Eubels Hierarchia catholica medii aevi (Münster 1898).

Ältere Notizen über Bibl. sind indiziert im Indice del Giornale storico della letteratura Italiana (Bd. 1—24; Turin 1897. Materie: Bibl., Codice, Codici) und bei R. Proctor, A classified Index to the Serapeum. London und Leipzig 1897 (namentlich B § 1. E § 2 und 3. Die Miscellen sind nicht berücksichtigt). Für Auktionen will ich die Notizen und das Repertoire de ventes der Revue biblioiconographique sowie den mit dieser zusammenhängenden Index bibliographique erwähnen (meist Miniatur-Hss, Preise fast immer, Ersteher selten angegeben); dann gehe ich zu den

Handschriften-Verzeichnissen

über, die ich in derselben Anordnung wie in Bd. 98 zusammenstelle: 1. Italien, 2. Schweiz, 3. Deutschland, 4. Österreich-Ungarn, 5. Orient, 6. Norden Europas, 7. Großbritannien (7a. Amerika), 8. Belgien und Holland, 9. Frankreich, 10. Spanien und Portugal.

I. Italien.

Zunächst möchte ich die vom Ministerium für Ackerbau, Gewerbe und Handel herausgegebene

99. Statistica delle bibl. Rom 1893—96

nachtragen, obgleich die historischen und bibliographischen Notizen bei den einzelnen Bibl. von ungleichem Werte sind. Die bedeutendsten Hss sind vielfach hervorgehoben. In den statistischen Tabellen des 1. Bandes, der die öffentlichen Bibl. mit Einschluß einiger leicht zugänglicher Privatbibl. umfaßt, ist auch die Zahl der Hss angegeben; die 1. Hälfte behandelt die Bibl. von Piemont, Ligurien, der Lombardei, Veneziens und der Emilia, die 2. (1894) die übrigen Landschaften (mit alphabetischer Anordnung innerhalb der Provinzen). Im 2. Bande finden wir außer den eigentlichen Privatbibl. eine Reihe von Schulbibl.

Während ich für Boccaccio und Filelfo auf Florenz, für Petrarca wieder auf Pavia verweise, nenne ich für Poggio hier

100. A. C. Clark, The literary discoveries of P. Class. Rev. XIII 119—130,

(der Eingangs auch über Autographe Poggios spricht) und

101. R. Sabbadini, Notizie storico-critiche di alcuni codici lat. Studi VII 99ff.

Nach Erwähnung der im Archiv zu Bologna aufbewahrten, von

102. L. Frati, I mss. posseduti da Carlo Ghislieri. Rivista X (1899) 31—34

veröffentlichten Ausleihregister des 15. Jh. (auch Klassiker-Hss), mache ich nochmals auf 32 und 97 aufmerksam, führe die Fortsetzung von

103. (Bd. 98, 118) G. Mazzatinti, Inventari dei mss. delle bibl. d'Italia. VII (Forli 1897), VIII (1898) und IX (1899)

an und gehe dann zu den einzelnen Bibl. über.

Bologna. Miniaturhss behandeln

104. L. Frati, I corali della basilica di S. Petronio in B. B. 1896. 196 S.

105a und b. F. Malaguzzi-Valeri, La miniatura in B. dal XIII al XVIII secolo. Archivio stor. Ital. 5. Ser. XVIII 242—315. — Le pergamene, i codici miniati e i disegni del r. Archivio di Stato di B. Atti e memorie della deputazione di storia patria per le provinzie di Romagna 3. Ser. XVI (1898) 25—142 (1. Teil des K.).

Catania. Für die Universitätsbibl. und die mit ihr vereinigte Bibl. Ventimiliana s.

106. M. Fava, Codices lat. ad litterarum studia spectantes. Studi V 429—440.

No. 20 ist eine griechische Übersetzung von Cicero de senect., 28 teilweise griech. (Manuelis Chrysolorae erotemata).

Farfa, s. 48.

Florenz.

107. C. codicum astrologorum graec. Codices Florentin. descripsit A. Olivieri. Accedunt fragmenta selecta, primum edita ab F. Boll, F. Cumont, G. Kroll, A. O. Brüssel 1898. VII und 182 S.

Der 2. und 3. Band (Venedig und Mailand) hat mir noch nicht vorgelegen. — Griech. Stücke in lat. Hss behandelt

108. H. Rostagno, Indicis codicum graec. bibl. Laurentianae supplementum. Studi VI 129—166.

Über Sammlungen, die in die Laurenziana gelangten, handeln

109. C. Mazzi, L'inventario quattrocentistico della bibl. di S. Croce in Firenze. Rivista VIII 16—31, 99 —113, 129—148 (vgl. ebd. 64—68 E. Casanova, La libreria di M. Lupi in S. Gimignano, wo bei Besprechung der Bibl.-Ordnung eine Arbeit über die in die Laur. gebrachten Hss in Aussicht gestellt wird)

und

110. O. Hecker, Die Schicksale der Bibl. Boccaccios. Zeitschr. f. Bücherfr. I 33—41.

M. giebt die Identificierung mit den Nummern von Bandinis K. (IV 720—732) nicht übersichtlich genug. Zu H., der Hss Boccaccios in der L. nachweist, bemerke ich, daß die Abhandlung, in der Narduci den Beweis führt, es sei 1471 zwar die Kirche, nicht aber die Bibl. S. Spirito (mit B.s Hss) abgebrannt, in den Atti d. Accad. dei Lincei Memor. d. classe di scienze morali III. Ser. VIII 243—264 steht. (Bd. 98, 692 ist Hauvette und Johannes de Certaldo zu korrigieren; für C s. auch Archiv. stor. Ital. V 23, 145.) Hier nenne ich auch, da sich von den zusammengestellten Hss Filelfos die meisten in der L. befinden (die anderen im Escorial, Leiden, Paris, Rom und Wolfenbüttel, vgl. Bd. 98, 188),

111. H. Omont, Un nouveau ms. de la Rhétorique d'Aristote et la bibl. de Francesco F. Bibliofilia II (1900) 136—140.

In der kürzlich für Paris erworbenen Hs (suppl. gr. 1285 s. XV) hat Franciscus Barbarus aus der Eigentumsbezeichnung Filelfos und seines Lehrers Vittorino da Feltre durch Rasur seine eigene gemacht. — Verluste von Hss erwähnt

112. E. Rostagno, Miscellanea Laurenziana. Rivista IX 181—188; vgl. die Bibl. d. chartes 59, 232 aus einem von Pélissier C. B. XV 35 ff. (41) veröffentlichten Mémoire de Colomb de Bâtines sur les bibl. de Florence herausgehobene Stelle, die zeigt, daß Libris Diebstähle vor 1848 bekannt waren.

Im 7. Bande von 103 ist S. 206 der K. der Bibl. Nazionale Centrale mit einer Übersicht über die einzelnen Fonds begonnen, im 8. (S. 248 beginnen die Magliabecchiani) und 9. fortgesetzt worden. Unter den M. finden sich vereinzelt Klassiker-Hss (Cicero, Martial, Seneca, Statius) des 14. und 15. Jh.; es ist anzuerkennen, daß Übersetzungen im Index durch ein beigesetztes volgarizzato geschieden sind. Endlich erwähne ich, da es interessante Aufschlüsse über die damaligen Schulbücher giebt, das Inventar über den Nachlaß des 1427 verstorbenen Buchhändlers Baldini:

113. Novati, Inventario d'una libreria fiorentina del primo quattrocento. Bollet. d. Soc. bibliograf. Ital. I (1898) 10—12, 37.

Genua. Notizen über Hss-Bestand bei

114. I. Isola, La bibl. civica Berio. Rivista XI 27—29.

S. Gimignano s. zu 109.

Girgenti. (Βίος Ἰσιδώρου τοῦ φιλοσόφου und Ioannes Doxopater bei)

115. A. Mancini, Codici greci della bibl. Lucchesiana di G. Studi VI 271 f.

Bei Grottaferrata trage ich nach

116. A. Rocchi, De coenobio Cryptoferratensi eiusque bibl. et codicibus praesertim graecis commentarii. Tusculum 1893, 318 S. fol.,

weil die Zusammenstellung der jetzt verstreuten Hss (269 ff.) bei der gegebenen Konkordanz und den genauen Indices namentlich für die Vaticana (vgl. 21, 42 ff. und 150, 95—114) wichtig ist; Hss von G. finden sich auch in der Barberiniana, Casanatensis, Corsiniana und Vallicelliana, ferner in Brüssel, Montecassino, Neapel, Paris und Wien.

Lovere (Prov. di Bergamo; bibl. Municipale).

117. G. Malagoli, Un codice ignorato di Tibullo. Studi V 231—240.

Mailand (für griech. hagiogr. Hss s. Ehrhard, Röm. Quartalschr. XI 69 ff.).

118. C. codicum hagiographicorum lat. bibl. Ambrosianae. Analecta Bollandiana XI 205—368.

119. G. Mercati, Un inventario di libri del secolo XIII (dell' archivio capitolare di S. Ambrogio). Boll. d. Soc. bibliograf. Ital. I (1898) 53—55.

Die Liste enthält wenige grammatische, juridische und theologische Hss, die 1238 — wahrscheinlich als die am häufigsten gebrauchten — dem Schatzmeister übergeben wurden.

120. P. T. Venturi, Dei mss. delle antiche bibl. dei Gesuiti in Milano. Rivista X 93—96

weist (meist an ital. Hss) nach, daß 1773 nicht alle Hss der Jesuitenkollegien (di Brera e San Fedele) in die Brera kamen (einige in der Trivulziana). Die codici Morbio (keine Klassiker) der Brera s. bei 103 VII 5—99, ein bei Bd. 98, 187 fehlendes (mit dem codex G übereinstimmendes) Lucan-Fragment der Trivulziana bei

121. R. Sabbadini, Codici lat. inesplorati. Riv. di filol. XXVII (1899) 401.

Messina. Für S. Salvatore vgl. No. 21, 13 ff., 43, 128 ff.

Modena. Über die Vereinigung der Sammlung Campori mit der Estensis s. Finzi, Notizie storiche sulla bibl. E. C. B. XV 54, 3 und Archivio stor. Ital. 5. Ser. XXI (1898) 226 f. — 71 Hss der Capitularbibl. (darunter ältere Hss von Augustinus, Gregorius, Isidorus und Origenes) verzeichnet anhangsweise (S. 269—283)

122. A. Dondi, Notizie storiche ed artistiche del Duomo di M. M. 1896.

Für den ältesten K. von Monte Cassino vgl. 39, 710 f. Der im 1. Jahres-Suppl. von Bd. 98, 113 S. 10 erwähnte 5. Band der Bibl. Casin. (1894; Bd. 98, 198) hat mir nicht vorgelegen.

Monteleone di Calabria (Bibl. Capialbi) 103 VII 195—209 (42 Hss, Bibeln, Vegetius s. XIV).

Neapel. In der Bibl. dei Gerolamini (Bd. 98 S. 221) finden sich 5 von den 14 Hss griech. und lat. Klassiker, die

123. H. J. Hermann, Miniaturhss aus der Bibl. des Herzogs Andrea Matteo Acquaviva. Jahrb. d. kunsthistor. Samml. d. AH. Kaiserhauses XIX (1898) 147—206 (Übersicht S. 155)

bespricht. Die übrigen sind in die Wiener Hofbibl. gelangt.

Novalese. Die Bd. 98, 202—206 angeführten (1894 als Ricerche sull' antica bibl. del monastero della N. abgedruckten) und die seither (Memorie II 45. Atti XXXI) erschienenen Aufsätze von Cipolla sind überholt durch die

124. Monumenta Novaliciensia. Raccolta degli atti e delle cronache a cura di C. Cipolla. Fonti per la Storia d'Italia (Scrittori secolo VIII—XIII 31. Rom 1898).

Außer dem Elenchus codicum (423 ff.), der 23 fast insgesamt u. z. zumeist in Turin (Archivio di Stato, A. d. Economato) nachzuweisende Hss umfaßt, hebe ich die Monumenta liturgica (347 ff.) hervor. Die Veröffentlichung eines neuerlich gefundenen K.-Fragments (s. X/XI) im 50. Bande der Memorie kenne ich bisher nur aus dem N. Archiv f. ält. d. Gesch. XXVI (1900) 269.

Oneglia.

125. G. Manacorda, I mss. della bibl. Gatti. Rivista X 125—127

hat die Hss (Cassiodor, Donat), die sich in Casale befanden, nach Gattis Tode von dessen Neffen, dem Bischof Emiliano Manacorda, erhalten.

Palermo (Batiffol veröffentlicht Bull. de la Soc. d. antiquaires 1890, 86 f. aus einer Hs von S. Salvatore (Messina) des 13. Jh. ein Verzeichnis von 35 griech. Hss des Klosters S. Giorgio bei P.).

126. A. Mancini, Codici greci della bibl. Comunale di P. Studi VI 459—469.

Von den 12 Hss, deren Auffindung die Bd. 98 S. 222 gegebene Notiz widerlegt, hebe ich eine des 13. (Hesiod, Arat) und eine des 14. Jh. (Gregor von Nazianz) hervor.

*127. G. M. Colomba, Di un codice interpolato di Tibullo nella bibl. Comunale di P. 1898 (Rassegna di Antichità classiche II).

Pavia. Den K. der Sfortiani graeci von Allacci (Ottobon. 2355) und diejenigen Hss, die aus der Bibl. Visconti-Sforza durch den Kardinal Passioneus nach Rom in die Bibl. Angelica kamen, bespricht

128. Piccolomini, Index codicum graec. bibl. Angelicae. Ad praefationem additamenta. Studi VI 167—184,

das Bücherverzeichnis, das Petrarca auf der letzten Seite des Paris. 2201 (Cassiodor. de anima) eingetragen hat, unter Beigabe eines Faksimiles

129. L. Delisle, Notice sur un livre annoté par P. Notices et extraits de mss. de la bibl. Nat. XXXV 2, 293—408.

Perugia. Einen Nachtrag zur Beschreibung der griech. Hss bietet die Entzifferung eines Palimpsests durch

130. H. Rabe, Der P.-Codex I 31 der Bibl. comunale in P. C. B. XIV 215—217,

einen zum Lucasevangelium der Capitularbibl. von S. Lorenzo (103 II 171)

131. F. Patetta, Appunti da un ms. della capitolare di P. Atti d. Acad. di Torino XXIX (1894) 260—267.

Piacenza. Nebst einer Hs, die Batrachomachie, Theokrit, Ἔργα und orphische Argonaut. enthält, wird kurz ein liturgisch-musikalischer Codex erwähnt von

132. A. Balsamo, Codici greci nella bibl. di P. Studi VII 504.

Pisa.

*133. C. Vitelli, Index codicum lat. qui P. in bibl. conventus S. Catherinae et universitatis adservantur. S.-A. aus Studi VIII.

Pistoia s. Bibliofilia II (1900) 40 über *Paglicci, Notizie storiche e statistiche intorno alla bibl. Forteguerri di P.

Porto (bei Ostia). Mehrere Kirchenväter enthält das von

144. G. Swarzenski, Ein unbekanntes Bücher- und Schatz-Verzeichnis des Kardinalbistums P. aus dem 11. Jh. Röm. Quartalschr. XIV (1900) 128—131

veröffentlichte Inventar, das (s. N. Arch. f. ält. deutsch. Gesch. XXVI 275) nicht auf Johann III., sondern auf Johann IV. zu beziehen ist.

Ravenna s. 40 S. 26 (Archiv).

145. F. Filippini, Inventario dei libri e dei beni posseduti dall' arcivescovo di R. Petrocinus nel 1369. Studi storici VI (1897) 3—32, 473—493

glaubt, daß die bei den (263 theologisch-patristischen, juridischen oder klassischen) Hss angegebenen Anfangs- und Endworte des 1. und des 2. Quaternio zur Identifizierung dienen können, sagt aber nicht, *in welchen* Bibl. die Hss zunächst zu suchen seien.

Reggio Emilia. Das Vorhandensein klass. Hss beweist

146. Le favole di Aviano trascritte secondo il codice della bibl. municipale di R. E. da Levi. R. 1897. VIII und 23 S.

Rom (vgl. Grottaferrata und Siena). Angelica s. 128.

147 a, b. C. codd. hagiographicorum graec. bibl. Barberinianae. Anal. Bolland. 19, 18—118. — Chisianae. Ebd. 16, 297—310.

148. C. codd. hagiogr. graec. bibl. Vaticanae ed. Hagiographi Bollandiani et P. Franchi de Cavalieri. Brüssel 1899. VII und 323.

In diesem K., dessen Lieferungen als Beilage zu Bd. 17 ff. der Analecta erschienen, sind auch die bereits in der Bibl. Apostolica Vat. beschriebenen Hss berücksichtigt. Dieser gehört an

149. G. Salvo-Cozzo, I codici Capponiani della bibl. Vat. Rom 1897. XIX und 486 S.

Der Band enthält zumeist italienische Hss; die wenigen lat. Klassiker und Kirchenväter sind aus dem 15. Jh. — Als im Druck befindlich werden die ersten Teile der K. des Urbinates und der Vaticani latini bezeichnet. Andeutungen über den Inhalt einzelner griech. Vat. giebt Batiffol

150. (Bd. 98, 244) La Vaticane de Paul III à Paul IV. Petite bibl. d'art et d'archéol. XII — Paris 1890 — 154 S.

S. 53 über mehrere [1]) von den 35 codices empti ex libris cardi-

[1]) 1422, 1426, 1428, 1430, 1432, 1434, 1446 f., 1450, 1453, 1455 f.

nalis Sirleti (die meisten kamen an Colonna, dann an Altaemps, endlich unter die Ottoboniani) und No. 21 S. 48 ff. über Hss aus Rossano[1]); für den Vat. graec. 1309 vgl. 208 S. 498.

Für die Geschichte der Vaticana habe ich — zum Teil als Nachtrag — außer der deutschen Übersetzung des Bd. 98 S. 226 erwähnten Abschnittes von Fabre (Einsiedeln, Waldshut und Köln, Benziger, 1898. S. 637—741) anzuführen:

151. H. Omont, Un nouveau c. des mss. grecs du Vatican au XVIe siècle. Bibl. d. chartes 47, 694 f.

152 und 153. L. Dorez, Ange Politien et la Vaticana. Revue IV 395—397 (Bewerbung um einen Posten). — Un commencement d'incendie à la Vat. en 1605. Bull. du bibliophile 1898, 25—27.

154. L. S. Olschki, Istruzione a Leone Allacci per il trasporto della Bibl. Palatina di Heidelberg a Roma. Bibliofilia II (1900) 140—146.

Das im päpstlichen Archiv gefundene Original der Instruktion Gregors XV stimmt mit der von Theiner 1844 aus Allaccis Papieren veröffentlichten Kopie. Endlich hat seine Forschungen über die Reginenses (vgl. Bd. 98, 249 ff.) fortgesetzt

155. Manteyer, Les mss. de la reine Christine aux archives du Vatican. Mélanges d'arch. et d'hist. XVIII (1898) 85—90. XIX (1899) 525—535.

Auf die Räumlichkeiten der Bibl. beziehen sich

*156. F. Ehrle und E. Stevenson, Gli affreschi del Pinturicchio nell' appartamento Borgia del Palazzo Apostolico Vat. Rom 1897. 78 S. fol. und 3 T. (vgl. C. B. XV 72).

*157. J. W. Clark, On the Vatican library of Sixtus IV. Cambridge Antiquarian Societys Proceedings 1899. 52 S. (vgl. Revue IX 384).

Siena. Kennzeichen und Schicksale der Hss der 1495 vom Kardinal Franz Piccolomini (Pius III.), dem Neffen Pius II., gegründeten Dombibl. bespricht kurz, meist ohne auf den Inhalt einzugehen, nach dem gegenwärtigen Stande der noch nicht abgeschlossenen Untersuchung

158. E. Piccolomini, De codicibus Pii II et Pii III deque bibl. ecclesiae cathedralis S. Bull. Senese di storia patria VI (1899) 483—496.

Nur 15 sind in der Kommunalbibl. zu S. nachzuweisen, dagegen in Rom 220 in der Chigiana und 22 unter den lat. Reginenses, während

[1]) 1431, 1456, 1611, 1628, 1636, 1640, 1642, 1648 f., 1654 f., 1659, 1680, 1970 f., 1990—2006, 2010, 2017, 2019, 2021, 2034—2044, 2050, 2056, 2059—2067, 2082, 2085, 2091, 2094.

55 griech. den besonderen Fonds Pii II bilden, endlich 30 in verschiedenen anderen Bibl. Die Notizen bei Bd. 98, 228 S. 352 ff. bleiben beachtenswert, vgl. die Anzeige Arch. stor. It. 5. Ser. XXV 211 f. In die Kommunalbibl. gelangten, wenigstens zum Teil, auch die von

159. L. Frati, I codici dell' Abbazia di Monte Oliveto Maggiore presso S. Bull. d. Soc. bibliograf. Ital. 1898, 63—67

besprochenen Hss. Die Notiz läßt den Abdruck des in einer Bologner Hs gefundenen K. (des 18. Jh.) und den Vergleich mit dem heutigen Bestand in S. wünschenswert erscheinen.

160. L. Zdekauer, Una bibliotechetta Senese del quattrocento. Rivista IX (1898) 87—90

hebt hervor, daß es sich bei der Bibl. Griffoli nicht wie bei den früher behandelten (außer Bd. 98, 264 vgl. Z., Lo studio di S. nel rinascimento. Mailand 1894, 85—94, 195 f.) um eine Gelehrten-, sondern um eine wirkliche Privatbibl. handle.

Turin. Über einige 1894 in der Akademie gefundene und der Bibl. zurückgestellte Fragmente berichtet (auch Ottino — Bd. 98, 130 — ergänzend)

161. F. Patetta, Frammenti Torinesi del codice Teodosiano. Memorie d. Accad. di Torino. II. Ser. 45, 128, 6.

162. A. Avetta, Primo contributo di notizie bibliografiche per una bibliografia dei codici mss. della Bibl. Nazionale (già Universitaria) di T. C. B. XVI 168 ff.

Venedig s. 107 und über Räumlichkeiten und geplante Übersiedelung Rivista IX 177, C. B. XV 381, XVI 140. Zur Geschichte ist nachzutragen:

163. C. Castellani, Pietro Bembo bibliotecario della libraria di S. Marco in V. (1530—1543). Atti d. Istituto Veneto VII. Ser. 7, 862—876.

2. Schweiz.

Bei Basel trage ich nach

164. C. Chr. Bernoulli, Über unsere alten Klosterbibl. Baseler Jahrb. 1895, 79—91.

Einsiedeln. Mit bekannter Genauigkeit (und unter Beigabe von Indices) beschreibt die wichtigsten (darunter etwa 50 Klassiker- und viele patristisch-theologische) Hss des Stiftes

165. G. Meier, C. codicum mss. qui in bibl. monasterii E. servantur. Tomus I complectens centurias quinque priores. Einsiedeln und Leipzig 1899. XXIV und 422 S.

Mit älteren K. von St. Gallen beschäftigt sich anläßlich der Zurückführung des Bernensis 264 auf St. G.

166. (Bd. 98, 721) R. Stettiner, Die illustrierten Prudentius-Hss. Berlin 1895. 88—96 und 111—117.

Genf. Auf einige ältere, bei Senebier ungenügend katalogisierte Hss (Beda, Nonius, Seneca, Lexicon Tironianum) macht aufmerksam

167. R. Beer, Die „Salle A. Lullin" der G. Stadtbibl. Zeitschr. f. Bücherfr. 1898/9, 519—524.

Hierbei wird eine Studie über die von L. aus der Bibl. Petaviana erworbenen Hss von Aubert und eine Neubearbeitung des bei Meier (Bd. 98. 280) fehlenden C. des portraits, des mss . . . exposés dans la bibl. publique de G. (1874) durch Dufour in Aussicht gestellt.

3. Deutschland.

Aus dem Index (S. 162) des

168. Verzeichnisses von Privatbibl. (List of Private Libraries. Liste de bibl. privées). III.: Deutschland. Leipzig, Hedeler 1898

läßt sich ungeachtet der C. B. XV 426 gerügten Mängel auf den Hss-Bestand mancher Privatbibl. schließen; außer den unzweifelhaft philologischen, bei Bielefeld und Jena anzuführenden Hss vgl. No. 209, 765 und 787. Beim Übergange zu den einzelnen Bibl. bemerke ich, daß die Bd. 98 S. 236 und bei Altona und Glatz erwähnten Schulschriften mir seither zugänglich geworden sind, ferner, daß auf eine Anzahl von Klosterbibl. (zu deren Einzelanführung kein Grund zu sein schien) bezügliche Abhandlungen bei Breslau, Colmar, Leipzig und Wiesbaden besprochen werden. — K. 18 von Rosenthal in München (1898) verzeichnet 92 Hss (darunter viele mit Miniaturen und mehrere jüngere klass. und patristische Hss); über die von ihm erworbenen Miniaturen Trübners vgl. C. B. XVI 571, ebdt. XV 283 f. über Miniaturen von T. O. Weigel.

Bamberg. Von

169. (Bd. 98, 301) F. Leitschuh, K. der Hss d. k. Bibl. zu B.

ist 1898 I 1, 2 (liturgische Hss S. 134—337), 1899 I 2, 3 (philos., naturwissenschaftliche und mediz. Hss; darunter Alcuin, Boetius, Isidorus) erschienen.

Berlin (Bd. 98 S. 238 Z. 4 ist Quintus Icilius zu verbessern). Für die Meermanniani s. Leipzig und Oxford, einige aus Westfalen stammende lat. Hss bei Diekamp, Zeitschr. f. vaterländ. Gesch. XLIV (1886) 48 ff.

Bielefeld. Schulrat Prof. Eberhard besitzt nach 168 No. 141 einige jüngere Hss.

Breslau.

169. Staender, Die Hss der kön. und Universitätsbibl. zu B. Z. d. Vereins f. Geschichte und Altertum Schlesiens XXXIII (1899) 1—66

zählt die Klöster auf, die 1810 aufgelöst wurden, bespricht die Thätigkeit Büschings bei der Einverleibung ihrer Bibl. und orientiert (S. 34 ff) über die Bestände, wobei er die Zahl — aber nicht den Inhalt — der noch vorhandenen Hss angiebt.

Cassel s. Wetter.

Colmar. Eine größere Zahl von Hss beschreibt (vgl. Bd. 98, 344)

170 und 171. A. M. P. Ingold, Mss. grecs et lat. de Marmoutier. Le Bibliographe I (1897) 85—89. — Les mss. des anciennes maisons religieuses d'Alsace. Ebdt. I 209—215, 375—385. II (1898) 113—124, 255—272.

Die Sammlung Maimbourg, deren K. in 170 publiziert wird, stammt nicht (s. S. 215) aus Marmoutier (Maursmünster); es handelt sich also um verschollene Hss von C. Die Bestände der in 171 behandelten Klöster finden sich zumeist in C., vgl. I 210, 215, 375, 379, 380, 383. II 113, 117, 120, 255, 258, 259, 265. 269, 270; von diesen Klöstern hebe ich wegen der größeren Zahl von Hss hervor: Isenheim II 120, Lucelle I 380, Marbach II 113, Münster [Val-S. Grégoire] I 375, Murbach I 209 und 385, Pairis I 385, Unterlinden II 259.

In Darmstadt befindliche Bruchstücke haben

172. P. Corssen, Zwei neue Fragmente der Weingartener Prophetenhs. Progr. Bismarck-Gymn. Deutsch-Wilmersdorf 1899

Anlaß gegeben, S. 3—5 die Schicksale der Weingartener Hss zu besprechen, die nach D., Fulda, Gießen, Haag, St. Paul und Stuttgart gelangten; vgl. Bd. 98, 316 (wo zu verbessern ist Bibl. d. chartes LVI 599).

Hss von Donaueschingen werden berührt bei

173. E. Heyck, Ein fürstliche Hausbibl. im Dienste der Wissenschaft. Zeitschr. f. Bücherfr. I 65—76.

Ettenheim-Münster s. Karlsruhe.

Goslar.

174. U. Hölscher, Verzeichnis der in der Marktkirche zu G. aufbewahrten alten Druckwerke u. s. w. Progr. Real-Gymn. G. 1896, 51 S.

S. 4 finden wir einen Überblick über die Hss des Stadtarchivs: Evangeliar des 12. Jh., theologische Hss (Gregorius) und ungeschickt katalogisierte Bruchstücke aus Einbänden: Donat, Horaz, Priscian

(von Jürges im 6. Heft von Dziatzkos Samml. bibliothekswiss. Arbeiten beschrieben) und Terenz (s. XII). Auch in der folgenden Geschichte der Marktkirchenbibl. ist von geringfügigen Hss-Resten die Rede.

Halle.

175. J. Schmidt, Schum und A. Müller, Die Mss. der Waisenhausbibl. Progr. d. lat. Hauptschule H. 1876, 17—37.

Von den 15 Hss sind zu nennen Fragmente des Ambrosius (Kommentar zum Lucasevangelium) s. XI, sermones Bernardi s. XII und 3 griech. des 18. Jh. (Abschriften des Palatinus der Anthologie, des Galeanus des Photius, Nicephorus Blemmydes).

Für den Hssfund in Hersfeld s. 101 S. 119 ff., der aus einem Briefe des Antonius Panormita vom April 1426 schließt (S. 125 u. 131 f.), daß es eine diplomatische Grundlage für die Zuweisung des Dialogus an Tacitus nicht gebe.

Jena. Nach 168 No. 233 besitzt Hofr. Prof. Götz eine Plautus-Hs des 15. Jh.

Kamenz.

176. Munde, Die alte Bibl. der Hauptkirche St. Marien in K. N. Lausitzisches Magazin 75 (1899) 290—292

beschreibt kurz 22 Hss des 13. und 14. Jh. (meist Postillen oder juridische Hss).

Karlsruhe. Im Eingange die Wichtigkeit derartiger Untersuchungen mit Recht betonend, beginnt

177. E. Ettlinger, Studien über die Urprovenienzen von Hss der großherz. Hof- und Landesbibl. K. C. B. XVI 437—469

mit einer genauen Analyse der in Ettenheim-Münster vereinigten Sammlungen (größtenteils theologische, einige grammatische Hss); für die meist liturgischen Hss aus St. Peter s. Ettlinger in Z. f. Gesch. d. Oberrheins 1900, 611—641.

Leipzig.

178. V. Gardthausen, K. der griech. Hss. der Universitätsbibl. zu L. L. 1898. XX und 92 S.

In diesem 3. Bande des Gesamt-Hss-K. (Bd. 1 und 2 enthalten Sanskrit- und orient. Hss; die weiteren sollen in den nächsten Jahren folgen) werden 72 Hss unter Beifügung von Litteraturangaben genau beschrieben. Ich hebe No. 23 (auf hölzernen Stab gewickelte Pergamentrolle mit der Liturgie des Basilios; s. XV/XVI) und 67 (von Wessely, Ber. d. sächs. Gesellsch. XXXVII 237 ff. behandelte Papyrusfragmente) hervor. Die Einteilung nach dem Inhalt (Biblische Hss, Kirchenschriftsteller, liturgische Hss, Philosophen, Dichter, Histo-

riker, juristische Hss, Mediziner und Alchimisten, Miscellanbände), die ja vielleicht einigermaßen orientiert, hat u. a. die Folge, daß Aphthonios, Hermogenes und Photios als Philosophen erscheinen.

Besonders interessant ist die Besprechung der (S. 90 vor dem alphabetischen Register zusammengestellten) früheren Besitzer in der Vorrede. Außer Tischendorf erwähne ich, für Matthaei auf Moskau verweisend, Biener, der 6 Meermanniani erwarb (u. z. Hss, die von Pelicier durch Naulot ans Collegium Claromontanum gelangt waren; vgl. Bd. 98 S. 237 f. und 272), Hänel (Mitteilungen aus seiner Selbstbiographie) und Andreas Erasmus Seidel, aus dessen Bibl. 1718 bei der Auktion für L. 7 Hss erworben wurden. Den von J. Bolte, Martin Friedrich Seidel. Progr. Königstädtisches G. Berlin 1896. 24, 1 (auf den G. verweist) zusammengestellten Bibl., in die Seideliani gelangten, sind hinzuzufügen: Friedrichs-Gymn. in Frankfurt (Bd. 98, 314), Holkham (Bd. 98, 452 S. 161), Daniel Ernst Jablonski in Berlin (nach G. G. Küster, Gesch. d. altadel. Geschl. derer von S. Berl. 1751 S. 40 f.); für Dresden und Wittenberg (Löscher) ist jetzt noch J. L. Heiberg, C. B. XVII 481 zu vergleichen.

Über Klosterbibl., deren Hss größtenteils in die Universitätsbibl L. gelangten (Altzelle, Buch, Chemnitz, Grünhain, Thomaskl. in L., Pegau, Pforta) und deren ältere Inventare ist zu vergleichen

179. Ludwig Schmidt, Beiträge zur Geschichte der wissenschaftlichen Studien in sächs. Klöstern. N. Archiv f. sächs. Gesch. XVIII 201 ff. (erweitert als Festschrift der 44. Philologen-Vers. dargebracht von der Bibl. in Dresden) und XX 1—32.

Liegnitz. Gegen 60 meist junge Hss beschreibt ohne eigentliche Altersbestimmung, doch mit Hervorhebung aller hierfür wichtigen Anhaltspunkte

180. W. Gemoll, Die Hss der Petro-Paulinischen Kirchenbibl. zu L. Progr. d. städt. evang. G. L. 1900. 68 S.

Ein Index der Autoren und Vorbesitzer ist nicht beigegeben; doch sind die philologisch interessanten Nummern in der Vorrede zusammengestellt (darunter Cicero und Livius). Die meisten Hss stammen aus dem 1423 gegründeten, 1547 zerstörten Karthäuserkloster.

Lübeck.

*181. P. Hasse, Miniaturen aus Hss des Staatsarchives in L. L. 1897.

Bei Münster trage ich die Notizen von Diekamp, Zeitschr. f. vaterländ. Gesch. 38 (1880) 155, 1 über die Schicksale von Hss aus M. nach.

Paderborn.

182. W. Richter, Hss-Verzeichnis der Theodorianischen Bibl. zu P. Gymn.-Progr. P. 1896 und 1897. 36 und 62 S.

Der 1. Teil enthält historische Hss, der 2. außer den gewöhnlichen Klassikern (in Hss d. 15. Jh.) mehrere Kirchenväter.

Pommersfelden (Schönbornsche Bibl.).

183. J. A. Endres und A. Ebner, Ein Königsgebetbuch des 11. Jh. Festschrift zum 1100jährigen Jubiläum des deutschen Campo Santo in Rom hgg. v. St. Ehses. Freiburg i. B. 1897, 296—307.

Bemerkungen über Schicksale von

Prümer Hss (vgl. No. 239) bei

184. J. A., Wanderungen berühmter Hss. Beil. Münch. Allg. Zeit. 1899. No. 297 S. 4—6.

Quedlinburg s. 37 (was nicht nach Berlin kam, wird in der Schloßkirche aufbewahrt; vgl. Bd. 98, 349).

Rathenow.

185. G. Weisker, Bericht über d. R. Schulbibl. Jahresber. d. h. Bürgersch. R. 1877, S. 13—16.

Außer einigen Fragmenten (Cic., Tusc. V 19—21, Breviar) sind Kollektaneen von Arends zu nennen.

Reichenau s. 39 S. 664 ff.

Straßburg. Notizen über die Schicksale von Hss bei 166 S. 88 f., 96 ff (s. besonders 97 A. 3).

Tegernsee. Die von den Mönchen geschriebenen Hss, die noch (meist in München) vorhanden sind, berücksichtigt

186. P. Lindner, Die Äbte und Mönche der Benediktinerabtei T. von den ältesten Zeiten bis zu ihrem Aussterben (1861) und ihr litterarischer Nachlaß. Oberbayer. Archiv 1897, 18—130; 1898, 1—318.

Trier. 1900 erschien von

187. (Bd. 98, 363) M. Keuffer, Beschreibendes Verzeichnis der Hss der Stadtbibl. zu T.

das 5. Heft (Ascetische Hss I: 523—633. 112 S.); über die Schicksale der Ada-Hs vgl. 184. Ferner hat K. ein Verzeichnis der Hss des historischen Archivs der Stadt begonnen; aus den 3, den Heften 2—4 des Trierischen Archivs (1899 f.) beigegebenen Bogen (91 Nummern) sind höchstens hagiographische Stücke hervorzuheben. Endlich hat

*188. M. K., Bücherei und Buchwesen von S. Maximin im Mittelalter. Jahresber. d. Gesellsch. f. nützl. Forsch. zu T. von 1894—99, S. 48 ff.,

wie ich aus C. B. XVII 290 entnehme, nicht nur 350 Hss von S. Maximin in verschiedenen Bibl. (in T. kaum ein Zehntel) nachgewiesen, sondern auch den Schriftcharakter der Trierer Schule behandelt; über Miniaturen dieser Schule vgl. 239 S. 98.

Weingarten s. Darmstadt.

Wetter. Daß 18 Hss 1718 nach Cassel gebracht wurden, ergiebt sich nach C. B. XVII 291 aus

*189. A. Heldmann, Zur älteren Geschichte des Stiftes, der Kirche und Stadt W. und der Burg Melnau. Z. d. Vereins f. hess. Gesch. XXXIV (N. F. XXIV) — 1899 — 69—148.

Wiesbaden. Durch

190. G. Zedler, Über die Auflösung der nassauischen Klosterbibl. Annalen d. Vereins f. n. Alterthumsk. XXX (1899) 206—220,

der bei Darstellung der Art und Weise, in der die Bestände der Klosterbibl. (seit 1820) verschleudert wurden, seinen Vorgänger ergänzt (namentlich durch eine Übersicht über die Bestände und Erwähnung von Rommersdorf — S. 210 — und Sayn) und bisweilen berichtigt, bin ich auf

191. F. W. E. Roth, Geschichte und Beschreibung der k. Landesbibl. in W. Nebst einer Geschichte der Klosterbibl. Nassaus. Frankfurt a. M. 1886. 31 S.

aufmerksam geworden, durch dessen Notizen sich fast der ganze Bestand von Wiesbaden auf die einzelnen Klosterbibl. zurückführen läßt; vgl. Bd. 98, 368. Außer der Landesbibl. W. sind an Sammlungen, in denen sich Reste der Klosterbibl. finden, nach Z. zu nennen: Gymnasialbibl. Hadamar, evang. Seminarbibl. Herborn, bischöfl. Seminarbibl. Limburg und die Gymnasialbibl. Weilburg und Wiesbaden.

Wolfenbüttel. Eine Übersicht über die einzelnen Fonds wird J. S. 1900, 385 gegeben bei Besprechung von

192. (Bd. 98, 369) O. v. Heinemann, Die Hss der herzogl. Bibl. zu W. 2. Abt. Die Augusteischen Hss. 3. Bd. W. 1898. III und 411 S.

Würzburg. Nach C. B. XVI 243 (Berichtigung zu Bd. 98, 371) wurden doch Hss von den Schweden geraubt; sie kamen durch Bischof Laud in die Oxforder Bibl.

Zerbst.

193. H. Zurborg, Mitteilungen aus der Gymnasialbibl. Progr. Franciseum Z. 1879. 20 S.

14 lat. Hss (darunter Schriften Gregors, Lectionarium, Calendarium, Legende vom h. Alexius, Rationale officiorum und medizinische Traktate) stammen aus der Benediktinerabtei Nienburg a. S.

4. Österreich-Ungarn.

Angaben über Zahl der Hss, sowie historische und bibliographische Notizen findet man bei

194. J. Bohatta und M. Holzmann, Adreßbuch d. Bibl. d. österr.-ungar. Monarchie. Schriften des österr. Vereins f. Bibliothekswesen I. Wien, Hölder 1900. VI, 562 und 5 S.

Für einen Artikel 'Hss' im Materien-Index wären Philologen und Historiker gewiß dankbar gewesen. Wert und Ausführlichkeit der Notizen hängt natürlich von den erteilten Auskünften ab, worauf wir bei Budapest und Prag zurückkommen. 54 in 194 nicht verzeichnete Bibl. zieht in seiner der Wiener Akademie unterbreiteten Abhandlung heran

*195. E. Gollob, Verzeichnis der griech. Hss in Österreich außerhalb Wiens.

Auf die im Anzeiger der Akad. 1900, 83 ff. (vgl. C. B. XVII 489) als unbekannt bezeichneten Hss kommen wir bei Capo d'Istria und bei Raudnitz zurück. — Eine auf mehrere Klosterbibl. bezügliche Abhandlung wird bei Olmütz besprochen; über den Plan eines Generalk. der österr. Hss vgl. C. B. XIV 366 ff. und Mitt. d. österr. Vereins f. Biblioth eksw. II 72 ff.

Bei Budapest ist für die Corviniani außer den Notizen von

196. E. Müntz, La bibl. de Mathias C. Bull. du bibliophile 1899, 257—264

197. H. J. Hermann, Eine unbeachtete Wenzels-Hs in der Wiener Hofbibl. Mitt. d. Instituts f. öst. Geschichtsforsch. XXI (1900) 162—165

anzuführen, der aus der Übermalung im Wappen des Titelblattes und aus dem Einband des Vind. lat. 2271 (Kommentar zu Ptolemäus) nachweist, daß diese Wenzelshs später in den Besitz Corvins gelangte. Für die Stanzen der corvinischen Einbände verweist H. auf eine mir nicht zugängliche ungarische Publikation von G. Rath.

Nur auf den Namen des Buchbinders, der im Paris. suppl. gr. 607 mit griech. Lettern eingetragen (aber jetzt überklebt) ist: Lucas Coronensis (aus Kronstadt) illigator librorum Budensis ann. 5 . . stützt

198. H. Schöne, Über den Mynascodex der griech. Kriegsschriftsteller. Rh. Mus. LIII 446 f.

die Behauptung, daß die Hs der Corviniana angehört habe und von Mynas in Konstantinopel und nicht, wie er behauptet, auf dem Athos gefunden worden sei; hierbei citiert Sch. ohne Seitenzahl Abels auf die Bibl. des Matthias Corvinus bezügliche Abhandlung in Hunfalvys Litter. Berichten aus Ungarn II (1870) 4. H. (556—581), in der von diesem Buchbinder keine Rede ist. Noch haltloser wird die Behauptung, wenn man genau beachtet, was Prinz, Jahrb. f. Philol. CI 193 f. über den Einband und seine Zeit sagt. (Nebenbei bemerke ich, daß eine Hs sehr wohl von Konstantinopel auf den Athos hätte kommen können, dessen Mönche nachweislich dort Hss erworben haben; vgl. Stephan Gerlachs des Älteren Tagebuch . . herfürgegeben durch seinen Enkel M. S. G. Frankfurt a/M. 1674 S. 483 f.).

Einige mit Unrecht als Corviniani bezeichnete Hss bespricht auch 202 S. 83; die C. des Budapester Nationalmuseums sind auch bei 194 S. 391 verzeichnet.

In Capo d'Istria findet sich nach 195 eine Hs der Batrachomachie.

Bei Lemberg habe ich zu berichtigen (Bd. 98, S. 252), daß der 3. (patristische Hss enthaltende) Band von

199. Ketrzynski, C. codicum mss. bibl. Ossolinianae Leopolensis 1898 erschienen ist.

Für Olmütz hätten die Abhandlungen von

200 a, b. A. Schubert, Aus Mähren und Schlesien der k. k. Hofbibl. zugebrachte Hss und alte Drucke (1782—1790). Mitteil. d. österr. Vereines f. Bibliotheksw. I 43—56. — Die ehemaligen Bibl. der von Kaiser Josef II. aufgehobenen Mönchsklöster in Mähren und Schlesien, sowie die der Exjesuiten zu Teschen und Troppau. C. B. XVII 321—336, 401—423, 449—468

wertvoll werden können, wenn Sch. nicht bloß die Verzeichnisse der Hss — es sind über 600 — aus den Protokollen (nach den Orden und erst innerhalb dieser nach Orten geordnet), abgedruckt, sondern die Hss auch identifiziert und eine Konkordanz der Wiener und der Olmützer Signaturen beigegeben hätte. Was der Hofbibl. und was Olmütz zugefallen ist, läßt sich nach S. 324 vermuten; in O. scheint beispielsweise der cod. 42 der Karthause Maria im Thale Josaphat zu sein, der u. a. Imagines Fulgentii, declamationes Senecae moralistae, Egesippus und Orosius enthält. Die statistischen Daten wären am besten in einer Tabelle zusammengefaßt worden, vielleicht in Anmerkungen hierzu die historischen Angaben und Hinweise auf die Nummern eines alphabetisch geordneten Gesamtverzeichnisses. Keinesfalls durfte ein Index fehlen, ohne den die Arbeit selbst als Materialsammlung nicht viel nützen kann.

In der Prager Universitätsbibl. ist eine Neukatalogisierung der Hss im Gange: Mitteil. d. öst. Vereins f. Bibl. IV (1900) 15 f. Recht ausführliche Daten hat für 194 das Prämonstratenserstift Strahov geliefert; über die S. 179 an 12. Stelle genannte „Griech. Hs auf ägyptischem Papier in folio: Oppiani de piscatione libri 4" giebt F. Schubert, Wien. S.-Ber. 98, 449 ff. bessere Auskunft.

St. Paul s. Darmstadt.

Raudnitz. Zu den von 195 als unbekannt bezeichneten Hss vgl. die (auch in 194 fehlende) Bd. 98 S. 253 verzeichnete Notiz.

Wien. Für die Hofbibl. (vgl. 123, 197, 200) habe ich außer der Fortsetzung der Codd. musici (17 501—19 501. Tabulae X, 1899) zwei auf die Geschichte bezügliche Untersuchungen zu erwähnen:

201. H. Modern, Die Zimmernschen Hss der k. k. Hofbibl. Jahrb. der kunsthistorischen Sammlungen des AH. Kaiserhauses XX (1899) 113—180,

bei dem es sich im wesentlichen um den durch Angabe der heutigen Signaturen und genaue Beschreibung ergänzten K. (Vind. lat. 12 595) der — meist deutschen (unter den lat. ein Terenz) — Hss handelt, die Wilhelm von Zimmern dem Erzherzog Ferdinand zum Geschenk machte, und

202. Th. Gottlieb, Ambraser Hss. Beitrag zur Geschichte der Wiener Hofbibl. I: Büchersammlung Kaiser Maximilians I. mit einer Einleitung über älteren Bücherbesitz im Hause Habsburg. Leipzig, Spirgatis 1900. VI und 172 S.

Ich hebe zunächst den Index (III) der citierten Hss hervor, der es ermöglicht, die im Buche enthaltenen (in den Tabulae prinzipiell beiseite gelassenen) Provenienz-Angaben nach den heutigen Signaturen zu finden, und beginne dann, die Notizen über den Hss-Besitz einzelner Habsburger übergehend, mit der Zusammenstellung (S. 18 ff.) der für Friedrich III. (Devise AEIOV) in Wiener-Neustadt (nicht in Wien) nachweisbaren Hss. Schon die heutige Signatur (vgl. S. 29, 41 und 119) scheidet 2 Gruppen: 1. diejenigen, die zu Maximilians Zeiten nach Innsbruck kamen (ein von G. — s. S. 68 ff. — aufgefundenes und auf M. bezogenes Inventar wird nach einer Innsbrucker und nach einer Wiener Hs S. 90—109 abgedruckt) und von dort (vgl. S. 75) nach Ambras gebracht wurden, 2. diejenigen, die, 1575 auf Befehl Rudolfs II. nach Prag gebracht (S. 111 ff.), teils — wahrscheinlich 1585; s. S. 118 — auch nach Ambras, teils zwischen 1577 und 1586 in die damals schon bestehende Hofbibl. kamen. Die Ambraser Hss der Bibl. kamen (vgl. 201) 1665 in die Hofbibl., die der Kunstkammer erst

anfangs dieses Jh. nach Wien (jetzt im kunsthistorischen Hofmuseum).
Da die philologischen Hss des Schottenstiftes bereits von Huemer (Bd. 98, 374) herangezogen wurden, kann ich mich betreffs

203. A. Hübl, C. codicum mss. qui in bibl. monasterii B. M. V. ad Scotos Vindobonae servantur. Wien 1899. X und 610 S.

mit der Konstatierung begnügen, daß 750 Hss genau beschrieben und sorgfältige Indices beigegeben wurden. Zu dem der Vorbesitzer vgl. die ausführliche Besprechung von Goldmann C. B. XVII 282—287, der auch 4 Hss des Schottenstiftes in der Hofbibl. nachweist. Besonders hervorzuheben wäre der sachlich geordnete Index operum anonymorum.

5. Der Orient.

204. A. Dmitrievskij, Beschreibung der liturgischen Hss, die in den Bibl. des rechtgläubigen Ostens aufbewahrt sind. I Τυπικά. 1. Denkmäler der Patriarchalstatuten und der Klosterstiftertypika. (russ.) Kiew 1895. CXLVII und 912 S.

beschreibt Hss von Athen, des Athos, von Konstantinopel, Patmos und Sinai (anhangsweise auch italienische und eine Wiener Hs). — Bei einzelnen Bibl. wird auf

205. R. Reitzenstein, Griech. Bibl. im Orient. Verhandl. d. Bremer Philologen-Versammlung (1899) 44—52,

der auch ägyptische Bibl. berührt, zu verweisen sein, ferner auf

206. Παπαδόπουλος-Κεραμεύς, Συνοπτικὴ ἔκθεσις παλαιογραφικῶν ἐρευνῶν ἔν τε Κωνσταντινουπόλει καὶ ἐν ταῖς χώραις τοῦ Πόντου διὰ τὴν Μαυρογορδάτειον βιβλ. 70 S.,

die, was mir Bd. 98, 423 entgangen, das παράρτημα τοῦ ιϛ′ τόμου des Ἑλληνικὸς φιλόλογος Σύλλογος bildet. Bei dem Bericht über die Nachforschungen, die sich auf 650 Hss erstreckten, wird besonders ausführlich über die Bibl. von Kan (Γκιουμουσχανέ) und Trapezunt gesprochen, mehreres aus Hss von Chalki veröffentlicht. — Im παράρτημα τοῦ ιη′ τόμου (Εἰκοσιπενταετηρίς) 1888, 97—102 wird unter Hinweis auf * Revista theolog. III ein kurzes Verzeichnis der griech. Hss Rumäniens gegeben; den Inhalt der jungen Hss charakterisiert Krumbacher (Müllers Handb. 9² 511), auf den ich auch für Nachträge zu Kairo (allgemeine, kurze Notiz bei 205), Leros, Petritzos (phil. Wochenschr. 1887, 821 ff. wird das Kloster Batskowo auf der Rhodope genannt) und Sinope verweise.

Die Katalogisierung der Hss von Andros ist abgeschlossen durch

207. Σ. Π. Λαμπρός, Κ. κωδίκων ἐν ταῖς μοναῖς τῆς νήσου Ἄ. Ἁγίῳ Νικολάῳ καὶ Παναχράντῳ καὶ ἐν τῇ βιβλ. τοῦ ἑλληνικοῦ σχολείου Κορθίου. S. A. aus Ἐπετηρίς τοῦ Παρνασσοῦ. Athen 1899. 52 S. u. 1 T. (mit farbigen Initialen).

Es sind 45, 25 und 12 Hss (mit Ausnahme zweier Evangelien-Hss des 12. Jh.) des 16.—19. Jh., so daß es ohne Belang ist, wenn sich unter die Byzantiner einige Schriften des Demosthenes und Libanios verirrt haben. Ein Index ist nicht beigegeben, doch sind die Autorennamen durch Fettdruck hervorgehoben.

Athos (vgl. 198). Interessante Notizen bei

208. H. Gräven, Cyriacus von Ancona auf dem A. C. B. XVI 209—215, 498.

Bylize (bei Arta). 24 Hss verzeichnet

209. Σ. Π. Λαμπρός, Ἡ μονὴ Β. καὶ τὰ ἐν αὐτῇ χειρόγραφα. Δελτίον τῆς ἱστορικῆς ἑταιρίας IV (1892) 353—356.

Chalki s. 206, Byz. Zeitschr. II 126 und (viele Hss jetzt in Oxford) Legrand, Publications de l'école des langues orientales 3. Ser. VI (1889) 201—216.

Gizeh. Nach 205 ist die unter 17 und 18 erwähnte Hs die einzige.

Jassy. Einige Hss besitzt in seiner Privatsammlung

210. Dossios, Varianten zu den Pseudophokylidea. Philol. LVI 616—620.

Jerusalem (vgl. 205 und Konstantinopel). Von Bd. 98, 414 nicht katalogisierte, meist junge Hss (46 der Patriarchalbibl., 97 des Abrahamklosters und 10 der Privatbibl. des Erzbischofs) beschreibt

211. K. M. Κοικυλίδης, Κατάλοιπα χειρογράφων Ἱ. βιβλ. Jerusalem 1899. 207 S.

Konstantinopel. Im 4. Bande von

212. Παπαδόπουλος-Κεραμεύς, Ἱεροσολυμιτικὴ βιβλ. Κ. κωδίκων εὑρισκομένων ἐν τῇ βιβλ. τοῦ ἐν Κωνσταντινουπόλει μετοχίου τοῦ παναγίου τάφου. Petersburg und Leipzig 1900. VII und 600 S.

werden von den Hss des Grabklosters (gegen 850; vgl. Bd. 98 S. 257) 447 beschrieben, von denen 40 älter als das 15. Jh. sind (Gregor von Nazianz s. X; Klassikerhss jung); ferner hebe ich 123 hervor: den K. der Klosterbibl. τῆς παναγίας Τριάδος, die 1723 mit der Bibl. des Grabklosters vereint wurde. Es folgt der Abdruck älterer K., von denen der von 1731 bisher ungedruckt war. Die Hss dieser

K. sind in den vielseitigen Indices berücksichtigt, so daß man z. B. von einem Philostrat-Codex nicht sicher weiß, ob er noch existiert. Vielleicht wäre es auch gut gewesen, im Index, wo es sich beispielsweise um den Abt eines Augustinerklosters oder um Kommentare zu Cicero handelt, andere Typen anzuwenden als bei Schriften des Autors. — Die Bd. 98 S. 257 erwähnte Notiz im Theolog. Litteraturbl. 1899 S. 65 ff. giebt das Resultat von Nachforschungen, die durch Bd. 98, 419 veranlaßt wurden; gegenwärtig besitzt in Rodosto (bei K.) nur der Syllogos 1 griech. Hs angeblich geographisch-historischen Inhalts.

In Larissa während des griech.-türkischen Krieges gestohlene Hss (2 Pergamentcodices: Evangelien, asketische Reden; 22 junge Papierhss) wurden in Saloniki verkauft; vgl. Byzant. Zeitschr. 1900, 255 über

*213. P. N. Papageorgiu, Θεσσαλίας χειρόγραφα καὶ σημειώματα αὐτῶν. Νέα Ἡμέρα 1899, 1295.

Serres. Notizen von Papageorgiu Byz. Z. III 286 ff., 319 ff.

Sinai. Nach 205 verzeichnet Bd. 98, 428 nur etwa die Hälfte der Hss.

Bei Smyrna trage ich nach

214. Παπαδόπουλος-Κεραμεύς, Κ. τῶν χειρογράφων τῆς ἐν Σ. βιβλ. τῆς εὐαγγελικῆς σχολῆς. S. 1877. 72 S.

Beschreibung von 143 meist jungen Hss und Anekdota; in der Einleitung wird über verlorene Hss gesprochen.

Strumitza (Makedonien). Einen schon früher (Bd. 98, 411 S. 369—386; vgl. Bd. 98, 516 No. 1222) veröffentlichten K. des 11. Jh. druckt ab

215. H. Omont, Inventaire du trésor et de la bibl. du monastère de S. Mélanges Weil (Paris 1898) 309—320.

Thessalonike. 30 Pergament- und 40 Papierhss mit dem im Orient gewöhnlichen Inhalt verzeichnet

216. Π. Ν. Παπαγεώργιος, Ἡ ἐν Θ. μονὴ τῶν Βλαταίων καὶ τὰ μετόχια αὐτῆς. Byzant. Zeitschr. VIII (1899) 402—428.

6. Der Norden Europas.

Die hier zu verzeichnenden Publikationen sind großenteils in einer mir unverständlichen Sprache abgefaßt, so für

Kiew

217. N. S. Petroff, Beschreibung der Hss-Sammlung von K. 2 Bde. Moskau 1897.

Auch von dem bei Kopenhagen nachzutragenden Werke

218. S. B. Smith, Om Kjöbenhavns Universitätsbibl. for 1728, isaer dets Hs-samlinger. K. 1882. 184 S.

kann ich nur sagen, daß auf die Darstellung der älteren Geschichte (bis zum Brande im Jahre 1728) der Abdruck älterer Inventare folgt (S. 85 ff.).

Was Moskau anbelangt, kann ich sowohl betreffs

219. S. Bělokurov, Die Bibl. der M. Großfürsten im 16. Jh. (russ.) M. 1898. XVI, 336 und DXXVIII S.

als auch betreffs älterer K. der M. Bibliotheken auf die eingehende Orientierung verweisen, die S. 393 ff.

220. O. v. Gebhardt, Christian Friedrich Matthaei und seine Sammlung griech. Hss. C. B. XV (1898) 345—357, 393—420, 441—482, 537—556

dem unumstößlichen Beweise einfügt, daß M. Hss, bezw. Teile von Hss aus M. Bibliotheken entwendet hat. G. beginnt (nach Erwähnung von Thrämer, Auf der Suche nach der Bibl. Iwans des Schrecklichen. Beilage der Allg. Zeit. 1892 No. 4 S. 3) mit einer Biographie M.s und schließt mit einer Inhaltsübersicht, in der die Bibl. angegeben sind die diese Hss gegenwärtig besitzen: Charkow (?), Dresden, Göttingen, Leipzig (in 178 wird an M.s Diebstählen gezweifelt) und Petersburg. Für das Vorgehen M.s hebe ich nur ein charakteristisches Beispiel heraus. Im Codex 394 der M. Synodalbibl. schließt eine ἀντίρρησις ζαχαρίου f. 135ᵛ unvollständig. Die fehlenden Worte (etwa 2 Zeilen) hat M. auf f. 136 (jetzt f. 1 des Dresdensis Da 12) getilgt und deshalb eine komplizierte Verzierung (die sich durch Anfeuchtung entfernen läßt!) sowohl hier als auch (konsequenterweise) am Schlusse (des Dresdensis) geschaffen, während der Moskauer Codex bei Überschriften sonst nur einfache aus Punkten, kurzen Strichen und Kreuzen gebildete Leisten zeigt.

Für St. Petersburg führt G. an

*221. A. Rodosskij, Beschreibung von 432 Hss der geistl. Akademie (russ.). Petersburg 1893. 427 S.

Stockholm und Upsala s. 286 und 287; für Annerstedts Geschichte der Bibl. U. begnüge ich mich mit dem Hinweis auf die französische Fassung im Bibliographe II 407—436 (s. auch C. B. XVI 198).

Warschau. Einige Hss der Zamoyskischen Bibl. behandelt genauer

222. R. Förster, Zur Hsskunde und Geschichte der Philol. V und VI. Rh. Mus. LIII 547 ff., LV 435 ff.,

wobei er LV 440 auf Fälschungen des Darmarios zu sprechen kommt. Das von F. Gebotene (auch die Verzeichnisse der griech. und lat. Hss — LIII 571 und LV 450) reproduziert V. Hahn, Woch. f. klass. Philol. 1900, 1323—27.

Wilna. Ob

*223. Opisanije rukopisnago otdielenija Vilenskoj publičnoj bibl. 2. Bd. W. 1897. 166 S.

für uns in betracht kommende Hss enthält, ist mir unbekannt.

7. Grossbritannien.

Von

224. (Bd. 98, 439) H. Schenkl, Bibl. patrum lat. Britannica ist 1898 der 10. Teil (Kathedralbibliotheken No. 4065—4378) im 139. Bande der Wien. S.-Ber. (IX. Abhandl. 92 S.) erschienen, der 11. (Bibl. der Colleges No. 2717 ff.) im Drucke (Anzeiger der Wien. Akad. 1900 S. 94).

225. B. Quaritch, Contributions towards a Dictionary of English bookcollectors (bis 1899 13 Hefte),

eine populäre Darstellung mit besonderer Berücksichtigung des buchhändlerischen Standpunktes, erwähut zwar bisweilen Mss. und giebt Notizen über Erwerbung und Verkauf von Sammlungen; doch sind diese dürftig und ungleichmäßig, wie z. B. im 12. Heft (W. C. Hazlitt, An alphabetical Roll of Book-Collectors from 1316 to 1898. 31 S.; bestehende Bibl. sind mit einem Stern bezeichnet) bei den Rawlinsons (s. unter Oxford) gar nichts, bei Ashburnham nur bemerkt wird, die Bibl. sei an das Britische Museum und andere öffentliche Bibl. verstreut, der Rest durch Auktion veräußert worden. Ich erwähne gleich hier

226. W. Y. Fletcher, English Royal Collectors. The Library. II. Ser. I (1900) 305—314,

eine auch Hss berücksichtigende Darstellung in großen Zügen mit wenig Belegen.

Ashburnham-Place. Nachdem der Fonds Libri nach Florenz und Paris und ein Teil des Fonds Barrois nach Paris gekommen war (Bd. 98 S. 216 f.), gelangte die sogenannte Appendix in den Besitz von H. Yates Thompson, der Miniaturhss seiner Sammlung einverleibte, die übrigen, zum Teil durch Auktion, verkaufte. Über den Auktionsk.

*227. C. of a portion of the collection of mss. known as the Appendix made by the late Earl of A. from whose printed c. the descriptions are taken . . which will be sold by auction by MM. Sotheby, Wilkinson and Hodge on Monday 1 May 1899. 100 S.

vgl. C. B. XVII 379 und den eingehenden Bericht von

228. L. Delisle, Vente de mss. du comte d'A. J. S. 1899, 317—337, 493—512,

der S. 322 eine Konkordanz mit den Nummern des K. vom Jahre 1861 giebt und die Pariser Erwerbungen (Nouv. acquis. lat. 693, 1791—93; vgl. Revue IX 150 f.) hervorhebt. Für die Sammlung Yates Thompson führe ich gleich zwei Werke an, die ich auch nur aus Delisles Besprechung J. S. 1898, 569 und 1899, 515 kenne:

*229. M. R. James, A descriptive c. of fifty mss. from the collection of H. Y. Th. Cambridge 1898. VIII und 726 S. (50 Miniaturhss).

*230. Thirty-two miniatures from the book of hours of Joane II queen of Navarre. Presented to the members of the Roxburghe Club by H. Y. Th. London 1899 (III u. 18 S. 7 T. VI S. u. 32 T.)

Bury. Ein Verzeichnis der (größtenteils in Cambridge, London und Oxford) erhaltenen Hss von B. giebt

231. (Bd. 98, 444) M. R. James, On the Abbey of S. Edmund at B. Cambridge Antiquarian Society. 8⁰ Publications XXVIII (1895) 1—114.

Cambridge. Auf die K. einzelner Colleges von James (zu den Bd. 98, 446 ff. verzeichneten, die ich seither einsehen konnte, kommen noch

232 und 233. A descriptive c. of the mss. in the library of Peterhouse. C. 1899. XXXII und 391 S. — The western mss. in the library of Trinity College I. C. 1900. XXIII und 549 S.)

brauche ich nicht einzugehen, da griech. und Kirchenväterhss (lat. Klassikerhss durchaus jung) bei 224 Erwähnung gefunden haben oder demnächst finden werden. Nur aus J. S. 1899, 451 kenne ich

*234. M. R. J., The sources of Archbishop Parkers collection of mss. at Corpus Christi College. Cambridge Antiquarian Society. 8⁰ Publications XXXII (1899). 84 S.

Cheltenham. Über die Auktionen (vgl. Bd. 98, S. 263) s. J. S. 1899, 318, C. B. XV 339 und Revue IX 160.

Cirencester s. Hereford.

Dublin. Durch 224 (Bd. 98, 439 II 3 S. 43) sind erledigt die für uns in betracht kommenden Hss des K. von

235. J. K. Abbott, C. of the mss. in the library of Trinity-College D. D. und London 1900. XXVI und 606 S.

Durham 224 S. 72.

Bei Haigh Hall bespreche ich die Bibl. Lindesiana auf grund der

236. List of mss., printed books and examples of bookbinding exhibited to the American librarians on the occasion of their visit to H. H. Aberdeen 1897. 76 S.

(auf 40 S. werden 263 Hss beschrieben), obwohl in dem genaueren Verzeichnis (265 Hss)

237. List of mss. and examples of metal and ivory bindings exhibited to the Bibliographical Society at the Grafton Galleries 13. June 1898 by the President Lord Crawford. Transactions of the Bibliographical Society IV (1898) 213—232 (Sonderdruck auf 46 S. 8.)

ein anderes Schloß genannt wird. 9 griech. Hss (Evangelien, liturgische und hagiographische Stücke, Ioannis Damasceni dialectica, expositio fidei orthodoxae) sind nach dem Alter geordnet. Unter den 47 lat. finden sich mehrere Kirchenväter und ein Vergil aus dem Jahre 1404, ferner wird bei Beschreibung der Einbände (S. 228 ff.) eine Hs des 15. Jh. erwähnt, die Justin, Sallust und Florus enthält. Einzelne Hss werden genauer beschrieben bei

238. L. Delisle, Notice sur un psautier du XIII[e] siècle appartenant au comte de Crawford. Bibl. d. chartes LVIII 381 ff.

239. M. Keuffer, Das Prümer Lectionar in der Bibl. Lindesiana. Trierisches Archiv I (1898) 3—17, 98.

Hereford 224 S. 1 (viele Hss stammen aus der Marienkirche von Cirencester).

Isleworth. Hss und Drucke werden nicht geschieden in dem von

240. M. Bateson, C. of the library of Syon monastery. Cambridge 1898. XXX und 262 S.

aus einer Cambridger Hs des 16. Jh. veröffentlichten K.; von den (meist theologischen) Drucken lassen sich viele bibliographisch fixieren; Hss sind nur wenige erhalten.

Kensington. Im 5. Bande des nach dem Alphabet der Autorennamen (ohne Scheidung von Hss und Drucken) angeordneten

241. (Bd. 98, 442) C. of the printed books, mss . . . . collected by H. Huth. London 1900

sind S. 1781 die Hss (etwa 80) zusammengestellt; die Codices von Klassikern und Kirchenvätern sind meist jung.

London. Fast nur englische oder historische Hss enthält

242. C. of the Stowe Mss. in the British-Museum. (I s. Bd. 98, 460). II. London 1896. 384 S.

243. G. F. Warner, Illuminated mss. in the B.-M., miniatures, borders and initials reproduced in gold and colours. 2 Lief. à 15 T. London 1899 und 1900.

Die 2. Lieferung, deren 1. Tafel einem um 700 geschriebenen Evangeliar von Lindisfarne entnommen ist (während von den übrigen herangezogenen Hss keine älter ist als das 11. Jh.), kenne ich bisher nur aus J. S. 1900, 497 ff. — Über Erwerbungen von Hamilton-Hss (Additionalmss. 33241—69) vgl. ebdt. 1899, 319, 2; s. über diese Sammlung auch C. B. VI 326, XV 589 und unter Oswego (Amerika).

Manchester. Hss und Drucke sind nicht getrennt in dem nach dem Alphabet der Autoren angeordneten

244. C. of the printed books and mss. in the John Rylands library. 3 Bde. M. 1899.

Doch wird der Materien-Index des noch ausstehenden 4. Bandes wohl ähnlich wie der von 241 eingerichtet sein. Auf der letzten Seite des K. fielen mir eine Hs des Valerius Maximus vom J. 1499 und Äneisfragmente aus dem 13. Jh. auf.

Oxford (s. Hermes XXIV 393 f. über Bodl. auct. T. II 6 = Meermannianus 771, Würzburg und Chalki). Der 5. Teil des

245. (Bd. 98, 463) C. codicum mss. bibl. Bodleianae

ist mit dem 5. (Index-) Heft (S. 527—712) 1900 zum Abschluß gebracht worden; vgl. die historischen Notizen über Richard und Thomas Rawlinson von

246. W. Y. Fletcher, The Rawlinsons and their collections. Transactions of the Bibliographical Society. V 1 (1899) 67—86.

Somerset. Nach dem Alphabet der Ortsnamen verzeichnet

247. T. W. Williams, S. mediaeval libraries and miscellaneous notices of books in S. prior to the dissolution of the monasteries. Bristol 1897. 199 S.

die Bestände folgender Klosterbibl.: Athelney, Axbridge, Bath, Bridgewater, Bruton, Cleeve, Glastonbury, Hintow, Keynsham, Montacute, Muchelney, Taunton, Wells, Witham; genaue Indices sind beigegeben.

Worcester 224 S. 44.

7a. Amerika.

Daß der

*248. C. of an exhibition of illuminated and painted mss. New-York, Grolier Club 1892. XXVIII und 64 S.

Bibel- und liturgische Hss (Horae) enthält, ergeben die Aufführungen bei 4.

Oswego N. Y. Herr Irwin besitzt nach 168 I No. 265 (vgl. den Index S. 96) die (von Wattenbach, Berl. S.-Ber. 1889, 143 ff. behandelte) mit Gold auf Purpur geschriebene Evangelien-Hs der Hamilton-Sammlung.

Philadelphia. Die Library Company besitzt (Geschenk von H. Coxe) 3 griech. Hss: 1. Chrysostomus, 2. Zonaras, Lexicon, 3. den von

249. (Bd. 98, 466) J. H. Hall, A hagiologic ms. in the Ph. library. American journ. of philol. VII 218—223

genau beschriebenen Codex.

8. Belgien und Holland.

Nach kurzer Erwähnung der im Nekrolog auf W. N. du Rieu (Jahresber. CIII 31 ff.) enthaltenen Notizen zur Geschichte belgischer und holländischer Bibl. verweise ich für

Amsterdam auf meine Notiz im C. B. XVIII (1901) 76 f. über Provenienz einiger Hss; einen weiteren Beleg dafür, daß die mit No. 16 bezeichnete Hs (Leonis oracula) von Georg Dousa aus Konstantinopel mitgebracht worden war, bietet die von

250. H. Omont, Martin Crusius, Georges Dousa et Théodose Zygomalas. Revue d. études grecques X (1897) 66—79

am Schlusse aus Collection Dupuy 651 fol. 261 veröffentlichte Liste (C. librorum quos G. D. Constantinopoli secum advexit. Hagae Comitis 1598 ist mir ebensowenig als O. zugänglich). Die Hs ist mit dem 1. Teil von Nummer 11 dieser Liste identisch. No. 2 hat

251. A. Heisenberg, Zwei wiedergefundene Hss des Georgios Akropolites. Eranos II 117—119 (vgl. Münch. S.-Ber. 1899 II 514 ff.)

in der Leipziger Stadtbibl. nachgewiesen. Mehrere lassen sich unter den Leidenses Bonaventurae Vulcanii nachweisen: 9 + 10 + 16 = L. V. 93, 11b + 13 = 64, 12 = 23.

Brüssel. Einzelne Erwerbungen Revue IX 159 und bei Bidez, Description d'un ms. hagiographique grec palimpseste. Acad. de Belgique. Bull. de la classe des lettres 1900, 579 ff.

Gaesdonck. Wegen der Notizen auf dem Vorsetzblatt, die auf das monasterium Bethlehemense prope Doetinchem und die Flucht der Canonici in G. (bei Goch) nach Emmerich (1579) bezug nehmen, trage ich nach

252. B. Hölscher, Die Hs der Imitatio Christi auf der G. Bibl. vom Jahre 1427. Zeitschr. f. vaterländ. Gesch. XLIV (1886) 1, 162—170.

Gent s. C. B. XV 80.

Groningen.

253. H. Brugmans, C. codicum mss. universitatis G. G. 1898. 396 S.

enthält 1 griech. (s. Bd. 98 S. 267) und 213 meist junge lat. Hss; eher wären Kollationen von Bährens und Halbertsma hervorzuheben.

Haag.

254. De Oranje-Nassau-Boekerij . . . in de k. Bibl. te s'Gravenhage. Haag 1899. 98 S.

Die Hss der abgedruckten K. sind im Index durch kursiven Druck hervorgehoben; an lat. sind mir kaum 10 aufgefallen. Die beigegebenen Reproduktionen erstrecken sich auf Bilder, Schriftproben und Einbände.

Leiden s. Amsterdam.

Bei S. Trond habe ich eine Abhandlung nachzutragen, die Bd. 98, 536 an falsche Stelle geraten ist:

255. S. Bormans, Les mss. de l'abbaye de S. T. en 1538. Bull. de la Soc. des bibliophiles liégeois IV (1888/9) 33—40.

Von den Hss sind jetzt viele in Lüttich.

9. Frankreich.

Ich ergänze (und berichtige in einigen Fällen) das Bd. 98 S. 275 ff. gegebene Verzeichnis großenteils auf grund der vom Comité des travaux historiques et scientifiques, missions, bibl., archives herausgegebenen

256. Bibliographie de leurs publications. Paris 1898. 129 S., obwohl mir von den dort S. 84 ff. angeführten Bänden des C. D. der 34. und der 36. nicht vorgelegen haben. Über den Inhalt von Bd. 36 kann ich keine Auskunft geben; Tours enthält er keinenfalls, da dieses (und nicht Reims, wie in 256 S. 86 angegeben wird) im 37. behandelt ist. Von dem im 31. Bande (fin de petites bibl.) verzeichneten Bibl. habe ich die mit 1 oder 2 unbedeutenden (bisweilen auch unauffindbaren) Hss ganz weggelassen, die Namen einiger anderer, die mir als unbedeutend aufgefallen sind, eingeklammert. Für die alphabetische Reihenfolge sind, wie in Bd. 98, nur die am Anfang des Ortsnamens stehenden Formen des Artikels und des Wörtchens Saint(e) unberücksichtigt geblieben.

Bei Agen, dem Hauptorte des Departement Lot-et-Garonne, zu dessen Verwaltung berufen Florimond de Saint-Amans sich vieler Hss bemächtigte, erwähne ich

257. (Bd. 98, 528a) P. Lauzun, Les mss. de la bibl. de S. A. Agen 1889. 52 S.

Außer historischen Hss sind zu nennen das Antiphonar von S. Etienne, eine lat. Grammatik aus dem Jahre 1312, eine Bibel aus dem 15. Jh. und ein Maximus Planudes (Übersetzung des Somnium Scipionis und des Boetius). Letzterer gelangte nach Paris, einige andere Hss in den Besitz des Barons Bastard in S. Denis.

Für ein aus Saint-Amand stammendes Deckblatt (Paris, Nouv. acqu. 1525) s. Delisle, J. S. 1899, 128; vgl. Valenciennes.

Bei Albi ist C. D. II 467 zu streichen.

Angers C. D. XXXI 189.

Auch. Über ein *Revue de Gascogne 1900, 100 ff. publiziertes Ausleiheverzeichnis aus dem Jahre 1422 s. Bibliographe 1900, 150.

Autun. Eine Notiz von Chatelain, J. S. 1898, 377 ff. ergänzt

258. L. Delisle, Le vols de Libri au séminaire d'A. Bibl. d. chartes LIX 379—392, 828.

(Bagnères de Bigorre) C. D. XXXI 661.

Beauvais (vgl. Luxeuil). Die 16 von

259. A. Salmon, Notice sur les mss. du tribunal de B. Revue VIII (1898) 361—370

verzeichneten Hss, die im Justizpalast, der ehemaligen bischöflichen Residenz, aufgefunden, eigentlich in die Stadtbibl. gehörten, sind meist französisch (im Anhang wird aus einer Hs s. IX/X Ionae episcopi de rebus ecclesiasticis einiges mitgeteilt); doch steht in einer das um 1790 vor einem königlichen Beamten und dem Abte aufgenommene Inventar von S. Lucien de B.; die Titel der (Bibel-, hagiographischen und liturgischen) Hss teilt S. mit.

Besançon. C. D. XXXIII (2. Band) bringt den K. zum Abschluß. Die Anzeige des 1. Bandes von Delisle J. S. 1897, 528—541 ist durch Angaben über Provenienz wichtig.

Brioude C. D. IV 95.

Carpentras (vgl. 258, 379 A. 1) C. D. XXXIV und XXXV.

Corte C. D. IX 391.

S. Denis s. 257.

Flavigny (bei Bd. 98, 535 ist zu korrigieren 11. Band); vgl. 258, 828.

Fleury vgl. 59; nachzutragen habe ich die Notizen von Delisle, Bibl. d. chartes XLV, 487 ff. und Traube, Münchener S.-Ber. 1891, 400 f.

Foix C. D. XXXI 681.

Bei (Gien) ist hinzuzufügen C. D. XXXI 147.

Gueret C. D. IV 101.

Langres. Notizen über Provenienz und Geschick von Hss der Kapitularbibl. bei

260. (Bd. 98, 618) L. Marcel, La calligraphie et la miniature à L. à la fin du quinzième siècle. Mémoires de la Soc. histor. et archéol. de L. 1892. 48 S.

Limoges vgl. 78 (S. 376).

(Lunel) C. D. XXXI 163.

Hss von Luxeuil stellt 41 mit Nachweisung des jetzigen Aufbewahrungsortes zusammen; einige sind aus Beauvais in den Besitz von M. Le Caron de Troussures (Departement Oise) gekommen.

Lyon (vgl. 46) C. D. XXX und (Palais des Arts) XXXI 1.

261. (vgl. Bd. 98, 537) Soultrait, Notice sur les mss. du trésor de l'église métropolitaine. L. 1883. 24 S.

verzeichnet 33 meist liturgische Hss, von denen keine älter ist als das 13. Jh. Die Miniaturen einer derselben rühren von Attavante her.

262. J. B. Martin, Inventaire méthodique de mss. conservés dans les bibl. privées de la région Lyonnaise. Paris 1899 (besonders paginierte Beilage zur Revue IX) 30 S. (Forts. zu Bd. 98, 540) verzeichnet Hss von geringer Bedeutung (Bibel, Theologie, Philosophie, Kirchenrecht, Liturgik u. s. w.); von den ausgenutzten Seminarbibl. nenne ich die von Annecy, Avignon, Besançon, Dijon, Romans und Viviers. — Einen alten K. der Augustins déchaussés de L. findet man im 8. Bande von Martins K. der Arsenalbibl. (vgl. Bd. 98 S. 273), in der sich ein Drittel der Hss nachweisen läßt.

Merville.

263. (Bd. 98, 542) C. Douais, Les mss. du château de M. 1890. 177 S. (Erweiterung zu Annales du Midi 1890 und Mémoires de la Soc. archéol. du Midi XIV).

Von 21 Hss sind allenfalls zu nennen: Festus, Lactanz, Quintilian, Valerius Maximus und eine Sermonen-Hs, sämtlich des 15. Jh. S. 168 werden die aus dem Prämonstratenserstift La Capelle stammenden Hss zusammengestellt.

(Montauban) C. D. XXXI 179.

Nancy. Die von

264. J. M. A. Vacant, La bibl. du grand Séminaire de N. Annales de l'Est 1897 S. 177 ff.

verzeichneten 253 Hss sind größtenteils historisch (S. 39 des Sonderdrucks 14 liturgische, unter der 2. Gruppe — mss. d'ordre didactique — Bibeln und Gregorii dialogi).

Nevers. Meist juristische Hss des Canonicus de Vriges bespricht mit Hinweis auf

*265. R. de Lespinasse, Mobilier de deux chanoines et bibl. d'un official de N. en 1373 et 1382. N. 1898. 30 S.

266. J. Tardif, La bibl. d'un official à la fin du XIV[e] siècle. Nouvelle revue historique de droit XXII (1898) 657—660.

Nimes. Über den *C. von Simon (1899) s. J. S. 1900, 741.
(Niort) C. D. XXXI 619.
Orléans vgl. Fleury (Delisle).

Paris. Die Vorrede zu Martins K. der Arsenalbibl. (VIII. Bd. 1899. XV und 668 S) ist schon bei Lyon erwähnt worden.

267. H. Omont, Inventaire sommaire des mss. grecs de la Bibl. Nationale

ist 1898 durch die Einleitung (CII S.), aus der das Verzeichnis von Anstalten und Personen, deren Hss in die Bibl. Nationale gelangt sind, und die Listen der Schreiber und der datierten Hss hervorzuheben sind, und durch das alphabetische Register (230 S.) abgeschlossen worden. Mit besonderer Paginierung (22 S.) (und besonderem Verzeichnis der Schreiber und der datierten Hss) ist eine an Bd. 98, 516 anschließende Liste der letzten Erwerbungen (Suppl. 1224—1281, vgl. oben No. 13 und 111) beigegeben, welche die Publikation in der Revue VIII 189—198 (unter dem gleichen Titel: Mss. récemment ajoutés au fonds du supplément grec. No. 1224—1253) überholt. Der unter den bisher der Bibl. vorenthaltenen Hss des Mynas mit Recht (in der Einleitung) hervorgehobene Codex des Gymnasticus des Philostratos (1256) fehlt im Index (Ausgabe von Jüthner in Vorbereitung). Sonst erwähne ich aus dieser Reihe einige K. orientalischer Bibl. (1237, 1248).

Für die lat. Hss kommen die Berichte über die Neuerwerbungen (Bd. 98, 493—495) in Betracht, die Omont Bibl. d. chartes LIX 81—135 fortgesetzt und auch vereinigt hat erscheinen lassen:

268. H. O. Nouvelles acquisitions du département des mss. pendant les années 1891—99. Paris 1900;

vgl. Bibl. d. chartes LXI 243 ff. (Mss. récemment entrés dans les collections de la Bibl. Nat. (1891—1900) et exposés dans la Galerie Mazarine) und Revue VII 241 ff. (Delisle, Dépouillement alphabetique du Monasticum Benedictinum ms. lat. 12658—12704).

Pau C. D. IX 65.

(Riom) C. D. XXXI 155; die griech. Hss sind in 267, Suppl. S. 17 herausgehoben.

(Tarbes) C. D. XXXI 647.
Tours C. D. XXXVII (1. Band).
(Trie-sur Baise) C. D. XXXI 713.

Troussures s. Luxeuil und Notices et extraits de mss. XXXVI (1899) 171 ff.

Valenciennes. Ein Fulgentius-Fragment weist auf dem Deckblatt des aus S. Amand stammenden Codex 288 nach Delisle J. S. 1899, 126 f.

10. Spanien und Portugal.

Für griech. Hss ist zu verweisen auf

269. A. Martin, Rapport sur une mission en Espagne et Portugal. Nouvelles Archives des missions scientifiques II (1892) 1—323 (7 ff.: Notices sommaires des mss. grecs d'E. et d. P.),

der auch

270. C. Graux, Rapport sur une mission en E. Archives 3. Serie V (1879) 111—136

teils ergänzt, teils wiederholt. Ebenso ist

271. C. Graux, Rapport sur une seconde mission en E. Archives 3. Serie VII (1881) 73—83

durch spätere Publikationen (285 und Bd. 98, 599) überholt.

270 kommt bisweilen für lat. Hss in betracht. Für diese erscheint es mir als die wichtigste Aufgabe, aus dem schon 98 S. 284 f. erwähnten Werke von

272. R. Beer, Hssschätze Spaniens. Wien 1894. 755 S. (S.-Ber. d. Wien. Akad. Bd. 124—126, 128 f. und 131)

die Bibl. herauszuheben, welche Hss von Klassikern oder Kirchenvätern enthalten, und für diese die Litteratur der Berichtsperiode, d. i. für Spanien der Jahre 1874—1900 anzuführen, beziehungsweise, wo solche nicht vorliegt oder mir nicht zugänglich ist, auf Beer zu verweisen. Ich gebe hierbei in der Regel die Nummer an, welche die betreffende Bibl. bei B. hat, da die Seitenzahlen in der Gesamtausgabe und in den S.-Ber. verschieden sind. Den Verweis in Klammern zu setzen, um anzudeuten, daß sich das Vorhandensein klassischer oder patristischer Hss nicht mit Sicherheit ergiebt, hatte ich nur selten Anlaß, da mir B. hierüber Auskunft erteilte. Wo B. Loewes Aufzeichnungen erwähnt oder seine eigenen ausdrücklich als für den 2. Band der

273. Bibl. patrum lat. Hispaniensis (1. Band nach den Aufzeichnungen Dr. Gustav Loewes hgg. v. W. v. Hartel. Wien 1887. 542 S. — S.-Ber. d. Wien. Akad. Bd. 111—113)

bestimmt bezeichnet, wird auf diesen 2. Band verwiesen, der durch das Fehlen der Seitenzahl wohl ausreichend als noch nicht erschienen gekennzeichnet ist.

Ehe ich zu den einzelnen Bibl. übergehe, nenne ich einige Werke, die zwar zu erwähnen, bei einzelnen Bibl. aber nur selten anzuführen sind. Die Gebiete, auf die sie sich beschränken, ergeben sich schon aus dem Titel.

274. J. Villa-Amil y Castro, Los codices de las Iglesias de Galicia en la edad media. Madrid 1874. 127 S. (Aus Revista de Archivos III 283—285, 297—299 u. s. w.)

*275. J. Tailhan, Appendice sur les bibl. espagnoles du haut moyen-âge in C. Cahier, Nouveaux mélanges d'archéologie d'histoire et de litterature sur le moyen-âge. III. Serie 4. Bd. (1877) 214 ff.

276. P. Ewald, Reise nach Spanien im Winter von 1878 auf 1879. Neues Archiv d. Gesellsch. f. ält. deutsche Geschichtskunde VI (1881) 217—398.

277. J. Carini, Gli Archivi e le Bibl. di Spagna in rapporto alla storia d' Italia in generale e di Sicilia in particolare. 2 Bde. Palermo 1884.

*278. J. F. Riaño, Critical and Bibliographical Notes on early Spanish Music. London 1887.

279. P. Durrieu, Mss. d'Espagne remarquables principalement par leurs peintures. Bibl. d. chartes LIV (1893) 251—326.

D., der öfters auf

280. J. Amador de los Rios, La pintura en pergamino en España hasta fines del siglo XIII. Museo Español de Antigüedades III (1879) 1—41

verweist, giebt am Schlusse ein nach Bibl. geordnetes Verzeichnis der anläßlich der 400jährigen Gedenkfeier des Kolumbus in Madrid (Exposition historique) ausgestellten, natürlich nicht immer philologischen Hss. Sonst habe ich Führer durch Ausstellungen und Städte, auch wenn ich sie einsehen konnte, unerwähnt gelassen, ebenso die bei Th. Gottlieb, Üb. mittelalt. Bibl. (Leipzig 1890) verzeichneten Inventare.

Alcalá de Henares s. 300.

A'vila, s. Madrid, Museo histórico nacional.

Für Barcelona nenne ich die Notizen über Bestände und die Beschreibung einzelner Hss bei

281. F. de Bofarull y Sans, Apuntes bibliográficos y noticia de los mss., impresos y diplomas de la exposicion universal de B. en 1888. Conferencias dadas en el Ateneo Barcelonés. B. 1890. 459—538.

Archivo general de la corona de Aragon (das die Bestände von Ripoll — 240 Hss — und San Cucufate de Vallés aufgenommen hat) und Bibl. de la S. Iglesia Catedral: 273 II.

Bibl Provincial y Universitaria s. B. 28, betreffs der 1835 vernichteten Bibl. del Cármen descalzo und de S. Domingo ó S. Catalina 36, bezw. 40.

Privatbibl. Carreras s. 269, 7 und B. 44.

" de D. Trinidad de Foncuberta antigua de D. Ignacio Dalmaces y Ros s. B. 49.

Bibl. Johann I. v. Aragon s. B. 51.

" Martin II. " " " B. 53.

Benavente. B. 67 veröffentlicht aus dem seltenen Werke von Sáez einen alten K. der nicht mehr bestehenden Bibl. des Grafen Pimentel.

Burgos, Privatbibl. Mendoza s. Madrid, Bibl. Nacional.

282. M. Martinez Añibarro y Rives, Intento de un diccionario biográfico y bibliográfico de autores de la provincia de Burgos. Madrid 1889

veröffentlicht 244 f. aus dem Testament des 1460 verstorbenen D. Alvar Garcia de S. Maria das Bücherinventar.

Cadiz. Bibl. provincial s. (B. 82).

Cardeña und Cogolla s. Madrid, Academia de la Historia.

Santjago de Compostella. Für die Bibl. de la S. Iglesia Catedral vgl. B. 103 und

283. H. Omont, C. de la bibl. de Bernard II, archevêque de Saint-Jacques de Compostelle (1226). Bibl. d. chartes LIV (1893) 327—333,

für die Universitätsbibl. wurden Anuario I (1881) 254—257 ein Psalmencodex Ferdinands I. und — ohne Angabe der Sprache — 2 alte Bibeln hervorgehoben; vgl. B. 104.

Córdoba. S. Iglesia Catedral s. B. 109.

S. Cosme y Damian d'Abeliare. Eine die nicht mehr existierende Klosterbibl. betreffende Schenkungsurkunde vom Jahre 927 bei

284. J. Tailhan, Riqueza histórica y lingüística de los tumbos y becerros. Boletin de la r. Academia de la Historia II (1882) 385.

Santas Creus s. Tarragona, Bibl. provincial.

Cuenca s. B. 127 (Abdruck eines Inventars der Hss des Bischofs Palomeque aus dem J. 1273).

Escorial.

285. Ch. Graux, Essai sur les origines du fonds grec de l'E. Bibl. de l'école des hautes études. Sciences philol. 46. H. Paris 1880. XXXI und 529 S.

Wer in diesem klassischen Werk über Geschichte und Bestände (u. z. nicht bloß die griech.) des E. Aufschluß über einzelne Hss sucht, muß von der Übersicht über den gegenwärtigen Bestand S. 474 ff. ausgehen. Sie ist nach der geltenden Signatur (Kasten Ω, Ψ, X, Υ, Φ,

T, Σ, R) geordnet. Zunächst ist der Fonds angegeben, dem die Hs zugewiesen werden kann; hierbei erscheinen am häufigsten die Namen des Venetianers Dandolo mit Hinweis auf S. 108 f., des Botschafters Karls V. in Venedig Diego Hurtado de Mendoza (dessen Hss 1576 erworben wurden) mit Hinweis auf S. 252—271 und des Erzbischofs von Tarragona Antonio Augustin; vgl. 458 ff., wo auch hsl. Notizen im Escorial-Exemplar des gedruckten K. (Ant. Augustini bibl. graec. ms. lat. ms. . . . . Tarracone 1586) abgedruckt werden; die Sammlung wurde 1587 erworben. Es folgen frühere Signaturen, Verweis auf die Thätigkeit des Nicolaus della Torre, der im 16. Jahrh. (s. S. XVI) die Hss mit Inhaltsverzeichnissen versah, beziehungsweise vorhandene Verzeichnisse ergänzte, Angabe des für die Provenienz wichtigen Einbandes, endlich der Stellen, an denen über die Hs gesprochen wird, so daß die Ergänzungen zu E. Millers 1848 erschienenem C. des mss. grecs de la bibl. de l'E. leicht gefunden werden können. Überdies sind im Gesamtindex die Namen der Autoren, von deren Hss die Rede ist, durch Kapitälchen, die der erwähnten Bibl. durch gesperrten Druck ausgezeichnet.

S. 464 ff. sind die noch vorhandenen Escorialienses nach der Anordnung zur Zeit des großen Brandes vom Jahre 1671 zusammengestellt; hierzu sind jetzt die Arbeiten von

286 und 287. V. Lundström, Studien zu spätgriech. und byzant. Chroniken. Eranos (Acta philologica Suecana) I (1896) 150—168. — De codd. graec. olim Escorialiensibus, qui nunc Upsaliae adservantur. Ebds. II 1—7

zu vergleichen. Unter den Hss, die Sparvenfeldt, als er 1689 nach Spanien kam, kaufte (so in Madrid aus dem Nachlasse des Marquis del Carpo) sind Escorialienses nachweisbar, die wahrscheinlich beim Brande entwendet wurden. Für einen Codex, der von S. an Palmrooth, von diesem an die Universität Pernau und von dort endlich 1710 an seinen jetzigen Aufbewahrungsort Stockholm gelangte, hat schon Graux 348, 1 und 549 die Identität mit einer Hs des Erzbischofs Augustin erkannt. L. hat die Escorial-Signatur V Θ 20 (nach Graux' Anordnung Θ V 20) entdeckt, ebenso die Signatur II Θ 20 im Upsal. Gr. 2. Von den übrigen 7 Sparvenfeldtschen Hss in U. lassen sich 2 mit Sicherheit, 2 mit großer Wahrscheinlichkeit auf den Escorial zurückführen. — L. handelt I 161—165 mit reichen Litteraturnachweisen über den Schreiber Andreas Darmarios.

Die Geschichte der Bibl. des Real Monasterio de San Lorenzo, für die Philipp II. etwa seit 1565 sammelte, gewinnt durch Graux' weit ausgreifende Darstellung an Bedeutung für den spanischen

Humanismus überhaupt; ich kann hier nur den ganz kurzen Überblick S. 353 f. erwähnen und für die resultatlosen Verhandlungen betreffs des Ankaufes von Sirletos Bibl. (S. 307) hinzufügen 150 S. 52 und

288. L. Dorez, Recherches et documents sur la bibl. du cardinal Sirleto. Mélanges d'arch. et d'hist. XI 466—491.

G. bespricht natürlich auch die älteren K. des E. (s. im Index unter Inventaires de l'E.), S. 157 ff. das verlorene Handexemplar Philipps II.; hierfür muß ich auf B. S. 154 f. verweisen, der einen textlich identischen K. im Palast-Archiv gefunden hat. Aus B.s Besprechung der K. hebe ich ferner (S. 157) den Escor. K I 19 hervor, der das Datum der Übertragung des Augustin-Codex (de baptismo parvulorum; s. VI) ins Camarin de las Reliquias: 1565 gegen G.s Zweifel (S. 149) schützt.

Von den lat. Hss sind 385 in 273, 5—260 (zu beachten ist die Vorbemerkung S. 155) beschrieben; B. hat 400 für den 2. Band aufgenommen und hofft, das Fehlende mit Hilfe des bisher ungedruckten K. von Rozánski (früher Bibliothekar des E., dann Kanonikus in Tarragona) ergänzen zu können. Einstweilen sind B.s Auszüge aus älteren Werken (S. 179 ff., 196) von Wert; S. 190 werden Hänels Listen (Catal. col. 920—960) als noch heute wichtig bezeichnet.

Evora s. 269 S. 299, 1.

Gerona.

289. A. Brutails, Bible de Charles V et autres mss. du chapitre de Girone. Bibl. d. chartes 47 (1886) 637—645.

Von den „anderen" Hss sind hier etwa der Beatuskommentar und ein Evangeliar zu nennen; vgl. B. 154.

Bibl. provincial s. B. 159.

Colegiata S. Felix: Inventare der nicht mehr bestehenden Bibl. aus den Jahren 1310 und 1832 bei B. 163:

Bibl. del Dr. José Ametller 273. II.

Gijon.

290. J. Somoza de Montsoriu, C. de mss. é impresos notables del Instituto de Jove-Llanos en G. Oviedo 1883. XXII und 257 S.

B. 167 erwähnt, daß ein libro de horas nicht aufgenommen sei, und stellt für 273 II einen Auszug aus diesem K. in Aussicht; ich finde an einschlägigen Hss nur eine Oratio divi Augustini, die ohne Altersbestimmung verzeichnet ist.

Granada.

Für die 2 griech. Hss der Bibl. Universitaria y Provincial s. 269, 8 (16. u. 17. Jh.; contenu ecclésiastique), für die lat. 273 II und von den bei B. 168 zusammengestellten Notizen namentlich 270, 120 f.

Bibl. Eguilaz s. 269, 8 (Jesaias-Kommentar).

Bibl. del Duque de Gor s. 273 II.

Guadalajara. Fürs Instituto provincial kann B. (183) nur die allgemeine Wendung des Anuario II 344: 10 mss. del siglo XV procedentes de los extinguidos conventos wiederholen.

Guadalupe. Aus der nicht mehr bestehenden Klosterbibl. S. Maria gelangten zahlreiche, zum Teil ältere Hss in andere Bibl., z. B. in den Escorial.

Huesca s. 273 II. Zur Bibl. provincial bemerke ich, daß die von B. 190 gegebene Gesamtzahl von 803 Hss auf einem Druckfehler beruhen dürfte; Anuario I 282 wird die Zahl von 103 angegeben (286 ff. werden theologische und historische, meist jüngere *Hss* beschrieben).

S. Juan de las Abadesas. Für die nicht erhaltene *Bibl.* de la Sacristia s. B. 197, für das Archivo de la Colegiata 273 II.

León.

291. R. Beer und E. Diaz Iimenez, Noticias bibliográficas y c. de los codices de la S. Iglesia Catedral de L. L. 1888. XXXIV und 44 S.

Da ein Index nicht beigegeben ist, hebe ich hervor: Bibel s. X, Boetius s. XV, Ennodius s. XII, Eugenius von *Toledo*, Eusebius h. e. (in dem Palimpsest, der die lex Wisigothorum s. VI [s. oben S. 170] enthält), Gregor s. X, Horaz (Sat. II 4, 7 ff. s. XII), Priscillian, Sallust (Fragm. aus Catil. s. XII), Terenz (Andr. 593 ff. s. XII); für Eugenius vgl. N. Arch. f. ält. deutsche Gesch. XXVI 397.

Colegiata de S. Isidro s. B. 206.

*292. R. Alvarez de La Braña, Bibl. provincial Legionense. L. 1884.

Nach B. 209 sind die 36 S. 55—60 verzeichneten Hss zum größten Teile jüngeren Datums (nur ein Petrus Lombardus Sent. libb. IV. s. XII).

Liébana. Über die Rekonstruktion der Klosterbibl. de S. Toribio (Beatus von L.) s. B. 219.

Lissabon s. 269, 299 ff. über die 14 griech. Hss der Bibl. Nationale und die 5 des Archivo da Torre da Tombo; (vgl. auch Bd. 98, 559).

Lugo, S. Iglesia Catedral s. 274, 18 f., 36 ff.

Madrid.

Die griech. Hss d. königl. Privatbibl. (vgl. auch Segovia) bei 269, 55—125, die lat. 273, 463—482 (33 Hss) und II (450 Hss).

Bibl. Nacional.

293. E. Miller, Bibl. Royale de M. C. des mss. grecs. Notices et extraits des mss. de la Bibl. Nationale XXXI 2 (Paris 1886) 1—116.

M. ergänzt Iriartes K. (Regiae bibl. Matritensis codd. graeci. M. 1769; über seine und seines Nachfolgers Casalbon hinterlassene Papiere vgl.

294. H. Omont, Complément du c. des mss. grecs de la bibl. royale de M. Revue VII 149—154)

durch Beschreibung der Hss N 126—141 und O 1—103. In der Einleitung verweist er auf die 270, 122—124 angedeutete und 285, 60 ff., 417—427 ausgeführte Zurückführung des größten Teiles dieser Hss auf die Bibl. von Francisco de Mendoza y Bobadilla, den Graux (vgl. unten Plasencia) durch die Bezeichnung cardinal de Burgos von dem oben S. 224 erwähnten Diego Hurtado de Mendoza unterscheidet.

269 giebt 53 f. einige wenige bisher nicht katalogisierte griech. Hss, darunter 1 vom Marquis de la Romana stammende in 2 Bänden, 142 ff. die 1 der nach B. S. 285 (vgl. Romania XIV 94 und Colección de documentos inéditos para la historia de España CIX 465) kürzlich einverleibten Bibl. Osuna, endlich 229 ff. 10 Hss., die 1875, als die 1869 nach Madrid gebrachten Hss von Toledo zurückgestellt wurden, in der Bibl. Nacional zurückblieben. Die griech. Hss sind somit so vollständig behandelt, daß

295. C. E. Ruelle, Rapport sur une mission littéraire et philologique en Espagne. Archives des missions scientifiques III. Serie II (1875) 497—627

nur mit den Mitteilungen aus einzelnen, meist musikalischen Hss, nicht aber für deren Verzeichnung in betracht kommt.

Für die lat. Hss fehlt es nach Beers Schlußbemerkung (S. 310 ff.) weniger an Beschreibungen als an Indices zu denselben. Die wichtigsten Hss stehen in 273, 261—462 (bis 319 die oben erwähnten Hss aus Toledo), 538—542. Zu

296. J. M. Rocamora, C. abreviado de los mss. de la bibl. del Duque de Osuna. Madrid 1882. 138 S.,

der spanische, italienische und lat. Hss (Kirchenväter und Klassiker des 15. Jahrh.) zusammen nach dem Alphabet des Stichwortes verzeichnet (die oben erwähnte griech. ist mit den orientalischen zu einer eigenen Abteilung vereint), ist 277 I 227—263, II 283—333 mit Nutzen zu vergleichen. 277 giebt 133 ff. Notizen über den älteren Bestand der Nationalbibl., hierfür vgl. Hänel col. 965—974,

297. Ch. Fierville, Renseignements sur quelques mss. lat. des bibl. d'Espagne et principalement sur les mss. de Quintilien. Archives des missions scientifiques III 5 (1874) 103 ff.,

298. A. Paz y Mélia, Bibl. fundada por el conde de Haro en 1455. Revista de Archivos III. Serie I (1897) 18 f., 24, 60—66, 156—163, 255—262, 452—462, IV(1900) 535—541, 662—667.

Real Academia de la Historia. Die griech. Hss bei 269, 9—18, von den lat. die Fonds S. Millan de Cogolla und S. Pedro de Cardeña bei 273, 482—523, bezw. 523—525 (Verzeichnis der Hss von Cardeña aus dem J. 1719 bei B. 88), für den Fonds S. Isidro s.

299. Indice de los mss. que poseyó la bibl. de S. J. y fueron trasladados á la de las Córtes. Revista de Archivos VI (1876) 14—16, 29—32, 69—72, 111 f., 119 f., 214—216, 230—232, 245—248, 262—264, 278—280, 294—296, 310 f.

Die Bezeichnungen der übrigen Fonds giebt B. 229 am Schlusse.

300. J. Villa-Amil y Castro, C. de los mss. existentes en la Bibl. del Noviciado de la Universidad Central. Madrid 1878. IX und 70 S.

Der 1. bisher allein erschienene Band enthält alle in betracht kommenden griech. (auch bei 269, 125—139) und lat. (theolog. und junge Klassiker-)Hss. In der Einleitung werden die Hss K. des Colegio Mayor de S. Ildefonso in Alcalá (oppidi Complutensis) besprochen, dessen Bestände in die Universitätsbibl. gekommen sind.

Archivo histórico Nacional hat die Bestände von Avila (273, 525—533 meist Hss des 14. und 15. Jh.) und Uclés (269, 18—52) aufgenommen; für die Geschichte des letzteren Klosters, das die Hss zum Teil 1566 durch ein Legat des Erzbischofs von Valencia Martin de Ayala erhielt und die nach dem Unabhängigkeitskriege verbliebenen Reste seiner reichen Sammlungen an das Archivo histórico abgab, vgl. 285, 277 und 290 und Boletin de la R. Academia de Historia XV (1888) 299—312.

Museo arqueológico Nacional s. 273, 534—536. Bibl. de D. Brieva y Salvatierra s. 269, 139—142.

Für die Geschichte der Bibl. del Conde de Olivarez Duque de San Lucar (Huescar) ist außer 270, 130 namentlich 285, 331—351 zu vergleichen (wo auch Auszüge aus dem hsl. K. gegeben werden; weitere Auszüge bei B. J. Gallardo, Ensayo de una bibl. Española IV(1889) 1479—1527). Danach setzte sich O. 1626 in den Besitz der Hss, die Zurita 1571 der Aula Dei zu Zaragoza geschenkt hatte. Ein Teil der Hss des O. kam 1648 nach Sevilla an das Colegio del Angel de los Carmelitos descalzos und von diesem später an die Universitätsbibl. In der Universitätsbibl. S. ist aber keine von den griech. Hss zu finden, die für O. nachweisbar sind, wohl aber mehrere im Escorial; andere sind nachweislich dem Grafen entwendet worden. Vgl. auch J. S. 1899, 119 f.

Für die nicht mehr bestehende Bibl. de Pedro Caro y Sureda, Marques de la Romana s. B. 285 und oben S. 227.

S. Miguel de los Reyes s. Valencia.

Mondoñedo, Bibl. de la Catedral s. 274, 27 ff. und B. 306.

Montes, Klosterbibl. de S. Pedro s. B. 315.

Oña. Ein Inventar der nicht mehr bestehenden Klosterbibl. de S. Salvador wird aus einem Escorial. des 12 Jh. abgedruckt 273, 125f.

Oviedo. B. 344 giebt wertvolle Mitteilungen zur Rekonstruktion der jetzt verstreuten, reichen Kathedralbibl.; eine Anzahl von Hss nahm zu Beginn des 16. Jh. der Bischof Diego de Muros nach Salamanca in das von ihm gegründete Colegio Mayor de S. Salvador (vulgo Oviedo) mit, von wo aus mehrere in den Escorial kamen (Beer S. 382 f. A. 4).

Für die Universitätsbibl. s. B. 345; sowohl in der Revista de Archivos VIII — 1878 — 259 f. (J. Rodriguez-Arango, Reseña historica de la Bibl. Universitaria de O.) als auch im Anuario I 274—276 finde ich außer historischen und mittellalt. Hss nur eine Prachtbibel s. XIII/XIV.

Palma, Bibl. provincial s. B. 350; nach

301. A. Morel-Fatio, Rapport sur une mission philologique à Majorque. Bibl. d. chartes 43, 487 ff.

und Anuario I 242—253 sind aus der Bibl., die 940 Hss (darunter viele Werke des Raimundus Lullus) enthält, ein Boetius de consolat. (Palimpsest s. XII/XIII) und ein von dem Sekretär Alfonsos V. von Aragonien Juan Valero geschriebener Iustin hervorzuheben. — Ältere Notizen über die Bibl. episcopal und über die Privatbibl. Campofranco bei B. 354, bezw. 364.

Pamplona. 74 meist junge Hss der Kathedralbibl., in der

302. F. Michel, Rapport sur une mission en Espagne. Archives des missions scientifiques III. Serie VI (1880) 284

wegen Zeitmangels nur einen Juvenal s. XI/XII und Briefe des Petrus Blesensis s. XIV einsehen konnte, beschreibt kurz

303. A. S. Hunt, The library of the Cathedral of P. C. B. XIV 283—290.

Plasencia. Die Hss des Erzbischofs von Toledo Garcia de Loaysa, der auch die Bibl. des Kardinals von Burgos Mendoza (s. oben S. 227) erworben hatte, kam durch seinen Neffen Peter von Carvajal nach P., vielleicht (vgl. 285, 54 ff., 65 f.) an das Dominikanerkloster, aus dem nachweislich Hss in die Madrider Nationalbibl. gelangten (Notizen aus 273 bei B. 378): s. jedoch B. 381. Über den Erzbischof von P. Pedro Ponce de Leon, der seine wertvollsten Hss Philipp II.

vermachte, s. 285, 130 ff., über die Privatbibl. der Herzoge von Bejar B. 379.

Poblet. Ältere Verzeichnisse und Angabe der Bibl., in die Hss von P. gelangten, bei B. No. 382, wo auch auf 566 (Museo y Bibl. Balaguer in Villanueva) verwiesen werden konnte; vgl. J. S. 1899, 118.

Portaceli s. Valencia.

Ripoll s. Barcelona und B. 391.

Roda s. B. 393.

Sahagun. Notizen über ältere Bestände der Klosterbibl., deren Reste aus Archivo histórico nacional zu Madrid gelangten (s. Indice de los documentos del monasterio de S. Madrid 1874) bei B. 393.

Salamanca, Universitätsbibl. s. 269, 145—206 und 273 II; einzelne Hss sind hervorgehoben 297, 95 (Quintilian), Anuario II 149 f. und bei B. 398 (Auszug aus dem 1855 erschienenen K. von V. de la Fuente und J. Urbina).

Die Hss des Colegio mayor de Santiago el Zebedeo (vulgo de Cuenca) und die des C. m. de S. Bartolomé (el Viejo) kamen in die kgl. Privatbibl. zu Madrid; die ersteren sind an einer eigentümlichen Signatur (3 senkrechten geringelten Strichen) kenntlich; betreffs des C. m. de S. Salvador s. Madrid, Bibl. Olivarez.

Sandoval. Ältere Notizen über die nicht mehr bestehende Klosterbibl. bei B. 413.

Segorbe s. B. 417.

Segovia. Über die Bibl. des Erzbischofs Diego de Covarrubias, dessen Hss in die kgl. Privatbibl. zu Madrid gelangten, s. 285, 137, 234, 290 ff., 323.

Sevilla, Kathedralbibl. s. 273 II (einstweilen Hänel 978 ff.). Die Geschichte der auf Fernando Colon, einen Sohn von Christoph Columbus, zurückgehenden Bibl. behandelt in mehreren Werken (s. besonders 306, 7 ff. und 308, 25 ff.; 308 S. 1—24 ausführliche Lebensgeschichte von F. C.);

304—308. H. Harrisse, D. Fernando Colon, Historiador de su padre. S. 1871. 224 S. — *Fernand Colomb, sa vie, ses oeuvres. Paris 1872. — Grandeur et décadence de la Colombine. Paris 1885. 52 S. (= Revue critique XIX 388—401, 459. XX 78—81, 240—243) — Le Colombine et Clément Marot. Paris 1886. 38 S. — Excerpta Colombiniana. Paris 1887. LXXXV und 315 S.

Über die K. der Bibl. und das zu grunde liegende System wird namentlich 304, 22 ff. u. 113 ff., 308, 259—283 gesprochen; publiziert wird jedoch nur 304, 169 Einleitung und Anfang des Inventars vom Jahre 1522 (Bücher, die das Kapitel von Sevilla vor Colons Schenkung

besaß) und 304, 172 ff. die Einleitung zu Loaisas Inventar vom Jahre 1684. 306, 15 ff. ist von Werken die Rede, die, der Colombina entwendet, in Paris verkauft wurden (die Hss gehören ihrem Inhalte nach diesem Berichte nicht an), in 307 hauptsächlich von Werken Marots, in 308 von Druckwerken. — Betreffs der Chorbibl. s. B. 424.

Für die Universitätsbibl., der die Bestände der aufgehobenen Klöster zuströmten (vgl. Madrid, Bibl. Olivarez und Hänel 978, 982 f. über die Bibl. de S. Acacio en el convento Casa Grande de S. Augustin), s. 269, 227 (Demosthenes s. XVI), 273 II und die Notizen im Anuario I 120, II 163 (Bibeln, Aristoteles hist. animal.).

Endlich druckt B. 448 ohne Angabe über die weiteren Schicksale der Sammlung aus einem älteren Werke die Erwähnung der von Marti in den Jahren 1710—1715 zu Sevilla gesammelten griech. und lat. Hss ab.

Sigüenza s. Beer 453.

Silos.

309. Bachelin-Deflorenne, C. de livres rares et de mss. du IX[e] au XVIII[e] scièclе. Paris 1878

und der Abschnitt Mss. de S. (S. 53—116) in Delisles Mélanges de pal. (Paris 1880) sind überholt durch

310. M. Férotin, Histoire de l'abbaye de S. Paris 1897. X und 369 S.,

der S. 257—288 auf grund von 6 hsl. (nur zum Teil gedruckten) K. sämtliche Hss von S. zusammenstellt. Die Nummern 2—5, 12, 34, 37, 41, 46, 48, 52, 65, 77, 79 und 85 sind gegenwärtig in S. (über ihre Erhaltung im Jahre 1835 und ihre Wiederauffindung, als im Jahre 1880 französische Benediktiner aus S. Martin de Liguge S. besiedelten, vgl.

311. J. M. Besse, Histoire d'un dépot littéraire. L'abbaye de S. Revue Benedictine XIV (1897) 210—225, 241—252),

die Nummern 14, 16—18, 56 f., 68, 70, 72—74, 78, 80, 83 f. und 88—96 nicht nachweisbar, während die übrigen Hss sich in Paris (Bibl. Nat.) oder London (Brit. Mus 30 844—30 857; vgl. Athenaeum vom 27. Juli 1878 No. 2648 S. 113 f.) finden.

Soria, Bibl. provincial s. Anuario II 363: cincuenta mss. pertinecientes á diferentes épocas (2 Bibeln).

Tarragona, Bibl. provincial s. 269, 228 (1 Hss aus Santas Creus), Anuario II 280—283 und 273 II, für die Bibl. Augustini oben S. 224.

Toledo, Kathedralbibl. (vgl. Madrid, Bibl. Nac. oben S. 227) s. 269, 229—298 und 273 II (einzelne Hss bei Hänel 983—999 und B. 478); aus

312. J. Foradada y Castan, Reseña histórica de la Bibl. del Cabildo de la Catedral de T. Revista de Archivos VII (1877) 49—54, 65—69

erwähne ich die Notiz, daß die vom Erzbischof Tenorio 1398 vererbten Hss noch am Wappen kenntlich sind. — Für die Bibl. provincial s. (B. 481).

Tortosa.

313. H. Denifle und Ae. Chatelain, Inventarium codd. mss. capituli Dertusiensis. Revue VI (1896) 1—61.

Von den Hss, die zumeist liturgisch sind, sind außer Kirchenvätern ein Horaz s. XI und ein Ovid (Met.) s. XII zu erwähnen.

Uclés s. Madrid, Archivo histórico Nacional.

Urgel s. B. 502.

Valencia. Über die Bibliotheken orientiert einleitend

314. A. Morel-Fatio, Rapport sur une mission philologique à V. Bibl. d. chartes 45, 617 f.

Ferdinand von Aragon, Herzog von Calabrien, der 1526—1536 Vicekönig von V. war, schenkte seine Bibl. dem von ihm gegründeten Hieronymitenkloster S. Miguel de los Reyes; vgl. das 795 Hss umfassende, im Archivo histórico zu Madrid aufbewahrte

315. Inventario de los libros del duque de Calabria. Revista de Archivos IV (1874) 7—10, 21—25, 38—41, 54—56, 67—69, 83—86, 99—101, 114—117, 132—135.

Dieses Inventar vom J. 1550 ist, da die Hss meist aus Neapel stammen, wieder abgedruckt bei G. Mazzatinti, La bibl. dei re d'Aragona in Napoli (1897) S. CXXVII ff., und hierbei sind die jetzt in Valencia befindlichen Hss bezeichnet. Aus Miguel gelangten nämlich 232 Hss in die Universitätsbibl. V.; vgl.

316. M. Repulles, Bibl. de V. C. de los mss. procedentes del Monasterio de S. Miguel de los Reyes. Revista de Archivos V (1875) 9—15, 52—55, 68—72, 87—91, 103—105.

Das Verzeichnis ist nach dem Alphabet der Autorennamen geordnet; allerdings Titus Livius unter T. — Die Universitätsbibl. hat ferner Hss. aus Portaceli (Nachrichten über ältere Bestände in der aus P. stammenden Grenobler Hs 1132 (297) und aus dem Dominikanerkonvent in V. (vgl. B. 513) aufgenommen; einzelne Hss 297, 91—97 und Anuario I (Nonius Marcellus, Claudius Ptolomaeus).

Endlich verweise ich für die nicht erhaltene Bibl. der Königin Marie von Aragon und Sicilien auf Beer 529, da sich aus Gottlieb.

Üb. mittelalt. Bibl. S. 269 nicht ergiebt, daß sich diese Bibl. in V. befand.

Valladolid. Aus

317. M. Gutierrez del Caño, Codices y mss. que se conservan en la Bibl. de la Universidad de V. V. 1888. X und 210 S.

sind ein Prachtcodex aus dem J. 970 mit dem Beatuskommentar und die sogenannten Ciceronis epistolae (thatsächlich enthält die Hs des 13. Jh. Reden C.) hervorzuheben. — Für die Bibl. de S. Cruz s. 273 II, für die Klosterbibl. de los Padres Augustinos Filipinos B. 536 und ebd. 541—543 ältere Notizen über die nicht mehr bestehenden Klosterbibl. de S. Benito und de S. Francisco.

Vallés s. Barcelona.

Vich, Kathedralbibl. s. 273 II (einstweilen die Notizen bei Beer 553).

Villanueva s. Poblet.

Zaragoza, Bibl. del Cabildo de la S. Iglesia Mayor del Pilar s. 269, 207—226 und B. 572, ferner B. 571: Archivo de la S. Iglesia Metropolitana de la Seo, 573: Archivo del Cabildo de la S. I. del Pilar, 577: Bibl. provincial (Auszug aus Anuario II 196—226; ich nenne Augustini soliloquium s. XV); für die Cartuja de Aula Dei und die Privatbibl. Zurita vgl. Madrid, Bibl. Olivarez.

Jahresbericht über die Geschichte der griechischen Litteratur für 1894—1899.

Von

C. Haeberlin.

Damit der Umfang dieses Jahresberichts das gewohnte Maß nicht überschreite, sind von der Besprechung alle diejenigen Werke nach Möglichkeit ausgeschlossen worden, welche keine zusammenhängende Darstellung der gesamten griechischen Litteraturgeschichte oder einzelner Gattungen und Perioden bieten; desgleichen Monographien über einzelne Schriftwerke, Biographien einzelner Autoren, sowie Artikel aus Lexicis. Daher konnten z. B. die litterarhistorischen Artikel aus Pauly-Wissowas Realencyklopädie, soweit sie nicht größere Gebiete umfaßten, keine Berücksichtigung finden. Für sie alle muß auf die Spezialberichte verwiesen werden.

I. Geschichte der griechischen Litteratur im allgemeinen.

1. W. Christ, Geschichte der griechischen Litteratur bis auf die Zeit Justinians. Dritte Auflage. = Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft, herausgeg. von I. von Müller. VII. München 1898.

2. R. Peppmüller und W. Hahn, Register zu Th. Bergks Griechischer Litteraturgeschichte. Berlin 1894.

3. A. et M. Croiset, Histoire de la littérature grecque. T. IV. Période attique (éloquence, histoire, philosophie) par A. Croiset. Paris 1895; 2. éd. 1900. — Tome I: Homère; la poésie cyclique; Hésiode par M. Croiset. 2. édit. 1896. — Tome II, III. 2. édit. 1898. T. V, 1899.

4. E. Kroker, Geschichte der griechischen Litteratur. I. Die Poesie. Leipzig 1895.

5. A. Gercke, Griechische Litteraturgeschichte mit Berücksichtigung der Geschichte der Wissenschaften. Sammlung Göschen No. 70. Leipzig 1898.

6. J. Burckhardt, Griechische Kulturgeschichte. Herausgeg. v. Jakob Oeri. Zweite Auflage. I. 370 S. II. 443 S. 8. Berlin und Stuttgart 1898.

7. R. Hirzel, Der Dialog. Ein literarhistorischer Versuch. 2 Bände. Leipzig 1895.

8. F. Boll, Die Geschichte des Dialogs. Beilage zur Münchener Allgem. Zeitung 1896 No. 96.

9. O. von Leixner, Geschichte der fremden Litteraturen. [Illustr. Geschichte der Litteraturen aller Völker, Bd. 3.] Zweite Auflage. I. Leipzig 1898. S. 143—244: Griechenland.

10. V. Inama, Letteratura greca. 12. ed. riveduta. Milano 1898.

11. G. Setti, Disegno storico della letteratura greca. 2. ed. Firenze 1895.

12. R. C. Jebb, Elementi di letteratura greca, tradotti da C. Fumagalli. Verona 1895.

13. G. Vitelli e G. Mazzoni, Manuale della letteratura greca. Firenze 1896.

14. Egger, Histoire de la littérature grecque. Accompagnée de résumés, d'indications d'ouvrages et de textes à consulter. 7. éd. Paris 1897.

15. Gilbert Murray, A History of Ancient Greek Literature. London 1897.

16. H. S. Butcher, Some Aspects of the Greek Genius. New York, London 1894.

17. V. Delaporte, Les classiques païens et chrétiens. Paris 1894.

18. Julius Schvarcz, Neun Briefe an Prof. Nerrlich über die Litteratur der Griechen. Leipzig 1896.

19. Saffroy et G. Noël, Les écrivains pédagogiques de l'antiquité. Paris 1897.

20. G. Dumesnil, De la littérature ancienne. Annales de l'Université de Grenoble. Tome X. Paris 1898. p. 1—37.

21. A. Biese, Die Aufgaben der Litteraturgeschichte. Neue Jahrbücher für das klass. Altertum. II. Jahrg. 1899. Bd. 4, 2. Abt. S. 35—45.

22. G. Boralevi, Saggi di critica e letteratura greca. Livorno 1895.

23. O. Hense, Die Synkrisis in der antiken Litteratur. Festrede. Freiburg i. B. 1893.

24. Th. Weidlich, Die Sympathie in der antiken Litteratur. Programm des Karls-Gymnasiums in Stuttgart 1894.

25. B. Newhall, Women's Speech in Classical Literature. Transactions of the American Philological Association 1895. Vol. XXVI. Boston. P. XXX—XXXI.

26. O. Kroehnert, Canonesne poetarum scriptorum artificum per antiquitatem fuerunt? Diss. philol. Königsberg 1897.

27. C. Martha, Mélanges de littérature ancienne. Paris 1896.

28. R. Pöhlmann, Die soziale Dichtung der Griechen. Neue Jahrbücher f. d. klass. Altertum I, 1898, S. 23—37, 88—104, 186—211.

Daß eine so umfangreiche Geschichte der griechischen Litteratur, wie diejenige Christs (1), es in Deutschland binnen kurzem auf drei Auflagen gebracht hat, dürfte wohl kaum dagewesen sein. Dieser Erfolg beweist nicht nur die Brauchbarkeit, sondern mehr noch die Notwendigkeit des Buchs. Freilich ist es auch, obwohl nur ein Handbuch, zur Zeit bei uns das einzige vollständige Werk seiner Gattung. Die dritte Auflage ist um mehr als 10 Bogen stärker geworden als die zweite. Das nimmt nicht wunder; denn die neuen Funde auf ägyptischem Boden, Aristoteles' Schrift vom Staate der Athener, Herondas' Mimiamben, Bakchylides u. s. w., verlangten gebieterisch Berücksichtigung. Dafür konnten allerdings viele Einzelcitate, besonders in der alexandrinischen Epoche, wegfallen, da inzwischen Susemihls Werk erschienen ist, und auf dieses und die älteren Hauptwerke verwiesen werden. Selbstverständlich hat Christ überall, wo es nötig war, die bessernde Hand angelegt; die Anordnung ist bis auf den Abschnitt über die Poesie der Alexandriner dieselbe geblieben. Da mir das Buch erst kurz vor Abschluß dieses Berichtes zugegangen ist, beschränke ich mich auf wenige Nachträge. Daß die Fabel von Frosch und Maus wohl erst dem Tierepos nachgebildet sei (S. 75 Anm. 5), ist wegen der zahlreichen Analogien in andern Litteraturen kaum glaublich. Daß das η im Namen des Iambographen Semonides — Christ schreibt konstant Simonides — ohne genügende Berechtigung und nur der Unterscheidung wegen eingeführt sei, müssen wir doch bezweifeln, da beide Namen auf ganz verschiedene Stämme zurückgehen. Inschriften von Amorgos müssen den Ausschlag geben; vorläufig ist aber die unterschiedene Schreibweise auch ganz praktisch für uns und beugt Verwechselungen vor. Weshalb Simonid. fragm. 85 (S. 136 Anm. 8 steht 88) dem Keier gehört, hat Crusius in der Anthol. lyrica gezeigt. Theokrits „γλαυκὰν ὄπ' Ἀῶ be-

deutet gar nicht „im Osten“, wie Wochenschrift f. klass. Philologie IX, S. 1319 bewiesen ist. Ovids Ibis Vs. 547 bezieht sich schwerlich auf Theokrit (S. 523), zumal wenn wir bedenken, daß der Passus bereits in seinem Vorbilde, der Ibis des Kallimachos, gestanden haben kann. — Doch ich breche ab, um mich nicht noch mehr in Einzelheiten zu verlieren. Jedenfalls ist Christs Litteraturgeschichte als Handbuch unentbehrlich.

Das von R. Peppmüller und Wilh. Hahn (2) bearbeitete Register zu Th. Bergks Griechischer Litteraturgeschichte kommt einem dringenden Bedürfnis entgegen. Besonders der noch von Bergk selbst herausgegebene, 1024 Seiten starke erste Band ließ ein solches längst vermissen. Dasselbe ist recht handlich und übersichtlich ausgefallen. Historische Daten haben nur dann Berücksichtigung gefunden, wenn sie durch Bergk eine besondere Beleuchtung erfahren haben. Am Schlusse (S. 85 ff.) ist ein Verzeichnis derjenigen Stellen beigefügt, welche B. kritisch oder exegetisch behandelt hat. Auf grund des Registers wird es möglich sein, manche Ungleichmäßigkeiten in der Litteraturgeschichte, vielleicht auch etwaige Widersprüche zu beseitigen.

Von den beiden einzigen im Laufe dieser Jahre in Deutschland erschienenen Gesamtdarstellungen der griechischen Litteratur, die überhaupt nicht als Nachschlagewerke benutzt, sondern in ihrem ganzen Zusammenhange gelesen sein wollen, ist Krokers (4) Litteraturgeschichte die ausführlichste. Aber trotzdem sie ziemlich breit angelegt ist, bietet sie doch zu wenig, soweit es erlaubt ist, aus dem ersten Bande, der die Poesie enthält, Schlüsse zu ziehen. Der Titel desselben müßte eigentlich lauten: Geschichte der bedeutenderen griechischen Dichter und ihrer Werke bis zum Ende des 5. Jahrhunderts vor Chr. Denn das ist keine Geschichte der hellenischen Dichtung zu nennen, die das Epos schon mit Hesiod, die Elegie mit Theognis, das Melos mit Pindar aufhören läßt. Ein dicker Strich wird fast hinter jeder Litteraturgattung gezogen, als ob nun die Poesie der Griechen ein für allemal abgeschlossen sei; wo eine Ausnahme gemacht und eine Weiterentwickelung angedeutet wird, wie bei den Dramatikern, geschieht es mit solcher Kürze und Farblosigkeit, daß der zweite Teil des Bandes ruhig mit Euripides und Aristophanes hätte schließen können, um dem ersten konform zu bleiben. Hoffentlich läßt sich das Fehlende in einem Nachtrage ergänzen. Denn von jenem Mangel abgesehen, wird das Buch seinen Zweck, eine gemeinverständliche Litteraturgeschichte zu liefern, völlig erfüllen. Eine Vorrede fehlt allerdings. Die ganze Darstellungsweise ist dem heutigen Bildungsniveau angemessen; Verf. schreibt ein gutes Deutsch und scheint sich Otfried Müller zum Vorbilde genommen zu haben, jedoch unter Wahrung der eigenen Selbständigkeit im Urteil.

Dieses Streben nach Unabhängigkeit ist wohl mit der Grund gewesen, daß sich Kroker auf die wichtigsten Dichter und Gedichte beschränkt hat. Denn diese kennt er jedenfalls aus eigner Lektüre und nicht etwa aus zweiter Hand. Zahlreiche Dichtungsproben in Übersetzungen — die Lyriker nach Geibel — und Inhaltsangaben der Epen, der vierten Pythischen Ode Pindars, sowie fast sämtlicher Stücke der drei großen Tragiker und des Aristophanes sind in die Darstellung eingeflochten. Einzelne Unrichtigkeiten thun der Brauchbarkeit des Ganzen keinen Abbruch. Bei der Behandlung der Homerischen Frage (S. 34) zeigt sich K. nicht als Freund der Chorizonten. Aber der Vergleich mit Goethe und Schiller hinkt; denn Epen und Dramen sind zwei ganz verschiedene Dinge. Der zweite Teil des Faust kann sehr wohl dem Dichter des ersten zugeschrieben werden, wenn beide anonym überliefert wären, aber z. B. nicht Achilleis und Reineke Fuchs dem Dichter der Messiade. Für die verminderte Teilnahme unseres Volkes an den Homerischen Epen (S. 35) darf nicht die philologische Kritik verantwortlich gemacht werden, sondern die Wandlung des Bildungsideals und der Kulturinteressen. Ob zu Proklos Zeit (S. 47) die kyklischen Epen noch erhalten waren, ist sehr fraglich; nur ihr Inhalt war aus mythologischen Handbüchern bekannt. Die Elegie über das Homerische Thema οἵη περ φύλλων γενεή, τοίη δὲ καὶ ἀνδρῶν (Simonid fr. 85 Bergk) schreibt K. S. 94 dem Amorginer zu (wie vorher Bergk, Wilamowitz); doch ist dies aus einem äußerlichen Grunde recht zweifelhaft; der neueste Herausgeber der Lyriker, Crusius, will davon nichts wissen (vgl. dessen Anthol. lyr. p. LIX). Fabeln müssen unbedingt als Fabeln hingestellt werden, wie die Sagen vom Delphin des Arion, den Kranichen des Ibykos u. a. (S. 105, 120); nach einem wahren Kern braucht nicht geforscht zu werden. Bei der Tragödie (S. 166) fehlt die Angabe eines Hauptzwecks, des politischen (Versammlung der Bündler an den Großen Dionysien, Einwirkung auf die Fremden). Unrichtig sind die Bemerkungen über Logeion und Thymele (S. 169 und 174). Mit Recht stellt auch Kr. S. 254 eine tragische Schuld des Oidipus in Abrede. Der Titel der Euripideischen Tragödie (S. 293) heißt einfach Herakles, nicht Rasender Herakles. — Ein Philologe wird höhere Ansprüche stellen; aber da Krokers Buch sicherlich für einen weiteren Leserkreis bestimmt ist und nicht für Fachgelehrte, so wird unser Gesamturteil nicht anders lauten können als: für die Gegenwart gut und nützlich zu lesen.

Mit unleugbarem Geschick und großer Sprachgewandtheit ist Gerckes (5) knappe Übersicht über die griechische Litteraturgeschichte, die sich trotz ihrer Kürze durch große Vollständigkeit auszeichnet, verfaßt worden, aber auch, wie es scheint, etwas eilig und flüchtig.

Jedenfalls ist sie eine Zierde der Sammlung Göschen. Älteste Zeit, Blütezeit und Hellenismus sind ihre Hauptabschnitte; ein kurzer Ausblick auf die Folgezeit schließt das Ganze; die Litteraturnachweise über die größeren Werke sind vorangeschickt. Am gelungensten scheint uns die Behandlung der Prosaiker, Philosophen und Dramatiker zu sein; auch G. hat es nicht verschmäht, Übersetzungsproben einzelner Dichtungen (nach Geibel, Droysen u. a.), die oft die beste Erläuterung der Darstellung sind, einzuflechten. Unter den Rhetoren vermissen wir Isaios. Die Übersetzung Kyniker-Hunde (S. 122) verleitet zu Mißverständnissen; ein Kyniker wurde wohl κύων genannt, aber ursprünglich bedeutet das Wort Kynosargiker, wie wir Lappen statt Lappländer und Ähnliches sagen. Platon (S. 123) war doch nicht der tiefste Dichter aller Zeiten. Daß Kallimachos (S. 146, 167) Vorsteher der großen Bibliothek zu Alexandreia gewesen sei, dürfte nicht so apodiktisch ausgesprochen werden; Ref., Weinberger u. a. haben diese durch keine gute Überlieferung gestützte Annahme besonders aus chronologischen Gründen energisch bestritten. Simias (S. 160—161) war nicht Schüler des Philetas, eher älter als dieser. Meleagers „gefeiertes Frühlingslied" (S. 162) ist anerkannt unecht. Das Geburtsjahr des Theokrit ist zu früh, Rhianos und Herondas zu spät angesetzt. „Lyriker etwa vom Schlage des Horaz" (S. 173) sollte Delphi aufzuweisen haben? G. möge nur einen einzigen nennen; so tief steht Horaz wahrhaftig nicht. — Empfehlenswert bleibt Gerckes Buch trotz alledem, da diese Kleinigkeiten unter der Menge des Bessern verschwinden.

Ein Buch von Jakob Burckhardt (6) ist niemals wertlos, auch wenn seine Abfassungszeit nahezu drei Jahrzehnte zurückliegt, wie es bei seiner Griechischen Kulturgeschichte zutrifft. Wer nur die Citate unter dem Text sich ansieht, wird allerdings erstaunt sein, frühe und späte, schlechte und gute Quellen nebeneinander zu finden. Das Schlimmste ist, daß sogar das Violarium der Kaiserin Eudokia, die Fälschung des Paläokappa, citiert wird. Wer aber auf den zusammenhängenden Text selber eingeht, merkt bald, daß Burckhardt auch in allen griechischen Klassikern wohl bewandert war. Sein Werk ist aus Kollegienheften hervorgegangen; über griechische Kulturgeschichte zu lesen hatte er 1867 geplant und 1872 begonnen; an eine Herausgabe war zunächst nicht gedacht worden. Das erklärt vieles, z. B. die Nichtberücksichtigung der neuen Funde, Aristoteles, Herondas u. s. w. Auch der wesentliche Inhalt von Rohdes Psyche, dem der Abschnitt über die Religion sehr nahe steht, hätte in das Werk hineingearbeitet werden können. Zwei weitere Bände, die u. a. Kunst, Poesie, Philosophie und Wissenschaft behandeln sollen, werden folgen. Die beiden vorliegenden haben verhältnismäßig wenig mit griechischer Litteratur

zu thun.*) Ihr Hauptinhalt bezieht sich auf Mythologie, Politik, Religion und Kultus, Mantik und zieht zuletzt eine Gesamtbilanz des griechischen Lebens. Böckhs Ausspruch: „Die Hellenen waren unglücklicher, als die Meisten glauben“ scheint dabei als Leitmotiv zu dienen; denn in Pessimismus klingt das Ganze aus. Wer eine Darstellung der griechischen Litteratur geben will, wird nicht umhin können, Burckhardts Ausführungen für die Schilderung der politischen Lage und der Gesamtkultur in den Einleitungen zu bestimmten Litteraturgattungen und -Epochen zu Rate zu ziehen, da sie den Blick auf das Allgemeine richten. Denn B. wollte jedenfalls ein fertiges Gesamtbild von dem geistigen Leben der Griechen liefern, auf welches man von der Gegenwart aus bequem zurückschauen kann, nicht aber eine geschichtliche, nach Zeit und Ort getrennte Entwickelung der einzelnen Kulturverhältnisse geben. Das allen Hellenen Gemeinsame suchte er zu finden und zu ergründen und dadurch wieder Teilnahme an dem klassischen Altertume zu erwecken. Zu diesem Zwecke schien es ihm gleichgültig, danach zu forschen, wie dieser oder jener Stamm oder dieser und jener Autor zu dieser oder jener Zeit eine bestimmte Gottheit aufgefaßt und verehrt hat; ihm genügte die Existenz derselben, um sie uns in einem Kulturbilde, wie er es selber sah, vor Augen zu stellen.

Hirzel (7) nennt sein schönes, klar geschriebenes Buch nur einen Versuch; etwas mehr ist es doch. Soll es indessen bei der Bezeichnung bleiben, so darf sich der Verf. darüber freuen, daß sein Versuch als gelungen anerkannt ist. Mit einer Einleitung über Wesen und Ursprung des Dialogs beginnt das Werk. Der Dialog, als selbständiges Werk der Litteratur, sei, streng genommen, eine Erörterung in Gesprächsform; ein Sohn der Philosophie, den man auch schon im Orient gekannt hat. Nur kurz behandelt Hirzel die Ansätze und Anfänge des Dialogs bei den ältesten griechischen Dichtern, Philosophen, Historikern und Sophisten. Bei den Mimen des Sophron (S. 23 ff.) hätte darauf hingewiesen werden können, daß es eher Monologe, als Zwiegespräche gewesen sind. Seine Blüte erreicht der Dialog mit Sokrates und den Sokratikern; den Höhepunkt bezeichnet natürlich Platon (S. 174 ff.). Verfuhr man früher mit ängstlicher Treue bei der Aufzeichnung und schriftlichen Fixierung sokratischer Gespräche, so hat Platon erst unbewußt, dann absichtlich seinen Dialog von diesen Schranken befreit und dichterische Kunstwerke geschaffen. Wie der antike Historiker sich nicht wie der moderne ängstlich an die Buchstaben der Überlieferung

---

*) Wer sich genauer darüber informieren will, sei auf die eingehende Anzeige des Werkes verwiesen, welche A. Holm in der Berliner phil. Wochenschrift XIX, 1899, S. 686 ff. veröffentlicht hat.

band, sondern sich nicht scheute, die Menschen seiner Geschichte reden zu lassen, wie sie in Wirklichkeit niemals gesprochen hatten, wie es aber ihrem Geiste und Wesen entsprach, so müssen wir dasselbe von den Sokratikern annehmen und in besonders hohem Maße von Platon. Früher entnahm er wenigstens die Personen seiner Dialoge der historischen Überlieferung oder eigener Erinnerung; in den späteren Werken dagegen ließ er selbst diesen dünnen Faden fallen, der seine Dialoge noch an die Geschichte knüpfte, und schuf nicht bloß die Scene derselben, sondern auch die Personen so, wie er sie brauchte, sich selber. Mit Aristoteles beginnt bereits der Verfall des Dialogs. Die Wissenschaft trat aus dem genialen in das gelehrte Stadium (S. 273); der Dialog wird Schulgespräch. Der aristotelische Dialog ist rhetorischer als der platonische. Mit dem Sinken des Dialogs fällt das allmähliche Aufkommen der Brieflitteratur zusammen, nachdem sich der Brief, früher in Erzählungen eingebettet, aus dem Rahmen der Geschichte oder des Romans heraus emanzipiert hatte. So erfolgte denn der Übergang vom Dialog zur Form des Briefes, und ebenso natürlich war auch der weitere Schritt vom Brief zur einfachen Abhandlung, in der der Schriftsteller für sich allein seine Gedanken ausströmen ließ (S. 307). Weiterhin werden die Zeitgenossen des Aristoteles und die Alexandriner in den Bereich der Untersuchung gezogen. Mit der Erneuerung der Sokratik, besonders seit Panaitios, begann eine Wiederbelebung des Dialogs, aber weniger bei den Griechen als bei den Römern. Unter Trajan und Hadrian erst erstarkte auch der griechische Dialog wieder. Dion Chrysostomos, Plutarch, Musonius und Epiktet, Marc Aurel und Lucian sind seine Hauptvertreter (II S. 61—334). Schließlich verwandelte sich der Dialog in eine Art Frage- und Antwortspiel; er nahm also die Form des Katechismus an (II, 363); eine Nebenart davon wurden die Schulgespräche in beiden Sprachen zur Erlernung der Konversation. So sank also die dialogische Form auch hier zu einem Mittel bloß gedächtnismäßigen Lernens herab, und die Katechismenlitteratur besiegelt das Ende des antiken Dialogs. Was nun noch bei Hirzel folgt, kann man eher als Anhang ansehen: Der Dialog in der altchristlichen Litteratur (II, 366—380) und der Dialog im Mittelalter und in den neueren Zeiten (S. 381—438). H. geht bis auf Wilhelm von Humboldt, Jean Paul, Schelling, Strauß, Schopenhauer, Vischer und Büchner herab; naturgemäß in ziemlicher Kürze. In einem Rückblick, der das Werk abschließt, wird noch ein Vergleich der Zeiten und Nationen vorgenommen. Doch das gehört schon nicht mehr in unseren Bericht. Es wäre sehr erwünscht, wenn sich an diejenigen Abschnitte, welche bei Hirzel dem Umfange nach etwas zu kurz ge-

kommen sind, eingehendere Spezialuntersuchungen anknüpften, die zugleich zu Korrekturen an Einzelheiten Anlaß geben könnten. Jedenfalls hat Hirzel für die griechische Litteraturgeschichte ein wertvolles Hülfsmittel uns geliefert.

F. Boll (8) giebt nur ein ausführliches Referat über Hirzels Buch.

Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen, dachte jedenfalls O. v. Leixner (9), der eine Geschichte aller möglichen Litteraturen verfaßt hat, darunter auch eine Darstellung der griechischen Litteratur. Aber für die Philologen bringt er doch nichts, eher für Schöngeister und ästhetische Theegesellschaften, wo man über alles oberflächlich reden kann. Seine Tendenz, auch solchen Kreisen die Bekanntschaft mit dem klassischen Altertum zu vermitteln, ist immerhin lobenswert. Aber auf eigenem Quellenstudium fußt seine Darstellung nicht; soviel ich erkennen kann, hat L. den veralteten Bernhardy sich zum Führer erkoren. Er hätte sich lieber an einen Philologen der Gegenwart wenden sollen, um zu erfahren, an welche der auf der Höhe der Zeit stehenden modernen Darstellungen der griechischen Litteratur er sich anschließen sollte. Dann hätte er ein richtigeres Bild derselben liefern können.

Für das englische Publikum, besonders für Studenten ist Murrays Arbeit (15) bestimmt. Es ist nicht zu leugnen, daß der Verfasser in erstaunlicher Weise gerade die neuere deutsche Litteratur auf unserem Gebiete beherrscht, daß er selbständig darüber urteilt und so imstande war, ein Werk zu schaffen, das den Stempel der Originalität an sich trägt. Wie er selbst angiebt, haben in erster Linie Snow in Oxford und Wilamowitz ihn beeinflußt. Aber eine gewisse Ungleichmäßigkeit macht sich in der Behandlung des Stoffes bemerkbar; denn während der erste Teil, die klassische Periode (in XVII Abschnitten), bis auf Demosthenes und seine Zeitgenossen reichend, 369 Seiten umfaßt, fallen auf die alexandrinische und römische Periode kaum 40 Seiten. Innerhalb dieser Einteilung sind wiederum die Dichter mit besonderer Ausführlichkeit und Vorliebe behandelt worden. Die sehr nützliche chronologische Tafel S. 409—415 reicht auch nur bis zum Jahre 321 vor Chr. Ein kurzer Autorenindex beschließt das Ganze. Am schwächsten scheinen uns die Partien über die vorhomerische Litteratur und die Homeriden geraten zu sein, also gerade diejenigen, mit denen das Buch beginnt. Allegorie und Rationalismus überwiegen darin. Verf. geht entschieden zu weit, wenn er hier die Existenz der Persönlichkeiten leugnet und alle Namen, von deren Trägern uns keine näheren Lebensumstände bekannt sind, ohne Ausnahme in das Gebiet der Legende verweist oder nach Belieben umdeutet, wie z. B. den Eugammon als „Happy-marrier". So leugnet er denn auch die Persönlichkeit Homers;

aber die Deutung, die er S. 6 von dem Sänger auf Chios im Apollonhymnus giebt, ist gänzlich verkehrt; er verneint sogar, daß der Dichter dort von sich selber in der dritten Person spricht. Kennt Verf. denn nicht die Proömien des Herodoteischen und Thukydideischen Geschichtswerks oder die zahlreichen Inschriften, auf denen sich der Autor oder Dedikant nennt? — Im übrigen ist an Murrays Arbeit wenig auszusetzen, und so dürfte sie denn in England ihren Zweck wohl erfüllen. Eingestreut sind poetische Übersetzungsproben in englischer Sprache.

Schvarcz (18) verlangt, im Anschluß an Nerrlich, daß die Geschichte der griechischen Litteratur auf vollständig neuer Grundlage bearbeitet werden müsse. Statt des ästhetisierenden Gesichtspunktes solle die kosmische und politische Seite und vor allem die exakten Wissenschaften mehr berücksichtigt werden. Das ist so ziemlich das Gegenteil von dem, was Biese in seinem Aufsatz über die Aufgaben der Litteraturgeschichte (Neue Jahrbb. 1899. 4, 2 S. 35—45) vorschlägt. Daß unsere philologischen Litteraturgeschichten nicht in absoluter Vollkommenheit dastehen, sondern verbesserungsbedürftig sind, verhehlt sich niemand; aber wenn wir Schvarcz folgen wollten, so würden sie sich in Encyklopädien oder Geschichten aller Wissenschaften verwandeln. Infolge seiner vielfachen Übertreibungen hat S. kaum irgendwo Anerkennung gefunden; wer mehr über seine neun Briefe erfahren will, sei auf unsere Besprechung derselben in der Berliner philol. Wochenschrift 1897, S. 211—213 verwiesen.

Wenn man den Inhalt des Aufsatzes von Dumesnil (20) durchgeht, sollte man zu der Meinung gelangen, daß es nunmehr außer einer Religions-, Geschichts-, Rechts- und Naturphilosophie auch eine Litteraturphilosophie giebt. Der Verfasser hat die Absicht; „de considérer, de caractériser et d'ordonner les manifestations littéraires essentielles ou importantes par lesquelles l'esprit humain a signalé sa marche, soit pendant l'antiquité, soit pendant qu'il était attaché dans le moyen âge au principe chrétien et depuis qu'il a poussé sa pointe, dans les temps modernes, vers la connaissance de la nature.“ Die litterarische Entwickelung gehe der philosophischen parallel. So plaudert er denn in höchst geistvoller Weise, gestützt auf Croisets Litteraturgeschichte und auf einige französische Übersetzungen griechischer Dichter, über folgende sechs Punkte: I. Que la poésie lyrique c'est à dire l'expression individuelle, mais non encore subjective, de l'émotion, est la forme primitive d'une littérature originale; II. Absence sensible de l'élément subjectiv dans la lyrique primitive; III. Importance croissante de l'homme dans la poésie, depuis les temps primitifs jusqu'à Hésiode; IV. L'individu, en exprimant son émotion selon les objects qui se présentent d'eux-mêmes, va inventer spontanément ce qu'on appelle les genres en litté-

rature; V. Equilibre passager de l'object et de l'homme dans la litterature grecque; VI. Importance croissante de l'élément subjectif jusqu'au christianisme. Die ganze Geschichte des Altertums erscheint dem Verf. als ein gescheiterter Versuch des Menschen, sich von der Natur loszumachen. Schließlich bleibt als Rest: „Deux groupes, où sont de grands artistes, ont encore une signification pour nous, les élégiaques qui se plaignent et les satiriques qui s'indignent. Au milieu de tout cela, ni un cri de joie, ni un cri de foi. C'est bien un monde que finit. L'âme est formée chez quelques grands hommes et alors est elle sombre ou orgueilleuse, âpre ou mélancolique, comme si quelque chose lui manquait. Aux âmes des hommes de la foule qui aspirent à la vie, il manque la vie.“ — Man erkennt hieraus leicht, daß die Auffassung des Verfs. etwas einseitig ist; hätte er statt der Poesie die eigentliche Philosophie, besonders Platon und Aristoteles, Epikur und die Stoa mehr berücksichtigt, so würde sein Resultat anders lauten.

Der Mehrzahl unserer Litteraturgeschichten über die antiken und die modernen Völker fehlt nach Biese (21) dasjenige, was sein Lehrer, ein begeisterter Hegelianer (vermutlich der Kieler Professor G. Thaulow), das „systematische Bewußtsein“ nannte, das philosophische Grundprinzip, das die Litteraturgeschichte eines Volkes nur als einen Teil seiner gesamten Geistesgeschichte auffassen könne. Nicht aus der Froschperspektive eines Volkes, einer Einzelepoche, sondern aus der Vogelperspektive, von dem umfassenden Gesichtspunkte der Weltlitteratur, der vergleichenden Litteraturgeschichte aus, die sich auf Völkerpsychologie gründet und einen Teil der vergleichenden Poetik bildet, müsse der Litterarhistoriker arbeiten. Doch verkennt B. nicht, daß es, um in diesem Sinne eine Gesamtdarstellung der Litteraturgeschichte der Griechen zu schreiben, zunächst der Sichtung des Riesenstoffes bedarf, den der Forschungseifer der letzten Jahrzehnte zusammengetragen hat, also der Handbücher, wie dasjenige von Christ eins sei. Aber mit Daten und Titeln, mit Inhaltsangaben und biographischem Detail sei es nicht gethan; mit der vergleichenden Litteraturgeschichte sub specie aeternitatis, wie sie B. verlangt, muß sich in der Darstellung der Poesie und Prosa eines Volkes die philologisch-historische und die psychologisch-ästhetische Betrachtung verschmelzen; sie muß ein festgefügtes Kunstwerk sein, von einheitlichem Plane und von einem Geiste erfüllt, der das einzelne nur betrachtet unter dem Gesichtspunkte des allgemeinen, in ihrem Stil getragen von einer kernhaften, begeisterten und begeisternden Persönlichkeit. — Ob aber unsere Zeit dafür schon reif ist, möchten wir bezweifeln; denn noch grassiert, um mit B. zu reden, die Seuche des Spezialismus, und es fehlt die ideenreiche Synthese, während das Verständnis des Entwickelungsganges, das Verständnis für „das Werden

der sprachlichen und metrischen Formen und ihre Verkettung mit dem Gedanken- und Gefühlsgehalt" bereits in genügendem Maße vorhanden ist.

Henses (23) formell gewandte Festrede giebt eine kurze Darstellung der antiken Synkrisis in agonistischem Sinne d. h. der Streitrede zwischen allegorischen Personen (Arete und Kakia bei Prodikos von Keos), Fabelgestalten, wie Tieren, Pflanzen, Körperteilen, mechanischen Gegenständen u. dergl. So geht er bis auf Lukians Allegorien, die Äsopischen Fabeln und das Epigramm auf Aias im Aristotelischen Peplos (No. 7 bei Bergk) herab. Auf Vollständigkeit erhebt Verf. keinen Anspruch, da er seine Rede nicht als wissenschaftliche Abhandlung gelten lassen will; daher fehlen auch meistens die Litteraturnachweise. Die zahlreichen Berührungen mit der Enkomienlitteratur sind aus dem vorwiegend epideiktischen Charakter der Synkrisis zu erklären (vgl. Berl. philol. Wochenschr. XIV, 1894, S. 1644).

Mit großer Anerkennung muß die Arbeit von Weidlich (24) hier erwähnt werden. Ist sie auch nicht erschöpfend, so bietet sie doch eine solide Grundlage zum Weiterarbeiten auf dem Felde der sympathetischen Litteratur. Einleitung und erste Hälfte (Die gewöhnliche Bedeutung von συμπάθεια; Συμπάθεια bei den Stoikern: 1. die συμπάθεια τῶν ὅλων, 2. συμπάθεια und Mantik, 3. Sammlungen von συμπάθειαι bei den Stoikern) gehen die griechische Litteraturgeschichte allerdings weniger an als die Philosophie und ihre Terminologie. Aber der zweite Hauptabschnitt: Die sympathetische Litteratur (S. 11 ff.) ist von besonderer Wichtigkeit für die Kenntnis der Pseudodemokriteischen Schriften. Dem Verf. ist der Beweis seines Ergebnisses vollständig gelungen: „Das älteste Sympathiebuch, von dessen Titel und Inhalt wir Kunde besitzen, ist in Ägypten, noch in der alexandrinischen Zeit, und zwar schon ziemlich frühe, möglicherweise noch im dritten Jahrhundert, von einem Bolos von Mendes verfaßt und unter dem Titel Δημοκρίτου περὶ συμπαθειῶν καὶ ἀντιπαθειῶν herausgegeben worden; dieses Buch hat im Altertum bis auf die spätesten Zeiten herab als Hauptwerk über diesen Gegenstand gegolten und wird fort und fort, wenn auch nicht immer direkt, citiert" (S. 35). Hierauf werden die noch erhaltenen Schriften über Sympathie kurz besprochen und beurteilt. Das sogen. Fragmentum Democriti περὶ συμπαθειῶν καὶ ἀντιπαθειῶν, ein ganz klägliches Machwerk, ist nicht einmal ein Bruchstück vom Sympathiebuch des Bolos, sondern nur ein Auszug aus einem oder mehreren größeren Werken. Ein ähnlicher Traktat: Νεπουαλίου περὶ τῶν κατὰ ἀντιπάθειαν καὶ συμπάθειαν, in dem sich Auszüge aus Alexander von Myndos περὶ ζῴων finden, kann im dritten nachchristlichen Jahrhundert oder gar schon vor 165 entstanden sein. Des Älius Promotus Φυσικὰ καὶ Ἀντιπαθητικά, etwa aus der Zeit zwischen Hadrian und Pertinax (Rohde,

Rhein. Mus. N. F. 28 S. 264 ff.), sind noch nicht veröffentlicht worden; das Autorlemma Ζωροάστρου in der Überschrift zum 1. Kap. des 15. Buches der Geoponika des Cassianus Bassus περὶ φυσικῶν συμπαθειῶν καὶ ἀντιπαθειῶν ist unrichtig und wertlos. Endlich wird S. 58 ff. die übrige antike Litteratur erwähnt, die auf Sympathie und Antipathie Bezug hat: Plinius, Plutarch, Neuplatoniker, Athenäus, Älian, Timotheos von Gaza, die Κεστοί des Sextus Julius Africanus nebst ihren Fragmenten in den Geoponika und Auszügen bei Michael Psellos, Spezialsammlungen von θαυμάσια oder παράδοξα, Ἐφέσια γράμματα u. s. w., zuletzt die Fachlitteratur, Medizin einschließlich der Tierarzneikunde, und Landwirtschaft. Man erkennt aus den zahlreichen, vom Verf. hervorgehobenen Einzelfällen leicht, eine wie große Rolle der Glaube an natürliche Sympathien und Antipathien in den Anschauungen weiter Kreise gespielt hat.

Newhalls (25) Vortrag vom Dezember 1894 ist zu kurz, als daß er eine wirkliche Kritik vertragen könnte. Überdies scheint er nur im Auszuge in den Proceedings der American Philological Association vorzuliegen. Ausgehend von einem Satze des Aristoteles und Theon, daß Frauen ihren besonderen Stil haben, zählt Verf. vier Eigentümlichkeiten auf, durch welche die weibliche Rede sich von der männlichen in der klassischen Litteratur unterscheidet: I. Discontinuity of thought (Mangel an Logik), II. Conservatism (αἱ γυναῖκες μάλιστα τὴν ἀρχαίαν φωνὴν σῴζουσιν Platon Cratyl. 418c): III. Pathos; IV. Oaths (besonders Schwüre bei der Aphrodite und τὼ θεώ). Es werden nur ganz wenige griechische Schriftsteller zur Begründung angeführt, wo doch eine vollständige Sammlung sehr erwünscht gewesen wäre. Nicht nur Lysias, Aristophanes, Theokrit, Herondas und Alkiphron, sondern die gesamte alte und neuere Komödie mußten berücksichtigt werden; die Tragiker scheinen ganz vergessen worden zu sein. Ob bei Lukian die Sprache der Weiber nicht doch etwas von derjenigen der Männer variiert, mag dahingestellt bleiben; jedenfalls muß aber unterschieden werden zwischen dem, was der Autor eine Frau als seinen Gedanken und in seinem Namen sprechen lassen will, und dem, was er der Weibersprache des gewöhnlichen Lebens nachgebildet hat.

Zu überraschenden Resultaten gelangt Kroehnert (26) in seiner durch Fleiß und Scharfsinn hervorragenden Dissertation. Die Auswahl der in einem sogenannten Kanon vereinigten Autoren beruht nach ihm vielfach auf rein subjektivem Belieben, da die überlieferten Verzeichnisse erst aus recht später Zeit stammen. Einen allgemein gültigen Kanon der Dichter, Prosaiker und Künstler hat es im klassischen Altertum überhaupt nicht gegeben; wo wir auf Verzeichnisse stoßen, machen wir sofort die Wahrnehmung, daß Namen und Zahlen darin wechseln.

Immerhin hält es der Verf. für möglich, daß der Kanon der zehn Redner von Cäcilius von Kalakte ausging. Die lange Liste der Grammatiker und Mediziner, welche sich in den beiden zuerst von Montfaucon und Cramer, besser von Kroehnert selbst in seiner Arbeit aus einer Pariser und Oxforder Handschrift veröffentlichten Kanones findet, ist wahrscheinlich aus einer Dekade entstanden und bis ins 6. nachchristliche Jahrhundert weitergeführt. Selbstverständlich unterläßt es K. nicht, die überlieferten Verzeichnisse der Epiker, Iambographen, Tragiker, Elegiker, Lyriker u. s. w. auf ihr Alter und ihren Wert zu prüfen. Ein ausführlicheres Referat über diese Arbeit habe ich in der Wochenschrift f. klass. Philologie XVI vom Juli 1899 veröffentlicht und dort den Vorschlag gemacht, statt des mißverständlichen Ausdrucks Kanon lieber die Bezeichnung Pinakes anzuwenden.

Pöhlmanns (28) glänzende Darstellung ist für die weitesten Kreise von Interesse; was er giebt, ist nichts mehr und nichts weniger als eine Geschichte des griechischen Staatsromans. Mit dem goldenen Zeitalter der epischen Dichtung beginnt sie; sodann wird gezeigt, welche Formen die antike Schlaraffia und soziale Utopie bei den antiken Autoren angenommen hat. Ein treffliches Bild von der Verstaatlichung aller Produktions- und Konsumtionsmittel zeichnen die Ekklesiazusen des Aristophanes in ihrem Weiberregiment, nämlich die „Saturnalien der Canaille", wie Mommsen sagte. Da ein Fortschritt der Auffassung auf diesem Boden nicht möglich war, bedurfte es einer durchaus anderen geistigen Atmosphäre, und diese lieferte dann die sozial-reformatorische Strömung in der Philosophie, besonders Platon und die Stoa. Urathen und die Atlantis waren die beiden Gegensätze: der gesunde Staat und der Staat im Fieberzustand (πόλις φλεγμαίνουσα). Ein weiteres Beispiel von einem Wunderlande giebt Theopomps romantische Dichtung von dem Meropischen Lande; auf ihn folgt Hekataios von Teos mit seiner kimmerischen Stadt; sodann des Euhemeros Panchaia in seiner ἱερὰ ἀναγραφή, worin das kollektivistische System in weitem Umfang auf breiter Basis durchgeführt ist. Der letzte uns bekannte Staatsroman tritt uns in dem Sonnenstaat des Iambulos, des sozialökonomischen Jules Verne, entgegen, der in kühnem Radikalismus, in der rücksichtslosen Durchführung des kommunistischen Gedankens nicht nur Euhemeros, sondern auch des Morus Utopia weit überbietet. Dieser Sonnenstaat hat längst das vorweggenommen, was der Marxismus nach zwei Jahrtausenden als Ergebnis neuester sozialtheoretischer Erkenntnis rühmt. So erkennen wir, daß der moderne Utopismus seine Vorbilder schon in der sozialen Dichtung der Griechen hat. Es ist hochinteressant, wie die von Marx, Engels, Bebel, Kautsky u. a im Ernst ausgesprochenen Gedanken sich bereits bei antiken Autoren wiederfinden, teils als

Utopismen verspottet, teils als Phantasiegebilde dargestellt, die dem tiefen Sehnen nach gesellschaftlicher Reform entsprangen. Was z. B. Bebel in seinem Buche über die Frau sagt, ist zum Teil bereits in dem Weiberstaat des Aristophanes verspottet worden. In alledem liegt zugleich eine vernichtende Kritik der Lehren der modernen Sozialdemokratie, die natürlich ein großes Interesse daran hat, die „Grundverschiedenheit" des antiken und modernen Sozialismus zu betonen. Denn die Erfolglosigkeit des antiken Sozialismus könnte ja sonst als Präjudiz gegen den modernen ausgenutzt werden.

Die auswärtigen Darstellungen der griechischen Litteraturgeschichte sind mir zum größten Teil nicht zu Gesicht gekommen; zum Teil habe ich sie mit Absicht nicht berücksichtigt, da sie für uns von keinem erheblichen Werte sind. Denn es handelt sich entweder um neue Auflagen, die sich in schneller Aufeinanderfolge ablösten, oder um Sammlungen von älteren Aufsätzen. Für die Hauptwerke muß ich daher auf meinen letzten Bericht für 1879—1893 (Jahresber. f. Altertumsw. Bd. 85, 1895, III) verweisen. Andere Bearbeitungen sind wiederum bloße Übersetzungen, Auszüge, Schul- und Elementarbücher oder populäre Darstellungen, an denen ja auch bei uns in Deutschland kein Mangel ist. Die sonst noch in der Bibliotheca philologica classica unter der Rubrik „Historia litterarum" aufgezählten Schriften scheinen sich zwar auch auf griechische Litteraturgeschichte zu beziehen, aber in Wirklichkeit nur dem Titel nach; ihr Inhalt geht unseren Bericht nichts an.

II. Geschichte einzelner Litteraturgattungen.

A. Poesie.

1. Im allgemeinen.

29. (Carl Jentsch), Die Sklaverei bei den antiken Dichtern. Grenzboten Jahrg. 53. 1894. S. 384—396, 573—585. (= Drei Spaziergänge eines Laien ins klassische Altertum, Leipzig 1900. p. 119—178).

30. E. F. M. Benecke, Antimachus of Colophon and the Position of Women in Greek Poetry. A Fragment printed for the Use of Scholars. London 1896.

31. Fr. T. Palgrave, Landscape in Poetry from Homer to Tennyson. London 1897.

32. Alfred Schoene, Über die Ironie in der Griechischen Dichtung, insbesondre bei Homer, Äschylus u. Sophokles. Kaisers-Geburtstagsrede. Kiel 1897.

33. A. G. Danesi, Fogli letterarie 1. L'amore nei poeti antichi. Corigliano Calabro 1897.

34. E. G. Boner, La poesia del cielo negli antichi. Nuova Antologia. IV. Serie. Vol. 70 (154), Rom 1897, p. 298—314, 520—538, 701—722.

35. J. Disselhoff, Die klassische Poesie und die göttliche Offenbarung. Beiträge zur Litteraturgeschichte. Kaiserswerth 1898.

An zusammenhängenden Darstellungen der griechischen Poesie, die ein Pendant zu Ribbecks Geschichte der römischen Dichtung bilden könnten, fehlt es leider noch immer. Es werden fast nur „Blumen am Wege“ gepflückt.

In einem geistvollen, sehr lesenswerten Aufsatze zeigt Carl Jentsch (29) auf grund antiker Dichterstellen, hauptsächlich bei den Dramatikern, daß die Sklaven im Altertum es doch verhältnismäßig besser hatten, als die „weißen Sklaven“ der Gegenwart.

Das Buch von Benecke (30), einem jung verstorbenen talentvollen englischen Gelehrten, ist ein Torso geblieben. Es fehlte dem Verf. an der erforderlichen Reife, um ein derartig schwieriges Problem, wie er es sich vorgenommen hat, befriedigend und erschöpfend zu behandeln: die Stellung der Frau bei den alten griechischen Lyrikern und Tragikern im Gegensatze zu dem alexandrinischen Ideal des Weibes. Die „romantische Liebespoesie“ führt er auf die „Lyde“ des Antimachos zurück; in der früheren Poesie gab es keine wirkliche Gattenliebe; alle dem widersprechenden Dichterstellen werden einseitig im Sinne der Männerliebe umgedeutet. Die Hinfälligkeit dieser ganzen Ausführung hat Ref. in der Berliner philol. Wochenschrift 1897 p. 1079 ff. eingehender beleuchtet. Unerfindlich bleibt mir, wie ein Werk mit solchem Inhalt „for the use of scholars“ bestimmt sein kann.

Palgraves Buch (31) ist aus Vorlesungen an der Oxforder Universität hervorgegangen. S. 11—33 bespricht Verf. die markanteren Stellen bei den griechischen Epikern, in der lyrischen, idyllischen und epigrammatischen Poesie, die landschaftliche Schilderungen enthalten. Sein Leitmotiv ist Beethovens Motto zur Pastoralsymphonie: „Mehr Ausdruck der Empfindung als Malerei.“ Daß er damit allein dem griechischen Naturgefühl nicht gerecht werden kann, braucht nicht besonders betont zu werden. Doch liest sich dieser Abschnitt ganz hübsch im Zusammenhange mit dem übrigen Inhalt.

Mit Schoenes (32) Auffassung der Ironie in der griechischen Dichtung kann ich mich wenig befreunden. Er erläutert eine Anzahl von Dichterstellen, die seiner Meinung nach ironisch zu verstehen sind; aber es ist nicht die „Sokratische“ Ironie, an die wir gewöhnlich denken, dort zu finden; sondern Schoene richtet sein Augenmerk mehr auf die

Bezeichnung der Ironie als sprachlich-stilistisches Ausdrucksmittel, auf den „grausam ironischen Doppelsinn“ bei den Tragikern u. dgl. Eine Eigenart der Ironie bestehe z. B. darin, daß die Dichterstellen sie von Wissenden gegen Nichtwissende wirken lassen und den Zuschauer oder Leser dabei auf die Seite des Wissenden stellen. Das ist doch keine Ironie im eigentlichen Sinne, wenn Oidipus seine Beteiligung an der Ermordung des Laios in Abrede stellt, während der Zuschauer das Gegenteil weiß, sondern tragisches Pathos. Ironie ist immer etwas rein Subjektives; der Sprechende muß sie beabsichtigen; sagt er ahnungslos das Gegenteil von dem, was nicht er, sondern der Dichter meint, so könnte höchstens von einer Ironie auf seiten des Dichters die Rede sein, der sich fremden Mundes bedient; jener aber ist unschuldig daran. Weiß oder empfindet das Publikum solche Reden als Worte des Dichters gesprochen, so geht jede Illusion verloren und damit zugleich die dramatische Wirkung des Schauspielerdialogs.

Boners Abhandlung (34) ist eine hübsche Plauderei in drei Abschnitten: cielo e luna, stelle e costellazioni, sogni e fantasie, die zugleich eine Sammlung von Dichterstellen aus der Sanskrit-, griechischen, lateinischen und modernen Litteratur enthält, und zwar meist in italienischen Übersetzungen. Die vergleichende Mythologie spielt bei ihm eine große Rolle.

Nach einer ganz entgegengesetzten Seite hin sucht Disselhoff (35) die Bedeutung der klassischen Poesie in das rechte Licht zu stellen, nämlich der religiös-sittlichen. Viel Beherzigenswertes enthält sein für gläubige Christen geschriebenes Buch; aber es leidet zugleich an großer Einseitigkeit in der Beurteilung der hellenischen Poesie und Philosophie (S. 101 ff.). Auch in der lieblichsten Entfaltung derselben sieht er den Wurm, der ihr Inneres zernagte; erst als an die Stelle des Humanismus die göttliche Offenbarung gepflanzt wurde, trat eine befriedigende Weltanschauung in die Erscheinung. Unheilig sind die Götter Homers; zu tiefer Erkenntnis menschlicher Nichtigkeit ist Pindar gelangt; die Gottheit bei Äschylos schwebte in strenger majestätischer Objektivität über der wogenden Menschenwelt; einem Sophokles dient als einziger Schlüssel zum Verständnis irdischer Geschehnisse die Vergeltungsidee; „Los von der Gottheit!“ war schon die Parole des Euripides, die von den Philosophen weiter verbreitet wurde. — Wer mit den griechischen Dichtern besser vertraut ist, wird Verf. schwerlich zustimmen können (vgl. Berl. philol. Wochenschr. 1898 p. 982 ff.).

2. Epos und Lyrik.

36. George C. W. Warr, The Greek Epic. With Map. London, New York 1895. Society for promoting Christian Knowledge.

37. H. Usener, Der Stoff des griechischen Epos. Wiener Sitzungsber. phil.-hist. Cl. Jahrg. 1897. Bd. 137.

38. Julius Beloch, Zur Geschichte der älteren griechischen Lyrik. Rhein. Mus. N. F. 50, 1895, p. 250—267.

39. Anton Sauer, Die Lyrik in Sparta und deren Hauptvertreter. Wien 1896. Jahres-Ber. des k. k. Obergymn. zu den Schotten.

40. Anton Baumstark, Der Pessimismus in der griechischen Lyrik. Ein Vortrag. Heidelberg 1898.

41. F. Dümmler, Der Ursprung der Elegie. Philologus Bd. 53, 1894, p. 201—213.

42. E. Lohan, Poesis melicae generum nominibus quae vis subiecta sit a classicis scriptoribus Graecis I. Gymn.-Progr. Lauban 1898.

43. H. Jurenka, Die Entwicklung des griechischen Epinikions bis auf Pindar. Jahres-Bericht d. k. k. Staats-Gymn. im IX. Bezirke f. 1894/95, Wien 1895, p. 22—30.

Was Warr (36) bietet, ist nur eine Analyse und Inhaltsangabe der Homerischen und Hesiodeischen Epen; vorangeschickt ist eine Geschichte des prähistorischen Griechenlands; die beigegebene Karte (nach Monros Ilias) soll den Schiffskatalog illustrieren. Da das Buch von der „Society for promoting Christian Knowledge" herausgegeben und Teil einer Sammlung von Schriften über die Anfänge der europäischen Litteratur zu sein scheint („The Dawn of European Litterature" lautet der Titel), so kann von einem tieferen Eindringen in die alten Probleme keine Rede sein; aber für die Leser, für die es berechnet ist, genügt es.

Dagegen greift Useners (37) Aufsatz über das Verhältnis des epischen Dichters zu seinem Stoffe einige der schwierigsten Fragen mit bekannter Gründlichkeit und Geschicklichkeit an. An verschiedenen Beispielen zeigt er den göttlichen Hintergrund der troischen Heldensage und erweist damit seine schon früher (Götternamen S. 255) aufgestellte Forderung, die Gestalten der troischen und überhaupt der altgriechischen Heldensage so lange als Stammesheroen und ursprüngliche Götter zu betrachten, als nicht das Gegenteil, die Geschichtlichkeit des Namens, wahrscheinlich gemacht sei, als berechtigt. Seine Abhandlung enthält fünf Abschnitte: I. Sagenbildung; II. Anfänge des Epos; III. Axylos und Kalesios; IV. Adrastos und Amphiaraos; V. Thersites.

Beloch (38) zeigt in seinem ersten Artikel „Theognis von Megara", daß der soziale Hintergrund der Kyrnoslieder auf die sicilische Heimat des Dichters weise; im zweiten „Alkäos und der Krieg um Sigeion" sucht er, nach Zurückweisung aller legendarischen Erzählungen, den Alkäos und Pittakos in die Zeit des Peisistratos herab-

zurücken. Da er aber selbst die Möglichkeit zugiebt, daß Sigeion schon einmal vor Peisistratos von den Athenern erobert sein kann, so ist das Ergebnis nicht genügend gesichert; außer den historisch-chronologischen Gesichtspunkten muß eben auch Dialekt und Inhalt der äolischen Gedichte berücksichtigt werden. Diese aber scheinen auf eine frühere Zeit hinzuweisen.

Von der dichterischen Thätigkeit des Terpandros, Thaletas, Polymnastos, Tyrtaios und Alkman in Sparta und der Entwickelung der dortigen Lyrik scheint A. Sauer (39) mehr zu wissen als seine Vorgänger auf dem Gebiete der Litteraturhistorie. Aber er hat es versäumt, die kritische Sonde an die Belegstellen zu legen, und daher hat seine Arbeit mehr den Wert einer Materialsammlung. Wenn er auch in manchen Einzelheiten sehr richtig urteilt, z. B. daß die enge Verbindung der religiösen und weltlichen Poesie wohl die wichtigste Neuerung Alkmans auf dem Gebiete der Lyrik sei, so hat er doch in andern Fragen, z. B. nach der Heimat des Tyrtaios, das punctum saliens, auf das es ankommt, übersehen. Ganz unsicher ist auch, was auf grund später Quellen, die friedlich neben der älteren Überlieferung als gleichberechtigt citiert werden, über die Musikinstrumente und die Musikbegleitung zu den Liedern gesagt wird. Ebenso steht's mit der Benutzung der modernen Litteratur.

Ein eigentümliches Bild von der Lyrik gewinnt man aus Baumstarks Vortrage (40), der als öffentliche Probevorlesung an der Heidelberger Universität gehalten worden ist. „Tota flebilis vita est", οἵη περ φύλλων γενεή und „nicht geboren zu sein wäre das beste" müßte danach der Grundsatz gewesen sein, den die ausgebildete griechische Lyrik überall durchblicken läßt. Wenig verschlägt's, daß B. auch einige lebensfrohe Dichter und heiteren Lebensgenuß atmende Dichterstellen danebenhält: sein Bild bleibt einseitig, weil er versäumte zu unterscheiden, was die Augenblicksstimmung bei einem Dichter hervorbrachte, was philosophischen Axiomen nachgesprochen ist, und was als dauernde Lebensanschauung der Dichter zu gelten hat. Überdies verdanken mehrere pessimistisch angehauchte Stellen einem reinen Zufall ihre Erhaltung, während ihr Gegengewicht verloren gegangen ist. Ganz verfehlt scheint mir zum Schluß der Hinweis auf das Christentum zu sein, abgesehen von der richtigen Bemerkung, daß der neue Glaube mit seiner neuen Dichtung dem Wesen nach nicht mehr griechisch ist.

Aus den merkwürdigen Nachrichten über die Erfinder der elegischen Dichtung folgert Dümmler (41), „daß die Elegie ursprünglich ein patriotischer Mahnruf enthusiastischen Ursprungs ist". Da sie in die Wanderungszeit zurückgeht, sei sie vom Epos unabhängig, aber nicht das elegische Versmaß. Die ältesten ἐλεγεῖα seien ἀμόριστα καὶ

ἀκαλλώπιστα μαινομένῳ στόματι gesprochen. Die Überlieferung verdient um so mehr Vertrauen, als die Elegeis, von der im Etymol. Magn. an der betreffenden Stelle die Rede ist, offenbar kein Distichon, sondern zwei Hexameter spreche. Auch die ausgebildete Elegie eines Kallinos, Tyrtaios, Solon verleugne ihren Ursprung aus der patriotischen Ekstase nicht. Andererseits ist die Elegie eine Fortführung der Totenklage, die später von der Philosophie abgelöst wurde. Da die attische Bestattung in den vornehmen Geschlechtern, wie die vorsolonischen sepulkralen Denkmäler lehren, ursprünglich ein orgiastisches Drama gewesen sei — νόμιμα βαρβαρικά —, so werde auch die peripatetische Theorie zu Ehren gebracht, und bei dem Forschen nach dem Ursprung der Elegie gelangen wir zu der Einsicht, daß die Griechen auch einmal Wilde waren. Indessen die Brücke, die von hier aus zu dem führt, was man später nicht nur unter der Elegie verstanden hat, sondern was sie auch wirklich gewesen oder geworden ist, hat Dümmler so wenig zu schlagen vermocht wie seine Vorgänger.

Was die Namen der lyrischen Dichtungsgattungen bei den klassischen Autoren selbst bedeuten, sucht Lohan (42) in durchaus einwandsfreier Weise festzustellen. Wie er in seiner Marburger Dissertation (1890) bewiesen hat, daß die überlieferten Büchertitel vielfach erst der nachalexandrinischen Zeit ihre Entstehung verdanken, nicht den Autoren selbst, zeigt er jetzt, und zwar auf dem einzig richtigen Wege, daß in klassischer Zeit die Namen der melischen Poesien keineswegs die Bedeutung gehabt haben, die erst die Philologen der späteren Zeit gelehrt haben. Er geht direkt auf die Dichterzeugnisse selbst zurück. Mit Päan und Hymnos befaßt sich der vorliegende erste Teil seiner Arbeit. Ein Päan wird fast allen irgendwie sich hülfreich erzeigenden Göttern gewidmet, auch Halbgöttern, wie Herakles, und Verstorbenen; mit Hymnos wird fast jeder Gesang bezeichnet, bei Platon und Aristoteles speziell der Lobgesang. — Auf die Fortsetzung dieser Arbeit kann man gespannt sein; denn sie wird hoffentlich auch Klarheit über die Bedeutung des Dithyrambos und damit die Entscheidung über den richtigen Titel der letzten Bakchylidesgedichte bringen.

Mit großer Sachkenntnis giebt Jurenka (43) in kurzen Zügen ein Bild der Entwickelung des griechischen Epinikions bis auf Pindar. Leider ist seine Abhandlung, ursprünglich eine Habilitationsvorlesung, wegen ihrer Knappheit nicht erschöpfend genug. Die Epinikien waren danach anfänglich nur den Göttern und Heroen geweiht, denen zu Ehren die Kampfspiele gefeiert wurden; erst später wurden sie auf Menschen übertragen, aber stets so, daß diese eine bescheiden untergeordnete Rolle spielten (S. 26). Unverständlich bleibt mir nur, daß ein so nüchtern denkender Kopf, wie Verf., das erste Wort des Refrains

τήνελλα καλλίνικε mit A. Fick auf die Wurzel καν zurückführen will, da doch nur das ν beiden gemeinsam ist. Wir werden den Verdacht nicht los, daß ganz unbewußt die Dialektvariation τῆνος, κῆνος, κεῖνος auf jene Etymologie von Einfluß gewesen ist, wenn sie nicht gar als Analogie dieselbe direkt veranlaßt hat.

3. Drama.

44. H. Weil, Études sur le drame antique. Paris 1897.

45. C. Jentsch, Die athenische Volksmoral im Drama. In: Drei Spaziergänge eines Laien ins klassische Altertum. Leipzig 1900. S. 1—118.

46. R. G. Moulton, The ancient classical Drama. A Study in literary Evolution. 2. Ed. Oxford 1898.

47. P. Masqueray, Théorie des formes lyriques de la tragédie grecque. Thèse. Fac. des Lettres. Paris 1895.

48. A. E. Haigh, The tragic Drama of the Greeks. Oxford 1896.

49. H. R. Fairclough, The Attitude of the Greek Tragedians toward Nature. Toronto 1897.

50. A. Mancini, Il dramma satirico greco. Dissert. Pisa 1896. Estr. d. Annali d. R. Scuola Normale superiore di Pisa.

51. J. Combarieu, De parabaseos partibus et origine. Dokt.-Dissert. Paris 1894.

52. J. Poppelreuter, De comoediae Atticae primordiis particulae duae. Dissert. Berlin 1893.

53. G. Meredith, An Essay on Comedy and the Uses of the comic Spirit. London 1897.

54. J. Oeri, Die attische Gesellschaft in der neueren Komödie der Griechen. Sammlung gemeinverst. wissensch. Vorträge. N. F. XII. Serie, H. 275. Hamburg 1897.

Weils Sammlung seiner Studien (44) über das antike Drama besteht vorwiegend aus den im Journal des Savants erschienenen Rezensionen, die in dieser neuen Form weit bequemer zu lesen sind. I. La tragédie attique bespricht Euripides Herakles von Wilamowitz; II. La dramaturgie d'Eschyle die Schrift von P. Richter, Zur Dramaturgie des Äschylus; III. La fable de Prométhée dans Eschyle ist ein Artikel aus dem Annuaire pour 1886 de l'Association pour l'encouragement des études grecques; IV. Le théâtre d'Euripide handelt über Paul Decharme, Euripide et l'esprit de son théâtre (1893); V. Les

Phéniciennes et la „purgation des passions“ über Bernardakis Ausgabe der Phönizierinnen (1888); VI. L'„Héraklès“ d'Euripide wiederum über Wilamowitz' Ausgabe; VII. L'Antiope d'Euripide erschien schon 1847 im Journal de l'Instruction publique; VIII. Les formes lyriques de la tragédie grecque bespricht P. Masquerays Theorie (1895); IX. Les thèses contradictoires dans les comédies d'Aristophane Zielinskis Buch, Die Gliederung der altattischen Komödie. Endlich X. La règle des trois acteurs dans les tragédies de Sénèque, ursprünglich ein Vortrag in der Academie des Inscriptions et Belles Lettres vom 21. Oktober 1864, stammt aus der Revue archéologique 1865.

Was Jentsch (45) in seinen Betrachtungen über die athenische Volksmoral im Drama sagt, kann jeder vernünftige Philologe unterschreiben. Zeigt er doch, daß sich im athenischen Drama kein Grundsatz findet, der unserer heutigen Volksmoral widerspräche, und daß die Griechen auf einer höheren Stufe der Sittlichkeit gestanden haben, als man gewöhnlich annimmt, zumal wenn man solche Machwerke wie Hauptmanns „Versunkene Glocke“ und Max Halbes „Jugend“ in bezug auf Moral mit antiken Dramen vergleicht. Und dabei hat jemand behauptet, die Alten hätten das Mitleid, wenigstens als „Tugendempfindung einer großen Zahl“, nicht gekannt! Selbst Aristophanes fälsche das sittliche Urteil in keinem Punkte. Mit Freuden begrüßen wir solche Mitstreiter wie Jentsch, der zu dem Schlusse gelangt: „kein anderes Geschlecht bedarf so notwendig wie unser heutiges, des geistigen Umgangs mit einem in seinen Werken fortlebenden Volke, bei dem wir einfache verständliche und feste sittliche Grundsätze, Wahrhaftigkeit und Klarheit im Denken, Schönheit und Anmut der Formen, Menschenfreundlichkeit, Herzensgüte und Milde, Heiterkeit, Lebenslust und Thatkraft finden.“ Dabei liegt es ihm völlig fern, die alten Griechen auf Kosten der modernen Deutschen zu verherrlichen.

Das Werk von Moulton (46), dessen erste Auflage Ende 1890 erschien, ist ganz eigenartig. Es betrachtet das antike Drama vom rein litterarischen Standpunkte aus; besteht aber eigentlich aus lauter einzelnen Vorträgen, die der „University Extension“ in Cambridge ihre Entstehung verdanken und oft recht lose miteinander zusammenhängen. Den Ursprung der Tragödie führt M. auf den „Ballad-Dance“ zurück, von dem der Dithyrambos nur eine Spielart sei; die Komödie auf die phallischen Prozessionen. Bau der Dramen, Funktionen des Chors, Motive, dramatisches Element, fremde Bestandteile in der Tragödie (Hexameter, Botenberichte) u. s. w., alles dies wird mit großer Ausführlichkeit erörtert. Die Auffassung des Orestes bei Sophokles und bei Euripides, Analyse der Vögel des Aristophanes, Shakespeares Macbeth als antike Tragödie arrangiert bilden den Inhalt einiger weiteren

Kapitel. Zahlreiche Übersetzungsproben in englischer Sprache durchziehen das ganze Buch, das übrigens auch die Römer berücksichtigt. Die Appendices geben kurze Analysen verschiedener Dramen, chronologische und genealogische Tabellen, Anweisungen für Studierende zur Lektüre der Dramen. Es ist des Guten zu viel, was uns hier auf einmal geboten wird.

Masquerays groß angelegtes Werk (47), das besonders Weils Beifall gefunden hat, kann hier nur ganz kurz erwähnt werden, weil es seinem Inhalte nach in den Bericht über antike Metrik gehört. Für die Litteraturgeschichte ist es insofern von Bedeutung, als es das Verhältnis der drei großen Tragiker zu einander und die Entwickelung der Chorlyrik von neuen Gesichtspunkten aus betrachtet, abgesehen davon, daß das eigentliche Thema, der Bau der lyrischen Formen, geradezu vollständig erschöpft wird. Damit dem Ganzen die Grundlage nicht fehle, ist eine Chronologie der erhaltenen Tragödien vorangeschickt. Während anfangs die Chorgesänge das Hauptelement derselben bildeten und mit dem Hinzutreten des Dialogs immer kunstvoller wurden, wurden später die „Duos“ von Monodien abgelöst; der iambische Trimeter profitierte dann von dem Verfall der orchestischen Poesie, und wenn Verf. endlich meint, daß dessen Eigenschaften der Alexandriner Corneilles und Racines geerbt habe („il était le maître absolu du théâtre“), so dürfte ein wenig Nationalstolz mitgesprochen haben.

Haighs Werk (48) zeichnet sich durch große Ausführlichkeit und Vollständigkeit aus, sowie dadurch, daß es vor allem auf die antiken Quellen zurückgeht. Dagegen ist die darin benutzte moderne Litteratur zum großen Teile schon etwas veraltet. Ein tieferes Eindringen in die Probleme des attischen Dramas vermissen wir allerdings; auch ist Kritik nicht die Hauptstärke des Verfassers. Dafür ist aber bei ihm alles zu finden, was sich über die Entwickelung der griechischen Tragödie bis zu ihrem Aufhören in der nachalexandrinischen und römischen Zeit sagen läßt. Naturgemäß mußte Kap. VI: Later History of Greek Tragedy (S. 403 ff.) bedeutend kürzer ausfallen als das Vorhergehende. Metrik und Sprache sind nicht vernachlässigt worden. Ein Anhang giebt ein Namenverzeichnis der sämtlichen griechischen Tragiker; ein zweiter eine Liste der Titel der griechischen Tragödien und Satyrdramen, hauptsächlich nach Naucks Fragmentsammlung.

Fairclonghs Abhandlung (49), eine Doktorthesis der Johns Hopkins University, beschäftigt sich mit einem in letzter Zeit viel erörterten Gegenstande, nämlich dem Naturgefühl der Alten. Sie geht aus von Schillers Aufsatz über naive und sentimentale Dichtung; sammelt sodann das von den Dramatikern selbst gebotene Material; betrachtet danach ihr Naturgefühl sowohl bei den einzelnen Dichtern

für sich, wie auch im Vergleich miteinander. Auf grund dieser Betrachtung bemüht sich Verf. die Ansicht zu begründen „that in criticizing Euripides for excessive sentimentalism, Aristophanes protests against tragedy being made a vehicle for the effusive expression of a feeling for nature“ (p. 7). Bei Aischylos sei die Liebe zur Natur etwas Sekundäres und anderen Interessen untergeordnet; Sophokles sei ein sehr genauer Topograph; Euripides sei der erste Romantiker, den dann Aristophanes parodierend übertrumpft. Ist auch im einzelnen nicht alles richtig, so versteht doch Verf. seine Ansichten interessant und prägnant auszudrücken.

Mancini (50), der die Arbeiten von Welcker und Wieseler fortsetzt, untersucht den Ursprung des Satyrdramas, die Überlieferung desselben, giebt ferner eine Sammlung von Citaten, Titeln und Fragmenten, bespricht Stoff, Personen, Sprache und Metrum und schließt (S. 94 ff.) mit einer ganz kurzen, allgemeinen Charakteristik und einem Bild der geschichtlichen Entwickelung. Ein Anhang, der an die Alkestis des Euripides anknüpft, bespricht die vierte Tragödie in der Tetralogie. Neues bringt diese fleißige Arbeit nicht vor; sie ist mehr kompilatorischer Art.

Was Combarieu (51) im ersten Teile seiner Dissertation über die äußere Form der Parabase auseinandersetzt, gehört nicht in diesen Bericht, wohl aber die zweite Hälfte (von S. 30 an), die vom Ursprunge derselben handelt. Das erste seien die melischen Partien gewesen und diese aus Volksliedern abgeleitet. Nach deren Vorbilde seien die Epirrhemata entstanden und hätten gleichsam den Kern der früheren Komödie gebildet. Viel später erst seien die Anapäste hinzugetreten, und zwar „prologi vice“. Aus alledem sei endlich zur Blütezeit der Komödie jenes bekannte „totius fabulae interludium“ geworden. Verf., der Zielinskis Arbeit über die Gliederung der altattischen Komödie teilweise ergänzt und weiterführt, hat jedoch das eminent subjektive Element der Parabase außer acht gelassen. Nicht der Chor redet zumeist als solcher, sondern der Dichter durch den Chor.

Mit seiner inhaltlich durchweg lobenswerten Erstlingsschrift hat Poppelreuter (52) einen überaus glücklichen Wurf gethan. Was er Neues bringt, ist für die Kenntnis und Beurteilung der alten Komödie von großer Wichtigkeit. Zunächst weist er, von C. Robert inspiriert, auf grund verschiedener Vasengemälde, deren eins abgebildet ist, das theriomorphe Äußere des Aristophanischen Chors in den Vögeln und Rittern nach. Der Chor der Ritter wurde demnach durch Jünglinge dargestellt, die rittlings auf dem Rücken anderer als Pferde kostümierter saßen. Es waren also keine wirklichen Rosse, sondern zweibeinige.

Dadurch gewinnt der Witz in der Ritterparabase Vs. 595—610 sofort eine ganz andere Bedeutung. Hieraus darf man wiederum weitere Schlüsse ziehen auf andere Aristophanische Komödien, wie die Wolken, Wespen, Vögel, Frösche, aber auch auf diejenigen des Magnes mit ihrem πτερυγίζων, ψηνίζων, βαπτόμενος βατραχείοις (Aristoph. Eq. 522). Die bisher unerklärte Inschrift des besprochenen Vasengemäldes ΕΙΟΧΕΟΧΕ, welche P. als sensu carens erscheint, dürfte, da die Reiter die Hände erheben, um die Rosse anzutreiben, nichts anderes sein als ein die Geste begleitender Ausruf und so zu lesen sein: εἶ' ὄχει ὄχει (= latein. eia age). Mit Recht weist P. sodann die Annahme Zielinskis von der Märchenkomödie und „harmlosen Feerie" in ihre Grenzen zurück, betont den politischen und skoptischen Charakter der alten Komödie und giebt endlich auch der Parabase ihre hervorragende Stellung darin wieder: „Parabases igitur et stasima scoptica non sunt interludia, sed actorum est actiones chori Dionysii suis interludiis interrumpere ac comoedie originalis vestigia non ante parabasim, sed inde a parabasis initio comoediae Aristophaneae impressa sunt" (p. 41). Auch die ἀταξία der alten Komödie setzt Verf. zutreffend in Gegensatz zu der τάξις der neuen Komödie. Was aber gelegentlich über die Aristotelische Auffassung der Komödie und über die Megarische Komödie geäußert wird, ist weniger einleuchtend und läßt sich nicht so kurzerhand erledigen. Das Latein der Arbeit könnte übrigens etwas besser sein; es fehlt Präcision des Ausdrucks; durch eine gewisse Weitschweifigkeit wird die Klarheit der Gedanken nicht selten beeinträchtigt.

Merediths Buch (53) ist mir nicht zugänglich gewesen.

Oeris Vortrag (54) liest sich recht angenehm, leidet aber an dem Mangel, daß ihm die direkten Quellen versagt und versiegt sind. Daraus erklärt sich seine Zwangslage, vorwiegend aus den Stücken der römischen Komödiendichter ein Bild der attischen Gesellschaft zeichnen zu müssen. Er führt uns die einzelnen Berufsstände nacheinander vor Augen: Grundbesitzer, Seefahrer, Krämer, Hetären, Kuppler, Sklaven, Parasiten, Wucherer, Offiziere u. s. w. Als handel- und gewerbetreibendes Volk treten die Athener in der Komödie weniger hervor, als man allgemein annimmt; vielmehr fürchten sie das Meer mit seinen Stürmen und Piraten. In der Religion gehen der alte Glaube an die persönlichen Götter und der neue an ursprünglich unpersönliche und dann personifizierte Gewalten friedlich nebeneinander her. Wie weit aber das Bild der Komiker der Wirklichkeit entsprach, ist eine andere Frage; vgl. J. B. Greenough, The religious condition of the Greeks at the time of the new Comedy in den Harvard Studies Vol. X (Boston 1899) S. 141.

B. Prosa.

1. Im allgemeinen.

55. E. Norden, Die antike Kunstprosa vom VI. Jahrhundert v. Chr. bis in die Zeit der Renaissance. 2 Bde. Leipzig 1898.

56. H. Peter, Rhetorik und Poesie im klassischen Altertum. Neue Jahrbücher f. d. klass. Altert. I. 1898. S. 637—654.

57. H. C. Pearson, Greek Prose Composition. New York 1897.

58. M. Hodermann, Quaestionum oeconomicarum specimen. Berliner Studien f. klass. Philol. und Archäol. Bd. XVI. Heft 4. Berlin 1896.

59. J. Th. Weiert, Zur Geschichte der attischen Prosa des V. Jahrhs. v. Chr. Filol. Obozr. X, 1. 1896 (russisch).

Da nach der wohlbegründeten Ansicht Nordens (55) eine antike Litteraturgeschichte, welche die stilistische Entwickelung außer acht läßt, ebenso unwissenschaftlich ist, wie eine Stilgeschichte, die nicht in steter Fühlung mit der litterarischen Entwickelung bleibt, — denn die antike Litteratur legt einen unvergleichlich höheren Wert auf die Form der Darstellung als die Litteraturen aller modernen Völker — so muß sich naturgemäß auch dieser Bericht mit dem vielgelobten Werke beschäftigen, wenigstens soweit es die Griechen betrifft. Es beginnt mit der Begründung der attischen Kunstprosa, an deren Spitze Gorgias von Leontini steht, obwohl Thrasymachos von Chalkedon zuerst das Gesetz aufgestellt hat, daß die gute Prosarede periodisiert d. h. rhythmisch sein müsse. Aber jener hat auf die Folgezeit den bedeutenderen Einfluß ausgeübt. Nach einer Betrachtung der Gorgianischen Redefiguren, der rhythmischen Prosa in Inschriften und bei Sophron, der Postulate der Kunstprosa werden die eigentlichen Merkmale des Gorgianischen Stils (Zerhacktheit des Satzbaus, Verkehrung der natürlichen Wortfolge, Übertriebenheit der Gedanken u. dgl.) an Gorgias und seiner Schule im einzelnen nachgewiesen, sodann die Beziehungen der Geschichtsschreibung zur Rhetorik und Poesie beleuchtet, wobei fast sämtliche Historiker und Philosophen bis auf Ephoros, Theopomp und Epikur hinab Revue passieren. Besonders werden die angewandten Kunstmittel der Autoren, vorzüglich des Isokrates, des Vollenders der griechischen Kunstprosa, in Beispielen hervorgehoben. Ref. hätte es gern gesehen, wenn N. den Unterschied zwischen der gesprochenen Rede, den für den Vortrag und zum Vorlesen bestimmten Prosawerken, zu denen z. B. auch das Herodotische Geschichtswerk gehört, und denjenigen Schriften, welche sich nur an ein Lesepublikum

wenden, schärfer betont hätte. Dann hätten sich doch manche stilistischen Verschiedenheiten zwischen beiden Litteraturgattungen herausgestellt. Daß bei Gorgias alles bewußte Kunst und Absicht war, ist klar, aber an den von andern Autoren hergenommenen Beispielen von Rhythmos mußte zugleich der Nachweis geliefert werden, daß sie sich nicht nur so, sondern auch anders hätten ausdrücken können, als es geschehen ist; bei Herodot, Thukydides, Xenophon und Demosthenes wäre dieser Nachweis außer bei den Reden nicht eben leicht zu führen; zumal Demosthenes auf die eindrucksvolle Wirkung seiner Reden bedacht sein mußte, wenn er seinen Zweck erreichen wollte, und daher zu einem bestimmten Satzbau gezwungen war, auch wenn er sich nach keiner Kunstlehre richten wollte. Es liegt hier dieselbe Schwierigkeit vor, wie bei der Beurteilung des antiken Reims oder Homoioteleuton (über dessen Geschichte Nordens Anhang I sehr richtige Bemerkungen bringt). Durch den Gleichklang der Kasus- und Verbalendungen waren die griechischen Autoren in der Bildung ihrer Perioden gewissermaßen beschränkt, und so war das „Reimen" in der Prosa für sie keine Kunst, sondern etwas ganz Gewöhnliches, das sie andrerseits in der Poesie nach Möglichkeit zu vermeiden suchten. — Ohne Einschränkung können wir dagegen dem zustimmen, was N. über den Asianismus auseinandersetzt, der mit der alten Sophistik zu verbinden ist. Sowohl in diesem Abschnitt wie in dem über die zweite Sophistik (S. 355 ff.) zeigt N., „daß der Kampf des alten und des neuen Stils sich ununterbrochen weiterspinnt, daß der alte Stil mit dem Atticismus, der neue mit dem Asianismus identisch ist, daß dieser neue asianische Stil an die alte Sophistik anknüpft, endlich daß zwischen den beiden extremen Parteien eine dritte vermittelnd steht." Einen recht polemischen Ton schlägt N. in der Behandlung der griechisch-christlichen Litteratur an (S. 451 ff., Beginn des II. Bandes), deren prinzipielle Gegensätze zur heidnisch-hellenischen (Mangel an Freiheit, Heiterkeit, nationaler und sozialer Exklusivität und an Formenschönheit) er treffend hervorhebt. Der Einfluß des Judentums auf das Urchristentum muß höher taxiert werden als der des Hellenismus. Der Stil des Paulus ist gänzlich unhellenisch. — Was noch folgt, fällt nicht mehr in den Bereich unseres Litteraturberichts; nur das will ich ehrlich aussprechen, daß ich den Inhalt des 2. Buchs: Das Mittelalter und der Humanismus (S. 659 ff.) für wertvoller halte als das Vorhergehende; denn was N. über die Kunstprosa der Alten im Zusammenhange darlegt, das war im einzelnen schon vielfach bekannt, da man es in den einschlägigen Schriften von Blaß, Hirzel, Ed. Zarncke, W. Schmid, Ivo Bruns u. a. ebensogut finden konnte. Aber Nordens unbestreitbares Verdienst liegt eben in der Zusammenfassung des Ganzen, wobei er zugleich eine unendliche

Belesenheit verrät, die nur sehr selten durch den Eindruck, als habe N. etwas flüchtig gelesen und sei dadurch nicht zu einer rechten Vertiefung im einzelnen gelangt, beeinträchtigt wird. Anregend ist Nordens Buch im höchsten Grade; was er nicht eingehender begründen konnte, werden Spezialforschungen mit unfehlbarer Sicherheit noch nachholen. Vgl. E. Zarncke, Lit. Centralblatt 1899 p. 1033 ff.

Peters Aufsatz (56) ist eine Fortführung und Erweiterung von Nordens Buch auf einem begrenzteren Gebiete. Seine Absicht ist, das gesamte Verhältnis der einzelnen Gattungen der antiken Litteratur zu einander einer eingehenden Behandlung zu unterziehen und die von ihm früher nur in Beziehung auf die Geschichtschreibung gegebenen Andeutungen weiter auszuführen. Die kunstmäßige Art der Prosa (oratio) müsse in unmittelbare Verbindung mit der Poesie gebracht und diese beiden zusammen als die eine Hälfte der Litteratur der kunstlosen Prosa (sermo) als der anderen gegenüber gestellt werden. Peter beschränkt sich allerdings, was die griechische Litteratur anbetrifft, auf die Rhetorik des Isokrates, insofern sie Weiterbildung der Gorgianischen ist.

Hodermanns Arbeit (58) erschöpft ihr Thema nicht ganz, wie schon aus dem Titel „Specimen" vorauszusehen war. Die Begründer der Oikonomik sind nach ihm die Sophisten Protagoras, Gorgias, Prodikos; aber erst Xenophon, auf Sokrates und kynischen Dogmen fußend, hat sie ausgebildet, Aristoteles in der Politik sie als Kunstform betrachtet. Von diesen beiden sind die Späteren, noch Plutarch und die Neupythagoräer, abhängig. Neues und Selbständiges haben die letzteren nicht mehr geschaffen.

2. Geschichtschreibung.

60. C. Wachsmuth, Einleitung in das Studium der alten Geschichte. Leipzig 1895.

61. O. Seeck, Die Entwicklung der antiken Geschichtschreibung. Deutsche Rundschau 1895/6. Bd. IV. Berlin, Paetel. S. 108—137, 199—223.

62. J. M. Stahl, Über den Zusammenhang der ältesten griechischen Geschichtschreibung mit der epischen Dichtung. Fleckeisens Jahrbb. Bd. 153. 1896. I. S. 369—378.

63. H. Schirmeister, Charakteristische Erscheinungen in der antiken Geschichtschreibung. Progr. des Bismarck-Gymnas. Pyritz 1896.

64. Ivo Bruns, Die Persönlichkeit in der Geschichtschreibung der Alten. Untersuchungen zur Technik der antiken Historiographie. Berlin 1898.

65. B. Perrin, The Ethics and Amenities of Greek Historiography. Americ. Journal of Philol. XVIII, 1897, S. 255—274.

In dem ungemein praktischen Werke von Wachsmuth (60) sind neben den Historikern des Orients und der Römer selbstverständlich die griechischen nicht zu kurz gekommen. Es zerfällt in einen allgemeinen und einen besonderen Teil; im ersteren werden u. a. die griechischen litterarischen Quellen (Sammelwerke und Universalhistoriker des Altertums, Abrisse der Weltgeschichte, Weltchroniken, Biographien, Beispiel- und Apophthegmensammlungen) als solche betrachtet und ihrem Werte nach abgeschätzt; der zweite Teil bringt sodann zu den Specialgeschichten der einzelnen Völker (Babylonier und Assyrer, Phönicier, Karthager, Hebräer, Hethiter und Lyder; Eranier; Griechen, Makedonen, Italiker, römisches Kaiserreich) die Nachweisungen derjenigen griechischen Schriftsteller, die solche ganz oder teilweise verfaßt oder auch nur gestreift haben. Da die gesamte Geschichte des Altertums behandelt wird, nimmt es nicht wunder, daß unter den griechischen Historikern einige weniger bedeutende, z. B. bei der historisch-antiquarischen Lokalschriftstellerei Apollonios von Aphrodisias, der auch als Quelle zu Alexander Polyhistor anzuführen war, vermißt werden. Für eine Darstellung der griechischen Litteraturgeschichte werden die Biographien der Historiker, die W. beigegeben hat, sowie seine — meist allerdings referierenden — Bemerkungen zur Quellenfrage und kritischen Erörterungen über die Bedeutung, Glaubwürdigkeit und Überlieferung der Autoren von großem Nutzen sein. Jedenfalls hat sich W. in diesem Werke als ein zuverlässiger Führer in das Studium der griechischen Historiographie erwiesen.

Wenn auch die Vorträge, die Seeck (61) im Ferienkursus zu Greifswald gehalten hat, hier erwähnt werden, so geschieht es nicht etwa deshalb, weil wir Neues daraus lernen könnten, sondern weil sie für ein darstellendes litteraturgeschichtliches Werk von großem Nutzen sein werden. Eigene Forschungsergebnisse und Anschauungen stellt er zusammen, deren Begründung wir anderswo suchen müßten. Recht ausführlich sind die beiden ersten Abschnitte: „Historische Lieder und Lokalgeschichten" und „Hesiod und Homer" behandelt. Es folgen „Die Logographen", speziell Hekataios, dann Herodot, Thukydides, endlich unter dem Titel „Memoiren und Tendenzgeschichte" eine Charakteristik Xenophons. Es ist schade, daß dabei die späteren Historikers die kaum mit Namen erwähnt werden (Polybios, Poseidonios, Iosepho, u. s. w.), zu kurz gekommen sind. Die Darstellung Seecks ist meisterhaft

Indem Stahl (62) einleitend die Unterschiede der Homerischen. und Hesiodischen Dichtung hervorhebt, deckt er andererseits eine gewisse Verwandtschaft der letzteren mit den Logographen sowohl in der

Wahl und Begrenzung des Stoffes als auch im sprachlichen Ausdruck auf. Den Grund, weshalb man in der Erzählung und Beschreibung von der gebundenen Redeform zur ungebundenen überging, kurz das Aufkommen der Prosa, sieht er in der Verbreitung des Schriftgebrauchs, die den öffentlichen Vortrag allmählich ersetzte. Herodot sagte sich von der Hesiodischen Richtung los, indem er mehr auf Homer als sein Vorbild zurückging. Aber ganz selbständig wurde die Geschichtschreibung erst durch Thukydides, während Herodot ihr nur eine kunstmäßige Darstellungsform verlieh. Immerhin hätte Stahl, dessen Ausführungen wir sonst zustimmen, etwas mehr betonen können, daß auch Herodots Geschichtswerk ursprünglich für den Vortrag, nicht für ein Lesepublikum bestimmt war.

Schirmeister (63) hebt hauptsächlich die Unterschiede der antiken von der modernen Geschichtschreibung hervor. Mit Recht betont er, daß es den alten Historikern auf diplomatische Genauigkeit bei Anziehung von Aktenstücken nicht ankam. Noch schlimmer steht es mit der Einfügung direkter Reden, und gar das Eindringen der kunstmäßigen sophistischen Rhetorik hat der wirklichen Historiographie des Altertums den Garaus gemacht. Durchaus zutreffend sind die Charakterschilderungen, die S. von einzelnen Historikern hier giebt, unter denen übrigens römische nicht fehlen. Seinen Ausgangspunkt nimmt S. von dem Parallelismus der ionischen Logographie mit der römischen Annalistik.

Das Buch von Bruns ist eine Ergänzung zu des Verf. Litterarischem Porträt der Griechen. B. unterscheidet zwei Gruppen unter den Geschichtsschreibern der Alten: die Subjektivisten und die Anhänger der von ihm sogenannten indirekten Darstellungsart. „Jene sagen ohne Umwege, was ihre Ansicht von den Menschen ist, diese verstecken ihr Urteil in die Erzählung der Ereignisse. Jene können den überlieferten Stoff unverändert weitergeben, diese müssen ihn umformen.“ Thukydides, Xenophon in den Annalen sind Vertreter der indirekten oder künstlerischen Darstellungsart (wie bei den Römern Livius und Tacitus); Polybios der des wissenschaftlichen Subjektivismus. Im wesentlichen giebt Verf. einen bis ins einzelne durchgeführten Vergleich zwischen Livius und Polybios, wobei er die charakteristischen Unterschiede der livianischen und polybianischen Technik in seiner bekannten feinsinnigen Weise hervorhebt; der Rest seiner Schrift beschäftigt sich mehr mit den römischen Historikern, speziell Tacitus.

Perrins theologisch angehauchter Aufsatz (65) ist ein Vortrag, der in der American Philological Association zu Bryn Mawr, gehalten wurde. Verf. spricht eigentlich mehr vom Gegenteil dessen, was sein Thema besagt. Statt von wirklich ethischen Gesichtspunkten der antiken Historiker zu handeln, erörtert er ausführlich „plagiarism“ und „klepti-

cism", indem er zugleich die ungünstigen Urteile der späteren Historiker über ihre Vorgänger aufzählt. Die „amenities" der alten Geschichtswerke erklärt er aus ihrer poetischen und mythographischen Tendenz, aus dem Bestreben, ornamentale Details zu erfinden. Recht hat er insofern, als die antiken Geschichtsschreiber ihre Leistungen als Kunstwerke aufgefaßt wissen wollten.

3. Beredsamkeit und Rhetorik.

66. F. Blaß, Die attische Beredsamkeit. III 2. Demosthenes' Genossen und Gegner. 2. Aufl. Leipzig 1898.

67. F. Blaß, „Unechte Briefe". Rhein. Mus. N. F. 54, 1899, S. 33—39.

68. R. C. Jebb, The Attic Oratores from Antiphon to Isaeus. 2. Edit. 2 Vols. London 1893.

69. H. Hardwicke, A History of Oratory and Orators, a Study of the Influence of Oratory on Politics and Literature. New York, London 1896.

70. F. W. Müller, Über die Beredsamkeit mit besonderer Beziehung auf das klassische Altertum. Regensburg 1896.

71. L. Lears, The History of Oratory from the Age of Pericles to the present Time. Chicago 1896.

72. L. Radermacher, Studien zur Geschichte der griechischen Rhetorik. Rhein. Mus. N. F. 52, 1897, S. 412—424; 54, 1899, S. 285—292, 351—380.

73. Mestre, Préceptes de rhétorique; Histoire de l'éloquence grecque, latine et française. 9. Edit. Paris et Lyon 1898.

74. G. Thiele, Hermagoras. Ein Beitrag zur Geschichte der Rhetorik. Straßburg 1893.

75. A. Gercke, Die alte Τέχνη ῥητορική und ihre Gegner. Hermes 32, 1897, S. 341—381.

76. Adolf Philippi, Die Kunst der Rede. Eine deutsche Rhetorik. Leipzig 1896.

Von dem groß angelegten, allgemein anerkannten Werke von Blaß (66) ist nunmehr der letzte Band in neuer Auflage erschienen, der auch die Nachträge zu den früheren Teilen sowie das Register enthält. Nachgetragen ist vor allem die neuere Litteratur und die Ergebnisse der Papyrusfunde. An der Spitze der hier behandelten Redner steht Hypereides (S. 93, 21 l. Grabreden), der zwar feines Gefühl und

flüssige Beredsamkeit, aber nicht die mächtige Leidenschaft und ideale Charaktergröße eines packenden Redners besaß. An staatsmännischer Bedeutung überragt ihn Lykurgos; es folgen der Reihe nach Hegesippos; der Verf. der unter Demosthenes Namen gehenden Rede (XVII) περὶ τῶν πρὸς Ἀλέξανδρον συνθηκῶν und der geistreiche Polyeuktos. Von den Rednern der makedonischen Partei taugt Aischines als Charakter (ὕπουλος) nichts; beim Redner möchte im ganzen das Lob den Tadel überwiegen. Demades war ein Genie im Extemporieren, dessen Reden mehr Schlager als eigentliche Kunst enthielten. Weniger bedeutend waren Aristogeiton und Pytheas. — Deinarchos war nur erfolgreicher Nachahmer seiner Vorbilder; von Demochares wissen wir zu wenig. Demetrios von Phaleron war Urheber einer neuen Manier. Charisios ist der letzte Redner, den Blaß behandelt. Ein kurzer Rückblick auf die Geschichte der attischen Beredsamkeit mit einem Seitenblick auf die römische schließt den Band. Aus den Nachträgen ist die Kontroverse mit Wilamowitz über die Echtheit der Demosthenischen Briefe bemerkenswert. Weshalb B. bald Troizen, bald Trozen schreibt, weiß ich nicht. Bei Demetrios von Phaleron vermisse ich eine Erörterung der Autorschaft der Schrift περὶ ἑρμηνείας, die Stil und Gedanken, Sprache und Inhalt nach nur dem Phalereer angehören kann — das lehrt ein Vergleich mit den übrigen Fragmenten. — Da jedoch ein Selbstcitat des Demetrios in der Schrift kaum anzunehmen ist, so muß später eine Überarbeitung stattgefunden haben, durch welche Interpolationen hineingebracht sind.

Gegen Blaß hatte Wilamowitz „Unechte Briefe“ im Hermes 33, 1898, S. 492—498, aus chronologischen Gründen den Brief des Isokrates an Archidamos als unecht erwiesen; ebenso den 13. Platonischen Brief und den 2. Demosthenischen und daran scharfe Angriffe auf die wissenschaftliche Methode von Blaß geknüpft. Eine Verteidigung dagegen unternimmt Blaß in einem dieselbe Überschrift tragenden Artikel (67), worin er sich zugleich dagegen verwahrt, jemals die Echtheit aller Isokratischen, Demosthenischen und Platonischen Briefe verfochten zu haben. Mir scheint, mit sogen. inneren Gründen ist hier nicht weiterzukommen; Geschichte und Chronologie der erwähnten Ereignisse müssen den Ausschlag geben; denn sonst ließe sich z. B. der unfehlbare Nachweis führen, daß die Werke von Wilamowitz nicht nach 1891, dem Beginn der „Schulreform“, verfaßt sein können.

Das erste Kapitel von Hardwickes Buch: Oratory in Greece (69) macht den Eindruck der Oberflächlichkeit und Unselbständigkeit. Wir bekommen auf diesen wenigen 23 Seiten nur ein paar Citate aus griechischen Rednern in englischer Übersetzung zu lesen, an die dann der Verf. kurze Bemerkungen anknüpft. Da er kein Philologe ist,

wollen wir ihm die Mangelhaftigkeit seiner Arbeit auf dem Gebiete der griechischen Beredsamkeit nicht weiter übelnehmen.

Radermacher (72) führt in der ersten seiner Studien (I:) „Timäus und die Überlieferung über den Ursprung der Rhetorik“ den bekannten Bericht über Teisias und Korax (Walz Rhet. IV, 1 ff., VII, 6 u. sonst) mit nicht schlechten Gründen auf Timaios zurück. — II. Plutarchs Schrift de se ipso citra invidiam laudando berührt sich nahe mit rhetorischer Litteratur. — III. Eine stoische Schrift über den Redner war Quelle für Cicero und Quintilian. — IV. „Über die Anfänge des Atticismus“ ist eine historische Betrachtung. Nach R. finden wir bei den römischen Atticisten ein System anerkannt, das auch in den Kreisen des Epikuros vertreten worden ist, während die Griechen, soweit wir sie kennen, auf den Peripatos zurückgreifen. Gemeinsam sei beiden die Opposition gegen die herrschende Anschauung d. h. den Asianismus. — V ist ein Exkurs „Theophrast περὶ λέξεως“, gerichtet gegen W. Schmid, Rhein. Mus. 1894 S. 133 ff. Theophrast sei der erste gewesen, der drei Stilarten unterschied.

Thieles Hermagoras (74) ist eine mit Gründlichkeit und Fleiß versuchte Rekonstruktion der τέχνη ῥητορική des Hermagoras. Litterargeschichtlich von Wert sind die Abschnitte über „Hermagoras und die Philosophie“ und über „die geschichtliche Stellung des hermagoreischen Systems“ (S. 170 ff.), das in seinen Grundlagen mit der Logik und Didaktik verwachsen war und „getragen von einer durch die Stoiker und Peripatetiker erzeugten Wissenschaftlichkeit, welche aber zugleich die Kunst erstickte“. Da Hermagoras die durch Chrysipp vollendete stoische Terminologie benutzt, so ist er nach 250 v. Chr. anzusetzen, aber vor 150, wo eine Polemik gegen ihn beginnt.

Gercke (75) will Beiträge zur Geschichte der Rhetorik und im besondern ihrer Lehrmethode vor dem Auftreten des Isokrates und Platons liefern, sodann deren Angriff beleuchten. Der erste Teil, „Die Techne des Gorgias“, ist gegen Spengels Annahme der Unechtheit dieser Schrift gerichtet; der zweite, „Der Kampf gegen die Techne“, nämlich seitens Platons und der Rhetoren Alkidamas und Isokrates, zeigt, daß darin gewisse Übereinstimmungen zwischen Isokrates und Platon bestehen. Ferner gelangt er zu dem chronologischen Ergebnis, daß die Sophistenrede des Alkidamas sicher vor 386/5 und auch vor der Sophistenrede des Isokrates erschienen ist.

Die ersten 33 Seiten des Buches von Philippi (76) befassen sich mit der antiken Beredsamkeit, indem sie eine kurze Geschichte und Charakteristik der griechischen und römischen Kunstprosa, insbesondere der Gerichtsreden bieten. Mit Lysias und Demosthenes schließt dieser Abschnitt. Verständiges Urteil und Kenntnis der antiken Quellen wird

man dem Verf. nicht absprechen dürfen; moderne Litteratur über den Gegenstand hat er fast gar nicht berücksichtigt. Wir hätten etwas mehr Ausführlichkeit gewünscht; denn zur Geschichte der Prosa, wie sich der erste Hauptteil betitelt, bildet die Rhetorik der Alten immerhin eine recht breite Grundlage und nicht bloß eine schmale Brücke.

4. Poetische Prosa (Roman, Fabel).

77. E. Rohde, Der griechische Roman und seine Vorläufer. Zweite vermehrte Auflage (herausgeg. v. F. Schöll.) Leipzig 1900.

78. A. Ausfeld, Zur Kritik des griechischen Alexanderromans. Untersuchungen über die unechten Teile der ältesten Überlieferung. Progr. Bruchsal. Karlsruhe 1894.

79. W. Kroll, Zum griechischen Alexanderroman. Hermes XXX, 1895, S. 462—465.

80. E. Schwartz, Fünf Vorträge über den griechischen Roman. Berlin 1896.

81. H. Wulf, De fabellis cum collegii septem sapientium memoria coniunctis quaestiones criticae. Dissert. philol. Halenses XIII p. 163—213. 1896.

82. A. Hausrath, Das Problem der äsopischen Fabel. Neue Jahrbb. f. das klass. Altert. I, 1898, S. 305—322.

Rohdes berühmtes Buch (77) ist im allgemeinen dasselbe geblieben wie zuvor. Eine Anzahl neuer Citate aus der seit dem Erscheinen der ersten Auflage (1876) hinzugekommenen Litteratur sind hinzugefügt worden, ferner der aus den Verhandlungen der 30. Philologen-Versammlung zu Rostock (1875) abgedruckte Anhang „Über griechische Novellendichtung und ihren Zusammenhang mit dem Orient“ (S. 578 ff.).

Es sind verhältnismäßig viele Stücke, die Ausfeld (78) als unecht aus dem „Pseudokallisthenes“ ausscheidet, nämlich Alexanders Briefe an Aristoteles und Olympias, die Briefe des Dareios und seiner Satrapen; Alexanders Feldzug nach Griechenland, die Ereignisse zwischen dem Friedensgesuch und der Ermordung des Dareios, Alexanders Verkehr mit der Königin Kandake, Alexanders Testament und der Rückblick auf Alexanders Leben und Thaten. Der Inhalt des Alexanderbuchs sei, wie schon Nöldeke 1890 nachgewiesen habe, nicht etwa das Produkt der Volksüberlieferung, aus der sich das Vorhandensein der Widersprüche (Poros' Tod und Wiederaufleben) zur Not erklären ließ, sondern das einer halbgelehrten Schriftstellerei. Erst durch Beseitigung der unechten Briefe u. s. w. werde die ursprüngliche Komposition des

Werkes einigermaßen erkennbar. In den Briefen lassen sich dreierlei verschiedene Bestandteile sondern: Stücke mit historischer Grundlage, sagenhafte Stücke und Flickwerk des Bearbeiters. Manche Abschnitte darunter sind bereits früher von Rohde (Griech. Roman) als eingeschoben nachgewiesen. Aber wir dürfen dann nicht, wie es die Herausgeber und im Anschluß an sie Ausfeld versuchen, in den einmal als unecht erkannten Stücken an den seltsamen Namen (Feldherr Skamander, Fluß Stranga) Änderungen vornehmen; denn diese verdanken zum Teil subjektiver Erfindungsgabe, um nicht zu sagen, bewußter Fälschung ihre Existenz. Nach Tilgung der fehlerhaften Zusätze ergiebt sich nach A. als Inhalt des Romans Alexanders Eltern und Jugend, seine Rüstungen der Krieg mit Darius in ununterbrochenem Vordringen Alexanders von Issos bis zur persischen Hauptstadt, der Tod des Dareios, die Besitzergreifung des Perserreiches und der Zug nach Indien, endlich Alexanders Tod. So sei das Ganze eine in der Hauptsache klar und vernünftig fortschreitende Erzählung mit einheitlicher Handlung und Charakteristik. Der Verfasser des Romans wollte aber nicht Geschichte geben und Glaubwürdigkeit beanspruchen, sondern nur unterhalten. Sein Alexander ist nicht der weltgeschichtliche, edle, ritterliche und tapfere, sondern nur der kluge: φρενήρης. Und dies ist derjenige Alexander, der in die Dichtung des Mittelalters übergegangen ist; trotz Milderung einzelner Züge schimmert hier das gefälschte Bild des Romans durch. — Eine Ergänzung zu diesen Untersuchungen giebt der Aufsatz im Rhein. Museum 50 (1895) S. 357 ff.

Der Vollständigkeit wegen erwähne ich hier die kurze Miscelle von Kroll (79), der auf grund eigener Handschriften-Kollationen nachweist, daß Carl Müllers Ausgabe des sogen. Pseudo-Callisthenes philologisch ungenügend und infolge vieler Verlesungen recht unzuverlässig ist.

In fünf Vorträgen, die im Freien Deutschen Hochstift zu Frankfurt a. M. gehalten worden sind, führt Schwartz (80) alles, was sich in der erzählenden Litteratur der Griechen an Romanhaftem findet, in allgemeinen Umrissen wie in einzelnen Zügen seinen Zuhörern vor Augen. Odysseusabenteuer, Robinsonaden, Alexandersagen, der goldene Esel, Apollonios von Tyana, Heliodor bilden den Hauptinhalt seiner Schrift, in der sich keine einzige gelehrte Anmerkung findet. Ihr besonderer Wert scheint mir in der Kunst der Darstellung zu liegen (vgl. Wochenschr. f. klass. Philol. XIV, 1897, S. 649—651).

Wulf (81) giebt nicht nur eine nützliche Zusammenstellung der Berichte über die Sieben Weisen, sondern untersucht auch die Anfänge und Weiterentwickelung und Ausbildung jener Fabeln und zeigt, wie schließlich die ganze Masse der Einzelerzählungen sich zu einem einzigen Corpus verdichtet hat.

Hausrath (82) giebt einen Beitrag zur Geschichte der Äsopischen Fabel. Die uns vorliegenden Sammlungen der Αἰσωπικά gehen einerseits auf Volksbücher, die ihren Inhalt dem wechselnden Geschmack der Zeiten anpaßten, andererseits aber auch auf Schulbücher zurück, wie sie der Betrieb der Rhetorenschulen zur Voraussetzung hatte. Daß es Äsopische Fabeln schon vor Äsop gegeben hat, wußte man bereits im Altertum; auch Archilochos hat solche verfaßt. Verwandt mit den Αἰσώπου γελοῖα sind die Συβαριτικά und andere Schwänke und kurz angedeutete Novellenstoffe, die sich neben den alten, schlichten μῦθοι Αἰσώπειοι in unsern Sammlungen finden. Das Verdienst, diese Verhältnisse richtig erkannt zu haben, gebührt keinem Geringeren als Erwin Rohde.

5. Philosophie.

83. E. Rohde, Psyche. Seelenkult und Unsterblichkeitsglaube der Griechen. Freiburg i. B. 1894. 2. verb. Auflage. Freiburg i. B. 1898.

84. O. Willmann, Geschichte des Idealismus. I. Bd. Vorgeschichte und Geschichte des antiken Idealismus. Braunschweig 1894.

85. Th. Gomperz, Griechische Denker. Eine Geschichte der antiken Philosophie. Bd. I. Leipzig 1896.

86. R. Eucken, Die Lebensanschauungen der großen Denker. Eine Entwickelungsgeschichte des Lebensproblems der Menschheit von Plato bis zur Gegenwart. 2. Aufl. Leipzig 1897. 3. Aufl. 1899.

87. J. Walter, Die Geschichte der Ästhetik im Altertum ihrer begrifflichen Entwicklung nach dargestellt. Leipzig 1893.

88. K. Kiesewetter, Der Occultismus des Altertums. VI.—VIII. Buch: Griechen. — Römer. — Alexandriner, Neupythagoräer und Neuplatoniker. Leipzig 1896. = Geschichte des Occultismus. Teil III.

89. A. Biese, Hellenische Lebensanschauung und die Gegenwart. Fleckeisens N. Jahrbücher 152, 1895, II S. 188—201.

90. W. Nestle, Die Entwickelung der griechischen Aufklärung bis auf Sokrates. Neue Jahrbb. 1899, II, S. 177—203.

91. F. Prym, Über die Entwickelung der griechischen Mathematik von ihren Anfängen bis zu ihrem Höhepunkte. Festrede zur Feier des 316jähr. Bestehens der Kgl. Julius Maximilians-Universität Würzburg, geh. am 11. Mai 1898. Würzburg 1898.

Rohdes Buch (83) „will, indem es die Meinungen der Griechen von dem Leben der menschlichen Seele nach dem Tode darlegt, einen

Beitrag zu einer Geschichte griechischer Religion geben." So beginnt es denn mit Seelenglaube und Seelenkult in den Homerischen Gedichten und der Widerlegung der Ansicht, bei Homer sei mit dem Augenblick des Todes alles zu Ende. Die Schicksale der „Psyche" nach dem Tode (als εἴδωλον), der Heroen-, Götter-, Ahnenkult der Alten tritt uns bei R. in lebendigen Bildern vor Augen; ebenso was sich aus den nachhomerischen Epen, aus Hesiod u. s. w. für den Seelenkult beibringen läßt. Die nunmehr folgenden Untersuchungen sind mehr religionsgeschichtlicher und philosophischer als litterarhistorischer Natur. Erst bei der Behandlung der Orphiker, deren Lehre zusammenfassend dargestellt wird, treten letztere wieder mehr in den Vordergrund: an sie schließt sich die Darstellung dessen, was die Philosophen über die menschliche Seele „in voller Freiheit von aller Befangenheit in mythisch-religiöser Vorstellungsweise" lehrten (von den ionischen Naturphilosophen an bis auf Anaxagoras herab). Von den „Laien" wird Pindar am ausführlichsten behandelt; demnächst die Ansichten der Tragiker. Wesentlich ist der Nachweis (gegen Wilamowitz), daß die Euripideischen Anspielungen auf Epicharm sich nicht auf Fälschungen unter Epicharms Namen beziehen. Der Unsterblichkeitsgedanke bei Platon wird mehr genetisch entwickelt, sodann die Lehre des Aristoteles, der stoischen Dogmatiker bis auf den Kaiser Marc Aurel herab, endlich die „Müdigkeit" der Epikureischen Philosophie, „die ruhig heiter das Leben, so lieb es war, entschwinden sieht, wenn es Abschied nimmt, und sich ins Nichts sinken läßt." Diese ganze Zusammenstellung der Anschauungen antiker Denker wird auch der litterargeschichtlichen Forschung in hohem Maße zu gute kommen. — In der zweiten Auflage, die der bequemeren Benutzung wegen auf zwei Bände verteilt ist, konnte in allen Hauptpunkten die Darstellung unverändert bleiben, wenn auch der Stil an manchen Stellen verbessert und früher Übergangenes eingefügt worden ist.

Willmann (84) läßt in einer Geschichte des antiken Idealismus gewöhnlich die Alten selber reden. In sechs Abschnitten werden behandelt: die vorgeschichtlichen Anfänge der Philosophie, die Theologie als Grundlage der Philosophie und des Idealismus im besonderen, der vorplatonische Idealismus, Platon, Aristoteles und der Idealismus in der hellenistisch-römischen Periode. Es scheint mir, als ob Verf., von dem Plutarchischen Satze ausgehend: οἱ πάλαι θεολόγοι πρεσβύτατοι φιλοσόφων, den Einfluß der Theologie auf die Entstehung und Entwickelung des Idealismus, bei den Griechen wenigstens, etwas überschätzt hat. Es sind doch spekulative Köpfe, echte Philosophen gewesen, die den Idealismus ausgebildet haben. Anders mag es sich bei der ägyptischen und chaldäischen Lehre, den Veden, dem Alten Testament, der Thora

und Kabbala verhalten, die er gleichfalls mit großer Ausführlichkeit in den Kreis seiner Betrachtungen zieht.

Das Werk, in dem Gomperz (85) aus seiner Lebensarbeit die Summe zieht, darf sich den besten seiner Art getrost an die Seite stellen. Man könnte es eine Geschichte der antiken Philosophie in Doxographien nennen. Denn G. bemüht sich, die verschiedenen Denkrichtungen des Altertums gleichmäßig darzustellen, sie unbefangen zu betrachten und billig zu beurteilen. Dabei zieht er vielfach die bedeutendsten Denker unter den Philosophen und Naturforschern der Neuzeit seit Descartes zum Vergleich heran, schmückt sein Buch mit Citaten aus ihren Werken und läßt das Ganze von einem weiten kulturhistorischen Hintergrunde sich abheben. Das Bleibende und Wichtige trennt er von dem Gleichgültigen und Vergänglichen mit scharfem Blicke: das ihm vorschwebende Ideal ist eine erschöpfende Gesamtgeschichte des antiken Geisteslebens, zu dem dieses Werk nur eine bescheidene Vorarbeit sein soll. Der erste Band umfaßt das ganze weite, aber zum Teil noch recht brach liegende Feld der antiken Philosophie von den altionischen Naturphilosophen an bis auf Gorgias von Leontinoi. Hesiods Theogonie bildet die Einleitung zu dem eigentlichen Inhalt dieses Bandes, der Aufschwung der Geschichtswissenschaft den Beschluß. Die biographischen Beigaben sind verhältnismäßig kurz und beschränken sich auf das, was mit Sicherheit gewußt werden kann. Wahre Perlen der Darstellung sind die Charakteristiken des Xenophanes, Empedokles und Protagoras. Die dunkleren Pfade, auf denen sich z. B. die Orphiker und Pythagoräer bewegen, hat G. nach Kräften zu erhellen und überall wenigstens den Zusammenhang der einzelnen Geistesrichtungen zu entwickeln versucht. Dabei scheut er sich nicht, bei der Atomistik bis auf die Gegenwart herabzugehen. Keinem philosophischen Problem weicht er aus; vielen giebt er eine eigene originale Deutung, bisweilen im Widerspruch mit Zeller und Rohde. Auch eine neue Definition der Philosophie als einer Universalwissenschaft wird in den am Schlusse des Bandes beigegebenen Anmerkungen versucht, die nebenbei die Hauptquellen unserer Kenntnis der griechischen Philosophie aufzählen. Die Reihenfolge der behandelten Philosophen ist nicht immer die hergebrachte; Heraklit steht vor Pythagoras und Xenophanes, obwohl er von diesem mit beeinflußt ist. Es lag G. eben daran, die Hauptentwickelungsreihe festzuhalten, und deshalb sind die Nebeneinflüsse vorgreifend erwähnt worden. Wie O. Kern tritt auch G. für das hohe Alter der orphischen Theogonie ein. Zu Buch II Kap. 2 ist jetzt Diels' Parmenides nachzutragen. Melissos, „das enfant terrible der Metaphysik", doch ein Denker von vollendeter Furchtlosigkeit, scheint auch G. manches Kopfzerbrechen zu verursachen. Die Deutung der

Äußerung des Anaxagoras über die Farbe des Schnees (S. 172): A. habe, um möglichst scharf zu sehen, auf die im Sonnenglanz strahlende blendend weiße Schneedecke so beharrlich geschaut, bis sein geblendetes Auge schwarz zu sehen begann, dürfte schwerlich Beifall finden. Da wir die Gründe des Anaxagoras nicht kennen, werden wir sie wohl noch bei der Atomistik suchen müssen und vorläufig mit Galilei von den Farben sagen: „non sieno altro che puri nomi“ (S. 258). — Möge es G. vergönnt sein, uns nicht nur den zweiten Band (Sokrates, Platon, Aristoteles und ihre Schüler), sondern vor allem auch den Schlußband mit der älteren Stoa, dem Garten Epikurs, Mystik, Skepsis und Synkretismus in nicht zu ferner Zeit bescheren zu können. Mehrere Lieferungen desselben sind bereits erschienen.

Von den großen Denkern des Altertums hat Eucken (86) speziell Platon und Aristoteles einer ausführlichen Behandlung gewürdigt; denn in Platon habe die griechische Lebensanschauung ihre Höhe erreicht, in Aristoteles, dem Manne weltumspannender Ideen und mächtiger Gestaltungskraft, die ruhige und umsichtige Forschung. Neben ihnen treten ihre Vorgänger (Sophisten und Sokrates) und Nachfolger (Epikureer und Stoiker) in Euckens trefflichem und erfolgreichem Buche in den Schatten; nur Plotin, dessen Größe im Intuitiven liegt und der in der Wirkung auf die Lebensstimmung die Grenze zweier Welten bildet, wird als letzte Größe des Griechentums noch besonders gezeichnet. Den Epikureern wird E. wohl nicht ganz gerecht, wenn er ihnen Mangel geistiger Produktivität vorwirft und auf ihre Kosten die Stoiker als Förderer des Lebensproblems hervorhebt. Eine mehr historische, als philosophisch-dogmatische Betrachtung wäre hier eher am Platze gewesen. Große Denker waren doch auch die Naturphilosophen und Demokrit.

Mit griechischer Litteraturgeschichte hängt Walters Werk (87), dessen Titel etwas ungeschickt gefaßt ist — denn „begriffliche Entwickelung“ soll sich doch nicht auf das Nomen regens „Geschichte“ beziehen — nur insofern zusammen, als es die Analyse einzelner Schriftwerke oder deren Teile, soweit sie sich mit der Lehre vom Schönen und Guten beschäftigen, enthält. Seine Hauptabschnitte sind: das ästhetische Urteil in der griechischen Dichtung (Hesiod, Homer, Lyriker, Dramatiker); die Anbahnung der Ästhetik durch die vorsokratischen Philosophen; Sokrates und die Kalokagathie; Platon und die Begründung der Ästhetik; Plotin und die Theorie des Schönen; Kritik und Technik (Aristoxenos, Philostratos u. a.). Zu allerletzt kommt die Schrift περὶ ὕψους an die Reihe (S. 836 ff.). Das verstehe ich nicht; denn sie mußte unbedingt vor Plotin, dessen Name übrigens, wohl infolge eines Druckversehens, S. 837, 22 statt Longin genannt ist, behandelt werden, da

sie dem 1. Jahrh., Plotin aber dem 3. Jahrh. n. Chr. angehört. Es würde übrigens der fleißigen und tief in Einzelheiten sich verlierenden Arbeit nicht geschadet haben, wenn der Verf. neben der rein philosophischen Litteratur die Ergebnisse philologischer Forschung etwas mehr berücksichtigt hätte.

Das Gebiet des Wunderbaren und Geheimnisvollen sucht Kiesewetter († 1895) in seiner dreibändigen Geschichte des Occultismus (88) zu erforschen. Sein Opus posthumum, den dritten Band, hat L. Kuhlenbeck in Jena herausgegeben und mit eigenen Beiträgen versehen. Das Ganze ist eine etwas dilettantisch angelegte Sammlung von Stellen, die auf die Geheimwissenschaften Bezug haben. Schon in dem 1895 erschienenen II. Teile verfolgt er die Spuren der Alchymie bei Platon und anderen Philosophen. Der III. Teil beginnt, was die Griechen anlangt, mit den ionischen Naturphilosophen; aber nicht alles, was der Verf. vorbringt, hat mit den sogen. Geheimwissenschaften etwas zu thun; vielmehr bemerkt er ganz richtig, daß auf dem hellenischen Boden der „Occultismus" in die Philosophie einzumünden beginnt, daß wir aus dem Nebel der orientalisch wüsten Phantastik heraus in eine reinere und freiere Atmosphäre treten. Aber dann hätte er auch die Konsequenz ziehen und diesen Abschnitt aus seinem Werke weglassen sollen. Denn er gehört eher in eine Geschichte der Philosophie.

Bieses Aufsatz (89) trägt vorwiegend pädagogischen Charakter; Verf. will unsere Jugend durch das Hellenentum zur Harmonie des Leibes und der Seele erzogen wissen. Denn das Hellenentum lehrt, „wie das Kunstschaffen und das philosophische Denken und das sittliche Wollen für den Menschen auf der Harmonie, der harmonischen Ineinsbildung, von Äußerem und Innerem, auf Durchgeistigung der Anschauung, auf Veranschaulichung des Geistigen beruht. Und was Sokrates und Platon gelehrt haben, das haben auch unsere größten Dichter empfunden und gedacht und in herrlichen Worten ausgeprägt. Mit scharfen Worten wendet sich B. gegen die Jüngstdeutschen, Nietzschekultus, Rembrandt als Erzieher, Nerrlichs Dogma vom klassischen Altertum und weist auf empfehlenswertere Werke hin. Seine Gedanken können sehr wohl für eine Einleitung in die griechische Litteraturgeschichte verwertet werden.

Nestle (90) verfolgt in seiner am Geburtstage Wilhelms II. von Württemberg zu Ulm 1899 gehaltenen Schulrede den Gang der griechischen Aufklärung auf drei Gebieten: dem religiös-philosophischen, dem naturwissenschaftlichen und dem historisch-politischen und entwickelt dabei mehrfach neue Gesichtspunkte.

Pryms Festrede (91) beginnt mit den Agyptern und Thales. Von einer selbständigen griechischen Mathematik könne aber erst bei

Pythagoras und seiner Schule die Rede sein. Mit besonderem Interesse verweilt er bei Eukleides und den berühmten drei Problemen: Quadratur des Kreises, Dreiteilung des Winkels und Verdoppelung des Würfels. Auch Archimedes wird als der genialste Mathematiker aller Zeiten gewürdigt. Da Verf. selbst Mathematiker von Fach ist, können in bezug auf Sacherklärung die Philologen, deren Schriften er neben denjenigen seiner Fachgenossen heranzieht, manches von ihm lernen.

III. Einzelne Perioden.

A. Bis auf Alexander den Großen.

92. E. Meyer, Geschichte des Altertums. 2. Band. Geschichte des Abendlandes bis auf die Perserkriege. Stuttgart 1893.

93. Albrecht Stauffer, Zwölf Gestalten der Glanzzeit Athens im Zusammenhange der Kulturentwicklung. Münden u. Leipzig 1896.

94. Ivo Bruns, Das litterarische Porträt der Griechen im fünften und vierten Jahrhundert vor Christi Geburt. Berlin 1896.

95. P. Seliger, Die Kunst der Charakteristik in der griechischen Litteratur der klassischen Zeit. Beilage zur Münchener Allgem. Zeitung 1897. No. 214 v. 23. September.

96. O. Crusius, Litterargeschichtliche Parerga I—IV. Philologus 54, 1895, S. 710—744; 55, 1896, p. 1—19.

97. Robert Zahn Die Darstellung der Barbaren in griechischer Litteratur und Kunst der vorhellenistischen Zeit. I. Diss. Heidelberg 1896.

Daß wir das Werk von Ed. Meyer (92) hier erwähnen, geschieht deshalb, weil auch der Litterarhistoriker manches daraus lernen und für eigene Darstellung verwerten kann. Es beginnt mit einer Quellenkunde zur älteren griechischen Geschichte, die zum Vergleich mit Wachsmuths Buch herausfordert. Während der letztere in seiner umfassenden Einleitung in die alte Geschichte bei der Beurteilung der Quellen oft Milde walten läßt, ist Meyer von unerbittlicher Kritik alten und modernen Schriften gegenüber (vgl. z. B. sein Urteil über Diodor unter den Alten, über Movers, Ewald und Curtius unter den Neueren). Zwar ist er durch die Anlage seines Werkes verhindert, eine ausführliche Begründung seiner Ansichten zu geben; aber daß sein selbstbewußtes Urteil vollberechtigt ist, zeigt fast jeder Abschnitt seiner eigenen Darstellung. Speziell für die Litteraturgeschichte kommen in betracht seine Charakteristiken der alten Epiker, Aoeden

und Rhapsoden, Elegiker, Iambiker, Meliker, der Orphiker und der ionischen Philosophen. Pythagoras und Xenophanes sind die letzten litterarischen Gestalten, die dieser Band behandelt. Sehr zu statten kommt M. dabei seine tiefere Kenntnis des Orients, mit dem sich bereits der erste, 1884 erschienene Band befaßt hat.

Das empfehlenswerte Buch von Stauffer (93), eines Mannes von universalhistorischer Bildung und Anschauung, beruht auf den besten und neuesten Werken, die die klassische Altertumswissenschaft der Gegenwart gezeitigt hat. Wenn daher ein Nichtphilologe, wie der Verf., die Ergebnisse unserer Forschungen in gemeinverständlicher, aber niemals trivialer Form den weitesten Kreisen zugänglich macht, so ist auch das als ein willkommener Fortschritt anzusehen. Vom Standpunkte des Historikers aus giebt er unter seinen zwölf Gestalten prachtvolle Charakterschilderungen auch litterarischer Größen, nämlich des Aischylos, Sophokles, Herodot, Aristophanes, Euripides, Thukydides und Sokrates, überall den kulturgeschichtlichen Hintergrund in kräftigen Zügen hervorhebend. Kunst und Philosophie finden nebenbei die eingehendste Berücksichtigung. Für das Bedürfnis der Fachmänner ist durch einen Anhang gesorgt. Erfreulich ist zugleich, daß Verf. sich eine große Selbständigkeit des Urteils wahrt und nirgends sich scheut, seiner in Einzelfragen von der meistgehegten bisweilen abweichenden Ansicht mit kurzer Begründung offen Ausdruck zu geben. Für alle diejenigen, die, ohne selbst Philologen zu sein oder auch nur Griechisch zu verstehen, sich über die Glanzzeit Athens orientieren wollen, besonders für realistisch Gebildete und Offiziere, ist das Buch mit die beste, verständlichste und vor allem anregendste Lektüre.

Die Pfade, welche Ivo Bruns (94) einschlägt, sind diejenigen von Usener und Diels. Auch er sucht in fast allen seinen Arbeiten die Verbindung zwischen Sprachwissenschaft und litterarhistorischer Forschung auf der einen und der Philosophie auf der anderen Seite teils festzuhalten, teils neu herzustellen. Die Folge davon ist, daß seine Schriften sich nicht nur angenehm und leicht lesen lassen, sondern auch lesenswert sind. Besonders trifft solches bei seinem „Litterarischen Porträt" zu, einer wirklich hervorragenden Leistung. An der Hand der Stilgesetze des Thukydides weist er zunächst nach, daß dieser Historiker es vermeidet, in eigener Person die handelnden Personen zu beurteilen. Nur dann kommt das Privatleben und damit der persönliche Charakter der Handelnden für Thukydides in betracht, wenn beides auf den Gang der öffentlichen Ereignisse Einfluß ausübt. Anders charakterisiert Herodot; anders wieder Isokrates und Xenophon in ihren enkomiastischen Werken. Bei Aristophanes werden poetische Fiktionen, wie die Rolle des Euripides, direkt vorgeführt, wirkliche

Personen stilisiert; die Mehrzahl seiner Rollen besteht aus typischen Figuren, in denen die Beobachtungen am wirklichen Leben zu einem künstlerischen Gebilde verarbeitet worden sind (S. 176). In ähnlicher Weise, wie bei den Historikern und Komikern, werden dann bei den Philosophen und Rednern an einzelnen Beispielen die abweichenden Stilrichtungen in der Behandlung des Individuums klargestellt. Die rhetorischen Porträts in den Gerichtsreden beruhen meist auf tendenziöser Erfindung, hervorgegangen aus dem Bestreben, dem Gegner möglichst zu schaden, nicht aber ihn wahrheitsgetreu zu zeichnen. Einzelheiten möge man in dem prächtigen Buche selbst nachlesen, das uns nicht nur die Porträts der bei Thukydides, Herodot, Xenophon, Isokrates, Aristophanes, Platon, Lysias, Andokides, Isaios, Demosthenes, Aischines u. a. gezeichneten Personen wiedergiebt, sondern auch, vielleicht ohne daß es Br. beabsichtigt hat, unmerklich die eigenen Charakterbilder jener Autoren vor Augen führt. Das einzige, was die Lektüre etwas stört, aber schwer zu vermeiden war, ist die gleichsam zickzackartige Darstellung, die an verschiedenen Stellen immer wieder auf denselben Autor zurückkommt. So ist die Zweiteilung Xenophons, der einmal bei den Geschichtschreibern, dann wieder bei den Philosophen berücksichtigt wird, zwar erklärlich; sie wirkt aber etwas störend, da wir es doch mit ein- und demselben Individuum zu thun haben. Bruns' Arbeit ist für Litterar- und Kulturhistoriker gleich wertvoll.

Seligers Aufsatz (95) ist im großen und ganzen nichts weiter als ein populär geschriebenes und ausführliches Referat über Bruns' Litterarisches Porträt mit Auszügen daraus.

Crusius (96) untersucht in seinen Parerga I. II. zunächst die Gründe, durch welche man im Altertume veranlaßt wurde, den Margites, den Apollohymnos, die alte Thebais, die Kyprien, ja sogar Ilias und Odyssee dem Homeros beizulegen. Ein Legendenbüchlein von Homer und Hesiod, der Kern unseres βίος, habe dem Simonides, Heraklit, Plato, Thukydides, Aristoteles, manche Einzelheit schon dem Archilochos vorgelegen, und von diesem alten βίος sei in der Hauptsache auch das Urteil über die Echtheit der Gedichte abhängig. Die Namen der ältesten Epiker stammen überhaupt nicht — nicht einmal Ὅμηρος — aus geschichtlicher Überlieferung, sondern verdanken der Sage und Dichtung ihre Existenz. Diesen recht radikalen Ansichten wird sich in vollem Umfange schwerlich jemand anschließen. Wenn wirklich, wie Cr. meint, die Griechen keinen nach dem Bären benannt haben, — und darum sei der Name Ἀρκτῖνος befremdend, — so kann es doch ein Barbarenname gewesen sein; Ἀρκτεύς heißt z. B. ein Perser bei Aischylos. Es kann auch ein Spitzname gewesen sein, der den wirklichen verdrängt hat. Lesches ist schon verdächtiger; aber Ὅμηρος

ist ein guter Personenname. Bloße Schemen erweckt auch die Legende nicht zum Leben; ohne den Attila der Geschichte konnte kein Etzel der Nibelungen werden. Es ist zu viel, was von Homer als Persönlichkeit erzählt wird, als daß wir diese ganz in der Versenkung verschwinden lassen dürfen. — Nicht anders verfährt Cr. mit Pigres, dem Dichter des Froschmäusekrieges, in dem zweiten Parergon. Der karische Truppenführer sei kein griechischer Litterat; darum habe er mitsamt seinen Genossen Idaios und Timolaos keinen Platz in der Litteraturgeschichte zu beanspruchen. Auf den Schwindler Ptolemaios Chennos gehen alle diesbezüglichen Nachrichten zurück, verdienen daher keinen Glauben. Mag sein; aber auf allzu plumpen Schwindel fällt selten jemand hinein; ein Körnchen Richtigkeit, und sei es auch nur der bloße Name, wird immer dazwischen stecken. Wer Inschriften, Münzen, Nachrichten u. dgl. fälscht, wird immer ein paar echte darunter mischen, um vor Entdeckung geschützt zu sein. Wir können nicht mehr kontrollieren, wohl aber die alten Grammatiker. Darum glaube ich, daß wenigstens in der Quelle des Ptolemaios (Glaukos von Rhegion?) etwas Richtiges über den Pigres gestanden hat, woran jener dann seinen weiteren Schwindelkram angehängt hat; vgl. übrigens A. Ludwichs Ausgabe der Batrachom. und unsere Bemerkungen in der Wochenschr. für klass. Philol. 1896 p. 1390.

Weit eher kann man sich mit den Resultaten befreunden, welche Crusius in der Fortsetzung seiner Parerga (III—IV) gewonnen hat. Was wir von den Rätseln der Kleobuline wissen, stammt aus den Erzählungen von den sieben Weisen und Äsop; auch Kleobuline (Eumetis) wird ein Geschöpf des alten ionischen Erzählers sein; ebensowenig geschichtlichen Wert haben die Überlieferungen über Kleobul von Lindos, ihren Vater. — Eine Polemik gegen Beloch ist das vierte Parergon. Dieser wollte Alkaios und Sappho in die Zeit des Peisistratos und Anakreon hinunterrücken, wogegen Cr. schon in Pauly-Wissowas Realencyklopädie Einspruch erhoben hatte. Mich wundert, daß man in dieser Frage Beloch, der keine Ahnung von dem Wert oder Unwert der litterarischen Quellen zu haben scheint, überhaupt ernst genommen hat.

So weit sich Zahns Dissertation (97) mit griechischer Litteratur befaßt, erörtert er hauptsächlich den Begriff βάρβαροι im Homerischen Epos unter besonderer Rücksicht auf die Entwickelung des Nationalgefühls. Sehr richtig bemerkt er, daß das Zurücktreten des Kollektivbegriffs Barbaren auch in der Litteratur eine veränderte Anschauung zur Folge haben mußte. Im Zeitalter Alexanders konnte der Grieche, was Geistesbildung betraf, seine Sonderstellung vielen Ausländern gegenüber nicht mehr aufrecht erhalten (S. 5). Wie der Grieche seine An-

sicht über die Sonderstellung seines Volkes im Kreise der übrigen begründet und rechtfertigt, wird weiterhin auf grund Platonischer, Aristotelischer u. a. Aussprüche auseinandergesetzt. Geistige und sittliche Güter waren es besonders, welche die Hellenen speziell sich selber zum Unterschiede von den Barbaren zuerkannten.

B. Die hellenistische und griechisch-römische Periode.

98. B. Niese, Geschichte der griechischen und makedonischen Staaten seit der Schlacht von Chaeronea. 2. Teil: Vom Jahre 281 v. Chr. bis zur Begründung der römischen Hegemonie im griechischen Osten 188 v. Chr. = Handbücher der alten Geschichte II 2. Gotha 1899.

99. F. Susemihl, Zur alexandrinischen Litteraturgeschichte. I. II. Neue Jahrbücher 149. (1894). S. 93—102.

100. F. Susemihl, Beiträge zur alexandrinischen Litteraturgeschichte. 1—4. Philologus 57, 1898, S. 318—333.

101. A. Baumstark, Beiträge zur griechischen Litteraturgeschichte. Philologus 53, 1894, S. 697—716.

102. S. Piazza, L'epigramma alessandrino. Padova 1897.

103. B. Apostolides, Essai sur l'hellénisme égyptien et ses rapports avec l'hellénisme classique et moderne. T. I. L'hellénisme sous l'ancien et le moyen empire. 1—3 fasc. Paris 1898—99.

104. Eug. Pridik, De Alexandri Magni epistularum commercio. Diss. Dorpat 1893.

105. J. Kärst, Zum Briefwechsel Alexanders d. Gr. Philologus 56, 1897, S. 406—412.

106. W. Capelle, De Cynicorum epistulis. Diss. Göttingen 1896.

107. A. Caspari, De Cynicis qui fuerunt aetate imperatorum Romanorum. Progr. Chemnitz 1896.

108. Ed. Stemplinger, Die litterarischen Kreise am makedonischen Königshofe. Blätter f. d. bayr. Gymn. Bd. 32, 1896, S. 408—418.

109. A. M. Zumetikos, De Alexandri Olympiadisque epistularum fontibus et reliquiis. Diss. Berlin 1894.

110. U. Wilcken, Zur ägyptisch-hellenistischen Litteratur. Aegyptiaca. Festschrift für Georg Ebers. Leipzig 1897. S. 142—152.

111. O. Seeck, Geschichte des Untergangs der antiken Welt. I. Band. Anhang zum I. Bde. Berlin 1895.

112. W. Schmid, Der Atticismus in seinen Hauptvertretern von Dionysius von Halikarnaß bis auf den zweiten Philostratus dargestellt. IV. Stuttgart 1896. — Registerband 1897.

113. Ivo Bruns, Die atticistischen Bewegungen in der griechischen Litteratur. Rede. Kiel 1896.

114. W. Schmid, Über den kulturgeschichtlichen Zusammenhang und die Bedeutung der griechischen Renaissance in der Römerzeit.

Niese (98) schickt der Darstellung der einzelnen Perioden kurze Quellen- und Litteraturangaben voran, unter denen die Charakteristik des Polybios (S. 350 ff.) als die ausführlichste hervorzuheben ist.

Über die Frage, wann und wo die Phaenomena des Aratos verfaßt sind, hat sich zwischen Maaß und Susemihl (99) eine Kontroverse erhoben, indem letzterer in seiner Rezension von Maaß' Aratea (Jahrbb. 1893 S. 42 ff.) die Ansicht verfocht, die Phaenomena seien in der späteren Zeit von Arats Aufenthalt in Athen entstanden, nachdem er den Stoikern nahe getreten war. Susemihls Vermutung wurde von Oder, Schwartz und Knaack gebilligt, während Maaß GgA. 1893 S. 642 erklärte, er könne gar nichts finden, was für dieselbe spräche. In diesem Aufsatz No. I kommt Susemihl noch einmal auf die Frage zurück und zeigt, daß das Argument von Maaß, die ausführliche Beschreibung der Mastixstaude bei Arat (Vs. 1051—1059) könne nicht in Attika oder auf dem griechischen Festlande, wo sie nur spärlich wachse, entstanden sein, sich durch den engen Anschluß Arats an seine Quelle, vermutlich Demokritos, erledige. Weiter weist Susemihl nach, daß der im Prooimion Arats hervortretende Pantheismus aus stoischem Einflusse hervorgegangen sei. Hätte aber Arat, wie Maaß will, seinen Pantheismus schon von Kos nach Athen mitgebracht, so wäre es auffällig, daß er sich in Athen zunächst nicht an die Stoiker, sondern an den Peripatetiker Praxiphanes anschloss. Hier wurde ihm auch Kallimachos zuerst vorgestellt; dieser kann also nicht der in Theokrits Thalysien erwähnte, zum Koischen Kreise gehörende Aristis sein, wie E. Schwartz vermutet hat. Übrigens ist S. 99 Zeile 7 die Jahreszahl 376 ein Druckfehler statt 276. Für uns scheint die Lösung der Frage, ob Arat die Phaenomena in Kos, Pella oder Athen geschrieben hat, noch immer in undurchdringliches Dunkel gehüllt zu sein.

Auch der zweite Artikel ist polemischer Art; er richtet sich gegen Reitzensteins Deutung der Hirtennamen Korydon und Battos im vierten Idyll Theokrits. Daß mit Korydon Alexander Ätolos gemeint sei, ist höchst unwahrscheinlich; wir dürfen auch ohne weiteres Susemihls ungezwungener Erklärung der Schlußverse jenes Idylls zustimmen. Anders steht es mit der Gleichung Battos = der Battiade Kallimachos,

der angeblich in dem Idyll schlecht genug wegkomme. Schwerlich habe Theokrit sich an dem mächtigen Kallimachos reiben wollen oder ungestraft reiben dürfen. Aber war denn wirklich Kallimachos von vornherein in Alexandreia so einflußreich? Und wenn, was ich bestreite, konnte er denn keinen Scherz von seiten des befreundeten Theokritos vertragen? Aus welcher Zeit stammen überhaupt Idyll IV und X, auf die es dabei ankommt? Diese Frage ist noch längst nicht entschieden; erst wenn sie es ist, wird man den übrigen näher treten können. Übrigens ist Susemihls Unternehmen, den Schein der Natürlichkeit bei Theokrit, den man in letzter Zeit oft mit Übertreibung in eine platte Wirklichkeit aufzulösen versucht hat, zu retten und des Dichters Rechte zu wahren, durchaus zu billigen. Aber wer einmal dem verführerischen Reize des Rätsellösens sich hingegeben hat, wird erklärlicher- und entschuldbarerweise nicht selten zu Fehlschlüssen kommen, wie es uns allen in diesen Fragen schon mehrfach ergangen sein dürfte.

Weiterhin sondert Susemihl (100) den Mechaniker Ktesibios, der in seinen Ὑπομνήματα μηχανικά über die Konstruktion der Wasserorgel gehandelt hat, von dem unter Ptolemaios Physkon lebenden Barbier, der eine verbesserte Wasserorgel erfunden habe, und verteidigt demgemäß die bei Athenaeus IV 174d überlieferte Lesung ἐπὶ τοῦ δευτέρου Εὐεργέτου. Der Gewährsmann für diese Notiz, Aristokles, habe seine Schrift περὶ χορῶν etwa um 75 v. Chr. verfaßt. — 2. Daß Erasistratos aus Keos auch in Alexandreia gewirkt hat, ist vorläufig unbewiesen. — 3. Die Geburt des Theokrit datiert S. in einer Polemik gegen R. Helm (Jahrbb. f. Philol. 155, 1897, S. 389 ff.) bis ungefähr 315 zurück. Den pastoralen Dichterbund auf Kos setzt er etwa um 292 an; dorthin sei Philetas, nachdem er den Philadelphos unterrichtet, aus Alexandreia zurückgekehrt. Die Ansicht von Wilamowitz, daß der Gastfreund des Theokrit, Aratos, ein anderer sei als der Dichter der Φαινόμενα, acceptiert S. ohne weiteres. Ref. vermag sich diesen Hypothesen nicht anzuschließen. — 4. S. nimmt mit Zeller an, daß der Peripatetiker Boethos von Sidon Lehrer, nicht Mitschüler Strabons gewesen ist.

Auf dunklen und unsicheren Pfaden wandelt Baumstark (101) in seinen Beiträgen, deren erster von der Γεωργία des Orpheus handelt. Dem Tzetzes heißen die Ἔργα καὶ Ἡμέραι des Orpheus kurz das den Hesiodeischen entsprechende Orphische Gedicht, das wahrscheinlich den obigen Titel geführt hat. — Wir sind der Meinung, daß Tzetzes darüber ebensowenig Genaueres gewußt hat wie wir. Doch durfte B. den Ausdruck Ἐφημερίδες nicht als besonderen Titel fassen; es ist nichts weiter als die durch ἤτοι, wie sonst in Scholien (oder καί), eingeleitete Erklärung zu Ἡμέραι. — Lysimachos von Alexandreia, mit dem sich der zweite Beitrag beschäftigt, der Verfasser von Αἰγυπτιακά, Θηβαϊκὰ

παράδοξα (einer Urgeschichte Thebens) und Νόστοι, ist ein älterer Zeitgenosse des Didymos, der ihn stark benutzt hat, und sein Leben um 120—45 v. Chr. anzusetzen. — Die Blütezeit des Dionysios von Chalkis (Beitr. 3), dessen fünf Bücher κτίσεις eine Quelle für Pseudo-Skymnos und Lysimachos waren, während ihn der Grammatiker Lysanias von Kyrene noch nicht kannte, wird von B. in das 2. Jahrh. vor Chr. gesetzt. — Lysanias (Beitr. 4) hat, wie sein älterer Zeitgenosse Hieronymos von Rhodos, ein umfassendes Werk περὶ ποιητῶν hinterlassen, in in welchem jeweils ein Buch den Dichtern einer bestimmten Gattung (περὶ ἰαμβοποιῶν, τραγῳδοποιῶν) gewidmet war. Einem solchem selbständigen Werke, nicht etwa einem Kommentar zu einzelnen Dramen, entstammen auch die Lysaniasfragmente zu Euripides, die Didymos überliefert hat. Weniger läßt sich über die Homerischen Studien des Lysanias sagen, die sich vorwiegend mit Worterklärung befassen. Uns erscheint es nicht unmöglich, daß auch diese einem Teile des größeren Werkes (περὶ Ὁμήρου, περὶ ἐπικῶν) angehörten.

Der Titel des Werkes von Apostolides (103) führt uns etwas irre. Höchstens die Kritik der Berichte Herodots, Diodors, Manethos u. a. über die Geschichte Ägyptens und die Vergleichung derselben mit den Denkmälern könnte für uns von Interesse sein; im übrigen ist der ganze Inhalt der bisher erschienenen Teile mehr ägyptologisch-historischer Art.

Pridik (104) giebt eine sehr ausführliche Kritik der Briefe von und an Alexander den Großen. Er untersucht ihre Glaubwürdigkeit, die bei jedem einzelnen Briefe nachgewiesen werden muß; ferner welche Briefe echt und welche fingiert sind, und inwieweit sie als Quelle für Alexanders Leben verwertet werden dürfen. Dabei kommen ihm seine vortrefflichen Litteraturkenntnisse sehr zu statten. Seine Arbeit ist recht praktisch angelegt, weil sie zugleich eine Aufzählung resp. Ausgabe der Briefe (allerdings ohne Textkritik) von S. 17 ab enthält. Das Ergebnis ist, daß die Privatbriefe von den für die Öffentlichkeit bestimmten unterschieden werden müssen: „publicas praeter Antipatri librum ex tabulariis esse collectas, privatas vero ex Charetis et Antipatri libris tabulariisque esse sumptas.“ Ende des 4. oder Anfang des 3. Jahrhunderts sei eine ganze Sammlung von echten und unechten Briefen veranstaltet worden; die Schreiber haben teils schon Sammlungen benutzt, teils selbst Briefe fingiert.

Kärst (105) weist an einem einzigen Beispiele, nämlich dem Bericht über die Porosschlacht, nach, daß der von Plutarch benutzte Alexanderbrief, dessen Echtheit zweifelhaft ist, nicht dieselbe Glaubwürdigkeit beanspruchen darf, wie die sachverständige und authentische Darstellung des Ptolemaios, die der Erzählung der Schlacht am Hydaspes bei Arrian zu Grunde liegt.

Die fleißige Arbeit von Capelle (106) hat die Briefe der Kyniker Diogenes und Krates zum Gegenstande. Nach einigen Bemerkungen über die handschriftliche Überlieferung sucht er zunächst die Abfassungszeit der bekanntlich unechten Diogenesbriefe zu bestimmen. Dieselben stammen von verschiedenen Verfassern; man kann vier verschiedene Arten unterscheiden: παραινετικαί, Apologien des Kynikerlebens, Invektiven gegen andere und Reisebriefe. Der Sprache und dem Inhalt nach gehören sie der Kaiserzeit an. Auch die Kratesbriefe sind mehreren Verfassern zuzuweisen, aber von den Diogenesbriefen scharf zu trennen, nach deren Zeit sie geschrieben sind. Es scheinen mehrere Sammlungen derartiger gefälschter Briefe existiert zu haben, die später zu einer einzigen vereinigt wurden.

Was die späteren Kyniker von Kunst und Wissenschaft, von Göttern und Götterkult, von Vaterland und Staat hielten, und ob sie ihren Lehren gemäß auch ihr Leben einrichteten, untersucht Caspari (107) in seinem Programme mit Gründlichkeit und Gelehrsamkeit. Doch möchte ich bezweifeln, ob die Bilder, welche Seneca, Lucian u. a. von den Kynikern ihrer Zeit gezeichnet haben, immer der Wirklichkeit entsprachen und nicht vielmehr Zerrbilder waren. Recht aber hat Verf. mit seinem Schlußergebnis, daß, während alle andern philosophischen Sekten vor dem Christentum die Segel gestrichen hatten oder gänzlich verschwunden waren, der spätere Kynismus bis zum 6. Jahrhundert n. Chr. nicht nur Dauer, sondere auch Blüte erreicht hat.

Stemplinger (108) giebt eine kurze Skizze, die den Aufenthalt griechischer Dichter, Philosophen u. s. w. am makedonischen Königshofe schildert. Unter Antigonos Gonatas erst wurde Pella ein wirkliches litterarisches Centrum: Arat, Kastorion, Alexander Ätolus, Antagoras von Rhodos, die Stoiker Persaios und Philonides, Hieronymos von Kardia u. a. zählten dazu. „Mit jenem König verschwindet der kurze Glanz, der beutegierige Wolf von Rom zog über Westen her und brachte Krieg und Unheil über Makedonien und Griechenland.“ — Wenn Verf. dieser zweiten Blütezeit eine erste vorangehen läßt, indem er an den makedonischen Aufenthalt von Hellanikos, Herodot; Pindar unter Alexander I., Amyntas' Sohn, des Dithyrambikers Melanippides und des Hippokrates bei Perdikkas II. erinnert, ferner an Archelaos' Hof in Pella, wo Euripides an der Spitze des litterarischen Zirkels stand, an Agathon, Choirilos von Samos, Timotheos, Thukydides, Anaxandridas unter Philippos, so ist dazu zu bemerken, daß diese Könige als Halbbarbaren mehr litterarische Dilettanten waren als wirklich hellenisch Gebildete von der Art eines Antigonos.

Ein sehr dankbares Thema aus dem Gebiete der griechischen Epistolographie hat sich Zumetikos (109) ohne Zweifel gewählt. Auch

verdient der Fleiß und die Ausführlichkeit, mit der jeder einzelne Brief registriert und besprochen wird, alles Lob. Über die Ansichten der Modernen vom Wert oder vielmehr Unwert der Alexanderbriefe, über die Überlieferung (hauptsächlich Plutarch und Arrian) und die Quellen derselben (Ephemeriden, geschichtsschreibende Zeitgenossen Alexanders, Briefsammlungen, letztere verhältnismässig am unzuverlässigsten) orientiert uns Verf. mit der wünschenswerten Klarheit. Von S. 134 ab werden die Briefe der Olympias erörtert. Verf. hält die Mehrzahl der Briefe für echt, besonders weil sie zu dem Charakter des Briefschreibers passen und die in ihnen angeführten historischen Thatsachen mit der Wirklichkeit übereinstimmen. Nur wenige werden (p. 105 ff.) als untergeschoben ausgeschieden. — Allein die Hauptaufgabe ist vom Verf. doch noch lange nicht endgültig erledigt; nach wie vor wird jeder einzelne Brief, dessen Benutzung zu einem bestimmten Zwecke für uns unvermeidlich ist, in jedem einzelnen Falle von neuem auf seine Echtheit hin geprüft werden müssen. Denn alle Momente, die in betracht kommen könnten, ließen sich in dem engen Rahmen dieser Dissertation trotz ihrer Ausführlichkeit doch nicht unterbringen. Auf Sprache und Stil hin hat Verf. die Briefe überhaupt nicht untersucht, was ja auch bei vielen nur inhaltlich überlieferten ein Ding der Unmöglichkeit ist. Immerhin konnten die umfangreicheren und in direkter Rede vorliegenden mit den inschriftlich erhaltenen Edikten Alexanders (p. 111 ff.) verglichen werden. Sodann war zu berücksichtigen, daß sehr viele Briefe, die nur im Auszuge oder dem Gedankengange nach überliefert sind, vielleicht niemals im Original an die Öffentlichkeit gekommen sind. Für uns existieren sie daher einfach nicht. Was sie enthielten oder den Umständen nach enthalten mußten, konnten die Historiker sowohl aus den vorausgehenden Ereignissen, wie den späteren Folgezuständen unschwer erraten. Unser Schlußurteil geht dahin, daß sich auch die Frage nach den Alexanderbriefen nur im Zusammenhange mit der gesamten antiken Epistolographie endgültig lösen läßt. Daß Verf. jene wesentlich gefördert hat, soll darum durchaus nicht in Abrede gestellt werden.

Wilcken (110) weist an einem lehrreichen Beispiele, den auf einem Kalksteinostrakon aus Deir el-Bahri stehenden Αμενώτου ὑποθῆκαι", die zum Teil den Sprüchen der Sieben Weisen ähneln, nach, daß schon im 3. Jahrhundert vor Chr. „griechisches Gut unter altägyptischer Flagge segelte". Denn jene Gnomen sind, wahrscheinlich von einem griechischen Manne, einem ägyptischen Weisen, dem Amenḥotep, Sohn des Ḥapu, untergeschoben. Es ist also auch ein Pseudepigraphon. Andererseits sind die von Wessely (Denkschr. d. Wiener Akad. 42,

1893 „Neue griech. Zauberpapyrus S. 3 f.) herausgegebenen Papyrusfragmente die griechische Übersetzung eines ägyptischen Originals.

Nur hin und wieder berücksichtigt Seeck (111) die griechische Litteratur in der römischen Kaiserzeit, da sein Werk mehr auf die politische Geschichte eingeht. Die griechischen Sophisten (S. 278) und der Neuplatonismus (S. 402) finden nur eine ganz kurze Erwähnung. Sein Werk, das mit Diocletian und Constantin beginnt, ist immerhin geeignet, gewissermaßen den kulturhistorischen Hintergrund für die litterarischen Erscheinungen jener Zeit zu liefern.

Mit dem zweiten Philostratos beschließt Schmid (112) im vierten Bande sein groß angelegtes Werk über den Atticismus. Es ist schade, daß wir von einer zusammenhängenden Darstellung so wenig zu lesen bekommen; fast alles absorbieren bei ihm die gewaltigen Sammlungen von Vokabeln und Stilblüten. Allerdings folgt noch (S. 577 ff.) eine Übersicht über das gegenseitige Verhältnis der verschiedenen Elemente der atticistischen Litteratursprache; aber auch das ist mehr eine Aufzählung von Eigentümlichkeiten aus Syntax und Formenlehre. Nach Schmid ist Philostratos II. der letzte Sophist von produktiver Anlage: was später kommt, ist Nachahmung der Nachahmung.

Der von Schmids Vater († 1896) ausgearbeitete Registerband (Sach- und Wortregister enthaltend) ist natürlich bei einem solchen Werke ein unentbehrliches Requisit.

Ivo Bruns (113) giebt in seiner Kaisers-Geburtstagsrede eine treffliche Charakteristik des Dionys von Halikarnaß und des Verfassers der Schrift περὶ ὕψους, mit dem die Periode des Atticismus nicht ungünstig abschließe. Vorher wird die Entwickelung der griechischen Sprache und Litteratur nach dem Aufhören der sogenannten klassischen Zeit in allgemeinen Zügen geschildert; ebenso die Veränderung der politischen und litterarischen Verhältnisse, unter denen das Aufkommen des Atticismus erfolgte.

Ähnlich behandelt auch W. Schmid (114) die Wiederbelebung der griechischen Kunst und Litteratur vom 2. nachchristlichen Jahrhundert an, speziell die Sophistik, die Reformbestrebungen des Dio Chrysostomus, den Kampf der Philosophie und Rhetorik und des Asianismus und Atticismus. Es sind im wesentlichen Ergebnisse und Folgerungen aus seinem größeren Werk über den Atticismus.

C. Die byzantinische und altchristliche Litteratur.

115. Krumbacher, Geschichte der byzantinischen Litteratur. 2. Aufl., bearb. unter Mitwirkung von A. Ehrhard und H. Gelzer. = Handbuch der klass. Altert.-Wissenschaft IX, 1. München 1896.

116. G. Wentzel, Beiträge zur Geschichte der griechischen Lexikographen. S. B. Berl. Ak. 1895. I. S. 477—487.

117. Rich. Reitzenstein, Geschichte der griechischen Etymologika. Ein Beitrag zur Geschichte der Philologie in Alexandria und Byzanz. Leipzig 1897.

118. K. Wotke, Über den Einfluß der byzantinischen Litteratur auf die älteren Humanisten Italiens. Verhandlungen der 42. Philolog.-Versammlung. Leipzig 1894. S. 290—293.

119. Δ. Ῥοῦσσος, Τρεῖς Γαζαῖοι. Συμβολαὶ εἰς τὴν ἱστορίαν τῆς φιλοσοφίας τῶν Γαζαίων. Diss. Lips. Konstantinopel 1893.

120. A. Ehrhard, die altchristliche Litteratur und ihre Erforschung seit 1880. Straßburger theolog. Studien hg. v. A. Ehrhard u. Eug. Müller. 4. u. 5. Heft. Freiburg i. B. 1894.

121. A. Harnack, Geschichte der altchristlichen Litteratur bis Eusebius. Leipzig. I. 1893. II, 1. 1897.

122. G. Krüger, Geschichte der altchristlichen Litteratur in den ersten drei Jahrhunderten. Grundriß der theolog. Wissenschaften IX. Freiburg i. B. und Leipzig 1895. — Nachträge 1897.

123. Th. Cruttwell, A literary History of early Christianity, including the Fathers and the chief heretical Writers of the Ante-Nicene Period. 2 Vols. London 1893—94.

124. P. Batiffol, Anciennes littératures chrétiennes: la littérature grecque. Paris 1897.

125. O. Bardenhewer, Patrologie. Freiburg i. B. 1894.

Daß Krumbachers riesiges Werk (115) in so kurzer Zeit eine zweite Auflage erlebt hat, ist ein Beweis für dessen Nützlichkeit und Notwendigkeit; es ist sogar von T. Soteriades (Athen 1897) ins Griechische übersetzt worden. Das theologische Gebiet hat Ehrhard bearbeitet; ebenso dankenswert ist der Anhang (S. 911 ff.), ein Abriß der byzantinischen Kaisergeschichte, bearbeitet von H. Gelzer. Krumbacher selbst hat dann noch (S. 1068 ff.) die Summen langjähriger Erfahrungen in einer allgemeinen Realbibliographie niedergelegt. Da die Ausgaben byzantinischer Texte sich gerade nicht durch Zuverlässigkeit auszeichnen, hat K. auf Studienreisen mehr als tausend

Handschriften byzantinischen Inhalts excerpiert, verglichen oder eingesehen. Für uns ist dadurch sein Buch ein Nachschlagewerk ersten Ranges geworden.

Indem Wentzel (116) die Resultate und den Gang der Untersuchung seiner von der Berliner Akademie preisgekrönten Arbeit über die Suidasquellen veröffentlicht, woraus sich nebenbei die enge Verkettung aller Lexika aus byzantinischer Zeit ergiebt, teilt er beherzigenswerte Anweisungen für die Recensio des Photios mit.

Photios ist nach Reitzenstein (117) als der eigentliche Spiritus rector fast aller erhaltenen griechischen Etymologika zu betrachten: eine Reihe von Quellenuntersuchungen und Rekonstruktionen soll das beweisen. Viel kommt dabei auf die Recensio des echten Ἐτυμολογικὸν μέγα, des sogen. Etym. genuinum, an. Drei Exkurse behandeln: Oros und seine Zeit; Eulogios und Choiroboskos und Herodian als Atticisten. Für Einzelheiten aus dem umfangreichen Werke sei auf die Referate in der Wochenschr. f. klass. Philol. XV, 1898, S. 785 ff. und Berliner philol. Wochenschr. XVIII, 1898, S. 901 ff. verwiesen.

Wotke (118) weist byzantinische Elemente im älteren Humanismus nach; z. B. den Einfluß der Rhetorik, Epistolographie und Poesie.

Leben, Werke und Lehre des Aineias von Gaza, Zacharias Scholastikos, Prokopios von Gaza behandelt Roussos (119) in seiner altgriechisch geschriebenen Dissertation. Er weist das enge Verhältnis des Aineias zur platonischen und neuplatonischen Schule nach. Zacharias sei mit dem Kommentator des Aristoteles identisch; den Prokopios (Ἀντιρρήσεις) hat der Bischof Nikolaos von Methone zu Ende des 5. Jahrhs. n. Chr. in seiner Ἀντίπτυξις arg ausgeplündert.

Ehrhards Buch (120) ist für uns bibliographisch wichtig; es befaßt sich zwar meistens mit lateinischer Litteratur; aber es wird auch den griechischen Apologeten und den großen griechischen Theologen des 4. und 5. Jahrhunderts eine eingehende Würdigung zu teil.

Da die Philologen und Sprachforscher nun einmal gezwungen sind, auch theologische Texte und Autoren zu berücksichtigen, so darf in diesem Berichte ein Hinweis auf Harnacks umfangreiches Werk (121) nicht fehlen. Der erste Band enthält die Überlieferung und den Bestand der altchristlichen Litteratur bis Eusebius (bearbeitet unter Mitwirkung von Preuschen); die erste Hälfte des zweiten Bandes die Chronologie der Litteratur bis Irenäus nebst einleitenden Untersuchungen. Selbstverständlich ist auch die lateinische Litteratur mitaufgenommen.

Was Harnack im großen geleistet hat, finden wir bei Krüger (122) in einem recht übersichtlichen und handlichen Grundriß verarbeitet. Wenn K. auch bei der Fragmentenlitteratur nichts Besseres thun zu können glaubte, als Harnacks Werk umzuformen, so hat er sich doch

seine Selbständigkeit in Bearbeitung und Beurteilung der altchristlichen Litteratur gewahrt.

Kein gelehrtes Beiwerk unterbricht die ausführliche Darstellung der Litteraturgeschichte von Cruttwell (123), denn sie wendet sich an weitere Kreise und ist bestimmt „for the use of students and general readers“. Sie ist daher sehr leicht zu lesen; es fehlt auch nicht an Textproben aus den christlichen Schriftstellern.

Batiffols Buch (124) dient in erster Linie Unterrichtszwecken; denn es gehört zu einer „Bibliothèque de l'enseignement de l'Histoire ecclésiastique“. Es ist ein Pendant zu Krügers Geschichte der altchristlichen Litteratur, welches die christliche Litteratur griechischer Sprache von den Anfängen bis auf Justinian darstellen soll. Der Einfluß Harnacks auf das gewandt geschriebene Buch ist unverkennbar.

Bardenhewers Patrologie (125), die zwar vom katholischen Standpunkte aus geschrieben ist, aber sich einer bescheidenen Zurückhaltung von dogmatischen Differenzen befleißigt, wie es für ein geschichtliches Werk nur erfreulich sein kann, zeichnet sich durch reichliche und, soweit eine Nachprüfung möglich war, als zuverlässig anzusehende Litteraturnachweise aus. Die griechischen Schriftsteller sind zwar in jedem der drei Teile des Werks vorangestellt und genügend berücksichtigt worden; aber die Lateiner, Syrer und Armenier haben doch allmählich immer mehr an Terrain gewonnen, so daß die Griechen in dem Zeitraume von der Mitte des 5. Jahrhunderts bis zum Ende der patristischen Zeit keine so bedeutende Rolle mehr spielen wie zu Anfang.

IV. Hülfsdisciplinen und Verschiedenes. — Nachträge.

126. H. Putnam, Authors and their Public in ancient Times. 2. Edit. New York, London 1894.

127. Die Form der Bücher und Briefe im Altertum. Wissenschaftl. Beilage der Leipziger Zeitung 1896, No. 28.

128. K. Dziatzko, Untersuchungen über ausgewählte Kapitel des antiken Buchwesens mit Text, Übersetzung und Erklärung von Plinius Nat. Hist. XIII § 68—89. Leipzig 1900.

129. A. Holm, W. Deecke, W. Soltau, Kulturgeschichte des klassischen Altertums. Leipzig 1897.

130. H. Lieberich, Studien zu den Proömien in der griechischen und byzantinischen Geschichtschreibung. I. Teil. Die griechischen Geschichtschreiber. Progr. d. kgl. Realgymn. München f. 1897/98 u. Diss. München 1898.

131. F. Thümen, Die Iphigeniensage in antikem und modernem Gewande. 2. Aufl. Berlin 1895.

Putnams Buch (126) entspricht nicht ganz seinem Titel, der eigentlich lauten müßte: „Das Urheberrecht im Altertum". Es untersucht nämlich vorwiegend die Frage, ob man in alten Zeiten überhaupt von litterarischem Eigentum reden könne und wie man über Plagiate damals gedacht hat. Verf. beschränkt sich nicht auf die griechische Litteratur; voran steht die chaldäische, ägyptische, chinesische, indische; die römische und byzantinische folgen nach. Was sonst noch über die Entwickelung des antiken Buchwesens und griechische Buchterminologie vorgebracht wird, beruht im wesentlichen auf Birt und älterer Litteratur. Die Arbeiten von Dziatzko (in Paulys Real-Encyklop.) und dem Berichterstatter (Centralbl. f. Bibliothekswesen 1889) scheint Verf. nicht gekannt zu haben.

Auf dem Gebiete des antiken Buchwesens ist das Buch von Dziatzko (128) nunmehr das einzige, welches seiner Anlage nach imstande ist, Birts Werk zu ergänzen und teilweise zu ersetzen. Es bringt die Frucht dreizehnjähriger Studien, nachdem Einzelbeiträge über antike Bücher und Bibliotheken bereits in der neuen Bearbeitung der Paulyschen Realencyklopädie erschienen waren. Der Zusammenhang griechischer Litteraturgeschichte mit dem griechischen Buchwesen ist bereits durch Birts Arbeit und durch Wilamowitz in seiner Einleitung in die attische Tragödie (Euripides Herakles I) zur Evidenz nachgewiesen worden. Von dem Inhalt des Dziatzkoschen Buches seien hervorgehoben: Kap. II, Die Schreibstoffe der Griechen in frühhistorischer Zeit (im Anschluß an die Vorbemerkungen, die kurz über die Schreibstoffe der Ägypter und Phoiniker handeln); Kap. V: Buchrolle und Chartablatt; das Aufkommen des Pergamentcodex; Kap. VI: Die Veröffentlichung der Bücher im Altertum; Kap. VII: Die Einwirkung der Rollenform auf die Codexform. Ein Merkmal zur Datierung der ältesten Pergamentcodices. Das übrige bezieht sich vorwiegend auf die Buchterminologie. Daß Verf. das gesamte Material trefflich beherrscht, braucht nicht erst erwähnt zu werden.

Die kulturgeschichtlichen Abhandlungen von Holm, Deecke und Soltau (129) stammen aus der 4. Auflage von Hellwalds Kulturgeschichte, und die Verfasser haben recht daran gethan, sie gesondert herauszugeben. Bieten sie auch nicht selbständige wissenschaftliche Forschungen, so fassen sie doch kurz und übersichtlich den Stand der jetzigen Forschung zusammen; mehr zu geben, lag außerhalb der Absicht der Verfasser und war wegen der Anlage des Gesamtwerkes auch nicht möglich. Die Hauptvertreter der griechischen Dichtung, Philosophie, Geschichtsschreibung und Rhetorik werden nach Gebühr gewürdigt. Das Ganze ist mit reichem, den Text fast erdrückendem Bilderschmuck versehen.

Lieberichs Studien (130), die mit Hekataios von Milet beginnen und mit Zosimos aufhören, verdanken einer Anregung Krumbachers ihre Entstehung. Sie sollen die Hauptproömien zunächst in Rücksicht auf die dabei zu grunde gelegten Gesichtspunkte (τόποι) im Zusammenhang behandeln. Der Entwickelungsgang der Proömien vollzog sich danach in folgender Weise: Die Vorreden des Hekataios und Herodot bezeichnen die Vorbereitungsstufe, das Proömium des Thukydides den Höhepunkt. Die von Xenophon bis Iosephos haben sowohl ihre Vorzüge wie ihre Mängel; nach dieser Zeit überwiegt das Schablonenmäßige oder Fehlerhafte. Leider ist unsere Überlieferung zu lückenhaft, als daß wir ein farbenreicheres Bild der Proömien herstellen könnten.

Die erste Auflage der Abhandlung von Thümen (131) erschien 1881 als Beilage zum Programm des Gymnasiums zu Stralsund. Verf. wollte seine anspruchslose Schrift durch diese neue Bearbeitung weiteren Kreisen zugänglich machen. Sie enthält die Entwickelung der Iphigeniensage von Homer bis auf Goethe, insbesondere bei den griechischen und französischen Dramatikern. Bei aller Kürze fehlt es seiner Arbeit weder an Übersichtlichkeit noch an litterarischer Vollständigkeit; ein paar Druckfehler (S. 47: 1880!) und Versehen in Citaten sind unerheblich. Indessen hätten wir gern gesehen, wenn auch die bildlichen Darstellungen der Iphigeniensage in alter und neuer Zeit Berücksichtigung gefunden hätten.

Werfen wir zum Schluß einen kurzen Überblick auf die Gesamtheit dessen, was für die Geschichte der griechischen Litteratur in diesem Zeitraume geleistet worden ist, so müssen wir gestehen, daß von einem Fortschritt in der Darstellung des ganzen Gebietes, auf dem sich die hellenische Litteratur bewegt, keine Rede sein kann. Eine Zersplitterung der Arbeit ist überall hervorgetreten. Sie war allerdings auch unvermeidlich geworden infolge des Anwachsens an Einzelmaterial. So ist es gekommen, daß auf einzelnen Gebieten, wie der Philosophie und Rhetorik, Leistungen aufzuweisen sind, die Sachkenntnis zugleich mit glänzender Darstellungsweise vereinigen. Sonst überwiegen die Nachschlagewerke und Spezialuntersuchungen. Es scheint eben, als ob es an einem berufenen Nachfolger und Fortsetzer von Otfried Müller noch immer fehle, der das Gesamtgebiet zu überschauen und zu beherrschen vermag, dem die Kunst der Darstellung zu eigen ist, der aber auch andererseits mit richtigem Blick auf alles Wesentliche aus seiner umfassenden Litteraturgeschichte ein κτῆμα εἰς ἀεί zu machen versteht und nicht von heute auf morgen seine Anschauungen zu ändern gezwungen ist.

Verzeichnis der besprochenen Schriften.



Berliner Buchdruckerei-Actien-Gesellschaft
Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins



